Napoleon der erste: Bd. Von 1769-1806

Oskar Klein-Hattingen

Digitized by Google

DC

KLEIN-H[illegible]

Digitized by Google

Napoleon I.

Digitized by Google

Napoleon der Erste

Eine Schilderung
des Mannes und seiner Welt

von

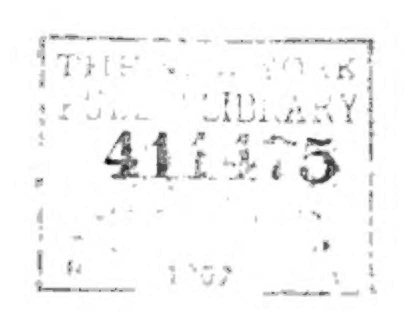
Oskar Klein-Hattingen.

Zwei Bände.

Erster Band: Von 1769—1806.

Berlin 1908.
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google



Für mich ist die Unsterblichkeit der Seele das Andenken, das man in dem Gedächtnis der Menschen zurückläßt. Dieser Gedanke führt zu großen Dingen, es wäre besser, nicht gelebt zu haben, als keine Spuren seines Daseins zurückzulassen.

Napoleon 1. (Bourienne, Memoiren 4. 280.)

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

Dem Andenken Wellingtons und Blüchers.

Digitized by Google

Vorwort.

Wie bei meinem Werke Bismarck und seine Welt, das trotz der Verschwiegenheit der Presse nach dem Erscheinen des letzten Bandes in weite Kreise gekommen ist, habe ich mir hier die Ziele im Hinblick auf den weitesten Leserkreis gesteckt. Es kam mir darauf an: das Leben Napoleons I. aufgrund der neuesten Quellen zu erzählen, es zu durchleuchten, in den besondern Abschnitten den Mann und seine Welt zu schildern, und schließlich, als Ergebnis der wesentlichen Untersuchungen, der in Zeitstufen vordringenden psychologischen Analyse, eine zusammenhängende erschöpfende Napoleonschilderung zu geben. Kenntnisse, Urteile — Urteil, das ist ja bei geschichtlichen Studien, die höchsten Gewinn bringen sollen, der Weg.

Im Uebrigen ist gewiß: die Kenntnis des heutigen Frankreichs ist ein unentbehrlicher Teil der allgemeinen Bildung. Wie aber könnte jemand ihn haben, der nicht über den ersten Napoleon zu einem tiefen, einem gründlichen Urteil gekommen wäre! Und selbstverständlich, daß solches Urteil eine Hauptbedingung ist zur Erfassung des deutschen Werdens vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

Hoffentlich findet man, daß die Schwierigkeit, den großen Stoff so auszubreiten, daß der Leser stets den roten Faden vor Augen hat, hier überwunden ist.

Die Hauptteilung des Werkes sollte sein: von der Geburt bis zum Kaisertum, vom Beginn des Kaisertums bis zum Tode; doch, um zwei fast gleich starke Bände zu geben, wurde ein Teil des vierten Ab-

schnittes dem ersten Bande einverleibt. Man beurteile deswegen den Bau des Werkes nur nach den Abschnitten und ihren Abteilungen.

Was meine Schreibweise angeht, so bekenne ich gern, andern zur Anregung, daß ich Wustmann viel Belehrung verdanke.

Endlich: dem Verlagsinhaber, Herrn Wilhelm Lange, gebührt mein Dank dafür, daß er die Herausgabe wagte, und daß er mir so viel Raum gab, daß ich nichts Wichtiges übergehen mußte, ja auch, daß ich den Leser, den Kriegsdinge besonders anziehen, mehr, als sonst bei Werken dieser Art geschieht, berücksichtigen konnte. Möge sich der Verleger für sein Vertrauen in den Verfasser belohnt sehen!

Friedenau-Berlin 1907.

Inhaltsübersicht.

Seite

Erster Abschnitt. Der junge Napoleon. Bis zum Generalat. 1769—94.

1. Die Kindheit, die Schul- und Kadettenzeit 3
2. Der Offizier in der Garnison 17
3. Der Offizier im Urlaub 33
4. Der Eroberer von Toulon 44

Ueberblick: Der fünfundzwanzigjährige Napoleon 48

Zweiter Abschnitt. Der General Bonaparte. 1794—99.

1. Bis zum Ersten italienischen Feldzug.
   - A. Auf dem Wege zum Wendepunkt vom 13. Vendémiaire 55
   - B. Vorbereitung auf den italienischen Feldzug 64
2. Im Ersten italienischen Feldzug.
   - A. Der Feldzug. Der Feldherr 68
   - B. Der Republikengründer 86
   - C. Der Stürzer der Republik Venedig. Der Stifter des Friedens von Campo Formio 104
   - D. Der Sieger und die politischen Dinge daheim . . . 133
3. Nach dem Ersten italienischen Feldzug 138
4. Im Ägyptischen Feldzug 150
5. Der Gründer des Konsulats 175
6. Der General auf Freiersfüßen, der Gatte Josefinens . 211

Ueberblick: Napoleon Bonaparte vor seinem Konsulat . . 227

Dritter Abschnitt. Der Erste Konsul Bonaparte. 1799—1804.

1. Auswärtige Politik, Krieg und Frieden.
   - A. Bis zum Zweiten italienischen Feldzug 237
     (Bis zum Krieg des Jahres 1800.)
   - B. Der Zweite italienische Feldzug 259
     (Krieg des Jahres 1800.)
   - C. Der Friede von Lunéville 281

D. Der Friede von Amiens. Der allgemeine Friede . . . 299
E. Der Sturz der deutschen Reichsverfassung 321

2. Innere Politik.

A. Die Wiedergeburt des Staates.

a. Die allgemeinen Staatszustände, die Aufgabe. Mitarbeiter oder Leute des Ersten Konsuls. Der Staatsrat, Bonaparte im Staatsrat 344
b. Die Reform der Verwaltungsorganisation und die Reform der Finanzverwaltung 355
c. Die Reform der Justizverwaltung. Der Code civil . . 394
d. Die kirchenpolitischen Reformen. Das Konkordat . . 405
e. Die Unterrichtsform. Wissenschaft, Kunst, Presse . . 422
f. Die Heeresreform. Die Marinereform 427
g. Die Förderung der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels. Die Wiederaufnahme der Kolonialpolitik . . 432
h. Die Reform der Krankenpflege. Die Förderung der Armenpflege. Die Fürsorge für Paris 442

B. Auf dem Wege zum Kaisertum 444

a. Die Abweisung der Bourbonen, die Heimrufung der Ausgewanderten, die royalistischen Verschwörungen, das Verbrechen an dem Herzog von Enghien 445
b. Gesellschaft und Hof unter dem Konsulat, die Gründung der Ehrenlegion, das Verfahren gegen die republikanische Opposition vom Jahre 8 bis zum Jahre 10, das Konsulat auf Lebenszeit, die Verfassungsänderung vom Jahre 10, die Errichtung des Kaisertums 461

Ueberblick: Der Erste Konsul Bonaparte 493

Vierter Abschnitt. Der Kaiser Napoleon der Erste. 1804—14.

1. Aeußere Politik, Krieg und Friede.

A. Der Krieg gegen die Dritte Koalition.

a. Bis zum Kriege 503
b. Der Krieg gegen England 536
c. Der Krieg gegen Oestreich und Rußland 549
d. Der Friede von Preßburg 581

B. Nach dem Kriege gegen die Dritte Koalition.

a. Napoleons großes politisches System 587
b. Die Umstürzung der preußischen Neutralitätspolitik . . 601

C. Der Krieg gegen die Vierte Koalition.

a. Der Bruch Preußens mit Frankreich 625

(Fortsetzung des vierten Abschnitts im zweiten Bande.)

Berichtigungen. Literaturangaben 643

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Der junge Napoleon.

Bis zum Generalat.

1769—94.

1. Die Kindheit, die Schul- und Kadettenzeit.

Das ist der Vorgang: Ein Mann steigt empor aus seiner Nichtigkeit zu unerhörter Macht; er wird der Beherrscher eines großen Landes, das nicht sein Vaterland ist, und wird Welteroberer. Dann, nach einer Zwingherrschaft ohnegleichen, stürzt er; der Waffengewaltige unterliegt den Waffen derer, die er bedrängte, und, haltlos in seinem eigenen Lande, verliert er Krone und Freiheit. In der Gefangenschaft auf weltfernem Eiland beschließt er sein Leben — die Spur von seinen Erdentagen, wann wird sie untergehen?

* * *

Auf Korsika, in der Hafenstadt Ajaccio, wurde Napoleone Buonaparte am 15. August 1769 geboren, kurz nachdem die Korsen unter Pasquale Paoli, ihrem Befreier vom genuesischen Joche, an das Frankreich Ludwigs 15. ihre Unabhängigkeit verloren hatten.

Was für ein Volk waren die Korsen des achtzehnten Jahrhunderts?

Den zeitgenössischen Berichten nach lebt da, auf der gebirgigen, quellen- und waldreichen Insel, ein einfaches, nüchternes Geschlecht, geldarm, doch zufrieden mit seinen Ziegen, seinen Edelkastanien und Oliven. Seine rauhe Kleidung stellt es selbst aus der Wolle seiner Herden her, und so schlicht die Männer gekleidet sind, so schlicht und züchtig sind es die Frauen. Am ehesten fällt beim Korsen der starke Familiensinn auf; Zärtlichkeit ist nicht seine Art, doch er liebt die Seinigen äußerst. Ist der Vater gestorben, so ist der älteste Sohn Schützer und Haupt seiner Geschwister; kaum irgendwo ist das Recht der Erstgeburt so geachtet wie hier. Dann gehört zum National-

charakter des Korsen die Gastfreundschaft; wer unter seinem Dache weilt, ist geschützt, auch sein Feind ist ihm da unverletzlich, ein geweihtes Haupt. Wie dankbar ist er übrigens für geleistete Dienste, wie aufopfernd für seine Freunde! Der Korse ist herb, störrisch, doch gerecht; wenn er sich vergangen hat, nimmt er willig die Strafe hin. Der Diebstahl ist in seinem Lande unbekannt, und das Angebertum findet dort keine Stätte. Sprichwörtlich ist die Tapferkeit der Korsen; man rühmt von ihnen, daß sie bei den größten Anstrengungen standhaft seien, im Unglück sich kaltblütig, unempfindlich zeigten und schreckliche Leiden zu erdulden wüßten, ohne jemals zu klagen. Stolze Entsagung ist diesen Menschen eigen, die von Natur nicht fröhlich sind, sondern streng und kalt, die keine Vergnügungen kennen, weder Tänze, noch Feste. Beim Kartenspiel erscheinen sie still, fast traurig. Doch sie sind gesellig; ihre größte Freude sind die Brüderschaften. Jedes Dorf hat nämlich sein Oratorio, das von der Confraternità schöner geschmückt wird als die Kirche. Muß man die Lebensweise der Korsen als nüchtern bezeichnen, so sind sie doch keineswegs von nüchternem Geiste; als Südländer haben sie eine glühende Einbildungskraft, eine übertreibende, phantastische Denkart. Dabei sind sie im Tagtäglichen gute Menschenkenner, die den andren schnell durchschauen. Ihre geistige Kraft zeigt sich in ihrer leichten, lebhaften, überzeugenden Art zu sprechen; auch die Geringsten unter ihnen wissen über Politik und Krieg ihr Wort zu machen. Und dann die korsische Geriebenheit; der letzte Bauer führt seine Sache wie der gewiegteste Anwalt, gebraucht wie dieser alle Kniffe und Ränke, die ihm die neusten Formen der Rechtspflege an die Hand geben. Klassenunterschiede gibt es auf Korsika nicht; es geht dort zu wie in einem republikanischen Gemeinwesen. Natürlich sind Land- und Stadtleute zu unterscheiden. Jene, die Montanari, die Leute aus den Bergen, sind Naturmenschen, Barbaren, wenngleich in verschiedenen Teilen der Insel verschiedene Zustände herrschen. Besondere Höflichkeit, Bildung, geistige Rührigkeit, dergleichen muß man in den Städten suchen; dort zeigen die Gutgestellten einen ungemeinen Sinn für Wissenschaften, Literatur und Künste. Und die Schattenseiten des korsischen Nationalcharakters? Der Korse ist abergläubisch, mißtrauisch, versteckt, und obwohl groß in Verstellungskünsten, vergißt er sich in Augenblicken und gibt sich heftigem Zorne hin. Er hält sein Wort, doch er neigt auch zu Umtrieben und Betrug. Er spricht viel, um zu überraschen, zu überrumpeln, zu täuschen. Hervorstechend ist sein Hochmut, sein Eigendünkel. Der Korse hat von sich selbst eine viel zu hohe Meinung, als daß er geneigt wäre, irgend jemand über sich zu stellen; es ist ihm natürlich, mit den bedeutendsten Personen wie mit seinesgleichen zu verkehren,

sich überall zu bewegen wie in seinem eigenen Hause. Seine Haupttriebfeder ist die Eitelkeit; er will etwas sein, etwas gelten, unbeachtet zu sein ist ihm unerträglich. Eifrig strebt er nach Auszeichnungen und Ehren; so möchte bei den Milizen jeder Offizier und keiner Trommelschläger sein. Wer den Korsen nicht grüßt, seine Briefe unbeantwortet läßt, beleidigt ihn schwer. Auch ist er habsüchtig; wo er Ansprüche hat oder zu haben glaubt, kann er nicht genug bekommen, er möchte alles haben. Etwas Besonderes ist es um seinen Stolz — il punto d'onore è tanto forte in Corsica! Der Korse sieht es für eine Schande an, Beleidigungen zu verzeihen, für Schmach und erlittenes Unrecht nicht blutige Rache zu nehmen. Daher die Vendetta, die Blutrache, daher die Familienfeindschaften, wodurch dieses Volk zerklüftet wird wie kein andres. Natürlich, daß diese Stolzen, um ihre Rachsucht zu stillen, ein kriegerisches, ungebundenes Leben führen, daß sie in Trägheit und Nichtstuerei verfallen. Was für Zustände auf der Insel! Es gibt da keinen Ackerbau und kein Fischereigewerbe; alljährlich kommen Leute aus Lucca, um die nötigsten Landarbeiten zu verrichten, und Neapolitaner bringen Fische. Keine Landkultur, keine Feld- und Wiesenwirtschaft, aber ungeheure Wüsten, ohne die Spur menschlicher Arbeit. Die Wege im Lande sind schmal und nach Willkür angelegt, Verkehrsschwierigkeiten überall, und zwar deshalb, weil sich die Landbevölkerung an steilen Orten angesiedelt hat, anstatt in der schwer zu verteidigenden Ebene. In den Dörfern findet man nachts die obdachlosen Tiere auf den Straßen. Nirgends eine Herberge. Man hat kein Stroh. Die Bauern schlafen, gelagert um das Feuer inmitten des Wohnraumes, auf Ziegenfellen. Die Frauen sind bei diesem Volke mit allen beschwerlichen Arbeiten belastet; hochmütig sieht der Korse auf sie herab. Er läßt sie nicht zu seinem Tische zu; das Weib ist ihm gut zur Arbeit, nicht zur Gesellschaft. Er, der Herr, hat Wichtigeres zu tun, als zu arbeiten; während die Frauen sich plagen, spazieren die Männer, die Pfeife im Munde, umher oder liegen unter den Bäumen am Eingang des Dorfes, spielen Karten oder besprechen die Neuigkeiten. Man muß sie kennen: so groß ihre körperliche Trägheit, so groß ist ihre Ruhelosigkeit. Sie kümmern sich mit Vorliebe um die öffentlichen Dinge, sie sind, schon wegen ihrer Eitelkeit und Ehrsucht, geborene Politiker. Der Korse lebt lieber auf dem öffentlichen Platze als in seinem Hause. Er ist stets auf die Geschäfte der Regierung und der Verwaltung aufmerksam; irgendwo — so geringfügig die Sache auch sei — will er mitwirken. Und bei all den Feindseligkeiten zwischen Familien und zwischen Gemeinden, bei all den Machenschaften der Eifersucht, des Hasses, der Verlogenheit, ist fast jede politische Versammlung der Korsen stürmisch und gefähr-

lich. Alles in allem: Ein Volk, bei dem die Fehler die Vorzüge bei weitem überwiegen.

Wir werden später darauf kommen, inwieweit der junge Napoleon von Charakter Korse, ein Sohn seines Volkes ist.

Die Familie Bonaparte stammt aus Italien, wahrscheinlich von einer Florentiner Patrizierfamilie ihres Namens; ein Zweig von dieser ließ sich nämlich in Sarzane nieder, und zu ihm gehört Francesco Buonaparte, der im sechzehnten Jahrhundert nach Korsika auswanderte. Ajaccio wurde der Sitz der adeligen Familie; dort wußten sich im Laufe dreier Jahrhunderte viele ihrer Mitglieder durch Teilnahme an den öffentlichen Dingen und in politischen Aemtern zu hohem Ansehen zu bringen. Doch die Bonapartes — wie sie im Beginn der Revolutionszeit dastehen — waren nur mäßig begütert; sie besaßen einige Häuser, Weinberge und Landgüter. Daher konnten sie keine Rolle spielen, waren sie an ihrem Wohnort nicht gerade einflußreich. Ihr Adel war anerkannt, freilich zum hohen Adel wurden sie nicht gerechnet. (So sagt Napoleon später, daß das Haus Bonaparte vom 18. Brumaire*) datiere, daß er sein ganzes Glück seinem Degen verdanke und — soll man es glauben? — seiner Liebe zum Volke, daß er einer der Menschen sei, die alles durch sich selbst und nichts durch ihre Vorfahren sind.)

Napoleons Vater, Carlo Bonaparte, war kein Alltagsmensch. Er war von sehr vorteilhaftem Aeußern; eine hohe Gestalt, ein Gesicht mit feinen, regelmäßigen Zügen, ausdrucksvoll und anziehend. Dazu ein zierliches Benehmen, eine sorgfältige Haltung und eine geistreiche Art zu plaudern; was wunder, wenn er für einen vollkommenen Kavalier galt! Carlo, 1746 geboren, war mit vierzehn Jahren Waise geworden und unter die Obhut seines Onkels Luzian, des Archidiakons an der Kathedrale von Ajaccio, gekommen. Er hatte an der Universität zu Corte studiert und etwas aus sich gemacht; er war unterrichtet, ein gewandter Sprecher, des Französischen mächtig, ein Schöngeist, der leidliche italienische Verse machte und in der Art Voltaires kleine Stücke gegen die Religion. (Freilich war es mit seinem Unglauben nicht weit her, denn als er zu Montpellier zum Sterben kam, gab es am Ort nicht Priester genug für ihn.) Wenn seine Angehörigen ihn als schwach, leichtfertig, vergnügungssüchtig, prunkliebend und verschwenderisch, als einen schlechten Haushalter be-

*) Der 1793 eingeführte republikanische Kalender hat die Monate: Vendémiaire, Brumaire, Frimaire, Nivôse, Pluviôse, Ventôse, Germinal, Floréal, Prairial, Messidor, Thermidor, Fructidor. Auf den 22. September fällt der Jahresbeginn, der 1. Vendémiaire.

zeichnen, so ist doch wahr, daß der verschuldete, bedürftige Edelmann es verstand, seinen Weg zu machen. Nach der Eroberung (1769) schließt auch er, der laute Patriot von gestern, mit Frankreich seinen Frieden; er berechnet, welche Vorteile der zu erlangen vermöge, der sich den französischen Machthabern anzuschmiegen wisse. Er sagt: Die nationale Regierung „ist nicht mehr, wir sind Franzosen geworden — es lebe der König und seine Regierung!“ Mit achtzehn Jahren hat sich Carlo verheiratet. Er ist der zärtliche, schwache Vater einer Schar von Kindern, und er will, es koste, was es wolle, die Seinigen durch die Welt bringen. Da ist er eifrig bemüht, seinen Adel durch Herbeischaffung von Dokumenten darzutun; er weiß, was für Vorteile die Adeligen in dem königlichen Frankreich zu erwarten haben. Vor allem aber stellt er sich auf guten Fuß mit dem Intendanten Marbeuf und dem Gouverneur, dem Chefkommandanten Boucheporn. Nachdem er, bald nach der Eroberung, zu Pisa den Doktorgrad erworben hat, wird er 1771 Assessor der königlichen Jurisdiktion von Ajaccio. Daneben nimmt er teil an den Etats de Corse und spinnt Ränke, um in die Douze zu kommen, die adelige Zwölferkommission, die dem Gouverneur zur Seite steht. Er will auch Mitglied der Kommission werden, die an den König entsandt werden soll, und er erreicht es. Und wie rührt er sich bei Hofe! Es werden ihm die Einrichtung und die Leitung einer Maulbeerbaumschule auf Korsika übertragen, auch die Austrocknung von Sümpfen dort soll er vornehmen. Er bringt zwanzig andre Unternehmungen in Vorschlag, die alle durch ihn ins Leben zu rufen wären, zu seinem Nutzen und auf Kosten des Staates. Fürwahr ein Muster von einem Spekulanten dieser Charles Bonaparte! Ehrgeizig, unruhig, mißvergnügt, von glühender Phantasie, so befriedigt ihn kein Amt. Er träumt immer wieder von neuen Unternehmungen, die ihn bereichern, von Missionen, die ihm Ruhm oder Nutzen bringen sollen. Er will immer viel, d. h. alles. Er ist ein Wirrkopf, ein Zänker, wenn er etwas erreichen will. Er vernachlässigt das Nächste um des Zukünftigen willen, er ist stets im Vorschuß auf die Erwartungen von der Zukunft. Bei der Verfolgung seiner Ziele ist er bald demütig, bald anmaßend; ein Bewerber, ein Sollizitant, der, um Privilegien, Konzessionen, Freistellen zu erlangen, eine ungemeine Geschmeidigkeit und die erstaunlichste Ausdauer zeigt. Man muß ihn sehen in seiner Unerschrockenheit, in seiner Kühnheit und Rastlosigkeit, wie er die Bureaux belagert und keiner Demütigung achtet. Die Sicherheit seines Auftretens wirkt verblüffend. Wen er einmal hat, den läßt er nicht aus den Fingern, aus jedem, den er einmal gesprochen hat, macht er sich einen Beschützer. Er ist entschlossen, „zu sterben“ in dem Vorzimmer, wo er einmal eingedrungen ist. Mit wortreichem

Ernste trägt er seine Ansprüche vor; er ist den Ministern, den höchsten wie den geringsten Beamten fürchterlich. Ein ewiger Bittsteller, dem man schließlich den Willen tut, um ihn loszuwerden. Also ein Kavalier nur dann, wenn er nichts haben will — und wann wäre das? —; sonst ein lästiger, durchtriebener, ränkevoller Mensch. Und selbstverständlich ein Prozeßkrämer, einer, der eingebildete Erbschaftsansprüche erhebt und sie mit ebensoviel Unverfrorenheit wie Spitzfindigkeit vertritt. Doch auch um fremde Angelegenheiten kümmert er sich; er bemüht sich, diesem und jenem eine Pension zu verschaffen — er ist immer in Bewegung, in Unruhe und Hoffnung, er muß etwas planen, etwas unternehmen, sei es für sich oder für andre. Natürlich, daß er auch auf politischem Gebiete sich rührt. Er bildet Parteien, entflammt seine Parteigenossen, verbündet sich mit dem und mit dem, ringt um Einfluß, bringt in den Versammlungen Anträge ein, schlägt Abstimmungen vor, macht Politik; dafür ist er ja Korse. Bemerkenswert im öffentlichen Leben ist er gewiß, achtungswert keinesfalls. (Wenn Letizia in ihren Souvenirs dictés und Lucien in seinen Memoiren von den ausgezeichneten Eigenschaften Carlos sprechen, die ihm die Liebe und die Achtung seiner Mitbürger gewonnen hätten, so sehen sie durch die Familienbrille oder rufen seine Freunde und Parteigenossen an.) Carlo ist einer von den Korsen, von denen man mit recht sagt, daß sie vollkommen in der Hand des Königs seien. Ein Schnorrer bei Hofe, ein Speichellecker bei den hohen Beamten, insbesondere bei Marbeuf, der wegen seines schändlichen Regiments den Korsen so verhaßt ist. Ja, der Vater Napoleons steht da als ein habsüchtiger, gewissenloser Intrigant, als ein geriebener Phantast, ein würdeloser Umschmeichler der Mächtigen, in gewissem Sinne als ein Talent, doch in keinem Sinne als ein Charakter.

Anders die Mutter. Maria Letizia Ramolino (geboren 1750) hat mit vierzehn Jahren den um vier Jahre ältern Carlo Bonaparte geheiratet. Ihre Familie ist von vornehmer Herkunft; die Ramolinos leiten sich ohne Unterbrechung von den Grafen von Colalto her, die vor dem vierzehnten Jahrhundert eine fast unabhängige Herrschaft in der Lombardei ausübten. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wandert Gabriele Ramolino Graf von Colalto von Genua nach Ajaccio aus, wo er von der genuesischen Regierung beträchtliche Landbewilligungen erhält. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts stehen die Familien Ramolino und Buonaparte zusammen. Sie ziehen gemeinschaftlich die Gemeindeämter an sich und heiraten untereinander, doch sind die Ramolinos Weltleute, wogegen die Buonapartes sich, wie es scheint, auf Korsika beschränken. Letizia war eine auffallende Schönheit; mit neunundzwanzig Jahren, sagt

Napoleon von der kinderreichen Frau, war sie belle comme les amours. Freilich eine kalte Schönheit; in ihrem Wesen ist nichts Träumerisches, nichts Empfindsames, sie erscheint bewundernswert, doch nicht verführerisch. Ihr Aussehen ist ernst, nachdenkend, würdevoll, sehr vornehm. Bildung besitzt sie nicht; sie hat keinerlei Kenntnis von der Literatur Italiens und Frankreichs, weiß nichts von den Gewohnheiten der großen Welt, versteht kein Französisch und spricht und schreibt nicht einmal gut italienisch. Auch ist sie, wie die Frauen ihres Landes, schweigsam, die Dienerin ihres Mannes, ohne Gedanken und Urteil über das, was er tut und treibt. Sie hat nur eine mittelmäßige Intelligenz, dennoch macht sie in ihrem Wirkungskreise eine sehr gute Figur, denn sie hat gesunden Menschenverstand und eine ungemeine Willenskraft. Letizia, die über ihre Kinder und in allen häuslichen Angelegenheiten eine fast unbeschränkte Gewalt hat, ist eine Frau von Selbstbeherrschung und Ordnungssinn; sie ist umsichtig, zwar geizig wie eine Bäuerin, doch sorgsam, eine Hausfrau, die imponiert. Ueberhaupt steht sie da als eine stolze und starke Frau, als ein Weib von beständigem, unerschrockenem, nicht niederzudrückendem Geiste; c'était une tête d'homme sur un corps de femme, rühmt Napoleon von ihr. Selbstverständlich, diese schlichte Seele ist fromm; sie rechnet in allen Lebenslagen auf den Schutz der Heiligen Jungfrau, deren Namen sie jeder ihrer Töchter beilegt. Doch sie ist nicht fanatisch; so nimmt sie später keinen Anstoß daran, daß ihre Kinder nur die bürgerliche Eheschließung vornehmen. Eine Patriotin übrigens, die sich in allen Gefahren bewährt. Wenn sie geizig ist und späterhin habsüchtig, so läßt sich das eine wie das andre zum Teil aus ihren Umständen erklären. Auf Korsika nämlich ist sie genötigt, das wenige, worüber sie verfügt, zusammenzuhalten, und nachher, im Glück, sammelt sie Schätze für den Tag des Unglücks. (Ihr Wort ist da: Pourvu que cela dure! Als das Unglück da ist, ist sie bereit, alles für die Ihrigen hinzugeben.) Sie liebt ihre Kinder leidenschaftlich, aber sie ist ihnen eine strenge Erzieherin. Das Gegenteil von père Charles, kennt sie keine Nachsicht, kein Beschönigen bei Verfehlungen, mit derber Züchtigung ahndet sie ein Zuwiderhandeln gegen ihre Befehle. Dennoch bezeigen ihr alle ihre Kinder große Zärtlichkeit und sprechen stets mit Achtung und Ergebenheit von ihr. Im Jahre 1784 leben von zwölf Kindern Letizias diese acht: Josef, Napoleon, Lucien, Marie Anne, (genannt Elise), Louis, Marie Pauline, Marie Annonciade Caroline und Jérôme.

Aus der Kindheit Napoleons, d. h. aus seinen ersten zehn Lebensjahren, ist nur wenig bekannt. In seiner Umgebung tritt eine Tante von Letizias Seite hervor, seine Patin Gertrude Paravi-

cini, die für ihre Neffen eine zweite Mutter ist. Dann spielt eine wichtige Rolle Camilla Hilari, Napoleons sorgsame Amme, die Frau eines Seemannes von Ajaccio. (Sie wird später vom Kaiser hoch geehrt; sie wohnt 1804 der Krönung bei, wird dabei dem Papste und der ganzen kaiserlichen Familie vorgestellt. Der Kaiser beschenkt sie reich und erweist auch ihren Angehörigen viel Gunst.) Von seiner ersten Erziehung erzählt Napoleon, daß er mit ungefähr fünf Jahren in eine pension de petites filles geschickt worden sei, wo er eine grande passion für ein gleichaltriges Mädchen gehabt habe, weshalb ihn die andren Mädchen verfolgt hätten. Lesen lernte er im Collège zu Ajaccio. Früh zeigte sich bei ihm eine Vorliebe für die Rechenkunst; man baut dem Achtjährigen hinter dem Hause eine Bretterbude, wo er den ganzen Tag über weilt, um ungestört rechnen zu können. Der Knabe hat Freude am Kriegspielen, befreundet sich mit Soldaten, reitet auf ungesatteltem Ponny und ist zu Streichen bereit wie irgend einer. Ein unruhiges, zu Wutausbrüchen geneigtes, leidenschaftliches, zum Aeußersten bereites Kind, das die verbotenen Früchte am meisten reizen, das ist der Liebling des Vaters, der ihm, wenn er strafen sollte, mit der Mutter droht. Diese, deren rauhe Hand Napoleon oft zu spüren bekam, sagt später von ihm, er sei le plus diable ihrer Kinder gewesen. Er selbst urteilt am Ende seines Lebens über seine Kindheit: „Ich war eigenwillig und starrsinnig, nichts imponierte mir, nichts brachte mich aus der Fassung, ich hatte vor niemand Furcht. Den einen schlug ich, den andren kratzte ich, alle fürchteten mich. Mein Bruder Josef war es, mit dem ich zumeist zu tun hatte; er wurde geschlagen, gebissen, gescholten, und kaum, daß er sich erholt hatte, hatte ich ihn auch schon verklagt."

Es ist des Vaters Entscheidung: Napoleon soll Soldat werden. Zunächst muß der bald zehnjährige Knabe ein wenig Französisch lernen; auf Marbeufs Rat kommt er am 1. Januar 1779 in das Collège zu Autun. Er bringt es dort, wo auch Josef weilt, in den drei Monaten seines Aufenthalts so weit, daß er mit Bequemlichkeit französisch sprechen und auch leidlich ins Französische übersetzen kann. Er lernt mit Leichtigkeit, doch erscheint er absonderlich, da er ein nachdenkliches, düsteres, mißvergnügtes Wesen hat, die Einsamkeit sucht und an dem Treiben der Schulkameraden nicht teilnimmt. Freilich ist es das erste Mal, daß er in der Fremde ist.

Im Jahre vorher war Carlo Bonaparte, auf Marbeufs Fürsprache, für Napoleon eine Freistelle in der Militärschule zu Tiron bewilligt worden, aber nun, im Frühjahre 1799, kommt der Knabe in die Ecole royale militaire zu Brienne.

So wenig wie die andren Militärschulen Frankreichs, bedingterweise die von Paris ausgenommen, verdiente die zu Brienne das Beiwort militärisch; auch sie war nichts als ein Collège, eine von Ordensgeistlichen geleitete Anstalt. Den Minimes, den Mönchen vom Orden der Mindesten-Brüder, war da vom König alles überlassen. Es herrschte strenge Zucht; vor allem galt die Vorschrift, daß die zu sechsjährigem Schulbesuch verpflichteten Zöglinge keinen Urlaub bekämen oder doch nur in den seltensten Fällen. Beim Unterricht standen das Lateinische und die römischen Schriftsteller und Dichter voran, doch wurden auch die zeitgenössischen Autoren nicht verschmäht. Die andren Lehrfächer waren: Rhetorik, Geschichte Griechenlands, Roms und des monarchischen Frankreichs, Geographie, Mathematik, Deutsch, Englisch (seit 1783), Gesang, Vokal- und Instrumentalmusik, Schreiben, Zeichnen, Tanzen und Fechten. Abgesehen von der Mathematik, war der Unterricht unter mittelmäßig. Napoleon lernte das Schreiben so mangelhaft, daß er zeitlebens mit der Rechtschreibung auf schlechtem Fuße steht. Die religiösen Uebungen spielten eine große Rolle; die Schüler wohnten am Morgen und am Abend dem Gebete bei und täglich, nach der ersten Schulstunde, der Messe. Dazu die Religionsstunden, das Erlernen des Katechismus. Uebrigens wehte auch in dieser Schule der Hauch des Unglaubens; die Schüler der oberen Klassen taten sich etwas zugute darauf, den Kultus zu mißachten. Lachend versicherten sie, daß der Zufall in ihrer Anstalt die flinksten Messeleser vereinigt habe; der eine Pater brauche 4½ Minuten, der andre 9 bis 10, ein dritter, alter 13, ein vierter 18 oder 20, und das sei langweilig und unerträglich.

Wie schickt sich Napoleon in seine Umgebung? Anfänglich hat er Anfälle von Heimweh, er ist melancholisch; er muß sich erst daran gewöhnen, statt in seiner sonnigen Heimat in der rauhen und trüben Champagne zu leben. Er klagt: „Beraubt zu sein der Stube daheim und des Gartens, den man als Kind durcheilt hat, das Elternhaus nicht zu haben, das heißt das Vaterland nicht haben!" Mit Rührung liest er in den Jardins von Delille die Stelle, wo der Dichter einen nach Europa gebrachten Tahitier schildert, wie er einen Baum seiner Heimat erkennt und im Augenblicke glaubt, Tahiti wiederzufinden. Nichts kann den Fremdling zerstreuen, nur eins fesselt ihn, der Baum. Arbre de mon pays, arbre de mon pays! sagt er unter Tränen. Als Neuling wird Napoleon von Mitschülern viel geneckt und gequält, was ihn zornig und böse macht. Er ist für die meisten kein Franzose, nur ironisch nennen sie ihn Landsmann; lehren doch die Mönche auch jetzt, zehn Jahre nach der Eroberung, daß Korsika ein fremdes Land sei. Aber der Knabe Napoleon ist gar stolz auf sein Korsentum. Greift man

seine Nation an, so lobt er die Unerschrockenheit der Korsen, versichert, daß sie nur durch forces majeures unterworfen worden seien. Sagt man ihm, daß sein Volk in der Sklaverei sei, so erwidert er entrüstet: „Ich hoffe, ihm eines Tages die Freiheit wiederzugeben. Wer weiß — das Geschick eines Reiches steht oft bei einem einzigen Manne!" Wie leben dem Knaben in der Fremde die vaterländischen Erinnerungen auf! Er hat daheim viel von Paoli gehört. Er hat die Veteranen des Unabhängigkeitskrieges von ihren Abenteuern, ihren beschwerlichen Märschen im Gebirge, von ihren Fluchten und plötzlichen Angriffen erzählen hören. Von ihnen vernahm er das Lob ihres Führers, des großen Pasquale, Paolis, den das Volk il babbo (den Vater) nennt. Seine Erinnerungen an die Heimat sind also wesentlich kriegerisch, Erzählungen von solchen, die — wie auch sein Vater — vom Kriege aus eigener Erfahrung wissen. Paoli ist sein Gott. „Paoli," sagt er, „wird wiederkommen, und wenn er unsre Ketten nicht zerreißen kann, werde ich ihm helfen, sobald ich Kraft genug habe, und vielleicht werden wir Korsika von seinem verhaßten Joch befreien!" Den Schulkameraden erscheint Napoleon finster, wild, verschlossen; er ist meistens den kindlichen Spielen abhold, ein Ungeselliger. „Meine Kameraden," sagte er später, „liebten mich keineswegs." Er hat ein starkes Bedürfnis nach Einsamkeit; wie daheim will er ein Plätzchen für sich allein haben. In der Klosterschule ist das schwierig, doch er weiß sich zu helfen. Nachdem auch ihm ein Stück Land zugewiesen worden ist, zwingt er zwei Mitschüler, ihm ihre Stücke zu überlassen. Dann macht er sich einen Garten. Er kauft von seinem Taschengelde Pfähle, umgibt seinen Bezirk mit einer Pallisade. Er pflanzt Sträucher, zieht sie sorgsam auf und hat nach zwei Jahren ein Versteck im Grünen, ein Cabinet de verdure. Hier bringt er die Erholungsstunden mit Lesen oder Träumen zu, und wehe denen, die ihn aus Neugier oder Mutwillen zu stören wagen! Sich über seine Mitschüler zu beschweren ist nicht seine Art, denn der Lehrer ist ihm der Feind. Bei einem Aufruhr gegen die Schulregenten ist er an der Spitze, führt das große Wort, und, als Rädelsführer erwischt, nimmt er seine Strafe mit Unempfindlichkeit hin. Auch die Lehrer lieben den Knaben nicht, der sich absondert und auf Ermahnungen entweder mit nichtachtendem Schweigen antwortet oder mit Seitenhieben. Nur allmählich wird er umgänglicher. Die Festigkeit, die er zeigt, gewinnt ihm Bewunderer und Freunde. So bei dem folgenden Vorfalle. Die Leiter der Anstalt hatten den Einfall gehabt, die Schüler nach dem Beispiel der Pariser Schule militärisch zu organisieren, sie in einem Bataillon zusammenzuschließen. Napoleon war Kompagniechef geworden, doch ein „Kriegsrat" erklärte ihn für unwürdig, seine Kameraden zu kommandieren, da er ihre Zuneigung

verschmähe. Man las ihm das Urteil vor, beraubte ihn seiner Abzeichen — er blieb unempfindlich und standhaft. Uebrigens ist er, der Einsame, bei Spielen, die seiner Neigung entsprechen, dabei, und gar in der Hauptrolle. Er schlägt vor, die Rennen von Olympia und die Kämpfe im römischen Zirkus nachzuahmen. Er veranstaltet Schlachten; hier Griechen oder Römer, dort Perser oder Karthager. Er bestimmt die Kameraden zum Bau einer Schneefestung, leitet bald die Verteidigung, bald den Angriff, täglich ein neues Manöver erfindend. Es ist sein erster Ruhm, daß Bewohner von Brienne kommen, um die Festung zu sehen, und die Intelligenz des Erbauers bewundern.

Was für ein Wesen im ganzen ist der Napoleon zu Brienne? Er ist klein, von olivengrüner Gesichtsfarbe, breitschulterig, kräftig, freilich von zarter Gesundheit. Es fallen an ihm auf der lebhafte, forschende, durchdringende Blick, die breite und hohe Stirne, die feinen, nervös zusammengezogenen Lippen. Er verrät eine glühende, starke Seele. Er ist aufbrausend, leidenschaftlich, hat seine Wutausbrüche; die meisten seiner Kameraden empfinden eine Art Grauen in seiner Gegenwart. Es genüge, zu sagen: Er ist unter seinen Schulgenossen etwas ganz Besonderes.

Schon hat er das Bewußtsein von seinen kriegerischen Fähigkeiten; er fühlt sich zum Soldaten berufen, und er versichert, daß der Soldatenstand der schönste Stand sei. Er dankt Gott, le grand moteur des choses humaines, dafür, daß er ihm eine entschiedene Neigung für das Waffenhandwerk gegeben habe. Von der Zukunft erwartet er für sich: im militärischen Dienste Beförderung auf Beförderung, wichtige Kommandos, das Gouvernement von Korsika! Er fühlt sich dazu gemacht, andre zu leiten. Wie er später sagt, hat er schon jetzt den Instinkt, daß sein Wille den Willen andrer mit sich fortreißen müsse, daß ihm das, was ihm gefällt, gehören müsse.

Sein Studienerfolg ist nicht gering; die geistige Entwicklung des Knaben, der so bündig und feurig zu sprechen weiß, ist keine gewöhnliche. Er ist zwar ein schlechter Lateiner; er hat für Grammatisches keinen Sinn und behilft sich mit Eselsbrücken, mit französischen Uebersetzungen. Er liebt überhaupt keine Studien, auf deren Verwendbarkeit er nicht hoffen kann. Dagegen ergreift er begierig alles, was auf das praktische Leben hinführt; die exakten Wissenschaften ziehen ihn an. Vor der Zeit nimmt er am mathematischen Unterricht teil, von Jahr zu Jahr macht er in der Mathematik bedeutende Fortschritte. Auch die Geographie fesselt ihn — er hat das Gedächtnis des Topographen, einen ungemeinen Ortssinn. Aber sein Lieblingsstudium ist die Geschichte. Er gilt für den unermüdlichsten Leser; aus der Schulbibliothek entleiht er Buch auf Buch. Am meisten

liebt er die Biographien berühmter Männer; so begeistert er sich an den Vergleichenden Biographien Plutarchs. Bei ihm findet sein „republikanischer" Geist, sein Unabhängigkeitssinn Nahrung. Bei ihm findet er für sich Vorbilder — die Taten der griechischen und römischen Helden stacheln seinen Ehrgeiz, seine Begierde, einst durch Großtaten den Blick der Zeitgenossen auf sich zu ziehen. Leonidas und sein Volk stellt er allen voran, und so nennen ihn die Kameraden den Spartaner.

Nur einmal, 1784, sieht Napoleon in Brienne seinen Vater; es ist das letzte Mal. Aus demselben Jahre ist ein Brief bemerkenswert, den er an seinen Oheim Paravicini zu Ajaccio über Josef schreibt. Er legt dar, weshalb sich sein Bruder nicht zum Soldaten eigne. 1. Wie mein Vater meint, fehlt es ihm an der erforderlichen Kühnheit, den Gefahren einer Schlacht zu trotzen. Seine schwache Gesundheit erlaubt ihm nicht, die Mühseligkeiten eines Feldzuges zu ertragen. Mein Bruder sieht überhaupt den militärischen Beruf vom Standpunkte der Garnison an. Gewiß wird er ein guter Garnisonoffizier sein. Regelrecht gewachsen, mit leichtem Witz begabt und infolgedessen für frivole Komplimente geeignet, wird er mit diesen Talenten in einer Gesellschaft sehr gut seinen Mann stellen. Aber in der Schlacht? Das ist, was der Vater bezweifelt.

Was nützt dem Krieger all das locke Gut,
Was alles Gold, entbehret er den Mut!
Und wäret Ihr Adonis gleich an Schöne
Und hättet eines Gottes Wort und Töne,
s ist alles eitel ohne tapfres Blut.

2. Er ist zum Geistlichen vorgebildet worden; zum Umsatteln ist es nun sehr spät. Der Herr Bischof von Autun hätte ihm eine reiche Pfründe gegeben, und er wäre gewiß auch Bischof geworden. Welche Vorteile für die Familie! Der Herr Bischof von Autun hat sein Möglichstes getan, ihn zum Ausharren zu bewegen, und ihm versprochen, daß es ihn nicht gereuen solle. Umsonst, er bleibt unerschütterlich. Ich würde ihn loben, wenn es eine ausgesprochene Neigung wäre für einen Beruf, der unter allen der schönste ist, und wenn der große Beweger der menschlichen Dinge ihm, wie mir, bei seiner Erschaffung eine entschiedene Eignung fürs Militär mitgegeben hätte. 3. Er will, daß man ihn im Soldatenstande unterbringe. Das ist recht schön; aber in welcher Waffe? Er will gewiß unter die Infanterie. Gut, ich begreife, er will den ganzen Tag müßig sein, den ganzen Tag das Pflaster treten. Und dann, was ist ein winziger Infanterieoffizier? Während dreiviertel der Zeit ein Taugenichts.

Und das ist, was weder mein Vater, noch Sie, noch die Mutter, noch der Oheim-Archidiakon wollen, da er schon kleine Züge von Leichtsinn und Verschwendung verraten hat. . . Der vierzehnjährige Briefschreiber hofft, daß Josef prendra le bon parti et sera le soutien de notre famille.

Napoleon verläßt die Schule zu Brienne — la patrie de ma pensée nennt er sie später — am 30. Oktober 1784. In der Note, die der Chevalier de Kéralio als Schulinspizient über ihn abgegeben hatte, hieß es: „Konstitution, Gesundheit ausgezeichnet, Charakter lenksam, sanft, ehrenhaft, erkenntlich, Führung sehr regelmäßig, hat sich immer ausgezeichnet durch seinen Fleiß in den mathematischen Wissenschaften. Er hat sehr annehmbare geschichtliche und geographische Kenntnisse. Er ist dagegen sehr schwach in den exercises d'agrément." (In allem, was zum Studium der Sprachen gehört.) „Er wird ein ausgezeichneter Seemann werden, ist würdig, in die Schule zu Paris einzutreten."

Doch mit der Marinelaufbahn, wofür ihn vordem der Vater auf Marbeufs Rat bestimmt hatte, wurde es, hauptsächlich wegen der Einwendungen Letizias, nichts. Der Jüngling, der im September 1784 seine Prüfung glänzend besteht, wird für die Artillerie bestimmt.

In der Ecole royale militaire zu Paris weilt Napoleon nur ein Jahr, bis zum Herbst 1785. Auch diese, von Ludwig 15. geschaffene Schule — cadets-gentilhommes werden die Schüler genannt — verdiente nicht den Namen Militärschule, denn die militärischen Uebungen, wie auch Reiten und Voltigieren, wurden für nebensächlich angesehen. Man wollte Edelleute für den Hof, Weltleute erziehen, deshalb der Luxus der Verpflegung und Bedienung, dessen die Schüler teilhaftig wurden. „Auf der Militärschule," sagt Napoleon später, „wurden wir vortrefflich genährt, bedient, in allem wie Offiziere behandelt, genossen wir große Bequemlichkeit, eine größere, als die meisten von uns in ihrem spätern Leben erwarten konnten." Unterrichtsfächer waren: die mathematischen Wissenschaften, Geographie und Geschichte, französische und deutsche Grammatik, Staatsrecht, Befestigungskunde und Zeichnen. Latein wurde nicht gelehrt, ebensowenig Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft, doch Fechten und Tanzen wurden nicht vernachlässigt. Wie in der Brienner Schule spielte eine große Rolle die Religion. Täglich um sechs Uhr früh Gebet und Messe in der Kapelle, Gebet vor und nach den Mahlzeiten (Benedicite und Gratias), Gebet in der Kapelle vor dem Schlafengehen. An allen Sonntagen und Festen Katechismusstunde, große Messe, Nachmittagsgottesdienst (Vesper) und einmal im Monat

Beichte. Täglich gab es acht Arbeitsstunden, wobei größte Pünktlichkeit gefordert wurde. Die Zucht war sehr streng, Urlaub wurde selten gewährt.

Es scheint nicht, daß einer der Lehrer von Napoleon große Dinge erwartete. Sein deutscher Lehrer, ein dünkelhafter Mensch, hielt ihn für einfältig und ließ sich auch dadurch nicht imponieren, daß der junge Korse als der beste Mathematiker galt. So fleißig und in sich gekehrt Napoleon auch jetzt war, ging er doch mehr aus sich heraus als in Brienne. Er mischt sich in die Wortgefechte der Kameraden, gebraucht im Streite die Faust, er ist zu Zeiten mitteilsam, expansiv, er schließt ernsthafte Freundschaften. Man erkennt: er hält etwas von sich; mit Leichtfertigen will er nichts zu tun haben. Einem Freunde, den er wiederholt vergeblich ermahnt hat, auf gutem Wege zu bleiben, sagt er schließlich: „Mein Herr, Sie haben meine Winke mißachtet; das hieß auf meine Freundschaft verzichten — sprechen Sie niemals mehr mit mir!" Auch jetzt verleugnet er sein Korsentum nicht und hat deshalb manches auszustehen. Im Literarischen kommt er auf den Geschmack; er wird Herr der Sprache, versucht sich in Versen, beginnt ein Gedicht auf die Freiheit Korsikas. Doch, was das Wichtigste, zehn Monate Fleiß genügen ihm, um im September 1785 vor dem berühmten Laplace sein erstes Examen glänzend zu bestehen und sein brevet de lieutenant en second de l'artillerie zu erlangen.

Im Februar des Jahres stirbt zu Montpellier Napoleons Vater am Magenkrebs. Wie Josef Bonaparte und Josef Fesch, der Halbbruder Letizias, berichten, sagte Carlo auf seinem Sterbebette unter heftigen Schmerzen: „Wo ist Napoleon, wo ist mein Sohn Napoleon, er, dessen Degen die Könige zum Zittern bringen wird, er, der das Aussehen der Welt verändern wird? Er würde auch mich verteidigen! Er würde mir das Leben retten!" (Charles Bonaparte wird in der Franziskanerkirche zu Montpellier begraben, doch 1803 läßt Louis die Leiche nach Saint-Leu-Taverny bringen und in der Krypta der dortigen Kirche beisetzen.) Möglich, daß der Tod des Vaters auf den Kadetten in Paris einen starken Eindruck gemacht hat; er schreibt an den Großoheim Luzian: „Gott weiß, was für ein Vater er war! Seine Zärtlichkeit, seine Hingebung, ach, alles an ihm zeigte uns die Stütze unserer Jugend!" Das war wohl mehr als ein vom Lehrer stilisierter Brief.

2. Der Offizier in der Garnison.

Der Leutnant Bonaparte ist dem Régiment de la Fère du corps de l'artillerie zu Valence (Dauphiné) zugewiesen worden. Er bleibt da vom November 1785 bis zum September 1786. Sein erstes Dienstjahr ist also das Todesjahr Friedrichs 2. — als der große Preußenfeldherr von der militärischen Weltbühne abtritt, hat Napoleon Bonaparte schon die erste Stufe zu ihr erstiegen!

Von diesem Zeitpunkt bis zum ersten Wendepunkt in seinem Leben verfließen an die acht Jahre, wovon er ungefähr dreiundeinhalb in der Garnison und vierundeinhalb daheim oder in Paris zubringt. Es ist ein Baldhier-Balddort, dessen Gehalt wir am besten erkennen werden, wenn wir, ohne besondere Rücksicht auf die zeitlichen Unterbrechungen, zunächst auf den Offizier im Dienst, in der Garnison, und dann auf den im Urlaub sehen.

Vom Herbst 1785 bis zum Herbst 1791 steht der Artillerieleutnant Bonaparte zuerst in Valence, dann in Auxonne und wieder in Auxonne und schließlich wieder in Valence. Wir fragen: Was ist es um sein militärisches, geselliges und geistiges Leben, und was ist es um seine Stellung zur Politik seiner Zeit?

Nachdem Napoleon in Valence die vorgeschriebene Ausbildung von drei Monaten durchgemacht hat, tritt er am 10. Januar 1786 als Offizier bei seinem Regiment ein, und zwar bei der Kompagnie der Bombardiers — sein militärisches Leben beginnt. Das Regiment de la Fère galt als fleißig und musterhaft; auch Napoleon spricht sich späterhin über den Dienst und seine Vorgesetzten lobend aus. Einen Kursus über Geschützlehre, Arbeiten am Polygon hat er vor allem durchzumachen; die Kanone, die dem Militärschüler von Brienne und Paris ein fremdes Ding geblieben ist, beginnt in seinem Leben eine Rolle zu spielen. Was konnte der sechzehnjährige Leutnant, der ungefähr 1200 Franken Jahreseinkünfte hatte, von seiner Zukunft erwarten? Da er arm und von niedrigem Adel war, nur subalterne Chargen. Nach sechs Jahren konnte er Premierleutnant werden, nach weiteren sechs Hauptmann; ein ärmliches, nichtiges Offizierdasein war voraussichtlich sein Los. Da ist der Ernst, den er in seinem Berufe zeigt, doppelt bemerkenswert. In Auxonne, wo er zuerst vom Frühjahr 1788 bis zum Herbst 1789 und dann 1791 vom Februar bis zum Sommer weilt, macht er sich in seinem Métier d'artilleur fertig; bald ist er da einer der Tüchtigsten und steht bei den höheren Offizieren in solchem

Ansehen, daß man ihn als einen bezeichnet, der es weit bringen werde. Er wird in eine Kommission berufen, um bei wichtigen Studien und Versuchen mitzuarbeiten. Neben den vorgeschriebenen widmet er seinen Fleiß auch andren Werken seines Faches; fünfzehn bis sechzehn Stunden ist er täglich bei der Arbeit. Begreiflich, da er seinen Bruder Louis bei sich hat, dem er mathematischen Unterricht gibt, zu geschichtlichen Studien anhält, à force studieren läßt. Uebrigens ist er von Louis, obwohl er ihn gelegentlich prügelt, seiner Fortschritte wegen entzückt. Er schreibt, er habe Fleiß und Urteil, sei charmant, ein exzellentes Subjekt. Er gilt ihm als der vornehmste der Söhne Letizias, als ein Arbeiter aus Neigung sowohl wie aus Eigenliebe, als ein Jüngling voll von Sentiment. Er habe französisches Auftreten, anmutiges Benehmen, alle Frauen seien in ihn verliebt. Nach zwanzig Jahren, als Louis die Krone von Holland eigenmächtig niedergelegt hat, sagt Napoleon zu Caulaincourt über sich und den Bruder in der Zeit von Valence: „Wie, mein Bruder mir schaden, anstatt mich zu unterstützen? Jener Ludwig, den ich aus meiner Leutnantsgage erziehen ließ, Gott weiß um den Preis welcher Entbehrungen! Ja, ich fand die Mittel, für ihn die Pension zu bezahlen. Aber wissen Sie, auf welchen Wegen? Indem ich niemals den Fuß in ein Kaffeehaus oder in eine Gesellschaft setzte, trockenes Brot aß und meine Kleider selbst bürstete, damit sie länger hielten. Um nicht von meinen Kameraden abzustechen, lebte ich wie ein Bär, immer allein in meiner kleinen Stube mit meinen Büchern, die damals meine einzigen Freunde waren. Und um mir diese Bücher zu verschaffen, mit welchen harten, am Notwendigsten gemachten Ersparungen erkaufte ich mir das Vergnügen ihres Besitzes! Wenn ich durch meine Enthaltsamkeit zwei Taler zusammengebracht hatte, lenkte ich meine Schritte mit kindlicher Freude einem Buchladen zu, musterte wiederholt mit Neid die Reihen, und meine begehrlichen Blicke forschten lange, bevor mir meine Börse zu kaufen erlaubte. Das waren die Freuden und Ausschweifungen meiner Jugend!"

In Auxonne wird Napoleon am 1. Juni 1791 zum Premierleutnant ernannt und dem 4. Artillerieregiment in Valence zugewiesen. Schon im folgenden Jahre, am 10. Juli 1792, wird er zum Kapitän ernannt. Nachdem er nämlich durch Urlaubsüberschreitung seinen Platz in der Armee verloren hat, erlangt er ihn durch persönliche Bemühung in Paris wieder und gar unter Beförderung.

Von dem geselligen Leben des Leutnants Bonaparte ist zu sagen, daß er, der wenig Wert auf sein Aeußeres legte und ein schlechter Tänzer war, scheu und linkisch auftrat; wenigstens anfänglich. Zu Valence, wo er in dem Hause der geistreichen Frau von Colom-

hier verkehrte, zu deren Tochter Karoline er eine flüchtige Neigung faßte. Sein Verhältnis zu den Kameraden ist gut; er ist bei allem Fleiß sehr umgänglich, nimmt an allen Vergnügungen teil (übertreibt mithin wohl, wenn er von seinem Bärenleben spricht), und hat — gelegentlich schwärmt er von der göttlichen Freundschaft — nahe, intime Freunde. In Valence wohnt er bei einer Familie Bou, wo die Tochter Marie Claudine, ein Fräulein von gesetzten Jahren, vortrefflich für ihn sorgt. Als er nach Auxonne geht, sagt ihm der Vater: „Wir werden uns nicht mehr wiedersehen, und Sie werden uns vergessen." Napoleon erwidert, die Hand aufs Herz legend: „Sie und Mademoiselle Bou wohnen hier, und da gibt es für die Erinnerungen keinen Garnisonwechsel." Wo man hinsieht, bei den Vorgesetzten, bei den Kameraden, in der Gesellschaft, in seinem Quartier, überall ist der Leutnant Bonaparte geachtet und wohl gelitten.

Sein geistiges Leben, seine Teilnahme an der Bildung der Zeit, kann nur rege sein. Wir wissen, er war in seinen Schuljahren ein Bücherwurm; nun, in Valence und Auxonne, und wo er sonst weilt, ist er ein sehr ernsthafter Leser. Er knapst sich das Mögliche an seinen geringen Mitteln zum Bücherkauf ab, er liest mit Auswahl, sucht stets nach dem Wesentlichen in einem Buche und macht sich fleißig Auszüge. Er ist rastlos darauf aus, sich zu bilden. Es ist, wie er später sagt: „Selbst dann, wenn ich nichts zu tun hatte, hatte ich doch immer das unbestimmte Gefühl, daß ich keine Zeit zu verlieren hätte." Sein Wissensdurst erstreckt sich wie vordem wesentlich auf die Geschichte, die er die Basis der moralischen Wissenschaften, die Fackel der Wahrheit, die Zerstörerin der Vorurteile nennt. Er studiert nun das Altertum genauer, in dem Werke von Rollin. Er macht sich Aufzeichnungen über Assyrien, über die Regierung der Perser, über das alte Aegypten, über die Religion Griechenlands, über die Verfassung Athens und die Spartas, über den Peloponnesischen Krieg und über Karthago. Die Vergangenheit Venedigs erschließt ihm die Histoire du gouvernement de Venise von Amelot de la Houssaie, die der Araber lernt er kennen durch seine Analyse der Histoire des Arabes sous le gouvernement des califs von Marigny, über das alte Frankreich, über die Merowinger und Karolinger, unterrichtet er sich durch die Observations sur l'histoire de France von Mably. In der Kenntnis des achtzehnten Jahrhunderts fördert ihn eine mittelmäßige Geschichte Friedrichs 2.; sie gibt ihm Aufschlüsse über das preußische Staatswesen, über die Schlachten des großen Königs, die Rekrutierung seiner Armee, die Eroberung Schlesiens und die erste Teilung Polens. Des weiteren lernt er in den Memoiren des Baron de Tott Türken und Tataren kennen. Die Geschichte Englands von John Brown studiert er in der französischen

Uebersetzung; er schreibt das Wesentliche aus, von der Zeit des Einfalls Cäsars bis zur Revolution von 1688. Englische Verfassung und Rechtspflege beschäftigen ihn sehr, ebenso die Zustände der englischen Provinzen in Afrika und Asien, worüber er sich beim Studium der Géographie moderne von Lacroix Aufzeichnungen macht. Ausgaben und Einkünfte der Engländer in Indien, die Produktion und der Handel in ihren Kolonien, dergleichen ist ihm höchst wissenswert. Am wichtigsten aber sind ihm die Regierung, die Verwaltung und das Finanzwesen der Staaten; man sieht: er will wissen, wie es oben gemacht wird. Er ist — das nicht zu übersehen — ein Bewunderer von Montesquieus Esprit des lois. Er kennt die Gesetzgebungskunde von Filangier und den Nationalwohlstand von Adam Smith. Er liest in politisch äußerst bewegter Zeit, im Sommer 1791 zu Valence, den Voyage de Coxe, um sich über die Organisation der Schweiz zu unterrichten, dann Macchiavelli in der französischen Uebersetzung, die Mémoires secrets von Duclos, die Intime Geschichte der Regierung Ludwigs 16., er macht sich Auszüge aus der Histoire de la Sarbonne des Abbé Duvernel und aus der Histoire critique de la noblesse von Dulaure. Auch mit Astronomie gibt er sich ab, so 1792 in Paris. In der Histoire naturelle von Buffon studiert er die Bildung der Planeten, die Geographie der Erde, die Entstehung und die Gebräuche der Völker. Nach Buffon stellt er statistische Tafeln auf über die Wahrscheinlichkeit des menschlichen Lebens in den verschiedenen Lebensaltern. Als Lieblingsschriftsteller des Leutnants Bonaparte muß man Jean Jacques Rousseau (1712—1778) bezeichnen. Er gilt ihm für sehr tief, für den eindringendsten der Philosophen, der alles kennt und alles enthüllt. „Napoleon," sagt sein Bruder Josef, „war ein leidenschaftlicher Bewunderer von Jean Jacques, das, was wir nennen, Bewohner der idealen Welt." (Eine Schwärmerei, die er später so gründlich überwunden hat, daß er Rousseau einen Schwätzer, einen zuweilen beredten Ideologen, einen Narren nennt, den er niemals begriffen und geliebt habe.) Nächst Rousseau wirkt von den mit politischem Geiste erfüllten Schriftstellern der Zeit am stärksten auf ihn Raynal (gestorben 1796), durch sein Werk Histoire philosophique des deux Indes. Mit den vaterländischen Dichtern ist der Leutnant von Valence-Auxonne natürlich vertraut; er weiß, Corneille, Racine, Voltaire zu zitieren. Für Molière hat er keine Neigung; die Komödie zieht ihn nicht an. Er will ernste, wuchtige Dichtwerke, worin der Mensch im Kampfe mit seiner Umwelt alle Kraft entwickelt, Werke, die die Seele erheben und in ihr mutige, männliche Gefühle erwecken. Daher bewundert er Corneille; dessen Cinna ist sein Lieblingsstück, auch lobt er Andromache und Phädra. Voltaire als Dichter sagt ihm nicht zu; er urteilt von

ihm, er kenne die Menschen und Dinge nicht, nicht die Wahrheit und Größe der Leidenschaft, er sei unwahr, voll Schwulst und Flitter. Aber den Prosaisten Voltaire weiß er zu schätzen. Dann bewundert er Bernardin de Saint-Pierre (1737—1814) wegen seines Meisterwerkes Paul und Virginie. Auch liest er einige Moderomane, so den Comte de Cominges und von Rétif de la Bretonne die Contemporaines. Goethes Werther, der seit 1774 vorlag, will er fünfmal gelesen haben.

Wie ist, nach so viel geistiger Regsamkeit, nach so eingehender Befassung mit vergangenen und gegenwärtigen Staatszuständen, Napoleons Stellung zur Politik seiner Zeit?

Wir müssen, um die Antwort zu finden, achten auf sein politisches Erleben und Verhalten und auf seine Schriftstellerei.

Der Leutnant Bonaparte war von Haus aus Politiker; so weit er zurückdenken konnte, hatten ihm die politischen Zustände Korsikas im Sinne gelegen. Jedenfalls war er bis zum Jahre 1789 Mußfranzose. Er war königlicher Militärschüler gewesen, diente nun als königlicher Offizier, doch an dem königlichen Frankreich war ihm nur insofern etwas gelegen, als er in ihm sein Brot fand. Erst, als die Revolution ausbrach, erst, als er hoffen konnte, daß beim Untergang des Ancien Régime auch Korsika die nationale Selbständigkeit wiedererlangen werde, erst da entdeckt er sein Herz für das französische Mutterland. Es bedurfte bei ihm nicht erst der Lektüre Rousseaus, um ihn in die Opposition zu drängen, er brauchte nicht erst bei Raynal zu lesen, daß die Insurrektion ein mouvement salutaire, die legitime Ausübung eines natürlichen und unveräußerlichen Rechtes sei, daß abgeschmackte Vorurteile überall die menschliche Vernunft entstellt hätten und die Völker in Knechtschaft hielten. Er schwärmte und philosophierte mit Rousseau und Raynal und manchem andren, aber er war nüchtern genug, um vor allem zu bedenken, was er selbst bei der Umwälzung aller Zustände werden könne. Sein Ehrgeiz, das war der Punkt. So sagt er später: „Die Revolution paßte mir, und die Gleichheit, die mich erheben sollte, verführte mich.“ Aufmerksam verfolgt er die Zeitereignisse. Um das moderne Frankreich kennen zu lernen, liest er u. a. Le pamphlet von Coquereau, die Memoiren des Abbé Terray, Mirabeaus Schrift Sur les lettres de cachet. Dazu vertieft er sich fort und fort in die Kollektion Espion anglais. Da erfährt er Genaueres über die beständige Unordnung der französischen Finanzen, über das Chaos der Provinzialversammlungen, die Ansprüche der obersten Gerichtshöfe, der Parlamente, über die Verworrenheit in der Verwaltung, die Buntscheckigkeit des Reiches, das, wie er später urteilt, bei dem Mangel an Einheit des Gesetzes und Gebietes, eine Vereinigung von zwanzig Königreichen ist. Im Espion findet er alles über alle, über den König.

dessen Brüder, die Prinzen, die Minister von heute und von gestern, die Geistlichkeit, den Adel, den Richterstand. Er erfährt da vom Einfluß der Nationalökonomen, von ihren Grundlehren. Er liest da über die Maßregeln, die seit dem Beginn der Regierung Ludwigs 16. zur Verbesserung der Verwaltung und der Finanzen getroffen worden sind; die Minister Turgot, der große Reformator, Brienne, Calonne und Necker (seit 1788 wieder im Amte) treten in seinen Gesichtskreis. Er erlangt genauere Kenntnis von den Finanzoperationen dieser Männer. Insbesondere studiert er gründlich Neckers große Rede bei Eröffnung der Reichsstände im Mai 1789; er zeichnet sich viel daraus auf, wie auch aus den folgenden Verhandlungen. Der Espion ist ein Zeitspiegel, der Spiegel des verfallenden monarchistischen Frankreichs. Auch ist da oft von der Lage der französischen Marine die Rede und von der Teilnahme Frankreichs am Nordamerikanischen Freiheitskriege. (Lafayette mit Washington 1781.) Und nicht zuletzt wird der Leser mit Artikeln über die Hauptschriftsteller der Zeit unterhalten, mit Abhandlungen über Voltaire (gestorben 1778), über Rousseau (gestorben in demselben Jahre) und über Beaumarchais (der 1799 stirbt), den Verfasser von Le mariage de Figaro, jener Komödie, die den liederlichen Adel verspottet und auf dem Theatre français von 1784 an bei zahlreichen Wiederholungen als Revolutionsstück wirkte.

Der Leutnant Bonaparte weiß also, sich in jeder Hinsicht auf dem Laufenden zu halten. Und mit welcher Begeisterung begrüßt er die Revolution! Wie beglückwünscht er dieses Frankreich zu seiner Wiedergeburt, zu seiner moralischen Verjüngung! „In einem Augenblick," schreibt er, „ist alles verändert! Aus dem Innern der Nation ist der elektrische Funke hervorgesprungen; diese Nation hat sich ihrer Rechte und ihrer Kraft erinnert. Mensch, Mensch, wie bist du verächtlich in der Sklaverei, groß, wenn dich die Liebe zur Freiheit entflammt! Die Vorurteile verschwinden, deine Seele entflammt sich, die Vernunft gewinnt ihre Herrschaft zurück. Wiedergeboren, bist du in Wahrheit der König der Natur!" Und dann: „Ihr hochmütigen Tyrannen in aller Welt, daß dies Gefühl" (das der Menschen, die sich als Menschen fühlen) „niemals die Herzen Eurer Untertanen ergreife. Vorurteile, Gewohnheiten, Religion, was für schwache Schranken! Eure Throne stürzen ein, wenn Eure Völker sich einmal auf sich selber besinnen und sagen: Auch wir, wir sind Menschen!" Begreiflich, selbstverständlich, daß dieser zwanzigjährige politische Enthusiast, der gelegentlich ein Exposé de la situation politique nachhause sendet, sich freut über das, was er im Beginn der Revolution erlebt. Die Niederlage der bevorrechtigten Stände, die Triumphe der öffentlichen Meinung über die Regierenden, das erfüllt einen armen Leutnant, der freie Bahn

haben will, mit den schönsten Hoffnungen.*) Freilich erkannte er schon im ersten Revolutionsjahre auch die Schattenseite der Bewegung, von der ganz Frankreich erfaßt war, in nächster Nähe; zu Auxonne sah er im Juli, zum erstenmal in seinem Leben, einen Volksaufruhr, und gar in seinem Regimente erlebte er eine Meuterei, wobei die Soldaten die Auslieferung der Regimentskasse (der Reservegelder) erzwangen. Auf Derartiges sah er mit Mißfallen, doch als Politiker hielt er dafür, daß die Geburt des neuen Regiments Zuckungen mit sich bringe. Er dachte — später spricht er es aus —, daß kein Mensch sich der großen nationalen Bewegung entgegenstellen könne, daß es keine individuelle Kraft gebe, „fähig, die Elemente umzugestalten und den Ereignissen zuvorzukommen, die aus der Natur der Dinge und der Umstände hervorgingen."

Wie verhält sich Napoleon im Laufe der Revolution bis in das Jahr 1793?

Der denkwürdige 14. Juli 1789, der Tag der Zerstörung der Bastille, fällt in seinen ersten Aufenthalt zu Auxonne, auch fallen in ihn der 4. August mit dem Zusammenbruch der Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit und der 27. August mit der Erklärung der Menschenrechte auf Lafayettes Antrag. Dann verlebt er etwa anderthalb Jahre auf Korsika, also die Zeit, worin die demokratische und monarchische Verfassung geschaffen wird und die Jakobiner ihre Herrschaft im Lande ausbreiten. Als er im Frühjahre 1791 wieder in Auxonne steht, ist er ein lauter Patriot. Er spendet allen patriotischen Auftritten begeistert Beifall, so der Verbrüderung der Linientruppen mit den Nationalgarden. Er ist einer der ersten, die eine bürgerliche Kundgebung vorschlagen, die anregen, auf einem großen Bankett die Garde nationale und das Regiment de la Fère zu vereinigen. (Im Jahre vorher hatten die Kanoniere des Regiments geschworen, „ihr Leben tausendmal dahinzugeben, um zu vertilgen diese Menge von Aristokraten, die die Hölle nur in langen Zwischenräumen hatte ausspeien können.") Danach, im Sommer 1791, bei seinem zweiten Aufenthalt zu Valence, sieht er mit Freude den Fortschritt der Volkssache, die Volkstümlichkeit des Nouveau Régime. Er schwimmt mit dem Strome; die Stimmung, die die Masse der Armee beherrscht, die von der Revolution höheren Sold, mildere Zucht, schnellere Beförderung erwartet,

*) Als Napoleon im Herbst 1789 auf der Reise in die Heimat ist, hält er sich in Valence auf. Dort sagt ihm — so wird erzählt — der Abbé von Saint-Ruf: „Wie die Dinge verlaufen, kann jeder, wenn die Reihe an ihm ist, König werden. Wenn Sie König werden, Herr Bonaparte, so vergessen Sie nicht die christliche Religion. Sie werden sich gut dabei befinden." Napoleon antwortet gefällig, wenn er König werde, werde er den Abbé zum Kardinal machen.

diese Stimmung beherrscht auch ihn. Uebrigens war keine Waffe der Revolution so ergeben wie die Artillerie. Wenngleich das Offizierskorps aristokratisch ist, sind es doch gerade die Artillerieoffiziere, die Jakobinerzeitungen und Jakobinerklubs gründen und im Nationalkonvent sitzen. In Valence, nach der mißlungenen Flucht des Königs, leistet Napoleon den neuen Offiziersseid, die Verfassung zu verteidigen gegen alle inneren und äußeren Feinde, eher zu sterben, als die Invasion des Landes durch fremde Truppen zu dulden, nur Befehlen zu gehorchen, die kraft der Dekrete der Nationalversammlung gegeben werden. Er ist Republikaner, einer von denen, die mit Condorcet, dem Theoretiker der Revolution, sagen, daß die Notwendigkeit des Daseins eines Königs nicht bestehe. Was macht er sich daraus, daß seine royalistischen Kameraden ihn einen Demagogen nennen, ihn der Undankbarkeit gegen den König bezichtigen! Er hält es außer Dienst mit der großen Menge, im Dienst mit dem gemeinen Manne. Täglich liest er den Unteroffizieren seiner Kompagnie den Moniteur vor. Sein Regiment, schreibt er, sei sehr sicher (die Soldaten, die Sergeants und die Hälfte der Offiziere sind für das neue Régime). Wie es in ihm aussieht, erfährt man aus einem Briefe, den er zur Zeit an den ihm befreundeten Kriegskommissar Naudin zu Auxonne schreibt: Ich habe, sagt er da, „den Kopf voll von großen politischen Dingen, das Herz bewegt durch Personen, die man geachtet und mit ernstem Bedauern aufgegeben hat.“ In seinen Adern fließe das südländische Blut mit der Schnelligkeit der Rhone. Also: wo man politisiert, ist er dabei. In Valence, im Sommer 1791, wird er sogleich Mitglied der Société des amis de la Constitution, einer Zweiggesellschaft der Jakobiner zu Paris; da sind mehr als zweihundert Mitglieder Angehörige des 4. Regiments, bei dem Napoleon nun steht. Er hält in der Gesellschaft der Verfassungsfreunde eine mit großem Beifall aufgenommene Rede, er wird ihr Bibliothekar. Er entwirft eine Zustimmungsadresse an die Nationalversammlung, er ist der große Patriot, in revolutionärem Eifer allen voran. Er fehlt bei keiner Kundgebung, er bringt hier und dort auf die Patrioten einen Trinkspruch aus. Er empfängt „tiefe Eindrücke“ von den Volksversammlungen, von der Verbrüderung der Soldaten mit den Klubisten. Er schwärmt seinen Freunden von der grande chose publique vor, auch spricht er vom nahen Kriege, doch glaubt er nicht, daß Europa Frankreich angreifen werde.

Im Frühjahr 1792 ist der Premierleutnant Bonaparte in Paris, am Herde der Revolution. Am 29. Mai ist er zum erstenmal in einem Parlament, auf der Tribüne der Assemblée législative, die die Auflösung der Garde des Königs beschließt, weil diese Truppe von unbürgerlichem Geiste erfüllt sei und von Offizieren befehligt werde, deren

Haltung die Patrioten alarmieren. Die Legislative mißfällt ihm sehr. Ueber die Parteien läßt er sich in einem Briefe an Josef aus. Er unterscheidet drei Parteien: 1. Die Hofpartei, die die Verfassung für abgeschmackt hält und den Despotismus mit Hilfe der fremden Armeen wiedereinführen will. 2. Die konstitutionelle oder gemäßigte Partei, die die Verfassung verteidigt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, und ernstlich das Ausland bekämpft. 3. Die Jakobinerpartei, die den Senat an Stelle des Königs will, und die den Krieg gegen Oesterreich dazu benützen möchte, die Republik auszurufen. In demselben Monat, auch in einem Briefe an Josef, sagt Napoleon, daß die Jakobiner kein Maß mehr hielten. Er erzählt von den 7—8000 Bewaffneten, den Volksscharen, die sich (am 20. Juni) mit Picken, Aexten, Degen, Flinten, Spießen und Stöcken nach dem Ort der Gesetzgebenden Versammlung begeben, um zu petitionieren, und dann nach den Tuilerien, wo sie die Tore einschlagen, Kanonen gegen die Zimmer des Königs richten, ihm die Wahl zwischen weißer und dreifarbiger Kokarde lassen und es erreichen, daß er die rote Mütze aufsetzt, die rote phrygische Mütze, das Symbol der Freiheit. Zur Zeit lobt er die Haltung des Königs, später aber sagt er: „Was für ein Dummkopf! Wie hat man dieses Gesindel nur eindringen lassen können? Man hätte 4—500 mit Kanonen behandeln sollen, die übrigen wären dann schon von selbst weggelaufen." Ueber seine Erlebnisse am 10. August, dem Tage der Erstürmung der Tuilerien, lautet seine Schilderung aus seinen letzten Lebensjahren: „Als die Sturmglocken erschallten, und auf die Nachricht vom Sturme auf die Tuilerien, lief ich zum Caroussel-Platz zu Fauvelet, dem Bruder Bouriennes, der dort einen Möbelladen hatte. Er war mein Kamerad in der Militärschule von Brienne gewesen. Hier konnte ich bequem alle Vorgänge des Tages sehen. Ehe ich zum Caroussel-Platz gelangte, war ich in der Straße Petits-Champs einem Haufen Gesindel begegnet, das auf einem Spieß einen Kopf umherführte. Als diese Menschen mich sahen, anständig gekleidet und mit der Miene eines Herrn, kamen sie auf mich zu, um mich zu dem Rufe aufzufordern: vive la Nation! Man darf glauben, daß es mir keine Mühe machte, dem zu willfahren. Das Schloß wurde durch die elendeste Kanaille angegriffen . . . Nachdem man mit Gewalt in das Palais eingedrungen war und der König sich in die Gesetzgebende Versammlung begeben hatte, wagte ich es, in den Garten einzudringen. Niemals seitdem, auf keinem meiner Schlachtfelder, sah ich so viele Leichen wie hier, wo sich dem Blick die Massen der (hingemordeten) Schweizer darboten; sei es, daß die Kleinheit des Ortes die Zahl größer erscheinen ließ, sei es, daß es der erste Eindruck dieser Art war, den ich empfing. Ich sah wohlgekleidete Frauen die äußersten Unanständigkeiten auf den Leichen der Schweizer

begehen. Ich durcheilte alle Kaffeehäuser in der Nachbarschaft der Assemblée; überall herrschte die äußerste Aufregung, die Wut lebte in allen Herzen, sie zeigte sich auf allen Gesichtern, und das waren nicht nur Leute aus dem Volke ... Da mein Gesicht ruhiger war, konnte ich leicht bemerken, daß ich feindliche und mißtrauische Blicke auf mich zog, wie ein unbekanntes und verdächtiges Subjekt." Die Erstürmung der Tuilerien gilt Napoleon als eine Verletzung der Verfassung, als ein gefährliches Beispiel, das weitere Gewalttaten voraussehen läßt. Ueber den kritischen Tag schreibt er zur Zeit an Josef: „Wenn Ludwig 16. sich zu Pferde gezeigt hätte, wäre ihm der Sieg verblieben; so schien es mir, bei dem Geiste, der die Gruppen am Morgen belebte." Von sich selbst sagt er, er sei nur noch auf der Seite aller anständigen Leute, die Jakobiner sind ihm Narren, Leute ohne gesunden Menschenverstand. Er ist Fayettist, Parteigänger Lafayettes, der das Königtum verteidigt. Er bekennt: „Ich fühle, daß, wenn man mich gerufen hätte, ich den König verteidigt haben würde. Ich war gegen jene, die die Republik mit dem Pöbel gründen wollten. Und überdies sah ich Zivilisten Männer in Uniform angreifen; das war mir zuwider." Napoleon war noch in Paris während der Septembermorde, wonach das Königtum abgeschafft und die Republik aufgerichtet wurde. Nachdem er, zum Kapitän befördert, Ende August vergeblich um den Grad des Lieutenant-colonel in der Marineartillerie gebeten hat, holt er seine Schwester Marianne aus dem Pensionat zu Saint-Cyr ab und bringt sie — wiederum hat er Urlaub erlangt — in die Heimat.

Am 21. Januar 1793, als Ludwig 16. hingerichtet wurde, und im folgenden Frühjahre, als der Wohlfahrtsausschuß und das Revolutionstribunal gebildet wurden und die Schreckensherrschaft ihren Anfang nahm, weilt Napoleon in Ajaccio. Erst im Juni des Jahres, also kurz vor dem 13. Juli, an dem der blutgierige und feige Marat dem Dolche von Charlotte Corday verfiel, ist er wieder in Frankreich. Im Oktober erlebte er die Hinrichtung der Königin Marie Antoinette. Sicherlich verabscheute er die Schreckensherrschaft, aber er stand als Offizier im Dienste des Konvents, und da er vorwärtskommen wollte, war Opposition gegen die Terroristen nicht seine Sache.

Sehen wir nun auf die Schriftstellerei des Leutnants Bonaparte!

Er hat ein starkes Bedürfnis, seine Gedanken niederzuschreiben, er will sich wenigstens in der Stille als Autor versuchen. Daher bringt er von 1786—1792 zahlreiche Schriftstücke hervor, die samt und sonders Bekenntnisse sind, d. h. über seine Stellung zu Staat und Gesellschaft Aufschluß geben. Was die Form angeht, so ist es wahr: seine Schreibweise ist mangelhaft, voll von Italianismen, und sein Kom-

positionstalent ist ganz unzulänglich; er ist kein Schriftsteller. Gleichviel, er schreibt, wie er spricht, bündig, ursprünglich, mit Kraft und Schwung, seine Phantasie hebt ihn empor, macht ihn fruchtbar an Gedanken und pikanten und kühnen Bildern. Hier kommt es auf den Inhalt seiner Niederschriften an. Wie denkt der junge Bonaparte über Gott und Welt, über Religion, Kirche und Staat, über all die Fragen, die auf der Tagesordnung stehen?

Bemerkenswert, wie der Siebzehnjährige, der neugebackene Leutnant zu Valence, den philosophischen und sentimentalen Hang seiner Zeitgenossen zeigt. Da sind Schriften aus dem Frühjahr 1786. In einer Tagebuchaufzeichnung hält er sich das Schicksal der Korsen unter den genuesischen Tyrannen vor, dann ihre Erhebung. Er vergleicht den Patriotismus seiner Landsleute mit dem der alten Römer, er feiert die Helden seines Volkes. Von diesem Ausgangspunkt kommt er zum Philosophieren über das Recht der Revolution. Was für ein Vorurteil, daß die göttlichen Gesetze den Völkern verbieten, sich gegen ihre Herrscher zu erheben! Wie abgeschmackt, daß sie sogar das Joch eines Usurpators der göttlichen Gesetze wegen nicht abschütteln dürfen! Jeder Verbrecher, der sich des Thrones bemächtigt hat, wäre dann durch die göttlichen Gesetze geschützt. Was ist es dagegen um die menschlichen Gesetze? Kommen sie vom Volke, so muß der Fürst sie unverbrüchlich halten. Kommen sie vom Fürsten, so müssen sie der Ruhe und dem Glück des Volkes dienen, sonst richtet sich die Regierung selbst zugrunde. Aber mehr noch: „Der Pakt, wodurch ein Volk die souveräne Autorität irgend einem überträgt, ist kein Kontrakt; d. h. das Volk kann nach seinem Belieben die Souveränität, die es weggab, zurücknehmen.“ Das Volk ist das Erste und das Letzte, die Quelle der Gesetze. Daraus folgt das Recht der Korsen, das genuesische Joch abzuschütteln, und ebenso das französische. Das sind keine ursprünglichen Gedanken, sondern Reflexionen à la Rousseau, der sich übrigens selbst an ältere Staatsphilosophen anlehnte, vornehmlich an den Niederländer Hugo Grotius. Wie Jean-Jacques, hält Napoleon am Dasein Gottes fest; er spricht von göttlichen Gesetzen zwar nur wie von etwas, das andre so nennen, aber das Walten eines höchsten Wesens stellt er nicht in Frage. Demnächst ein Gefühlserguß. „Immer einsam unter den Menschen, gebe ich mich wieder meinen Träumereien hin und der ganzen Leidenschaftlichkeit meiner Melancholie. Was beschäftigt sie heute? Der Tod. Im Lenz meines Lebens könnte ich noch hoffen, lange zu leben. Ich bin abwesend von meinem Vaterlande sechs bis sieben Jahre. Welche Freude für mich, in vier Monaten meine Landsleute und Verwandten wiederzusehn! Könnte ich nicht aus den lieblichen Empfindungen,

die mir die Erinnerung an die Freuden meiner Kindheit wachruft, schließen, daß mein Glück vollkommen sein wird? Welch eine Raserei bringt mich also dazu, meine Vernichtung zu wollen? Das ists: Was tun in dieser Welt? Da ich sterben muß, ist es nicht ebenso gut, sich zu töten? Wenn ich sechzig Jahre zählte, würde ich das Vorurteil meiner Zeitgenossen achten und geduldig warten, bis die Natur ihren Lauf vollendet hätte; aber . . . warum ein Leben ertragen, das keinen Wert für mich hat? Daß die Menschen der Natur so entfremdet sind! Daß sie so feige, gemein, so kriechend sind! Welches Schauspiel wird mein Land mir bieten? Meine Landsleute geknechtet, küssen zitternd die Hand, die sie unterdrückt! . . . Franzosen, nicht zufrieden damit, uns alles geraubt zu haben, was uns teuer war, Ihr habt auch unsre Sitten verdorben. . . Wenn das Vaterland nicht mehr ist, geziemt es einem guten Patrioten, zu sterben. Wenn ich nur einen Menschen töten müßte, um meine Landsleute zu befreien, ich würde im Augenblick abreisen und in die Brust des Tyrannen den Rachestahl des Vaterlandes und der verletzten Gesetze stoßen. Das Leben ist mir zur Last, weil ich keine Freude empfinde und alles mir zur Pein wird." Zu diesen Niederschriften gehört als dritte eine Streitschrift, Réfutation de Roustan, zur Verteidigung Rousseaus. Napoleon legt dar, daß der Geist des Christentums die Staatseinheit zerstöre, da die Diener der Religion und des Staates nicht dieselben seien. Er zeigt an den vielen Erschütterungen der christlichen Staaten, wie das Christentum den Ehrgeizigen Vorwände lieferte. Er fordert, daß die Diener der Religion dem Staate untertan, daß sie ihm weder Gesetzgeber, noch Lehrer seien, daß sie den Souverän nicht kritisieren dürfen, sondern auch seinen ungerechten Befehlen zu gehorchen haben. (An diese Schrift, gewissermaßen ein Auszug aus Raynals Histoire philosophique, mag man sich erinnern, wenn die Kirchenpolitik Napoleons in Frage kommt.)

Aus der Zeit des Unterleutnants zu Auxonne (1788—89) ist zu erwähnen der Plan zu einer Abhandlung über das Königtum, wo es heißt: „Es gibt nur sehr wenige Könige, die nicht schon verdient hätten, entthront zu werden." Dann belletristische Erzeugnisse: die Novelle Le Comte d'Essex, worin ein tragischer Vorgang behandelt wird, und eine Erzählung à la Voltaire, Le Masque prophète, wozu der Stoff der Geschichte der Araber von Marigny entnommen ist. Ueberdies beginnt Napoleon einen Roman, der auf Korsika spielt.

Aus den folgenden Jahren, bis 1793, sind zu nennen: République ou Monarchie, Dialogue sur l'amour, Discours de Lyon und Lettres sur la Corse, die letzten schon im Sommer 1789 begonnen.

Ueber République ou Monarchie schreibt Napoleon im Sommer 1791, nach der Flucht des Königs. Ein Fragment, worin er sagt: „Ich habe alle Reden der monarchistischen Redner gelesen. Ich habe darin große Anstrengungen bemerkt, eine schlechte Sache zu stützen. Sie ergehen sich in Behauptungen, die sie nicht beweisen. In Wahrheit, wenn ich Zweifel an meinem Urteil gehabt hätte, so würde die Lektüre ihrer Reden sie mir zerstreut haben.“ Das kommt aus seiner Feder während seines zweiten Aufenthaltes zu Valence, wo er mit Kameraden eifrig politische Dinge bespricht, sich à la Raynal für die Republik erklärt. Die monarchische Regierung gilt ihm da als unbeständig, die Republik als beständig, als eine Einrichtung für die Dauer, denn sie wolle das Gemeinwohl. Das Volksregiment ist ihm das Régime par excellence, weil da nicht das Bon plaisir eines Herrn entscheide, sondern das Gemeinwohl. Die Nationalversammlung, sagt er, hat recht getan, die Exekutive an sich zu nehmen. Auch unter der Republik bilde die Nation eine einzige Masse. Uebrigens habe die Revolution ihr Ziel noch nicht erreicht; sie müsse noch einen Schritt tun, die Abschaffung des Königtums — denn gänzlich frei können die Franzosen nur ohne König sein!

Im Dialogue sur l'amour spricht des Mazis, der eine Adelaide liebt, zum Lobe der Liebe. Sein Freund aber, Napoleon, hält die Liebe für der Gesellschaft schädlich, für eine maladie étrange. Sie verschließe ihr Ohr der Vernunft, sie mache den Mann zum Sklaven. Napoleon spottet: „Laß Ihre Adelaide sich nur für vierzehn Tage entfernen, was wird aus Ihnen werden?“ Er beschreibt den schmachtenden Liebhaber und fragt: „Wenn das Vaterland verteidigt werden muß, was werden Sie dann tun? Wozu sind Sie zu gebrauchen? Ein verdorbenes Gefühl nimmt den Platz der Liebe zur Tugend ein. Die Liebe ist Schwachheit; alles geht unter in ihrer Tyrannei, alles andre wird dem Liebenden gleichgiltig. Es ist wahr, daß wir geboren sind, um glücklich zu sein; das ist das höchste Gesetz, das die Natur in unser Inneres gelegt hat. Und jeder ist der geborene Richter über das, was ihm behagt, jeder kann über sich verfügen; aber dieser Zustand der Unabhängigkeit ist dem Zustande der Knechtschaft (des Liebenden) entgegengesetzt.“ Damit gibt Napoleon dem Gespräche eine staatsphilosophische Wendung. Er führt aus: Um die Gesellschaft zu errichten, mußte man den Menschen von seinem Ursprung lösen, ein andres Geschöpf aus ihm machen. Eine Uebereinkunft wurde getroffen. Es bildeten sich Magistrate, das Volk wurde unterjocht, die Ungleichheit war da. Dann kam die Religion, um die Armen und Unglücklichen zu trösten, sie für immer in Bande zu schlagen. Es gab also einen Gott, der die Welt regierte, nach dessen Willen alles geschah; die Herrschaft

der Priester begann, die wahrscheinlich nie enden wird. Betrübende Wahrheit, daß der Mensch degradiert ist! Aber man kann nicht in Abrede stellen, daß der Zustand der Gesellschaft gesetzlich ist. Also wählt! Wer sich der Vorteile des Kontrakts erfreut, darf der sich den Klauseln entziehen? Der Hochgestellte muß das Volk glücklich machen, die Gesellschaft, die ihn ausgezeichnet hat, fördern. Um aber das zu können, muß er immer Herr über seine Seele sein und über seine Beschäftigungen. Nur, wenn er immer geführt wird durch das Licht der Vernunft, kann er mit Billigkeit die Rechte der Menschen abwägen. Um das Volk zu beglücken und die Gesellschaft zu fördern: „da müssen Sie, bereit, alles für den Dienst des Vaterlandes zu unternehmen, Soldat sein, Geschäftsmann, Höfling sogar, wenn es der Nutzen des Volkes und Ihrer Nation erfordert. Wie süß wird Ihre Belohnung sein! . . . Angesehen von Ihresgleichen, geachtet, geliebt von Ihren Dienern, wird Sie der Tod hinwegnehmen inmitten der Tränen derer, die Sie umgeben, nach dem Verlauf eines liebereichen Lebens, während dessen Sie das Orakel Ihrer Nächsten und der Vater Ihrer Untergebenen gewesen sind." Uebrigens wußte Napoleon auch die Sache der Liebe schwärmerisch zu führen. Als er im Winter 1790/91 aus Korsika nach Frankreich zurückkehrte, schrieb er: „Ist der Mann in einem fremden Lande, ohne Verwandte, fern von seinem Heim, sagt, was Ihr wollt, er braucht irgend ein Band, eine Stütze, ein Gefühl, das ihm Vater, Bruder u. s. w. ersetzt. Da kommt ihm die Liebe zu Hilfe und bietet ihm ihre Vorzüge dar. . . . Was ist die Liebe? Das Gefühl seiner Schwäche, womit sich der Mensch in seiner Verlassenheit durchdringt, seiner Ohnmacht und seiner Unsterblichkeit zugleich: die Seele wird beklommen, sie verzwiefacht sich, stärkt sich, die köstlichen Tränen der Wollust fließen, das ist die Liebe!"

Zum Discours de Lyon gibt den Anlaß die Preisfrage der Lyoner Akademie: Welche Wahrheiten und Gefühle sind den Menschen vor allen beizubringen, um sie glücklich zu machen? Raynal hatte den Preis, der 1200 Franken betrug, gestiftet. Um sich vorzubereiten, liest Napoleon Rousseaus Abhandlung über den Ursprung und die Gründe der Ungleichheit. An seinen Auszügen sieht man, daß er nun den Genfer Philosophen einigermaßen kritisch betrachtet; so, wenn er ihm hier und da ein Das glaube ich nicht! entgegenstellt. In der Preisarbeit sagt er: Der Mensch ist geboren, um glücklich zu sein; um das Glück zu genießen, muß er auf eine Art leben, die seiner tierischen und geistigen Organisation entspricht. Die Gefühle, die man dem Menschen einflößen muß, sind die für die Natur: für die schöne Nacht, den Anblick des Meeres, das Morgenrot, den Sonnenuntergang, dann die Gefühle der Liebe zur Heimat, zu Weib und Kindern, das Gefühl der Bewunderung gegenüber dem Gerechte[illegible] Großen und das der Entrüstung

gegenüber dem Uebel. Ließ das Gefühl die Gesellschaft entstehen, so ist es die Vernunft, die sie erhält. Sie stützt den Menschen, bringt ihn zur Mäßigung, führt ihn, sie zerstreut die Phantome seiner Einbildungskraft, sichert die wahren Freuden, unterdrückt die Leidenschaften. Nur das Gefühl suchen heißt die Raserei finden. Selbstbeherrschung ist zu erstreben, sonst kann der Mensch seine natürliche Bestimmung nicht erfüllen, das seiner Natur entsprechende Glück nicht finden. Soweit hält sich Napoleon an seine Aufgabe. Dann aber schüttet er sein politisches Herz aus, immer in dem Gedankenkreise seiner politischen Erzieher, Rousseaus und Raynals. Er feiert die Liberté, die die Franzosen erobert haben. Dem Gesetzgeber sollen die Menschenrechte zur Regel dienen. Es soll herrschen unbedingte, vollkommene Freiheit, zu denken, zu schreiben und zu sprechen, nur darf die soziale Ordnung nicht verletzt werden. Wie, der Mensch sollte ein Sklave sein? Das Recht, der Unterdrückung zu widerstehen, ist das schönste Recht. „Mensch, Du bist Sklave gewesen und hast Dich entschlossen, zu leben! Wach auf, jetzt oder nie ist es an der Zeit. Der Hahn hat gekräht, das Signal ist gegeben; aus Deinen Ketten schmiede Dir den Rachestahl! Er wird Dich Dir selber wiedergeben, dem Glück, dem Vaterlande . . . Lächerliche Bestürzung! Wo es keine Freiheit gibt, gibt es weder Pflicht, noch Gesetz! Wo keine Freiheit ist, können die Menschen einander hinschlachten und ihre Tyrannen, ihre sogenannte Obrigkeit. Wo die Gesellschaft das Gemeinwohl nicht zum Grundsatz hat, ist sie nichtig, und jeder Mensch wird dann zur Obrigkeit. Wo das Gesetz nicht das allgemeine Recht ist, tritt das persönliche Recht in seine Unabhängigkeit zurück und erfreut sich aller seiner Ansprüche. Ohne Zweifel werden alle Tyrannen der Hölle verfallen; denn nach dem Verbrechen, eine Nation zu unterdrücken, ist das ungeheuerste das, die Unterdrückung zu erdulden.“ Aber keine Freiheit ohne Gleichheit. Die Sterblichen sind zwar mit ungleichen Mitteln, doch mit gleichen Rechten geboren. Wenn ein Mensch dem andren in den Augen des Gesetzes nicht gleich ist, muß man das Gesetz verbrennen und die Beamten verjagen. Es genügt nicht, daß das Strafgesetz den Menschen die Unabhängigkeit des Lebens und ihre Freiheit zuspricht, daß das politische Gesetz ihnen die Unversehrtheit ihrer Rechte und Würde gewährt; das bürgerliche Gesetz soll überdies jedem irgend ein Eigentum sichern. Das heißt: Keine ungleiche Teilung der Güter, kein barbarisches Gesetz wie das der Erstgeburt, keine Reichen und keine Elenden, keine, die zu viel, und keine, die zu wenig haben; jeder soll ein Eigentum haben, worauf ihn seine Arbeit ernährt. Die absolute Gleichheit ist unmöglich; doch die soziale Kette soll nicht von den Reichen zu den Elenden hinabreichen, sondern die Unteren sollen der

kleine Kaufmann und der Handwerker sein. Der Verfasser meint es mit der Menschheit vortrefflich. Er predigt Einfalt des Herzens, Einfachheit des Lebens, Ruhe des Geistes, er verdammt — man merke es sich! — den Ehrgeiz. „Gibt es Tröstlicheres, als sagen zu können: Ich sichere hundert Familien das Glück, ich habe mich abgemüht, aber der Staat wird sich besser danach befinden, meine Mitbürger leben ruhig durch meine Unruhe, sie sind glücklich durch meine Bestürzung, froh durch mein Leid?" Was ist es um den Ehrgeiz Alexanders, Cromwells, Richelieus, Ludwigs 14.? Ihr Ehrgeiz ist dem Autor eine passion désordonnée, une folie qui attire le cervelle, un délire violent, das nur mit dem Leben endigt, ein Brand, der erst aufhört, nachdem er alles verzehrt hat. Der Ehrgeiz zielt ihm nur auf die Sättigung eines unersättlichen Hochmutes; er stürzt Staaten um und das Glück der Einzelnen, er nährt sich von Blut. „Die Verbrechen sind dem Ehrgeizigen nicht mehr als Spiele, die Kabale ist ihm nur ein Mittel, die Lüge, die Verleumdung, die Schmähung sind ihm ein Argument, eine Redefigur." Und auch der Mann von Genie — was ist er! „Der Unglückliche, ich beklage ihn. Er wird die Bewunderung und der Neid von seinesgleichen sein und der elendeste von allen. Das Gleichgewicht ist gestört: er wird unglücklich sein. O über das Feuer des Genies! Wir werden uns nicht darüber erregen. Es ist so selten. Wieviele Jahre vergehn, ohne daß die Natur eins hervorbringt! Die Männer von Genie sind Meteore, bestimmt, zu verbrennen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten!"

Für diese Abhandlung, worin auch Korsika und Paoli eine breite Stelle finden, erhält Napoleon nicht den Preis. Er hat sich nicht an seine Aufgabe gehalten; das, was er gibt, erscheint zu schlecht geordnet, zu wenig zusammenhängend und voll von Unangebrachtem. Man findet seine Leistung nicht beachtenswert.

Endlich die Lettres sur la Corse. Rousseau hatte im Contrat social (1762 erschienen) gesagt, daß diese kleine Insel Europa in Erstaunen setzen werde, und in den Confessions, daß das korsische Volk ein neues Volk sei, das zu den schönsten Hoffnungen berechtige. Raynal hatte den Korsen die Wiederherstellung ihrer nationalen Regierung, das Ende der ungerechten französischen Herrschaft geweissagt — für den jungen korsischen Patrioten, der die Feder führte, gab es keinen anziehenderen Stoff als die Vergangenheit seiner weltberühmten Insel. Was für ein Werk entstehen wird, kann man im voraus wissen, wenn man hört, daß der Autor nur eine Tugend kennt, die Vaterlandsliebe, daß ihm die großen Seelen die sind, die der Patriotismus entflammt. Napoleon zeigt sich in seinen Briefen über Korsika nicht als Geschichtsschreiber; ihm fehlt das Augenmaß, die

Richtigkeit und Gerechtigkeit des Urteils. Seine Neigung, mit der Feder zu deklamieren, ist zu stark, als daß er sich bei Dingen aufzuhalten vermöchte, die Untersuchung erfordern. Er erzählt von Kriegen, Feindschaften, Parteiungen, Ermordungen und Metzeleien, von hinterlistigen Nachstellungen, Ueberfällen und blutiger Vergeltung; den tieferen Ursachen der Geschehnisse geht er nicht nach, und so fehlt ihm bei allem Schwung der Gehalt, bei aller Begeisterung der heilige Geist der Sachlichkeit. Und was für ein Verdruß bei der Arbeit! Er hat Paoli gebeten, ihm aus seinen Papieren Mitteilungen zu machen, aber der General hat ihn kühl abgewiesen; Geschichte zu schreiben, sagte er, sei nicht Sache der Jugend. Genug, auch die Briefe über Korsika sind nur ein document humain über ihren Verfasser. Der Offizier in der Garnison, der nach dem Ruhm des Schriftstellers geizt, ist ein Dilettant der Feder, bemerkenswert nur wegen seiner Empfänglichkeit und seines Schwunges.

3. Der Offizier im Urlaub.

Im Jahre 1785 hat Napoleon Valence zu seiner ersten Garnison gewählt; er wollte dem Einschiffungsort nach Korsika möglichst nahe sein, und überdies kam für ihn in Frage, daß das Regiment de la Fère die beiden für Korsika nötigen Kompagnien zu stellen hatte. Wir sahen schon aus seinen Tagebuchaufzeichnungen vom Frühjahr 1786, mit was für Empfindungen er dem ersten Urlaub nach fast sieben Jahren in der Fremde entgegensah. Korsika in der Knechtschaft — wenn es gälte, zu seiner Befreiung den Rachestahl in die Brust des Tyrannen zu stoßen: der Leutnant von Valence würde „im Augenblick abreisen." Heftige Abneigung gegen die Fremdherrschaft ist also die Verfassung, in der er im Herbst des Jahres daheim anlangt. Aber zunächst ist die wirtschaftliche Lage der Familie Bonaparte am dringlichsten für ihn. Wenn er mit unsagbarer Freude die Seinigen wiedersieht, wenn er mit Wonne den Schauplatz seiner ersten Spiele wiederbetritt, wenn er sein teures Korsika bewundert, wo „alles besser ist" als auf dem Festlande*): so sind es nichtsdestoweniger gemeine Geld-

*) Auf St. Helena sagt Napoleon über Korsika schwärmerisch: „Alles war dort besser, sogar der Geruch des Bodens. Er würde diesen mit geschlossenen Augen an jenem erkannt haben. Er sah dort seine Jugendzeit verstreichen inmitten der Abgründe, die hohen Berggipfel erklimmend, die tiefen Täler durchstreifend, die engen Schluchten überschreitend, die Ehrungen und Vergnügungen der Gast-

sorgen, die erledigt werden müssen. Napoleon ist darauf vorbereitet; er weiß, daß zu Ajaccio der Großonkel Luzian die Kasse führt und nur schwer etwas herausgibt. Der Archidiakon pflegt über die schlechte Wirtschaft des verstorbenen Carlos zu jammern. Er verwahrt seine Börse im Bett und ist bereit, sie gegen jeden Angriff zu verteidigen. (Uebrigens ist der geistliche Herr bei der Stadt- und Landbevölkerung wohl angesehen; die Landleute kommen zu ihm, um ihre Streitigkeiten schlichten zu lassen.) Napoleons Absicht ist, die Seinigen von seinem Leutnantssold Nutzen ziehen zu lassen. Die Mutter braucht Geld, um die Pension für Lucien zu bezahlen, Josef studiert die Rechte; da ist jede Hilfe willkommen. Mit Eifer nimmt sich der Heimgekehrte der Seinigen an; er, der Siebzehnjährige, ist der homme d'affaire der Familie, der vor allem darauf ausgeht, die gefährdeten Unternehmungen seines Vaters zu sichern. Da ist die Maulbeerbaumschule, wofür vordem die königliche Regierung, auf Marbeufs Fürsprache, Unterstützung zugesagt hat; der Vertrag ist gekündigt worden. Da ist die Saline bei Ajaccio, die nicht weiter betrieben werden kann, weil die gehoffte staatliche Unterstützung ausbleibt. Alle Vorstellungen und Bittgesuche haben nichts genützt. Daher geht Napoleon, nachdem sein Urlaub verlängert worden ist, nach Paris. Aber nach einigen Monaten kommt er nach Ajaccio zurück, ohne etwas von Bedeutung erreicht zu haben. In politischer Hinsicht kommt dieser erste, an die anderthalb Jahre dauernde Urlaub nicht in Frage.

Anders der zweite Urlaub, der vom September 1789 bis zum Februar 1791 währt.

Wie steht es auf Korsika im Sommer des ersten Revolutionsjahres?

Im Mai waren vier Korsen zu Abgeordneten für die Etats généraux zu Versailles gewählt worden; Graf Buttafoco vertrat den Adel, der Abbé Peretti die Geistlichkeit, der Advokat Saliceti und der Graf Colonna de Cesari Rocca vertraten den Bürgerstand. Nach den Briefen, die von diesen in die Heimat gelangen, bildet sich die öffentliche Meinung. Die Korsen sehen mit Spannung auf das revolutionäre Frankreich, die französischen Ereignisse bilden ihren ständigen Gesprächsstoff, und dabei stehen zwei Parteien einander gegenüber. Die eine Partei ist die der Konservativen, die der Leute, die sich unter dem königlichen Regimente wohl befunden haben, es behalten wollen und Reformen fürchten. Die andre Partei ist für das neue Regiment,

---

freundschaft genießend . . . ," überall als Landsmann und Bruder behandelt, „ohne daß jemals ein Unfall oder eine Beleidigung das Vertrauen als unbegründet erwiesen hätte." Freilich spricht er auch von Haß und Rachsucht daheim, die sich bis in das siebente Geschlecht erstreckten.

man nennt ihre Mitglieder Patrioten, Nationale. Sie sondert sich in zwei Gruppen. Die eine besteht aus Opportunisten, aus solchen, die mit dem revolutionären Frankreich paktieren, weil sie von ihm die Unabhängigkeit Korsikas erwarten. Die andre Gruppe ist intransigent, sie will von den Franzosen nichts wissen. Das Ziel der Patrioten insgesamt ist nicht, wie das der Patrioten in Frankreich, die Abschaffung von Privilegien, denn die Klassenunterschiede haben auf Korsika keine Bedeutung. Was hier die Patrioten einigt, ist der Haß gegen den Despotismus; sie wenden sich gegen die unbegrenzte Autorität der Kommissare des Königs, gegen die Macht des Gouverneurs und des Intendanten, gegen die Frechheit ihrer Agenten, gegen das gesamte französische Beamtentum, das nur rechnen und schreiben kann, gegen die willkürliche, gewalttätige Verwaltung, gegen den Ausschluß der Korsen von den einträglichen Aemtern und gegen andres mehr. Die Losung ist: Wiederherstellung der nationalen Regierung! Seit dem Frühjahre fürchtet der Intendant La Guillaumye Schlimmes von den Korsen, die von den Reichsständen das Ende ihrer Ausnahmestellung erwarten, ein Dekret erbitten, das Korsika zum voll berechtigten Teil des Reiches erklärt. Die Kunde vom Bastillensturm bringt die ganze Insel in Aufregung. Der Gouverneur Vicomte de Barrin wagt nicht, fest aufzutreten; er hat nur schwache militärische Kräfte zur Verfügung und ist deshalb von vornherein zur Nachgiebigkeit geneigt. Im August brechen in Ajaccio und Bastia Unruhen aus, die Saliceti und Genossen durch Bildung eines Nationalkomitees und Berufung von Nationalgarden beheben möchten. Doch bei dem Widerstande des Gouverneurs, des Intendanten und der Douze werden diese Pläne nicht ausgeführt. Jetzt kommt Napoleon. Er hat zu Auxonne mit Onkel Fesch über die politischen Zustände Korsikas Briefe gewechselt — ihn erfüllt der Gedanke, die Sache der Freiheit zu führen, seinen Namen in ganz Korsika berühmt zu machen, sich einen Platz unter den großen Männern seines Vaterlandes zu sichern. Wie der für die Revolution auch begeisterte Josef Bonaparte danach trachtet, eine politische Rolle zu spielen, d. h. vor allem, in den Gemeinderat von Ajaccio, in die Administration des Departements Korsika und gar in die Nationalversammlung zu kommen, so trachtet Napoleon danach, die Nationalmiliz zu befehligen, nach Paolis Heimkehr sein erster Leutnant zu werden und vielleicht einmal sein Nachfolger. (Schon am 12. Juni 1789 hatte er Paoli für sich einzunehmen versucht, indem er ihm schrieb: „Ich kam zur Welt, als mein Vaterland unterging. Dreitausend Franzosen, auf unsre Küsten gespien, den Thron der Freiheit in Blutströmen ertränkend: dieses hassenswerte Schauspiel schwebt mir vor Augen. Das Geschrei der Sterbenden, die Seufzer der Unterdrückten, die Tränen der Verzweifel-

ten umgaben meine Wiege von meiner Geburt an . . . Ich will sie brandmarken, die Verräter der Gesamtheit, die gemeinen Seelen, die unter den Einflüsterungen einer schmutzigen Gewinnsucht handelten.")

Wer eine Rolle spielen will, muß sich rühren. Napoleon, kaum in Ajaccio, unterrichtet seine Freunde über die Vorgänge in Frankreich und ergreift Partei gegen die willkürliche französische Verwaltung. Er ist für das von Saliceti und Rocca geforderte Nationalkomitee, also gegen die Douze, die aristokratische Zwölferkommission. Er spricht sich gegen den Feldmarschall Gaffori aus; er macht sich lustig über ihn, bezeichnet ihn als mittelmäßig, töricht, als den Schergen der Tyrannei. Gaffori macht ihm freilich starken Verdruß. Nachdem nämlich Napoleon einen patriotischen Klub ins Leben gerufen und die Bildung einer Bürgerwehr bewirkt hat, verhängt Gaffori den Belagerungszustand über Ajaccio, schließt den Klub und löst die Bürgerwehr auf. Darauf, nachdem die Douze die Errichtung des Nationalkomitees und der Bürgerwehr verworfen und eine Kundgebung dagegen erlassen hat, gilt es, dem Widerspruch des dritten Standes Ausdruck zu geben. Die Patrioten von Ajaccio bedienen sich dazu der Feder Napoleons. Er entwirft ihnen eine Adresse an die Nationalversammlung — sein erstes öffentliches Dokument. Zunächst entrüstet er sich da darüber, daß die Douze behauptet, die korsische Nation zu vertreten, und daß sie über Angelegenheiten der Allgemeinheit Bestimmungen treffen will. Dann wendet er sich gegen ihre Kundgebung. Wie, man will das Nationalkomitee nicht, weil man von den Versammlungen Unruhen befürchtet? Deshalb will man die Korsen nicht vereinigen, soll der Gouverneur sie beherrschen? Die Zwölf sagen, das Komitee sei überflüssig, weil auf der Insel die tiefste Ruhe herrsche — warum fordert man denn mit so viel Eile Truppen? In Wahrheit, das Volk steht auf; und wer kann fordern, daß es länger sein Joch trage! Die Douze ist gegen die Bürgerwehr, weil sie eine Million kosten und das Land seiner Bebauer berauben würde; als ob die Korsen nicht vierzig Jahre hindurch ihr Blut für ihre Unabhängigkeit vergossen hätten, als ob es nicht der Despotismus wäre, der das Land entvölkert! Die Nationalversammlung möge die Korsen in ihre natürlichen Rechte wiedereinsetzen! Denn was für eine Verwaltung, die darauf aus ist, die Inselbewohner zu diskreditieren, sie aufzufressen, ihnen jedes Gedeihen unmöglich zu machen! Beklagenswertes Korsika, das Abenteurern, Geld- und Stellenjägern ausgeliefert ist! „Mit der Freiheit haben wir alles verloren, und der Titel Landsleute hat uns nur Herabwürdigung und Tyrannei gebracht. Ein unermeßliches Volk erwartet von Euch sein Glück: wir gehören dazu, wir sind mehr gequält als es; werft einen Blick auf uns, oder wir werden untergehn." Als Erster unter-

zeichnet Napoleon diese Adresse, mit dem Zusatz officier d'Artillerie. Der Erfolg bleibt aus. Erst, als Saliceti die Bewohner der Hauptstadt, Bastias, in einem Briefe auffordert, das Beispiel der Städte in Frankreich nachzuahmen, d. h. nur ihrem Stadtregiment zu gehorchen und unverzüglich eine Bürgerwehr zu errichten, erst da bricht in Bastia die Revolution aus, nach Napoleons Meinung allzu verspätet. Er eilt nun nach Bastia, wo er Freunde hat, und wo ihm unter andren der Präsident des patriotischen Klubs, der Abbé Aurèle Varese, verwandt ist. Freilich meidet er seine Kameraden von der Artillerie, er hält sich in der Oeffentlichkeit einigermaßen zurück, doch ist er in dem Comité directeur, das er gebildet hat, einer der Hauptleiter des Aufstandes. Er verteilt die dreifarbigen Kokarden, die er von Livorno hat kommen lassen. Er läßt auf den Gouverneur Barrin eine Abordnung nach der andren los, damit er die Bildung der Bürgerwehr genehmige, und bereitet im stillen alles für sie vor. Bald gibt der Gouverneur nach; er befiehlt, dem Volke die geforderten Waffen auszuliefern, Napoleon aber erhält von ihm den Befehl, nach Ajaccio zurückzukehren. Dort wartet er die politischen Folgen des Aufstandes, der bald geschehenen allgemeinen Bürgerbewaffnung ab. Zu seiner Freude siegen in Versailles die demokratischen Vertreter Korsikas über die aristokratischen; die Konstituante, über den Aufstand zu Bastia unterrichtet, beschließt auf Mirabeaus Anregung: Korsika wird Teil des Reiches, seine Bewohner werden durch die Verfassung des Reiches regiert, die bisher erlassenen Dekrete sind in Korsika zu verkünden, und die ausgewanderten korsischen Freiheitskämpfer dürfen — das ist Mirabeaus Antrag — zurückkehren und alle Rechte französischer Bürger ausüben. Soweit sind die korsischen Dinge Ende November 1789 gediehen. Am Ende des Jahres wird in allen Kirchen der Insel Tedeum gesungen. Ueberall lodern die Freudenfeuer auf. Zu Ajaccio läßt Napoleon am Hause der Seinigen in der Straße Saint-Charles eine Fahne anbringen mit der Aufschrift: Vive la nation, vive Paoli, vive Mirabeau! Seine politische Wandlung liegt zutage. Er hat keinen Grund mehr, Frankreich zu hassen, denn das Ancien Régime ist überwunden, das neue Frankreich ist für Korsika die Bringerin der Freiheit, der Gleichstellung mit den alten Provinzen des Reiches. Napoleon glaubt, die Franzosen, von denen er bisher keine hohe Meinung hatte, nicht wiederzuerkennen. Er sagt von der französischen Nation: „Sie hat uns ihren Schoß geöffnet, von nun an haben wir dieselben Interessen: es gibt kein Meer mehr, das uns trennt!" Aber seine militärische Zukunft! Er hat sich bei dem Aufstand in Bastia bloßgestellt; der Platzkommandant von Ajaccio, La Férandière, beklagt sich in seinem Bericht nach Paris besonders über ihn, diesen jungen Artillerieleutnant, der seine Gar-

nison verlassen hat, um Aufruhr zu predigen, den Angehörigen einer Familie, die sich so wenig der Wohltaten des Königs erinnert. „Dieser junge Offizier . . . wäre besser bei seinem Truppenteil, denn er fermentiert unaufhörlich."

Fürwahr, auch weiterhin, im Jahre 1790, ist der Leutnant von Auxonne daheim äußerst rührig. Er wirkt mit bei der Vorbereitung der Gemeindewahlen von Ajaccio, er (auch Josef) schreibt für das Giornale patriotico zu Bastia. Er, der übrigens bescheiden und klug als einfacher Soldat bei der Nationalgarde eingetreten ist, treibt am eifrigsten den Gemeinderat seiner Vaterstadt dazu, den Kommandanten zu nötigen, die auf die Stadt gerichteten Kanonen der Zitadelle unbrauchbar zu machen. Er will, daß der Kommandant der Stadt unbedingt zu Befehl sei, daß die Miliz in die Zitadelle einrücke und mit den Soldaten Dienst tue. Dann Paolis Rückkehr. Der greise Patriot hat am 22. April 1790 an der Schranke der Nationalversammlung zu Versailles „Gehorsam und Treue dem französischen Volke" geschworen. Am 17. Juli ist er in Bastia, sein Empfang ist eine Vergötterung. Napoleon wirkt dafür, daß ihm auch in Ajaccio eine der Stadt würdige Huldigung zuteil werde, und er ist in der Folge, wie Josef, unter denen, die sich am eifrigsten um Paolis Gunst bewerben. Er hätte längst wieder in Auxonne sein müssen, doch, nachdem er bei zwei Reisen durch widrige Winde an die Küste zurückgeworfen worden war, ist er Anfang 1791 noch in Ajaccio. Er wohnt der Wiedereröffnung des patriotischen Klubs bei und besucht jede Sitzung. Er war, sagt ein Zeitgenosse von ihm, die Seele des Klubs; wenn man eine schwierige Frage besprach, suchten alle Blicke den Citoyen-lieutenant, der mit einem Worte die Zweifel beseitigte und die Ungewißheiten beendete. Im Auftrage des Klubs schreibt Napoleon seine Lettre à Buttafoco, der Paoli einen politischen Charlatan genannt hatte. Eine Parteischrift, von der Napoleon 1801 sagt: „Es ist nichts damit los; man muß sie verbrennen." Außerdem sorgt Napoleon um Josefs Fortkommen; er mahnt ihn: „Sieh, daß du Abgeordneter wirst!" Er unterrichtet ihn, wie er auftreten müsse, um gewählt zu werden; er soll sich keiner Protektion bedienen und handeln mit dem Gesetz an der Hand. Er läßt für Josef und dessen Parteigänger Kundgebungen, Programme drucken, und der Erfolg aller Bemühungen und Umtriebe ist, daß Josef als Abgeordneter der Stadt Ajaccio zum Kongreß zu Orezza gewählt wird und auch zum Präsidenten des Direktoriums des Distriktes Ajaccio. Als Napoleon nach so vielem „Fermentieren" endlich in seine Garnison zurückkehrt, ist er mit Zeugnissen über sein Wohlverhalten versehen. Das Munizipium und das Direktorium von Ajaccio haben bescheinigt, daß Napoleon Bonaparte

den Charakter eines anständigen Bürgers besitze, daß er vom reinsten Patriotismus beseelt sei, daß er seit Beginn der Revolution wiederholt unzweifelhafte Proben seiner Anhänglichkeit an die Verfassung gegeben habe, daß er keine Furcht davor gehabt habe, sich dem Grolle der elenden Umschmeichler und Parteigänger der Aristokratie auszusetzen, daß seine Landsleute sich nur mit lebhaftem Bedauern von ihm trennten. So, und wegen der starken Auswanderung royalistischer Offiziere, findet Napoleon im Februar 1791 zu Auxonne völlige Nachsicht mit seiner langen Pflichtversäumnis, ja nach einigen Monaten — wir wissen es schon — rückt er zum Oberleutnant auf.

Den dritten Urlaub erlangt Napoleon schon wenige Monate nach seiner Rückkehr vom zweiten. Die Nationalversammlung hatte nämlich die Errichtung besoldeter Freiwilligenbataillone beschlossen und den Linienoffizieren erlaubt, in ihnen zu dienen. Auf Korsika sollten vier Bataillone errichtet werden, das gab dem Oberleutnant Bonaparte zu Valence Anlaß, neuen Urlaub zu erbitten. Auf Fürsprache des Generals Du Teil wird er auf drei Monate beurlaubt. Doch daraus werden fast zwei Jahre.

Was erlebt und treibt er in dieser Zeit?

Nachdem er mit seinem Bruder Louis im September 1791 zu Ajaccio angelangt ist, verliert im folgenden Monat die Familie Bonaparte ihren Chef; der Archidiakon Onkel Luzian segnet das Zeitliche. Sterbend hat er prophezeit: „Du, Napoleon, wirst ein großer Mann werden.“ Doch, was zurzeit ins Gewicht fällt, ist, daß er beträchtliche Ersparnisse hinterläßt. Geld und abermals Geld, das ists ja, was die jungen Bonapartes brauchen, um daheim vorwärts zu kommen. Ein Teil der Erbschaft wird zum Kauf eines Hauses und eines Grundstücks verwendet, ein andrer Teil dagegen für Wahlmanöver. In den Freiwilligenbataillonen zu Ajaccio sind zwei Kommandantenstellen zu besetzen. Nachdem von zwei Bewerbern der eine, von Paoli begünstigte zurückgetreten ist, verständigt sich Napoleon mit dem andren, mit Quenza; er überläßt ihm die erste Stelle, um sich die zweite zu sichern. Unter den übrigen Bewerbern ist sein bisheriger Freund Pozzo di Borgo; kühl läßt er diesen fallen, um selbst zum Ziele zu kommen. Im März bei der Wahl tun das Geld, das offene Haus, die Umtriebe der Bonapartes ihre Wirkung, doch hat Napoleon nur durch einen Gewaltstreich Erfolg. Als er durchzufallen fürchtet, läßt er den einen der drei Wahlkommissare, der es mit den Gegnern hält, in sein (der Bonapartes) Haus bringen, hält ihn hier fest, bis er am nächsten Morgen mit ihm zur Wahlhandlung kommt. Jetzt, da er den Kommissar für sich zu haben scheint, wird er zum lieutenant-colonel en second der Freiwilligen zu Ajaccio

gewählt. Er hat damit, wie er sagt, la forza in mano (die Gewalt in den Händen). Daß er sich Freunde zu Feinden gemacht und sich verwerflicher Mittel bedient hatte, machte ihm sicherlich keine Gedanken; die Bonapartes galten für Leute ohne Skrupel, bereit zu allem, wobei sie in die Höhe kommen konnten. Uebrigens, so jung Napoleon ist, er imponiert durch sein sicheres Benehmen, seine stolze Haltung, durch seine warme und kühne Sprache. Neben ihm ist Quenza, der erste Oberleutnant, mit seiner geringen militärischen Bildung eine Null.

Natürlich, daß Napoleon auf Taten sinnt, daß ihm nun die kirchenpolitischen Wirren in seiner Vaterstadt ein willkommener Anlaß sind, als militärischer Gewalthaber aufzutreten. Da die Nationalversammlung die Klöster aufgehoben hat, müssen auch die Kapuziner zu Ajaccio ihr Kloster verlassen. Aber die Patres haben eine zahlreiche Anhängerschaft. Nachdem die Departementsregierung zu Corte ein Gesuch um Wiederherstellung des Ordens abschlägig beantwortet hat, stehen zwei Parteien in grimmiger Feindschaft einander gegenüber: die Kirchlichen, die sich durch die Zivilverfassung des Klerus in ihren Gewissen bedrängt fühlen, und die Freiwilligen, die Bauern genannt werden. Napoleon geht vor — wenn es sich um Priester und Mönche handelt, hat er die Schule der Revolution nicht vergeblich durchgemacht. Er fordert, daß das Weihrauchfaß der Geistlichkeit dem Staatsgesetz ebenso unterworfen werde wie der Degen des Militärs, das Kontor des Kaufmanns, die Robe des Magistrats. Die Bevölkerung, sagt er, täte unrecht daran, die faulen Mönche fett zu machen; diese unnütze Brut sei eine Gefahr für die Insel, deren Ansehen könne durch Abschaffung der klösterlichen Orden nur gewinnen. Er bezeichnet die Priester als Unruhestifter, Verschwörer und Feinde der Nation, er schlägt vor, sie und ihre Anhänger zur Ohnmacht zu brirgen. Danach handelt er. „Um den Dekreten der Nationalversammlung Achtung zu verschaffen," besetzt er mit seinem Bataillon das geräumte Kapuzinerkloster, unter Nichtbeachtung des Gemeinderats, der verlangt, daß er die Freiwilligen nach außerhalb der Stadt verlege. So kommt es zum Osterputsch von Ajaccio. Die Reibungen zwischen Freiwilligen und Kirchlichen arten in einen Straßenkampf aus. Nachdem Napoleon vom Kommandanten der Zitadelle vergeblich Einlaß für seine Leute gefordert hat, begehen diese unerhörte Dinge; sie schießen auf friedliche Kirchgänger, verwunden und töten Weiber und Kinder, plündern, sind der Schrecken der Stadt. Die Stadtbehörde wendet sich an den Gouverneur, Napoleon dagegen versucht, durch Briefe und Broschüren die Soldaten der Linie gegen ihre Offiziere aufzuwiegeln. Aber er sieht wohl, daß er nichts erreichen wird, daß er sich durch sein Wüten in eine

Lage gebracht hat, worin keine Ehre zu gewinnen ist. Deshalb lügt er sich heraus; fälschlich beruft er sich für das Verbleiben seiner Leute in der Stadt auf einen Befehl Paolis und schiebt die Verantwortung für weiteres Blutvergießen seinen Gegnern zu. Darauf verhandelt der Gemeinderat, die Linientruppen rücken ab in die Zitadelle, Abgesandte der Departementsregierung fordern die Einstellung der Feindseligkeiten und, zum großen Leidwesen Napoleons, den Abmarsch seines Freiwilligenbataillons nach Corte. Der Putsch ist also mißlungen, und Napoleon steht als der ruchlose Urheber des Blutvergießens da, bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung von Ajaccio ist er diskreditiert. Anlaß genug für ihn, sich zu fragen, was nun aus ihm werden werde.

Da Napoleon sich auch bis zum 1. April 1792 nicht wieder bei seinem Truppenteil zu Valence eingefunden hatte, war er in der Armeeliste gestrichen worden. Wir wissen, er geht mit Zeugnissen über sein Wohlverhalten nach Paris, erlangt Wiedereinstellung in die Armee und wird gar zum Kapitän befördert. Wird er nun den Dienst in der Linie wiederantreten? In Paris liegt ihm Korsika in Gedanken, nach wie vor denkt er, in der Heimat müsse er zur Macht kommen, etwas werden. Er sucht Landsleute auf, er bittet Josef um Nachricht über die Lage der Dinge daheim, rät ihm, sich mit Paoli gut zu stellen, — noch sieht er für sich und die Seinigen die Zukunft in der Heimat, „da es doch zur Unabhängigkeit Korsikas kommen“ werde. „Daher seien alle zu schonen, die unsre Freunde waren oder werden könnten.“ Bei solchen Gedanken ist es vergeblich, daß ihm der Kriegsminister schreibt: „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß es wünschenswert wäre, Ihr Dienst in der Nationalgarde (daheim) erlaubte Ihnen in diesem Augenblick, wo Ihr Regiment in der größten Tätigkeit ist, bei ihm Ihre Obliegenheiten als Hauptmann zu erfüllen.“ Napoleon sinnt nur auf Rückkehr nach Korsika. Er hat die Schwester aus Saint-Cyr heimzubringen; wiederum entzieht er sich dem Dienst in der Linie.

Als sein vierter Urlaub kann die Zeit vom September 1792 bis zum Juni 1793 gelten. Nun ist die Frage: Wird er, nach so vielen Umtrieben, etwas, das seinen Ehrgeiz befriedigt, erreichen?

Zunächst scheinen ihm daheim, nachdem er den Befehl über sein Freiwilligenbataillon wiederübernommen hat, kriegerische Lorbeeren zu winken. Bei der Expedition gegen Sardinien hat er am 24. Februar 1793 gegen Santa Maddalena vorzugehen. Er beschießt den Platz mit seinen drei Geschützen erfolgreich, hat alles zum Sturm vorbereitet, aber da meutert die Bemannung der Korvette, worauf der Kriegszug unternommen worden ist. Die Matrosen wollen heimkehren, deshalb schiffen sich Soldaten und Freiwillige in überstürzter Weise, unter Zurücklassung einer Kanone, wieder ein — die

Expedition ist schmählich gescheitert. Napoleon spricht in seinem Bericht an das Ministerium von Feiglingen und Verrätern, denen das Ergebnis zu verdanken sei; man müsse die Ehre der republikanischen Waffen wiederherstellen, die verlorene Artillerie wieder holen usw. Er legt einen Plan zu einem neuen Eroberungszuge gegen Sardinien vor. Doch der vollziehende Ausschuß des Konvents — seit September 1792 ist die Convention nationale an der Herrschaft — hat das Unternehmen gegen Sardinien aufgegeben.

Was nun? Militärischer Ruhm ist für Napoleon daheim nicht zu gewinnen. Und der Urheber des Osterputsches, was hat er zu Ajaccio zu erwarten? Dort und im Direktorium des Departements sind die Paolisten zur Herrschaft gekommen. Das jetzige Direktorium bezichtigt das frühere, besonders dessen Syndikus, Saliceti, zurzeit Konventsmitglied, und seine Stellvertreter im Syndikate, der mangelhaften Rechnungslegung und des Mißbrauches der Amtsgewalt zu eignem Vorteil. Saliceti, Arena und Genossen spielen, um sich zu rächen, die Angelegenheit auf das politische Gebiet hinüber; sie verleumden Paoli, verbreiten über ihn, er strebe nach unabhängiger Herrschaft und sei im Einverständnis mit England. Der Konvent glaubt das und fordert Paoli auf, nach Paris zu kommen. Er sendet dann, da Paoli Alter und Krankheit vorschützt, drei Kommissare — darunter Saliceti — nach Korsika, vorgeblich, um die Küsten zu untersuchen, in Wahrheit, um Paolis Einfluß zu lähmen. Und mehr noch: am 2. April ordnet der Konvent Paolis Verhaftung an. In diese politischen Wirren sind die Bonapartes tief verwickelt; sie gehören zur Partei Saliceti-Arena — jeder der Brüder hat seine Gründe, Paoli zu hassen und es mit seinen Gegnern zu halten. Josef, der im Jahre vorher an Napoleon zu Paris geschrieben hatte, daß Paoli sich mit ihnen nicht amalgamieren wolle, war durch den Einfluß der Paolisten nicht wieder in das Direktorium des Departements gewählt worden, und Lucien, der sich auf Napoleons Rat Paoli zum Sekretär angeboten hatte, war abgewiesen worden. Napoleon endlich hatte von Paoli den Rat bekommen, zu seinem Regimente zu gehen oder britische Dienste zu nehmen — der Vater des Vaterlandes gab ihm zu verstehen, daß er ihn daheim für überflüssig hielt. Und nun war gar Pozzo di Borgo, Napoleons Todfeind, das, was vordem Napoleon hatte werden wollen, der Vertrauensmann Paolis. Trotz allem erschien Napoleon der Konventsbefehl zur Verhaftung Paolis höchst unangebracht. Nicht etwa, daß er, der sich daheim auf die Radikalen angewiesen sah, die Machenschaften gegen Paoli verurteilt hätte, nein, er sah voraus, daß die Hetze gegen den greisen Patrioten für die Familie Bonaparte üble Folgen haben werde. Deshalb entwirft er für den Jakobinerklub von

Ajaccio eine Adresse an den Konvent, verteidigt darin Paoli und bittet, den Verhaftungsbefehl zurückzuziehen. Doch es ist zu spät, plötzlich wankt ihm der Heimatboden unter den Füßen. Lucien hat im Jakobinerklub zu Toulon Paoli als Hochverräter hingestellt, und das wird jetzt in Korsika bekannt. Ein Brief Luciens an seine Brüder, worin sich der Jüngling rühmt, Paoli den entscheidenden Schlag beigebracht zu haben, ist nämlich in Paolis Hände und in die Oeffentlichkeit gekommen. Nun wird Napoleon von paolistischen Bauern in Bocognano gefangen genommen und festgesetzt. Mit genauer Not entrinnend, kehrt er heimlich nach Ajaccio zurück und verbirgt sich bei Verwandten, bis er ans Meer enteilen und sich zu San Fiorenzo bei den Konventskommissaren in Sicherheit bringen kann. „Bereitet Euch vor," schreibt er der Mutter, „dieses Land ist nicht für uns." Letizia flieht mit ihren Kindern, Josef Fesch und einigen Freunden nächtlicher Weile von Haus und Hof nach Calvi zu Lorenzo Giubega, dem Paten Napoleons. Dann holt Napoleon, der mit den Konventskommissaren auf einem französischen Schiffe die Küsten befährt, die Flüchtlinge durch eine Schaluppe an Bord und schifft sich mit ihnen, nach einem vergeblichen Versuche, Ajaccio einzunehmen, am 11. Juni 1793 nach Toulon ein.

Die Flucht aus der Heimat, das also war das Ende der Umtriebe der Bonapartes auf Korsika. Und was für eine öffentliche Zensur war Napoleon zuteil geworden! Im Mai hatte der Conseil général zu Corte eine Versammlung der Bevollmächtigten des korsischen Volkes berufen, und sie hatte im Beisein Paolis den Beschluß gefaßt: „Das korsische Volk hält es für unter seiner Würde, sich mit den beiden Familien Arena und Bonaparte zu befassen; es überläßt sie ihren Gewissensbissen und der öffentlichen Meinung, die sie zu ewiger Schmach und Schande verdammt hat." Dazu das Volksgericht: Das Haus der Bonapartes wird von den Bauern geplündert und ihr Gut verwüstet.

Napoleon suchte sich für das Erlittene durch ein Mémoire gegen Paoli zu rächen. Er, der Paolist par excellence von ehemals, der Patriot, der erst vor Wochen die Adresse zu Gunsten Paolis verfaßt hat, wirft diesem nun Frechheit, unmäßige Herrschsucht, Ungesetzlichkeit vor. Paoli, sagt er, habe als der Märtyrer der Freiheit gegolten, aber bald wurden seine verbrecherischen Pläne offenbar. Er stürzte das Vaterland in einen Bürgerkrieg, mißbrauchte das Vertrauen der Republik, bekämpfte die Franzosen mit ihren eignen Waffen und Geldern. „Soviel Treulosigkeit wohnt also in einem menschlichen Herzen! . . . Im Antlitz die Güte und die Milde, und den Haß, die Rache im Herzen; Sanftmut in den Augen und Bitterkeit

in der Seele!" Paoli, „er schmeichelt, er droht, er erlaubt die Plünderung . . . er versichert, daß Frankreich verloren sei, daß er bald Englands Hilfe zur Stelle haben werde." Schließlich ein Plan, Ajaccio zu nehmen und Paoli in die Berge zu treiben. Diese Denkschrift bringt Josef nach Paris, wo Saliceti im Konvent gegen Paoli auftritt. Am 17. Juli 1793 beschließt der Konvent, Paoli sei ein Verräter an der Republik und außerhalb des Gesetzes gestellt.*)

Fürwahr, Napoleon durfte sich sagen, daß er auf Korsika eine Rolle gespielt hatte, aber es war die eines Intriganten, eines politischen Strebers um jeden Preis gewesen.

4. Der Eroberer von Toulon.

Als Napoleon sich im Juni 1793 notgedrungen wieder bei seinem Regiment einfand, das nun in dem seit dem vorigen Jahre von den Franzosen besetzten Nizza stand, da war die Lage in Frankreich für jemand, der nach Kriegslorbeeren geizte, wie geschaffen. Seitdem in Paris die radikalen Montagnards über die gemäßigten Gironds triumphiert hatten, seitdem das Land durch den Konvent und den Wohlfahrtsausschuß regiert wurde und allenthalben die Revolutionstribunale ihre grauenhafte Arbeit verrichteten, seitdem die Pöbelherrschaft ihre Schrecken verbreitete, war der Revolution eine entschlossene Opposition entstanden. Im März hatte sich die königlich gesinnte Vendée erhoben, und nun, im Laufe des Jahres, erhoben sich auch die großen Städte Südfrankreichs, Lyon, Marseille, Toulon, bisher Parteigängerinnen der Revolution. In der Provence bildet sich ein Zentralkomitee, das den bewaffneten Widerstand gegen die Jakobiner beschließt. Der Konvent erfährt, daß aus dem Süden Aufrührerscharen gegen Avignon vorrücken, und gibt die Losung aus: Die Gegner der Konventsherrschaft sind zu vernichten! Das ist der Bürgerkrieg. Da hat der General Carteaux die Aufgabe, mit seinem aus Linientruppen und Freiwilligen gebildeten Korps Marseille zu unterwerfen. Der General marschiert zuerst auf Avignon, die alte Residenz der Päpste

*) Durch diese Ereignisse wird Paoli dazu gedrängt, das Volk aufzurufen und sich den Engländern in die Arme zu werfen. Korsika wird 1794 englisch. 1796 bringt es Napoleon an Frankreich zurück. Paoli verlebt seine Tage in London, er sieht dort mit nationalem Stolz auf Napoleon, ohne ihm die Vergangenheit anzurechnen. Er stirbt 1805, achtzig Jahre alt. Nur ein mittelmäßiger Militär, aber ein Staatsmann, im öffentlichen wie im privaten Leben ein Mann jeder Ehre wert.

ergibt sich ihm Mitte Juli. Um diese Zeit beauftragt zu Nizza der General Du Teil den Hauptmann Bonaparte, aus Avignon einen Munitionspark zu holen. Napoleon trifft dort nach der Uebergabe ein, als Carteaux schon Beaucaire, Tarascon und Cavaillon eingenommen hat und auf Marseille marschiert. Erwähnenswert ist die Flugschrift, die Napoleon jetzt, in Avignon, verfaßt, Le souper de Beaucaire. Zu Beaucaire treffen zwei Marseiller Kaufleute, ein Bürger von Nimes, ein Fabrikant von Montpellier und ein Liniensoldat am Abend zusammen. Der Soldat (Napoleon) setzt den Marseillern auseinander, daß ihre Stadt sich nicht gegen die Konventstruppen halten könne und ihr Widerstand unpatriotisch, nur den auswärtigen Feinden nützlich sei. Als der eine Marseiller erwidert, auch er wolle die Republik, doch nicht eine solche, die Plünderung und Anarchie begünstige, stellt sich der Fabrikant von Montpellier auf die Seite des Konvents, d. h. der Verfasser spricht aus, die Insurgenten seien im Unrecht, denn der Konvent sei der wahre Souverän. Napoleons politischer Charakter wird hier deutlich; er stellt sich ohne Bedenken auf die Seite der brutalen Gewalt, auf die Seite der Erfolgreichen. Und das tut er nach dem Sturze der Girondisten durch die Bergpartei, um seinen politischen Gesinnungswechsel zu zeigen. Die Konventskommissare Saliceti und Gasparin, die zur Südarmee reisen, treffen in Avignon mit Napoleon zusammen und lesen seine Schrift mit Beifall. Sie wird auf Staatskosten gedruckt und in der Armee verbreitet. Am 25. August fällt Marseille, es hat für seinen „Vaterlandsverrat“ Schreckliches zu erleiden. Dann ziehen die Konventstruppen gegen Toulon, das von der Touloner Nationalgarde und englischen, spanischen, neapolitanischen und piemontesischen Truppen besetzt ist.

Merkwürdig, daß im Konventsheere vor Toulon dem General Carteaux gerade ein Offizier wie der Kapitän Bonaparte zu Nizza brotnötig ist, daß dessen Landsmann Saliceti zur Stelle ist und, wahrscheinlich zu Nizza, Napoleon den Antrag machen kann, bei der Südarmee den Platz des verwundeten Artilleriechefs Dommartin anzunehmen. Merkwürdig, daß vor Toulon die Umstände so sind, daß Napoleon volle Gelegenheit findet, zu zeigen, was er ist, was er kann. Eine von fremden Truppen besetzte, für uneinnehmbar geltende Festung, ein Esel von einem kommandierenden General, dieser Carteaux, und eine Belagerungsarmee, die sich in ganz unzulänglicher Verfassung befindet — was will er mehr, um sich als Mann der Tat zu zeigen!

Ueber den Kriegsplan ist man im Konventsheer einig; auch Carteaux, der durch Verzettelung seiner Streitkräfte dem Feinde Zeit gelassen hat, sich zu verstärken und wohl zu verschanzen, auch er weiß,

daß es darauf ankommt, den Toulonner Hafen zu beherrschen. Aber Napoleon — das ist sein Verdienst — bezeichnet als den zu erobernden Punkt das Fort Eguillette auf der Halbinsel Caire. Er ist vormals mit offenen Augen zu Toulon umhergewandert und hat die Lage der Stadt im Gedächtnis. Nun ist es seine Aufgabe, die Artillerie zu verstärken, zu organisieren, die Geschütze in Position zu bringen, und das alles tut er mit solchem Eifer und so großem Geschick, daß er am 19. Oktober zum Bataillonschef beim 2. Artillerieregiment ernannt wird. Kaum befördert, sendet er eine Denkschrift an den Wohlfahrtsausschuß. Er klagt über den jämmerlichen Zustand seiner Waffe und bezeichnet als erforderlich die Entsendung eines Artilleriegenerals, „der vermöge seines Grades die Achtung erhöhen und einer Anzahl Unwissender im Generalstabe zu imponieren vermöchte, mit denen man unaufhörlich über die Axiome der Theorie und Erfahrung kapitulieren und dogmatisieren muß.“ Er klagt am 14. November dem Kriegsminister: „Der Angriffsplan gegen Toulon, den ich den Generalen und Repräsentanten vorgelegt habe, ist der einzig ausführbare. Hätte man ihn von Anfang an mit etwas mehr Wärme verfolgt, so wären wir heute wahrscheinlich in Toulon.“ So ließ er, und mit Fug, das eigne Licht leuchten. Im Dienste, bei der Aufstellung der Batterien, trug er kein Bedenken, törichten Befehlen Carteaux den Gehorsam zu verweigern. Dann traf der vom Wohlfahrtsausschuß gesandte General Dugommier ein, der ihn zu schätzen wußte, ihm volles Vertrauen schenkte. Napoleon erreicht im Kriegsrat vom 25. November die Annahme eines Operationsplanes, der seinen Wünschen entspricht. Beim Vorgehen auf Caire wird am 30. November ein Ausfall der englischen Besatzung abgewiesen, doch erst nach dreimaligem Sturme gelingt am 17. Dezember die Eroberung des Forts Eguillette. In diesen Wochen zeigt Napoleon vollkommene Kaltblütigkeit, die glänzendste Tapferkeit. Ein Pferd wird unter ihm getötet, zum erstenmal wird er verwundet, am Schenkel durch das Bajonett eines Engländers. Die Folge der Eroberung von Eguillette stellt sich sofort ein. Toulon, dessen große und kleine Rhede nun von der Artillerie des Konventsheeres bestrichen werden kann, erscheint den Verbündeten unhaltbar. Napoleon hat die Katastrophe vor Augen: die überstürzte Einschiffung der fremden Truppen und tausender Toulonner, wovon viele ertrinken, den Brand des Arsenals und den eines Teiles der französischen Flotte. (Den andren führen die Engländer fort.) Dann, beim Einzug am 19. Dezember: das Gemetzel der Konventstruppen in der eroberten Stadt, unter Leitung der Konventsrepräsentanten Fréron, Barras und Robespierre des Jüngeren. Fréron läßt 400 Arbeiter, die unter der fremden Besatzung gearbeitet haben, nieder-

machen, drei Tage lang hält er eine republikanische Füsillade ab, wobei mehr als 800 nach Willkür aufgegriffene Bürger getötet werden. (Dann erst folgt die Bildung des Revolutionstribunals, das in drei Monaten über 1800 Bürger ohne Prozeß hinwürgt. Zur Feier eines republikanischen Festes werden elf schöne junge Frauen aufs Schafott geschickt, eine zwölfte wird, weil sie schwanger ist, begnadigt, doch erst, nachdem sie unter das Messer der Guillotine gelegt worden ist. Die Jakobiner in Paris hatten für Toulon kein Erbarmen. Danton, an der Spitze des Wohlfahrtsausschusses, sagte gegen einen, der für Fréron und Barras mildere Nachfolger wünschte: „In Toulon können wir kein weichherziges Mädchen, sondern nur eine Guillotine und eine Anzahl Henkersknechte gebrauchen.“ Nach dem Einzug verhütet General Dugommier die Absicht Frérons, alle Einwohner niederzumachen. Napoleon wirkt auf das Gemetzel hier und dort mäßigend ein.

Für den Konvent war die Eroberung von Toulon von äußerster Wichtigkeit, denn gerade gegenwärtig schickte England neue Truppen nach Südfrankreich, und Oesterreich hatte, auf Englands Drängen, vier Bataillone von Mailand nach Toulon unterwegs. Am 22. Dezember 1793 erhält Napoleon seine Anerkennung, durch vorläufiges Dekret der Konventsrepräsentanten wird er zum Brigadegeneral befördert, à cause „du zèle et d'intelligence dent il avait donné les preuves en contribuant à la reddition de la ville rebelle.“ Der General Du Teil schreibt an den Kriegsminister: „Mir fehlen die Worte, die Verdienste Bonapartes zu schildern: viel Wissenschaft, ebensoviel Intelligenz und zuviel Tapferkeit, das ist eine unzulängliche Skizze der Vorzüge dieses seltenen Offiziers; an Dir, Minister, ist es, ihn im Dienste der Republik zu halten.“ Auch Dugommier tritt für Napoleon ein. Er schreibt nach Paris, man müsse ihn befördern, „denn, wenn man undankbar gegen ihn wäre, würde dieser Offizier sich selbst befördern.“

In ungefähr acht Jahren, vom Herbst 1785 bis Ende 1793, ist also Napoleon vom Leutnant zum General aufgestiegen, er hat seine Einkünfte mehr als verzehnfacht, er ist als Kriegsmann im engern Kreise bekannt geworden, er steht bei den Machthabern in Paris in Ansehen. So tritt er in sein fündundzwanzigstes Lebensjahr ein.

Letizia hatte gut gesprochen, wenn sie zu Napoleon nach der Flucht aus Korsika sprach: „Warum überlassen Sie sich so dem Zorne? Es ist so schön, so edel, sich über die Wechselfälle des Schicksals erhaben zu zeigen. Nach allem, was quält Sie? Ein Hindernis, eine Belästigung? Was werden Sie denken, wenn ich Ihnen sagte, daß diese Wendung vielleicht ein Glück für Sie ist, daß das Dekret, das Sie ächtet, ein Zeugnis über Ihre glänzenden Fähigkeiten ist, womit Sie vor

wärtskommen und ein großes Ansehen erwerben werden. . . Napoleon, Korsika, ist nur ein unfruchtbarer Felsen, ein Winkelchen auf der Erde. Frankreich dagegen ist groß, reich, sehr bevölkert, und es steht in Flammen! Wohlan, mein Sohn, eine große Feuersbrunst; sie ist es wert, daß man sich der Gefahr aussetzt, alles dabei einzubüßen." (So nach den Memoiren des Grafen d'Oguereau.)

Ueberblick.

Der fünfundzwanzigjährige Napoleon.

Im Februar 1794 erhält Napoleon die Bestätigung seiner Beförderung zum Brigadegeneral, also nur Monate vor Vollendung seines fünfundzwanzigsten Lebensjahres. Was für ein Wesen ist er nun?

Vor allem ist er Korse, denn er hat all die hervorstechenden Eigenschaften seines Volkes: die ungemeine geistige Empfänglichkeit und Unruhe bei äußerer Schlichtheit und Gelassenheit, den Ernst, die Beständigkeit und das Maßvolle bei ausschweifender Phantasie, den rastlosen Ehrgeiz — bei allem ist er mit der Nase dabei — und die unbändige Rachsucht, den starken Familiensinn, die äußerste Tapferkeit, bei größter Zuverlässigkeit die vollkommene Anlage zu Tücke und Heuchelei, zu Gewaltsamkeit, zu jeder Gewissenlosigkeit, bei aller Gemessenheit die Anlage zum schrecklichsten Zorn, dann das Talent des Wortes (l'apanage de la nation corse), das grenzenlose Selbstgefühl und nicht zuletzt die Lust an der Politik, an politischen Umtrieben wie an politischen Geschäften. Rabulione nennen ihn die Seinigen, und sicherlich, er ist ein Rabulist, ein Mann der Ränke, also auch deswegen ein Korse. Aber daß er seine heimische Umwelt überragt, daß er noch etwas andres ist als ein Korse und noch etwas mehr als ein Bonaparte, das erkennt man schon, wenn man ihn mit seinen Brüdern vergleicht, mit Josef, Louis, Lucien. Von diesen ist Josef höchst eingebildet und ehrgeizig, doch kein Temperament, kein Mann der Tat. Aehnlich Monsieur Louis; er will hoch hinaus, doch er ist ein Kleinigkeitskrämer, ein Querkopf, einer mit den Anlagen zum Sonderling. Und Lucien? Seiner Einbildungskraft nach ist dieser Jüngling die Blüte der Bonapartes, eine Blüte des Korsentums. Er hat ein turmhohes Selbstvertrauen, ungemessenen Stolz auf seine Begabung, auf seine literarischen Talente, auf seine — wie er sagt — étonnante vélocité, auf seine

Ideen, die ihn — wie er sich ausdrückt — besuchen und derart bewegen, daß er sie sogleich aufs Papier bringen muß. Ein Visionär, ein Träumer, ein Schwärmer, der von sich sagt, daß er immer nachdenke, nicht aufhöre, sich in sich selbst zu vertiefen, der sich à la Young in Nachtgedanken ergeht, in Reflexionen über die Vergänglichkeit des Irdischen, über Tod und Unsterblichkeit, einer, der Außerordentliches von sich hofft, aber zu wenig Verstand und Selbstzucht hat, ein zu großer Hitzkopf ist, zu offenbar an einer Art Größenwahnsinn leidet, als daß man Großes von ihm erwarten könnte. Wie fürchterlich seine Beredsamkeit, wenn er als Redner auftritt, wie himmlisch sein Ausspruch, daß er schon ein zu gebildetes Herz habe, als daß er in öffentlichen Geschäften einem andren Impuls folgen könne als dem eignen. (Napoleon sagt später von ihm, daß er mit etwas Geist einen sehr schlechten Kopf vereinige, daß er den Furor habe, sich in die Politik zu mischen.) Ein köstlicher Kerl für den, der mit Humor auf ihn sehen kann, doch eine Gefahr für die Seinigen, weil er in seinem Leichtsinn geneigt ist, alles zu wagen und alles auf einmal. Von diesem Grunde, den Charakteren seiner Brüder, hebt sich Napoleons Charakter scharf ab; er ist ihnen ähnlich an Neigungen, an Begierden und Dreistigkeit, aber unähnlich an Temperament und Willenskraft, an Verstand und Fähigkeiten.

Ergründen wir ihn nach dem, was wir bis jetzt von ihm wissen!

Leicht sind als die Haupttriebe seiner Seele die Begierde nach Ehre und die nach Macht zu erkennen, als diesen untergeordnet oder dienend erscheinen seine Wißbegier oder Lust aus dem Wissen, seine Lust aus fremder Lust oder sein Altruismus und seine ästhetische Lust, d. h. die aus den Werken der Kunst. Wenn man nach seinem Gemüte fragt, darf man nicht außer Acht lassen, daß er ein Romane ist, ein lateinisches Gehirn, er hat Empfindung, doch von Empfindsamkeit oder Empfindelei nicht die Spur. Daß er sentimentale Schriften verfaßt hat, mit schwärmerischen Schriftstellern geschwärmt hat, wird man ihm nicht anrechnen können. Er war jung, arm, ein bedrückter Patriot, ein Offizier ohne Zukunft, er brauchte Tröstung, Erquickung, Beschäftigung für seine Phantasie, Erhebung, Illusionen für sein darbendes Dasein — sobald er handelnd auftritt, ist er alles eher als sentimental. Also ein Gemütsmensch auf dem Papier, in der Wirklichkeit das Gegenteil, bis zum Aeußersten, bis zum Gewaltmenschen. Seine Empfindung ist tief, aber nur, wenn sie auf Ehre und Macht gerichtet ist. Wenn er sich gütig zeigt, wenn er für andre etwas übrig hat, so sind diese seine Verwandten, deren Wohlergehen sowohl Sache seines Ehrgeizes wie seiner natürlichen Zuneigung ist, oder seine Freunde, die er gebraucht hat oder brauchen wird. Wenn er einen Platz für sich

will, schreitet er über Freunde hinweg, wenn jemand, der sein Gott war, ihm nicht zu Willen ist, schwört er ihn ab, versetzt er ihn unter die Teufel, wenn er sich berühmt machen und sich als mächtig zeigen will, geht er über Leichen. Er ist ein moderner Mensch, voll von humanen Gedanken, aber Humanität oder Moral erfüllen sein Gefühl nicht, binden ihn nicht, wenn er etwas für sich erreichen will. Er hat keine religiöse Brille, kein übersinnliches Gepäck, keinerlei Vorurteile, auf dem Wege zur schmackhaften Schüssel nicht das mindeste Bedenken — er ist dämonisch, bereit zu allem, wodurch er an die Spitze kommen kann. Ja, bei allem Ernst im Tagtäglichen, bei aller Gediegenheit in seinem Privatleben und in seinem Berufsleben, ist er eine ungezügelte Natur, ein Wilder, einer, der den Teufel im Leibe hat. Vor diesem Schöngeist mag sich jeder hüten, vor diesem Bewohner der idealen Welt, vor diesem Verächter von Liebe und Ehrgeiz mag jeder auf seiner Hut sein. Gemeine Eitelkeit, gewöhnliche Laster hat er nicht, als Privatmann ist er anständig, ehrliebend, achtbar.

Seine Denk- oder Urteilskraft, wie ist es damit? Er ist, wie gesagt, Schöngeist, aber zugleich — und das ist bezeichnend — ein Rechner, ein mathematisches Talent. Er ist phantasievoll und gelegentlich phantastisch, aber er hat auch kühlen Verstand, scharfe Beobachtungsgabe, ungemeinen Sinn für die Wirklichkeit, das, was man praktischen Blick nennt. Uebrigens zeigt sich bei seinem literarischen Geschmack, daß er keinen Humor hat; er liebt die Komödie nicht. (Man sieht wohl: Wenn die Natur, sozusagen, ein gefährliches Wesen erschaffen wollte, mußte sie ihm den Humor versagen — hatte er den, so war die Welt vor ihm errettet.) Ist er ein kritischer Kopf, ein selbständiger Denker? Das letzte gewiß nicht, d. h. nicht auf irgend einem wissenschaftlichen Gebiete. Bei den sozialen und politischen Dingen, die ihn so ernstlich beschäftigen, hatte er Gelegenheit, sich zu zeigen, aber da ist er ganz ohne Ursprünglichkeit. Wie sollte er auch auf Gebieten hervorragen, wo er nicht Fachmann ist, wo nicht einmal Condorcet, der Theoretiker der Revolution, als ursprünglicher Denker dasteht! Der junge Napoleon ist das tönende Gefäß des Zeitgeistes. Gleichwohl ist er nicht der, der alles unbesehen hinnimmt; er ist überlegend, kritisch genug, eine Frage zu durchdenken, wenn es darauf ankommt. Bei den Phantasien Rousseaus ist er nicht festzuhalten.

Was läßt sich von ihm erwarten? Von dem Kriegsmann das Größte — wer ihn vor Toulon gut sah, sah seine Zukunft. Aber in der Politik, in der Staatskunst? Seine politische Vergangenheit in Korsika ist alles andre eher, als gediegen und reinlich. Wenn er die Sache, das Wohl seines Vaterlandes wollte, brauchte er nur Paoli, den Vater des Vaterlandes, zu betreuen, aber er wollte eine Rolle spielen,

um jeden Preis. Daher griff er zu den verwerflichsten Mitteln und erntete daheim nur Schimpf und Schande. Nicht anders als um seine alte Liebe für Korsika steht es um seine neue für Frankreich. Er ist begeistert für die Grundsätze der Revolution, überhaupt für die dem achtzehnten Jahrhundert teure Idee des Fortschritts. Aber wenn man es nicht aus seinem eignen Munde wüßte, müßte man es für selbstverständlich halten, daß er die Revolution begrüßt, weil er durch sie etwas werden kann, daß er für die Menschenrechte zunächst deshalb ist, weil er nach seinem Geschmack zurechtkommen will, daß er in dem neuen Frankreich die mère patrie sieht, weil er zu den Seinigen von Korsika sagen mußte: Dieses Land ist nicht für uns. Ubi bene, ibi patria — wo er auf einen grünen Zweig kommt, da ist sein Vaterland. Kein Zweifel, er ist ein Mann von starker politischer Schmauslust. Köstlich also, wenn er seinen Bruder Lucien zur Zurückhaltung und Bescheidenheit ermahnt, wenn er ihm schreibt: „Mäßigen Sie sich in allem, wenn Sie glücklich werden wollen." Köstlich, wenn er ihm versichert, er wünsche nur eine friedliche Existenz, wo er sich selber und den intimen Freuden der Familie zu leben habe. Köstlich auch, wenn er beteuert, er würde sich mit 4—5000 Franken Rente zurückziehen, wenn er die beklagt, die eine Rolle spielen, und wenn er urteilt: „Die Völker sind es kaum wert, daß man so viel sorgt, um ihre Gunst zu verdienen." Lucien kennt ihn gut. Im Jahre 1792 schreibt er über ihn an Josef: „Ich habe bei Napoleon immer einen Ehrgeiz wahrgenommen, nicht ganz und gar selbstsüchtig, aber einen, der in ihm seine Liebe für das Gemeinwohl übersteigt; ich glaube, daß er in einem freien Staate ein gefährlicher Mensch wäre . . . Er scheint mir das Zeug zu einem Tyrannen zu haben, und ich glaube, daß er es wohl sein würde, wenn er König wäre, und daß sein Name für die Nachwelt und den empfindlichen Patrioten ein Schreckensname sein würde . . . Ich sehe, und nicht erst seit heute, daß Napoleon im Falle einer Revolution versuchen würde, sich oben zu halten, und ich halte ihn sogar für fähig, um seines Glückes willen, die Partei zu wechseln."

Genug, Napoleon mit fünfundzwanzig Jahren, der General Bonaparte anno 1794, ist ein Mann von hohem Ehrgeiz und seltener Tatkraft. Er hat wie je einer die autoritären Instinkte und die faculté maîtresse. Er ist höchst kampflustig und im Kampfe ohne Bedenken. Er ist als Militär der große Bombardier, als Politiker einer, der unaufhörlich fermentiert. Wenn er an die Spitze kommt, sei es in einem Heere oder gar im Staate, so wird er ein Führer und ein Gewalthaber ohnegleichen sein.

Zweiter Abschnitt.

Der General Bonaparte.

1794—99.

1. Bis zum Ersten italienischen Feldzug.

A. Auf dem Wege zum Wendepunkt vom 13. Vendémiaire.

Von der Beförderung Bonapartes zum Brigadegeneral bis zu seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der Armee von Italien verfließen die zwei Jahre vom Februar 1794 bis zum März 1796. Diese Zeit ist einesteils seine Vorbereitungszeit auf seinen ersten Feldzug, anderenteils wird er in ihr von den politischen Zuständen und Ereignissen in Frankreich berührt und verhält sich dabei so, daß er zu einer politischen und militärischen Rolle berufen wird, d. h. auf den Weg zum ersten wichtigen Wendepunkt in seinem Leben, auf den Weg zum 13. Vendémiaire gelangt. Wir betrachten, um klar zu sehn, beides besonders.

Seit März 1794 steht Napoleon als General der Artillerie bei der Armee von Italien, deren Hauptquartier Nizza ist. Er dient unter dem Konvent, unter dem von Robespierre geleiteten Wohlfahrtsausschuß. Er ist ein Parteigänger der Pariser Schreckensmänner; seine Freundschaft mit Robespierre dem Jüngeren, der als Konventskommissar bei der Armee weilt, sein enger Zusammenschluß mit diesem Manne, der an Schamlosigkeit und Blutdurst seinen älteren Bruder übertrifft, zeigt das. Doch man erkennt leicht das bei seinem Unabhängigkeitssinn Selbstverständliche: er benutzt die Machthaber, sich im Dienste zu erhalten und zu fördern. Der jüngere Robespierre sieht nämlich in dem General, den man seinen geheimen Rat nennt, seinen militärischen Berater, er und der Konventskommissar Ricord nehmen von ihm insgeheim einen Angriffsplan gegen die verbündeten Sarden und Oestreicher an. Der intelligente Robespierre hat offenbar von Napoleons Befähigung die beste Meinung, empfiehlt er ihn doch im April 1794 dem Wohlfahrtsausschuß als einen Mann von ungewöhnlichem Werte. Aber zugleich

urteilt er: Bonaparte „ist Korse und gewährt keine andren Garantien als die eines Angehörigen dieser Nation, der den Schmeicheleien (!) Paolis widerstand, und dessen Eigentum durch diesen Verräter (!) verwüstet wurde.“ Mit andren Worten: Er ist ein Korse, der, ohne auf eine Partei eingeschworen zu sein, in Frankreich vorwärts kommen will. Wirklich lag dem General nichts weniger im Sinne, als sich zum Werkzeug des Wohlfahrtsausschusses herzugeben, denn als Robespierre ihm die Stelle des Befehlshabers von Paris anbietet, lehnt er sie ab. Glaubwürdig klingt es demnach, wenn Lucien Bonaparte in seinen Memoiren erzählt, Napoleon habe das Anerbieten mit seinen Brüdern besprochen und auf sein Zureden erwidert: „Ah, das muß überlegt werden. Es ist in Paris nicht so leicht, seinen Kopf zu behalten, wie in S. Maximin. . . Der jüngere Robespierre ist liebenswürdig, aber sein Bruder versteht keinen Spaß. Mein Platz ist bei der Armee. Paris werde ich später einmal befehligen. . . Was sollte ich jetzt auf dieser Galeere?“ Man kann sich daneben auch das gefallen lassen, was Charlotte Robespierre in ihren Memoiren über die politische Haltung des Generals sagt. „Bonaparte,“ versichert sie, „war Republikaner, ich möchte sagen: Montagnard, wenigstens machte er mir zu der Zeit, als ich mich in Nizza befand (1794), diesen Eindruck durch die Art, die Dinge anzusehn. In der Folge haben ihm seine Siege den Kopf verdreht und ihn nach der Herrschaft über seine Mitbürger streben lassen. Aber als General der Artillerie bei der italienischen Armee war er der Partisan einer weitgehenden Freiheit und wahrhaften Gleichheit.“ Also: ein Republikaner im allgemeinen, mit dem Munde, ein militärischer Politiker, der es mit den Machthabern hält, doch eine enge Verbindung mit ihnen meidet. Uebrigens ein General, der in seiner Brigade jeden tüchtigen Adligen schätzt und schützt, im Dienste ein unpolitischer Offizier.

Wie ergeht es Napoleon nach dem 9. Thermidor, nach dem Sturz und der Hinrichtung Robespierres in Paris im Juli 1794?

Er gilt als Robespierrist, es ist daher selbstverständlich, daß er den Gemäßigten, die nun im Konvent die Oberhand haben, verdächtig erscheint. In der Tat, kaum ist die Pariser Schreckensherrschaft beseitigt, da machen die neuen Machthaber dem General seine Verbindung mit dem jüngeren Robespierre zum Vorwurf; man klagt ihn an, er habe sich mit diesem verschworen, der Reaktion den Süden Frankreichs in die Hände zu spielen, d. h. er habe gar nicht den Willen gehabt, den verabredeten, geheim gehaltenen Angriffsplan auszuführen. In dieser gefährlichen Lage läßt auch Saliceti seinen Landsmann im Stich. In der Verfügung, die er mit den beiden andren Kommissaren, Albitte und Lapporte, erläßt, heißt es: „Die Vertreter

des Volkes . . . in Anbetracht, daß der General Bonaparte . . . durch das höchst verdächtige Verhalten und vor allem durch die Reise, die er letzthin nach Genua gemacht hat, ihr Vertrauen völlig verloren hat," beschließen seine vorläufige Enthebung von seiner Stellung, seine Verhaftung und die Beschlagnahme seiner Papiere. Mit der Reise ist die Sendung des Generals von Mitte Juli gemeint; er hatte da den geheimen Auftrag gehabt, die Festungen Genua und Savona und ihre Umgebungen auf ihre militärische Bedeutung zu prüfen, dann auch, die Gesinnung der genuesischen Regierung gegenüber Oestreich und Sardinien zu erkunden. Vielleicht, um sich selbst vor Verdächtigungen zu schützen, verklagt nun Saliceti Bonaparte beim Konvent als unredlichen Planmacher. Die Folge ist: Napoleon wird seiner Stellung enthoben und am 12. August im Fort Carré bei Antibes in Haft gesetzt.

Wie verhält er sich da?

Er hatte schon vor seiner Verhaftung einen Schritt getan, um die neuen Machthaber über seine politische Gesinnung zu beruhigen. Er schrieb nämlich an Tilly, den französischen Geschäftsträger in Genua, über sein Verhältnis zu dem jüngern Robespierre: „Ich war etwas ergriffen von seiner Katastrophe, denn ich liebte ihn und hielt ihn für makellos. (!) Aber wärs mein Vater gewesen, ich hätte ihn mit eigner Hand erdolcht, wenn er sich zum Tyrannen hätte aufwerfen wollen." Jetzt, in der Haft — sein Glück war, daß man ihn nicht nach Paris gebracht hatte —, jetzt richtete er an die Konventskommission eine Rechtfertigungsschrift. Er will vor allem seinen lautern Patriotismus anerkannt wissen. „Habe ich nicht," schreibt er, „seit Beginn der Revolution an ihren Grundsätzen festgehalten? Hat man mich nicht im Kampfe gesehen gegen den Feind im Innern, wie als Soldat gegen die Fremden? Ich habe den Aufenthalt in meinem Departement geopfert, mein Hab und Gut verlassen, alles verloren für die Republik." (Das war freilich eine schöne Lüge, denn er hatte sich in Korsika nur durch seine ehrgeizigen Machenschaften unmöglich gemacht.) „Soll ich also mit den Feinden des Vaterlandes zusammengeworfen werden? Sollen die Patrioten unüberlegtermaßen einen General verlieren, der der Republik nicht ohne Nutzen gewesen ist? Sollen die Vertreter die Regierung nötigen, ungerecht und unpolitisch zu handeln? Hört mich, nehmt den Druck von mir, der auf mir lastet, verschafft mir die Achtung der Patrioten wieder, und eine Stunde später, wenn die Böswilligen mein Leben wollen, werde ich es ihnen gern geben; ich schätze es so gering und habe es oft genug verachtet, ja nur der einzige Gedanke, daß es noch einmal dem Vaterlande nützen könnte, läßt mich seine Last mit Mut ertragen." So ergeht sich der

Digitized by Google

verhaftete General in Liebesbekenntnissen an die mère patrie und mit Erfolg. Saliceti, der nichts mehr für sich zu fürchten hat, tritt wieder für ihn ein, er und der andre Volksvertreter, Albitte, berichten dem Wohlfahrtsausschuß über ihn, „daß die Untersuchung seiner Papiere und alle Ermittlungen, die wir angestellt, uns zu der Erkenntnis geführt haben, daß nichts Tatsächliches vorliegt, seine Haft noch länger aufrecht zu halten." Ueberdies sei es an dem, „daß die militärischen und örtlichen Kenntnisse des besagten Bonaparte dem Staate nützlich sein könnten." Schon am 20. August ist Napoleon wieder in Freiheit, und Mitte September ist er als Artilleriegeneral wieder eingesetzt.

Wir übergehen sein Dienstleben während des folgenden halben Jahres und stellen fest, daß er im März 1795, nach dem Scheitern der Unternehmung der Republik gegen Korsika, ohne Kommando ist und zur Westarmee versetzt wird, die unter dem General Hoche in der Vendée steht. Diese Versetzung auf einen Schauplatz, den er seiner Talente unwert fand, und gar zur Infanterie, erregte Napoleons tiefsten Verdruß, aber sie wird, infolge seiner Weigerung zu gehorchen, zu einem neuen Wendepunkt in seinem Leben. Er geht nach Paris, verweilt dort, anstatt sich auf seinen Posten zu begeben, und findet bald Gelegenheit, als Militär eine wichtige Rolle zu spielen, eine Rolle, die ihn auf den Weg des Ruhmes bringt.

Anfang Mai 1795 ist der General Bonaparte in Paris, mit ihm sind dort Marmont und Junot, seine Adjutanten. Er will Zeit gewinnen und sein Schicksal verbessern. Das heißt: er ist einerseits darauf aus, sich am Kommando bei der Westarmee vorbeizudrücken, andrerseits, sich bei den neuen Machthabern als Kenner des italienischen Kriegsschauplatzes zur Geltung zu bringen. Er will also in die Bahn, aus der er hinausgedrängt worden ist, wieder hinein. Ein Glück für ihn, daß er kränklich aussieht, deshalb bekommt er einen Krankheitsurlaub, findet er die Möglichkeit, sich in Paris aufzuhalten, ohne fürs erste seine Stellung zu gefährden. Wenn er abwarten wollte, ob die jakobinische Reaktion gegen die Thermidorianer Erfolg hätte, so wußte er nach dem Mißlingen des Aufstandes vom 20. Mai, daß er sich fortan nicht im geringsten dem Verdachte aussetzen durfte, nicht für die Thermidorianer zu sein. In dieser Krisis, wo Saliceti vor dem Konvent angeklagt wird, geht Napoleon für einige Tage nach Châtillon zu den Eltern Marmonts. Als er dann den Befehl bekommt, sich endlich zur Westarmee zu begeben, steht er vor der Wahl, zu gehorchen oder nach Verlust seiner Stellung sein Heil bei den politischen Gewalthabern zu suchen. Er entscheidet sich für das letzte. Zu seinem Glück stehen unter den Thermidorianern unter andren

Fréron und Barras voran, mit denen er vor Toulon bekannt geworden war. Wenn er Barras für sich hat, kann er hoffen, einen neuen Platz zu erlangen, nachdem er den alten verloren hat.

Der neue Gönner, den sich Napoleon erkor, Nikolas Graf von Barras (1755—1829), war von altem Adel. Er hatte in Ostindien tapfer gegen die Engländer gekämpft, seit dem Beginn der Revolution eifrig an ihr teilgenommen. Er saß im Konvent, zersprengte am 9. Thermidor, als Oberbefehlshaber der Truppen von Paris, die Truppen der Kommune und lieferte Robespierre aufs Blutgerüst. Er ist nun die Seele der Regierung, und nach Verkündung der neuen Verfassung (im August) steht er als Mitglied des Direktoriums an der ersten Stelle. Ein niedriger Charakter dieser Mann, den der junge General umwirbt. Er hat zwar, obwohl er ein wenig Eisenfresser ist, gute Manieren, und er ist kühn und unerschrocken, aber er benutzt seine Macht, seinen Leidenschaften zu frönen. Er ist eitel, habgierig, käuflich, verlogen, er liebt den Luxus und das Spiel. Er ist hinter den Weibern her, wobei er sich freilich nur mit Damen des Ancien Régime abgibt, denn er, der sich im politischen Leben mit denen gemeinmacht, die er verachtet, will in seinem Privatleben Anmut, Eleganz, Vornehmheit. Im ganzen: ein Politiker, der für den Meistbietenden zu haben ist, ein Machthaber der verächtlichsten Art.

An die vier Monate ist Napoleon in Paris, er ahnt nicht, wie bald sich sein Schicksal günstig gestalten wird. Am 12. August schreibt er an Josef: „Mir liegt sehr wenig am Leben .... Ich bin fortwährend in der Stimmung, worin man sich am Vorabend einer Schlacht befindet, d. h. erfüllt von dem Gefühle, daß es eine Torheit wäre, sich Sorgen hinzugeben, wenn der Tod, der alles endet, vielleicht in nächster Nähe ist. Immer fühle ich mich getrieben, dem Schicksal Trotz zu bieten, und wenn das so fortgeht, mein Freund, werde ich bald nicht mehr zur Seite treten, um einem Wagen auszuweichen.“ Das ist wohl der Höhepunkt seiner Verzweiflung, denn durch Barras und Fréron macht er die Bekanntschaft eines Mitglieds des Wohlfahrtsausschusses, des einflußreichen Boissy d'Anglas, der ihn Doulcet Pontécoulant, dem Vorsitzenden der militärischen Kommission des Ausschusses, empfiehlt, und mit dem Erfolge, daß Pontécoulant ihn zum Berater bei den italienischen Kriegssachen annimmt. (Davon später.)

Natürlich benutzt Napoleon die Gelegenheit, sich bei der Kommission über seine Versetzung zur Westarmee zu beschweren. In seiner Beschwerdeschrift sagt er: „Der General Bonaparte, der die Artillerie unter sehr bedenklichen Umständen kommandiert und zu den hervorragendsten Erfolgen beigetragen hat, erwartet von der Gerechtigkeit der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, denen die militärischen

Dinge unterstehn, daß sie ihn in seine Funktionen wiedereinsetzen und ihm den Schmerz ersparen, seinen Platz von Männern eingenommen zu sehen, die sich stets abseits gehalten haben, unsren Siegen fremd sind, und die heute hervortreten, um die Früchte der Siege an sich zu reißen, deren Gefahren sie vermeiden wollten." Hiernach ist der Beschwerdeführer voll Hoffnung. Vielleicht wollte er sich nur ins rechte Licht stellen, als er Ende August darum ersuchte, nach Konstantinopel entsandt zu werden, um die Artillerie des Sultans zu reorganisieren. Die Ablehnung seines Gesuches — der Wohlfahrtsausschuß lehnt es ab, „in diesem Augenblick einen so ausgezeichneten Offizier aus der Republik ziehen zu lassen" — die Ablehnung ist ihm dermaßen erträglich, daß er am 8. September an Josef schreibt: „Ich sehe nur Angenehmes in der Zukunft, und wenn es auch anders sein sollte, so muß man eben von der Gegenwart leben. Der Mutige verachtet die Zukunft." Doch auf solche Hoffnungsseligkeit folgt bald eine Enttäuschung. In der militärischen Kommission tritt an die Stelle Pontécoulants der Bonaparte nicht wohlgesinnte Letourneur, nun wird er nicht nur mit seiner Beschwerde abgewiesen, sondern auch wegen seines Ungehorsams gegen den Befehl, sich zur Westarmee zu begeben, aus der Liste der Generale gestrichen. (Sein entschiedenster Widersacher war dabei der Kriegsminister Aubry, Carnots Nachfolger, ein früherer Offizier, dem die schnelle Beförderung Napoleons mißfiel. Als dieser sich um ein selbständiges Artilleriekommando bei ihm bewarb, sagte er, er sei zu jung dazu. Schlagfertig erwiderte Napoleon: „Man altert schnell im Feldlager, und ich komme daher.") Dahin war er also, so viele Gönner er hatte, am 15. September gelangt. Ohne Stellung, ohne Einkommen, aus der Bahn geworfen, und das gar durch die Kriegskommission, wo vor kurzem sein italienisches Kriegsprogramm gebilligt worden war — fürwahr, er sah „nur Angenehmes in der Zukunft!" Woher würde die Welle kommen, stark genug, ihn wieder emporzutragen?

Politische Ereignisse sind es, die den Exgeneral Bonaparte innerhalb dreier Wochen an einen Platz gelangen lassen, wo er aller Sorgen um seine Zukunft ledig ist. Der Konvent steht zur Zeit, im August 1795, wo die neue Verfassung in Kraft treten soll, im Zeichen der Furcht vor den Royalisten. Im Juni war im Temple der zehnjährige Dauphin (Ludwig 17.) an den erlittenen Mißhandlungen zugrunde gegangen, seither wühlten in Frankreich die Agenten des Bruders des hingerichteten Königs, Ludwigs 18. zu Verona. In der Vendée, wo Hoche kaum die Ruhe wiederhergestellt hatte, tobte wieder ein Aufstand der Königlichen, überhaupt schöpften die Parteigänger des Ancien Régime aus der Mäßigung, womit die Thermidorianer

auftraten, neue Hoffnungen auf den Sturz der Republik. Aber die royalistische Gefahr war die geringste; ja die Republik war keineswegs gefährdet, da die Masse der Urwähler, der dritte Stand, der die Revolution gemacht hatte, nur begehrte, daß bei der Einführung der neuen Verfassung die republikanische Wahlfreiheit geachtet werde. Die Frage drehte sich um die Wahlen für die beiden Räte, deren Bildung die Verfassung vorschrieb, um den Rat der Fünfhundert und den Rat der Alten. Da erließ der Konvent die Dekrete vom 22. und vom 23. August, wonach zwei Drittel seiner Mitglieder dem neuen gesetzgebenden Körper angehören sollten und die Wähler nur das dritte Drittel zu wählen hatten. Gegen diese Beschränkung der Wahlfreiheit erhoben sich vor allem die Pariser Sektionen, die Versammlungen der Bürger, die als Steuerzahler wahlberechtigt waren. Demnach stehen bei dem Verfassungswerk des Jahres 3 der Republik gegen einander: die republikanische Mehrheit des Konvents, die Thermidorianer, die, um sich an der Macht zu halten, bei den Resten der jakobinischen Partei, bei den Terroristen Hilfe suchen, und die gemäßigte demokratische Wählerschaft, der besitzende und aufgeklärteste Teil des Volkes, der sein Wahlrecht ungeschmälert ausüben will. Hier Republikaner ohne andre Vorbehalte als die verfassungsmäßigen, dort Republikaner, die vor ihrem eignen Verfassungswerk nicht zurücktreten wollen, weil sie davon für den Bestand der Republik Unheil befürchten. Uebrigens war der Konvent wegen der drückenden Maßregeln, die er seit zwei Jahren erlassen hatte, verhaßt, die mittleren und die höhern Klassen wünschten seinen Sturz, ebenso ein großer Teil der Pariser Arbeiter und die gesamte Jugend von Paris. Wenn nun an den Republikaner Bonaparte die Aufforderung ergeht, in dem politischen Streit Partei zu ergreifen, wofür wird er sich entscheiden? Für die Souveränität des Volkes oder für das Belieben der gegenwärtigen Machthaber?

Das, was er selbst über sein Verhalten in der Krisis von 1795 berichtet hat, ist unzuverlässig, doch sicherlich gehörte seine politische Neigung nicht dem Konvent. Als Napoleon am Abend des 12. Vendémiaire aus dem Theater Faydeau kam, sagte er zu Junot: „Ah, wenn die Sektionen mich an ihre Spitze stellten, ich würde dafür einstehn, sie in zwei Stunden in die Tuilerien zu bringen und alle diese elenden Konventionellen daraus zu verjagen.“ Aber das hieß nur: Wer mich wirbt, der hat mich! Denn nur Stunden später tritt er auf die Seite der „elenden Konventionellen,“ die durch Barras um ihn warben. Offenbar entscheidet er sich nicht nach politischen Erwägungen, sondern nach militärischen. Der Konvent verfügt gegenüber den 20—25 000 Mann Nationalgarden der Sektionen über ungefähr 5000 Mann geschulter Truppen. Ein Militär, wenn er die

Wahl hat, kann da nicht zaudern, wenn er Linientruppen bekommen kann, wird er sie der fünffachen Uebermacht der Milizen vorziehn.

Der Kampf zwischen dem Konvent und den Sektionen entwickelt sich schnell. Am 11. Vendémiaire (3. Oktober) treten die Sektionen im Odeon auf, um ihre Kräfte zu prüfen, am 12. beginnt die durch Zahl und Kühnheit hervorragende, im Mittelpunkt der Stadt liegende Sektion Le Pelletier den Aufstand. Der Konvent, der bei den ersten Nachrichten von den Unruhen seine Sitzung für dauernd erklärt hat, zieht seine Truppen zusammen und bewaffnet einige tausend „Patrioten," d. h. er gibt den unlängst entwaffneten Jakobinern die Waffen wieder. Dann, nachdem der Kommandant der Konventstruppen, General Menou, vor dem Widerstand der Sektion Le Peletier zurückgewichen und unter dem Verdachte des Verrats abgesetzt worden ist, ernennt der Konvent Barras zum Oberbefehlshaber, und dieser überträgt in der Nacht zum 13. Vendémiaire Bonaparte die Leitung der militärischen Vorkehrungen. Nun sind die Gegner des Konvents verloren. Bonaparte, schnell über die Lage im klaren, erläßt Befehl auf Befehl, um die Tuilerien in ein gesichertes Heerlager zu verwandeln. Den Gegnern zuvorkommend, läßt er durch ein Reitergeschwader unter Murat die Kanonen der Nationalgarde aus dem Park von Meudon holen. Er stellt an den Tuilerienzugängen hinter die Batterien seine Truppen auf und bewaffnet siebenhundert Abgeordnete, um sie als Reserveheer zu verwenden. Am 13. verhandelt man zunächst. Dunican, der unfähige Führer der Nationalgarden, schlägt einen Vergleich aufgrund der Entlassung des Patriotenbataillons vor, doch der Konvent lehnt ab. Da fallen Schüsse, vielleicht auf Bonapartes Befehl. (Wenigstens behauptet er es selbst. Auf St. Helena sagt er, er habe alle Mühe gehabt, Barras den Befehl zum Feuern zu entreißen.) Durch sein Kartätschenfeuer säubert Bonaparte schnell die Umgebung der Tuilerien. Er bringt die Nationalgarde zur Auflösung, vervollständigt ihre Flucht durch blinde Schüsse. Bis zum Morgen des 14. besetzt er, ohne Widerstand zu finden, alle wichtigen Punkte. Mit einigen hundert Toten auf beiden Seiten ist der Sieg des Konvents erreicht.

Was wird aus dessen Retter, aus dem Mann vom 13. Vendémiaire?

Barras hatte den Exgeneral zu seinem Leutnant gemacht, ihn damit in den Heeresdienst wiedereingestellt. Er und Fréron preisen am 10. Oktober im Konvent seine weisen Anordnungen und bewirken seine Ernennung zum général en second de l'armée de l'intérieur. Das ist die Wendung: der ehemalige Artilleriegeneral bekommt ein Armeekommando. Aber Napoleon will auch

einen höhern Rang als den, den er zuletzt hatte, er bittet um das Patent eines Divisionsgenerals und bekommt es am 16. Oktober. Und dann gar, als Barras nach der Auflösung des Konvents Mitglied des Direktoriums geworden ist, ersetzt er diesen im Kommando, er wird am 26. Oktober Oberbefehlshaber der Armee des Innern. So ist der entlassene Offizier innerhalb dreier Wochen an die höchste militärische Stelle gelangt — er ist der Mann geworden, der der Regierung und dem gesetzgebenden Körper für ihre Sicherheit bürgt, dem Staate für die öffentliche Ruhe. Was wunder, daß er jetzt den Kopf hoch trägt. Marmont sagt von seinem Wiedersehen mit Napoleon: „Er trat schon mit der außerordentlichen Sicherheit auf, mit der Miene der Erhabenheit . . . mit dem Bewußtsein seiner Wichtigkeit."

Fürwahr, in den folgenden Monaten kann man in Paris einen Vorgeschmack von dem Zustande bekommen, worin sich das Land befinden wird, wenn Bonaparte als Diktator auftritt. Der General weiß, jeden Widerstand im Keime zu ersticken, er weist volkstümliche Forderungen mit schneidendem Ernste ab, er setzt sich in den Ruf eiserner Strenge, er wirkt vor allem durch die Furcht, die er erweckt. Als Vertreter der Regierung spricht er in einem Tone gemessener Ueberlegenheit. Er fragt nicht viel nach dem Direktorium, es scheint, daß alles nur von ihm abhängt. Seit einem Jahrzehnt hat man in Paris derartiges nicht erlebt. Und welche Umsicht und Rührigkeit! Bonaparte erneuert die Nationalgarde, bildet Garden für das Direktorium und für die beiden Räte. Er beschützt Abkömmlinge des alten Adels, ruft Generale zurück, die vormals bei den Regierenden in Ungnade gefallen waren, er bringt seine Anhänger in die Stämme der Garden, er verteilt Aemter an seine Freunde und Verwandten, er kümmert sich um jeden und mischt sich in alles. Ein solcher Mann mußte dem Direktorium (Barras, Carnot, Rewbell, Letourneur, Larevellière-Lépeaux) bald nützlich, bald lästig sein. Aber nur durch Erweisung einer besonderen Gunst konnte man ihn loswerden — der Gedanke lag nahe, ihn bei erster Gelegenheit in erster Stellung da zu verwenden, wo er am besten verwendbar war, auf dem Kriegsschauplatz in Italien.

Wir wenden uns in der Zeit zurück, um die unmittelbare und die mittelbare Befassung Napoleons mit den Dingen in Italien kennen zu lernen.

B. Vorbereitung auf den italienischen Feldzug.

Im Winter 1793/94 beginnt der General Bonaparte auf dem italienischen Kriegsschauplatze, im Kriege der Französischen Republik gegen Oestreich und Sardinien, eine Rolle zu spielen. Die Lage ist: Seit September 1792 hatten die Franzosen Savoyen und Nizza besetzt, aber die Armee von Italien, durch die Aufstände in Südfrankreich (Marseille, Lyon, Toulon) an ihrer Operationsbasis gefährdet und in ihrer Unternehmungskraft gelähmt, hatte bisher nicht vermocht, über die Alpen nach Piemont vorzudringen. Die Armee, die seit Mitte 1793 vom General Kellermann, dem Oberbefehlshaber der Alpenarmee, befehligt wird, befindet sich in der Verteidigung. Da wird Bonaparte von den Volksvertretern Barras, Saliceti und Fréron beauftragt, die zur Küstenverteidigung von der Rhone bis zum Var getroffenen Maßnahmen zu prüfen. Das hat er getan, als er im März 1794 nach Nizza zurückkehrt und ihm das Kommando der Artillerie der Armee von Italien übertragen wird. Nun, wo die Aufstände in Südfrankreich unterdrückt und die militärischen Kräfte der Republik im Südosten wieder frei sind, kann der Angriff auf Oestreich und Sardinien geplant werden, und dabei ist Bonaparte der einflußreichste, der Planmacher. Die Volksvertreter bei der Armee von Italien und bei der Alpenarmee und die Führer beider Armeen nehmen bei ihrer Beratung im Mai den Angriffsplan Bonapartes an, seinen Plan pour la seconde opération préparatoire à l'ouverture de la campagne de Piémont. Da wird die Vereinigung beider Armeen gefordert, um in Piemont mit überlegener Kraft aufzutreten. Nach diesem Plane macht Bonaparte im Juni, unter veränderten Umständen, einen zweiten und demnächst, in Gemeinschaft mit Robespierre dem Jüngeren, einen dritten Plan. In dem dritten Plan heißt es: Der Angriff auf Piemont trifft Oestreich in seinen italienischen Besitzungen, er bedeutet ein höchst wirksames Vorgehn zu Gunsten der Kämpfe am Rhein und an der Nordgrenze und kann, wenn er erfolgreich ist, durch die Lombardei und Tirol gegen Deutschland fortgesetzt werden, während die Rheinarmeen Oestreich ins Herz treffen. „Man muß Deutschland treffen, nicht Spanien und nicht Italien. Auch wenn wir große Erfolge erringen, dürfen wir doch niemals die falsche Richtung nehmen und uns tief nach Italien hineinbegeben, solange Deutschland uns noch eine furchtbare Front bietet und noch nicht geschwächt ist . . . (es müßten) Politik und Interesse uns stets die Richtung auf Wien geben." Es folgt — wir wissen es schon — Bonapartes Reise nach Genua mit geheimen Aufträgen und nach dem Sturze Robespierres seine Verhaftung. In

dieser ersten Zeit nach dem 9. Thermidor werden vom Wohlfahrtsausschuß alle militärischen Operationen vertagt. Aber schon im September ist Bonaparte wieder tätig, an den Maßnahmen, die die Küste und die Verbindungen der Armee mit Genua gegen einen Vorstoß der Oestreicher sichern sollen, hat er großen Anteil. Ueber den Erfolg am 21. September bei Dego, wodurch die Oestreicher bis Acqui zurückgedrängt werden, schreibt nämlich der Chefgeneral Dumerbion an den Wohlfahrtsausschuß: „Dem Talent des Artilleriegenerals verdanke ich die klugen Anordnungen, die mir den Erfolg verschafften.“ Nun, nach dem Siege bei Dego, hätte man zum Angriff übergehn können, da jedoch Carnot im Wohlfahrtsausschuß für die Wiedereroberung Korsikas den Ausschlag gab, mußte die Armee zur Unterstützung an der Küste bleiben. Bonaparte, obwohl mit der artilleristischen Vorbereitung des Zuges gegen Korsika betraut, verbringt den Herbst 1794 mit Anlegen von Küstenbatterien von Vado bis zum Var, um den Schiffsverkehr von Genua bis Nizza zu sichern. Er sah die Expedition nach Korsika für einen militärischen Spaziergang an. (So äußerte er sich in einem Briefe.) Als aber die französische Flotte im März 1795 von der englischen zwischen Capo Corso und Livorno geschlagen worden war und die Wiedereroberung aufgegeben wurde, hatte er kein Kommando. Dann zur Westarmee versetzt, geht er nach Paris, und hier läßt er, wie wir sehen werden, die italienischen Dinge nicht einen Augenblick aus den Fingern.

Wo ist in dieser Zeit in Paris ein namhafter Politiker, der den General Bonaparte nicht kennte? Dieser belagert die Mitglieder der Konventsausschüsse, teilt jedem Abgeordneten, dessen er habhaft wird, seine Gedanken über Krieg und Sieg in Italien mit. Bei seinen sechsundzwanzig Jahren spricht er in einem hohen Ton, mit einer Sicherheit, einer Autorität, die ihn bei den einen in den Ruf eines unseligen Plänemachers bringen, ihm bei den andren, die Verständnis von der Sache haben und sich näher mit ihm einlassen, volle Zustimmung eintragen. Wir wissen schon, er ist Pontécoulant als Sachverständiger empfohlen worden, er findet bei ihm großes Vertrauen und daher Gelegenheit, sich vor der Kriegskommission auszusprechen. „Es kommt,“ so schildert Pontécoulant Napoleons Auftreten, „ein junger Mensch, abgezehrt und fahl, mit krummer Haltung, von gebrechlichem und kränklichem Aeußern, aber sein Adlerblick belebt sich, während er spricht, und scheint bei den Worten Armee, Schlacht und Sieg Blitze zu entsenden. Er antwortet auf die ihm gestellten Fragen, indem er einen wunderbaren Eroberungs- und Einfallsplan vorträgt.“ Pontécoulant darauf: „General, Ihre Ideen sind glänzend und kühn, doch sie müssen mit ruhiger Ueberlegung geprüft werden, ehe man an ihre

Ausführung denken kann. Haben Sie also die Güte, sich Zeit zu nehmen und mir mit kühler Ueberlegung einen Bericht zu machen, den ich der Kommission vorlegen werde." Bonaparte: „Zeit ist nicht vonnöten, Bürgervertreter; mein Plan ist so gereift in meinem Kopfe, daß mir eine halbe Stunde genügt, um alle Einzelheiten zu entwickeln. Eine Feder, zwei Blätter Papier, das ist alles, was ich von Ihrer Gefälligkeit erbitte." „Dies gesagt, und in demselben Augenblick entwirft (Bonaparte) am Ende des Tisches der Kommission mit reißender, kaum lesbarer Schrift den ganzen Plan des großartigen italienischen Feldzugs, den er selbst ein Jahr später ausführt." Mag sich die Szene so oder ähnlich abgespielt haben, gewiß ist: der General legte der Kriegskommission eine Denkschrift über die Armee von Italien vor, worin der Feldzug von 1796 im Keime enthalten war. Und wahrscheinlich wurde er infolge dieser Denkschrift der Sektion für die Ausarbeitung von Feldzugsplänen zugewiesen. Damit wurde Napoleon tatsächlich Carnots Nachfolger, denn bald ergingen an die Armee von Italien Anweisungen, die seinen Kriegsplänen entsprachen. Der General dort, Kellermann, hat also seit August 1795 in Paris einen scharfen Kritiker seiner Operationen, ein Stratege arbeitet da im topographischen Bureau, dessen Pläne er ausführen soll. Was will Bonaparte? Wie vordem, als er bei der Armee war, den Angriffskrieg. Aber da Preußen seinen Frieden mit Frankreich gemacht hat (April 1795 zu Basel) und der Friede mit Spanien nahe ist, faßt er den Krieg in Italien nicht mehr als eine Diversion zu Gunsten des Krieges in Deutschland auf, sondern sagt: Der entscheidende Schlag gegen Oestreich ist in Italien zu führen. Er fordert, daß schnell mit Spanien Frieden geschlossen werde, daß man durch die dann frei werdenden Truppen die Armee von Italien verstärke, daß man sich auf der italienischen Riviera ausdehne, dort von Süden her die Apenninen übersteige, Piemont vereinsame, den König von Sardinien von Oestreich zu Frankreich herüberziehe und die Lombardei besetze. Sobald das französische Heer vom Gebirge in die Ebene gelangt sei, werde der Krieg den Krieg ernähren. Begönne man in der guten Jahreszeit, im Februar des nächsten Jahres, so könnte im Frühling Mantua erobert, könnte man bald bis Trient vorgerückt sein. Ein zweiter Feldzug, wo die Armee von Italien mit der Rheinarmee auftrete, werde dazu führen, im Herzen Oestreichs den Frieden zu diktieren. Diesen Plänen gab Pontécoulant seine Zustimmung. So konnte Napoleon im August an Josef schreiben: „Man hat meine Angriffspläne genehmigt; wir werden bald ernsthafte Dinge in der Lombardei erleben; Sardinien wird ohne Zweifel auf Frieden denken, und nur von uns hinge es ab, den Frieden auf der

Stelle auch mit dem Kaiser zu schließen. Aber wir fordern von ihm sehr vorteilhafte Bedingungen, die wir mit Waffengewalt durchsetzen werden." Das waren etwas verfrühte Gedanken, denn bald trat Pontécoulant aus der Kriegskommission aus, und Bonaparte wurde aus der Liste der Generale gestrichen. Aber nur Wochen später, nach dem 13. Vendémiaire, befindet er sich in glänzendster Stellung, es kommt die letzte Periode seiner mittelbaren Teilnahme an den Dingen in Italien.

Die Armee dort befehligt nun, nach dem Rücktritt Kellermanns, General Scherer, er hat bisher in den Pyrenäen befehligt, und seine Truppen von dort haben die auf dem italienischen Kriegsschauplatze verstärkt. Aber Scherer, ein Fünfziger, ist kein Draufgänger, ist der Lage nicht gewachsen. Nach dem Befehl aus Paris, durch die Apenninenpässe zu dringen, ist er zwar am 23. und 24. November 1795 bei Loano siegreich, doch er nutzt den Sieg nicht aus, sondern zieht sich an die Riviera zurück. Deswegen getadelt, klagt er in seinen Briefen an das Direktorium, die Armee leide Mangel an allem und die rauhe Jahreszeit mache Operationen unmöglich. Dabei ist es ein Glück, daß Oestreich dem Kriege in Italien neben dem in Deutschland die geringere Bedeutung beilegt, obwohl es die Absicht des Direktoriums, in Piemont und ins Mailändische einzudringen, kennt. In dieser Lage ist Bonaparte mit seinen Angriffsplänen der Mann der Pariser Regierung. Für sie sind natürlich die nicht von der Stelle rückenden italienischen Dinge eine ernste politische Verlegenheit, das Direktorium braucht Kriegsglück, um seinen Gegnern im Lande gewachsen zu sein. Am 19. Januar 1796 wird Bonapartes Kriegsplan angenommen, am 22. wird Scherer mit seiner Ausführung beauftragt. Aber der General weigert sich. Wie Kellermann über Bonapartes Kriegspläne geurteilt hatte, der Verfasser gehöre ins Narrenhaus, so sagt er: Wer die Pläne gemacht hat, mag sie auch ausführen! Er bittet Anfang Februar um seine Entlassung, und das kann in Paris nur willkommen sein. Am 2. März 1796 wird der General Bonaparte zum Oberbefehlshaber über die Armee von Italien ernannt. Die Initiative dazu schreiben sich die Direktoren Barras und Carnot zu; mit recht wahrscheinlich Carnot, auf dessen Rat ja das Direktorium die Angriffskriege am Rhein und in Italien beschloß, dem es also schon deshalb am ehesten zukam, die Armeeführer vorzuschlagen. Doch jedenfalls begegnete er den Wünschen Barrasens, der seither den General Bonaparte begünstigt hatte und ihn nun in Paris entbehrlich fand. Am 9. Februar hat sich Napoleon mit der Witwe Josefine Beauharnais verlobt, am 9. März heiratet er sie, am 11. geht er zur Armee.

Der Eroberer von Toulon, der Mann vom 13. Vendémiaire, was für „ernsthafte Dinge" wird er an der Spitze der Armee von Italien vollbringen?

2. Im Ersten italienischen Feldzug.

A. Der Feldzug. Der Feldherr.

Als Napoleon Ende März 1796 den Oberbefehl über die Armee von Italien übernimmt, sind die staatlichen Verhältnisse des Landes, das von Frankreich seit fünf Jahren bedroht wurde, folgende.

In Norditalien bestehen unter Amadeus 3. das Königreich Sardinien (umfassend Savoyen, das Stammland des Königs, Piemont und Nizza, Montferrat und die Insel Sardinien) und als östreichischer Besitz die Lombardei, d. h. die Herzogtümer Mailand und Mantua. Zum östreichischen Einflußbereich gehört in Mittelitalien Toskana, wo der Großherzog Ferdinand, ein Enkel Maria Theresias, regiert. Der Dynastie Habsburg-Lothringen stehen gegenüber die spanischen Bourbonen: Ferdinand, Herzog von Parma, und Ferdinand 4. zu Neapel, der König von Sizilien. Ueberdies gibt es im Lande der Apenninen den Kirchenstaat unter Pius 6., das Herzogtum Modena unter dem Haus Este, die Republik Lucca und das Fürstentum Monaco, die Republiken Genua und Venedig. Der diplomatische und der militärische Zustand sind: Der König von Sardinien steht im Bunde mit Oestreich, weil er dabei seine Unabhängigkeit zu erhalten hofft, der Großherzog von Toskana verhält sich neutral, Neapel steht zu Oestreich und Sardinien, ebenso Parma und Modena, der Papst, als grundsätzlicher Gegner der französischen Revolution, ist Oestreich günstig, die andren Mittel- und Kleinstaaten sind bemüht, die Neutralität zu bewahren, auch Venedig und Genua verhalten sich neutral, nur daß das letzte schwankend ist, da es bald sein Heil bei Oestreich, bald bei Frankreich suchen zu müssen glaubt. Wesentlich ist: Sardinien steht im Felde mit 25 000 Mann unter dem General Colli, Oestreich mit 35 000 Mann unter dem General Beaulieu, der förmlich den Oberbefehl auch über die sardinischen Truppen führt. Die Verbündeten sind dem Heere Bonapartes, das 37 000 Mann zählt, bedeutend überlegen, auch an Artillerie. Für den Sieg kommt sonach, abgesehen von der Führung, alles auf den Geist der Truppen an, und da sind die

ausgehungerten, schlecht verpflegten Franzosen, im Gegensatz zum Feinde, voll Kampfesungeduld.

Wenn der General Bonaparte auf die feindlichen Feldherren und auf seine eignen Truppenführer sah, mit was für Männern hatte er da zu rechnen?

Beim Feinde sah er den einundsiebzigjährigen Beaulieu vor sich. Dieser war, als Adjutant Dauns, im Siebenjährigen Kriege gewesen und hatte 1789 bei der Unterdrückung des belgischen Aufstandes entscheidend mitgewirkt. Seine hervorragendsten Leistungen fielen in die neueste Zeit. Bei der Verteidigung Belgiens gegen die Franzosen hatte er 1792 über Biron und Luckner gesiegt und in der Schlacht bei Jemappes, wodurch Dumouriez Belgien eroberte, den Rückzug der Oestreicher gedeckt. Wiederum bewährte er sich aufs beste 1793, bei der Wiedereroberung Belgiens, und 1794, indem er unter dem Prinzen von Koburg Jourdan zweimal zum Rückzuge nötigte, wonach er freilich mit dem Prinzen durch Jourdan die Niederlage bei Fleurus erlitt, die Belgien wieder in die Gewalt der Franzosen brachte. Zuletzt, 1795, stand Beaulieu dem General Clerfayt als Generalquartiermeister zur Seite, als er nach Italien geschickt wird, hat er es bis zum Feldzeugmeister gebracht. Also ein General, nicht von glänzender, doch von rühmlicher Vergangenheit, ein Truppenführer, der sich höchst tapfer und umsichtig gezeigt hatte. Daß er befähigt wäre, in Italien den Degen Oestreichs gegen den jungen, feurigen, doch noch nicht erprobten General Bonaparte zu führen, das konnte man in Wien glauben, wenn man ihn überhaupt für einen Feldherrn hielt.

Von den Generalen der französischen Armee sind vor andren zu nennen: Berthier, Masséna, Augereau, Serrurier, Laharpe und Steingel.

Berthier ist Stabschef. (In allen Kriegen Napoleons bleibt er das.) Er hat sich im amerikanischen Freiheitskriege ausgezeichnet, ist vor der Revolution schnell im Dienst emporgestiegen und hat sich seit ihrem Beginn in militärischem Ansehen gehalten. Ein temperamentvoller Mensch, ein sehr tapferer Soldat, ein Offizier ohne die Fähigkeiten zum Führer, doch ein unvergleichlicher Kenner des Armeebetriebes, eine unerschöpfliche Arbeitskraft, ein Unermüdlicher am grünen Tische und im Felde, kein Kopf, kein Mann von Geist, aber gerade das Werkzeug, das Napoleon braucht. (Auf St. Helena nennt er Berthier einen Gänserich, aus dem er einen Adler gemacht habe. Das, weil der General sich während der Hundert Tage zurückhielt.)

Masséna, ein Nizzaer, ist seit dem Beginn der Revolution Offizier, er ist schnell aufgerückt, hat bei der Armee von Italien unter Dugommier, Dumerbion, Kellermann und Scherer gedient. Seine

Bildung ist gering, seine Unterhaltung flach, doch hat er viel urwüchsigen Verstand, und er ist schlau, gerieben, ein Menschenkenner. Seine Leidenschaften, seine gewissenlose, grenzenlose Habgier, seine Weibertollheit, seine rasende Eifersucht, wo es sich um ein Weib handelt, seine ungemeine Eigenliebe, all das ist schlimm, aber nebensächlich bei seinen militärischen Vorzügen. Auch er, der übrigens rachsüchtig und grausam ist, hat nicht das Zeug zum Feldherrn, doch als Truppenführer, bei der Ausführung befohlener Operationen, ist er vortrefflich. Napoleon sagt auf St. Helena von ihm: „Er war entschlossen, tapfer, unerschrocken, voll von Ehrgeiz und Eigenliebe. Sein hervorstechender Charakterzug war seine Hartnäckigkeit; er war niemals entmutigt. Er vernachlässigte die Mannszucht, sorgte schlecht für die Verwaltung und war deshalb von den Soldaten wenig geliebt. Seine Anordnungen vor einem Angriff waren schlecht genug . . . aber beim ersten Kanonenschuß, im Kugelregen und in Gefahren gewann sein Geist Kraft und Klarheit. War er geschlagen, so fing er wieder an, als ob er der Sieger gewesen wäre."

Auch Augereau, ein militärischer Abenteurer, der in Oestreich, Spanien, Portugal und Neapel gedient hat, steht erst seit Beginn der Revolution im französischen Heere. Ein ungeschliffener Kerl, ein Allerwelts-Duzbruder, ein Haudegen mit den Gelüsten des Raufboldes. Er ist stolz auf seine hohe Gestalt, erfreut sich seines martialischen Aussehens, aber sein Betragen ist gewöhnlich, seine Haltung oft die eines Charlatans. Er ist ein Prahler, hält sich für fähig, eine Armee zu befehligen, doch sein Geist ist eng, seine Tapferkeit mittelmäßig. Er beschäftigt sich viel mit seinen Soldaten, ist im Tagtäglichen ein guter Mensch, ein guter Kamerad. Auch er ist äußerst habgierig, aber auch großmütig, freigebig. Ueber ihn urteilt Napoleon auf St. Helena: „Er war unfähig, sich zu leiten, er hatte keine Bildung, einen engen Geist, wenig Erziehung, aber er hielt auf Ordnung und Zucht unter seinen Soldaten und wurde deswegen geliebt. Seine Angriffe waren regelrecht und mit Ordnung gemacht; er teilte seine Kolonnen gut, stellte seine Reserven gut auf, schlug sich mit Unerschrockenheit; aber all das dauerte nur einen Tag; ob Sieger oder Besiegter, meistens war er am Abend entmutigt, sei es, daß das in seinem Charakter lag oder an der geringen Berechnung und Schärfe seines Geistes . . . (Als Politiker) war er oft lächerlich . . . niemand war weniger geeignet zu politischen Erörterungen und bürgerlichen Geschäften, worin er sich gern mischte."

Völlig verschieden von Augereau und Masséna ist Serrurier, der Vergangenheit und der Gesinnung nach ein Offizier des Ancien Régime. Er ist viel älter als jene beiden, ohne ihre Leidenschaften,

einfach und tüchtig, ein Mann von Pflicht und Gewissen, freilich ein Schwarzseher. Napoleon sagt von ihm: „Er war sehr streng in der Mannszucht . . . tapfer, unerschrocken für seine Person, aber wenig glücklich. Er hatte weniger Schwung als die beiden andren (Augereau und Masséna), aber er übertraf sie durch die Sittlichkeit seines Charakters, die Weisheit seiner politischen Meinungen und die Sicherheit in seinem Auftreten."

Wie Serrurier ist der Schweizer Laharpe einfach und tüchtig. Napoleon schildert ihn als hervorragend tapfer, als intelligenten Truppenführer, den seine Soldaten sehr lieben, und als eine ruhelose Natur. (Laharpe fällt schon im Mai 1796, indem er in das Feuer seiner eignen Truppen gerät.)

Endlich Steingel, ein Elsässer, nach Napoleons Urteil geschickt, intelligent, umsichtig, das Muster eines Vorhutgenerals.

Begreiflich, daß die ältern und erfahrenen Generale der Armee von Italien dem neuen Oberbefehlshaber mit gemischten Empfindungen gegenüberstehn. Als Napoleon ankam, berichtet sein Adjutant Marmont, fehlte natürlich das Vertrauen, man kannte ihn zu wenig, und die Nebenbuhlereien der älteren Generale waren wirksam. „Aber man muß sagen: Die Erfolge kamen so schnell, sie waren so glänzend, daß dieser Zustand der Dinge nicht lange dauerte. Ueberdies war die Haltung Bonapartes seit seiner Ankunft die eines Mannes, der für die Macht geboren ist. Auch dem am wenigsten klar Sehenden war es klar, daß er verstehen würde, sich Gehorsam zu verschaffen." Andrerseits sagt Marmont über den jungen Oberbefehlshaber, er sei im Privatverkehr höchst ungezwungen und gutmütig, bis zur freundlichsten Vertraulichkeit, er liebe Scherze und scherze gut, er mische sich in die Spiele der Offiziere, er plaudre gern, mit Leichtigkeit und anziehend, er habe überhaupt einen Reiz, dem sich niemand entziehen könne. Was wunder, daß Augereau und Masséna bekennen, daß „dieser kleine Kerl von einem General" ihnen Furcht eingeflößt hat, und daß sie „nicht begreifen, durch welchen Einfluß sie sich schon im ersten Augenblick überwunden gefühlt haben."

Sehn wir, ohne in die Einzelheiten einzudringen, wie der General Bonaparte den Degen Frankreichs führt!

Er hat das Kommando mit einer Instruktion angetreten, die teils seinem in Paris entworfenen Kriegsplane entspricht, teils ihm widerspricht, da er die Lombardei erobern und nach Tirol vordringen soll, ohne seine Verbindungen durch Unterwerfung von Piemont und Genua gesichert zu haben. Aber die Instruktion macht ihm gewiß keine Gedanken. Er ist am 27. März bei der Armee, die er in übler Verfassung findet, und schon am folgenden Tage schreibt er nach Paris:

„Bürger Direktoren! Eure Absichten werden erfüllt werden, ich werde in kurzer Zeit marschieren.“ Er benutzt die nächsten Tage zur Sicherung der Verpflegung und aller Verhältnisse im Rücken der Armee, und er ist bemüht, diese mit neuem Mut zu erfüllen. Am 4. April sagt er in Albenga bei der Truppenbesichtigung zu den Offizieren: „Ich habe mit größter Teilnahme die Operationen des letzten Feldzuges, sowohl in Spanien als auch in Italien, verfolgt, ich habe den Mut und die Hingebung beider Armeen bewundert. Ich kenne Ihre Leiden, ich weiß, daß Sie oft Ihre teuersten Kostbarkeiten verkauft haben, um sich Brot zu verschaffen. Ich vertraue auf Ihren Mut und Ihre Zucht, Sie werden ruhmvoll aus dieser Lage hervorgehn. Auf der andren Seite der Apenninen kommen wir in ein fruchtbares Land, wo Sie alles finden werden, was Sie bedürfen. Bevor Sie dahin gelangen, werden Sie starke Märsche und zahlreiche Gefechte bestehen müssen: unsre vereinten Anstrengungen werden alle Schwierigkeiten überwinden.“ Und zu den Truppen sagt er sogleich nach seiner Ankunft: „Ihr habt genug Unglück und Entbehrungen erduldet, ich werde dem ein Ende machen.“ Dann, indem er auf die Ebene Piemonts zeigt: „Dort werden wir Brot, Magazine, Kleider, Artillerie, Pferde und Geld für die Löhnung finden. Weg mit den Hindernissen zwischen uns und dem Feinde, mit dem Bajonett müßt Ihr ihm stets auf den Leib gehen!“ (Später, auf St. Helena, entsteht aus dieser Ansprache die nicht ergangene Proklamation: „Soldaten! Ihr seid unbekleidet, schlecht genährt, die Regierung schuldet Euch viel, aber sie kann Euch nichts geben . . . Ich werde Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen; blühende Provinzen, große Städte werden zu Eurer Verfügung sein, dort werdet Ihr Ehre, Ruhm und Reichtum finden: Soldaten von Italien, solltet Ihr es da an Mut und Ausdauer fehlen lassen!“ Wenn hier die Aufstachelung der Beutegier zu tadeln ist, so ist sie schlecht verhüllt auch in der wirklich gehaltenen Ansprache vorhanden, die darauf hinausläuft, in Feindesland auf Feindes Kosten zu leben.)

Von Worten zu Taten — schon Ende April, vier Wochen nach seiner Ankunft bei der Armee, hat Napoleon seinen Plan, durch einen Vorstoß gegen das Zentrum der Verbündeten diese von einander zu trennen und Sardinien zum Frieden zu nötigen, verwirklicht.

Der erste Abschnitt des Feldzugs ergibt: Aus der weit verstreuten Aufstellung zwischen den Ligurischen Alpen und dem Meere, wo die einzige Verbindung nach rückwärts, auf Marseille, durch den überlegenen Feind äußerst gefährdet ist — auch zu Wasser, durch die englische Flotte —, aus dieser Aufstellung, wobei die Verbindungslinie nicht einmal im Rücken, sondern in der linken Flanke

liegt, führt Bonaparte die Armee zum Siege. Er zieht seine Korps zusammen, schlägt am 12. April bei Montenotte (Korps von Augereau und Masséna) die Oestreicher unter Argenteau und erzwingt damit den Eintritt in Piemont. Er schlägt bei Millesimo am 13. April (Korps unter Augereau) die Sarden und öffnet sich damit den Weg nach Turin und Mailand. Er gewinnt persönlich das Gefecht von Dego, am 14. April, schlägt im Verein mit Masséna und Serrurier bei Mondovi abermals die Sarden, wirft sie auf ihre Verbindungen zurück und bedroht Turin. Die französische Armee hat nun ihre Verbindungen im Rücken, in der Breite von Saluzzo bis ans Meer. Colli bittet um Waffenstillstand. (Als Abgesandter des sardinischen Hofes erscheint der Marschall de la Tour bei Bonaparte. Dieser empfängt mit dem Tone des Siegers und Gebieters. „Bedingungen," sagt er, „habe nur ich zu stellen ... nehmen Sie sie unverzüglich an, oder Turin ist morgen früh in meinen Händen.") Am 28. April schließt Bonaparte den Waffenstillstand von Cherasco, wobei er für den endgültigen Frieden durchsetzt: Mehrere wichtige Festungen werden mit aller Artillerie und allen Magazinen den Franzosen übergeben. Diese behaupten ihre Stellungen, bekommen in jeder Richtung freien Verkehr mit Frankreich. Die sardischen Milizen werden aufgelöst und die Linientruppen in die Garnisonen zerstreut. Sardinien verläßt das Bündnis mit Oestreich. Auf diese Bedingungen schließt die Französische Republik noch im Mai Frieden mit Sardinien. Das Ergebnis des ersten Kriegsmonats ist also: Oestreich steht allein auf dem Kampfplatz, und für die Armee von Italien hat sich alles zum Bessern gewandt.

Am 26. April erläßt Napoleon die folgende Proklamation an das Heer: „Soldaten, Ihr habt in 15 Tagen sechs Siege davongetragen, 21 Fahnen, 55 Kanonen, mehrere feste Plätze genommen und den reichsten Teil von Piemont erobert; Ihr habt 15 000 Gefangene gemacht und mehr als 10 000 Mann getötet oder verwundet. Bis jetzt hattet Ihr um unfruchtbare Felsen gekämpft ... Entblößt von allem, habt Ihr Euch mit allem versorgt. Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen, Ströme überschritten ohne Brücken, Gewaltmärsche gemacht ohne Sohlen, biwakiert ohne Branntwein und oft ohne Brot. Nur die republikanischen Truppen, die Soldaten der Freiheit, waren fähig, zu ertragen, was sie ertrugen ... Das dankbare Vaterland wird Euch sein Gedeihen zu danken haben ... Aber, Soldaten, Ihr habt nichts getan, denn Euch bleibt noch zu tun übrig. Weder Turin, noch Mailand sind in Euren Händen ... Soldaten, das Vaterland hat das Recht, von Euch große Dinge zu erwarten. Werdet Ihr seine Erwartung rechtfertigen? ... Gibt es welche unter Euch,

deren Mut erschlafft? . . . Nicht doch . . . Alle entbrennen, den Ruhm des französischen Volkes weiter zu tragen; alle wollen diese hochmütigen Könige, die uns in Ketten zu legen trachteten, demütigen, alle wollen einen ruhmvollen Frieden diktieren, einen Frieden, der das Vaterland für die ungeheuren Opfer, die es brachte, entschädigt, alle wollen bei der Rückkehr in ihre Dörfer mit Stolz sagen können: ‚Ich war bei der Eroberungsarmee von Italien.‘ Freunde, ich verspreche Euch diese Eroberung; aber unter einer Bedingung, deren Erfüllung Ihr beschwören müßt, nämlich: zu achten die Völker, die Ihr befreit, d. h. zu unterdrücken die schrecklichen Plünderungen, denen sich die Verruchten hingeben, die durch unsre Feinde dazu angestiftet werden. Anders werdet Ihr nicht die Befreier der Völker, nicht die Träger der Ehre des französischen Volkes sein, es würde Euch verleugnen. Eure Siege, Euer Mut, Eure Erfolge, das Blut unsrer gefallenen Brüder, alles würde verloren sein, sogar die Ehre und der Ruhm. Was mich betrifft und die Generale, die Euer Vertrauen haben, so werden wir erröten, eine Armee ohne Zucht, ohne Zügel zu befehligen, eine Armee, die kein andres Gesetz kennt als die Gewalt. Aber im Besitze der mir von der Nation verliehenen Autorität, kraft der Gerechtigkeit und mit den Gesetzen, werde ich dieser kleinen Zahl von Menschen ohne Mut und Herz Achtung vor den Gesetzen der Menschlichkeit und der Ehre beizubringen wissen . . . Ich werde nicht dulden, daß Straßenräuber Eure Lorbeeren besudeln; ich werde nach der Strenge des Reglements verfahren . . . Ohne Mitleid werden die Räuber erschossen werden; schon sind es mehrere worden: andrerseits habe ich mit Freude den Eifer bemerkt, womit sich die guten Soldaten der Armee der Ausführung der Befehle hingegeben haben. Völker von Italien, die französische Armee kommt, um Eure Ketten zu zerbrechen; das französische Volk ist der Freund aller Völker. Kommt daher mit Vertrauen zu ihm; Euer Eigentum, Eure Religion und Eure Sitten werden geschont werden. Wir führen den Krieg als großmütige Feinde, und wir wenden uns nur gegen die Tyrannen, die Euch knechten.“

Ein Aufruf, worin der soldatischen Sittlichkeit das Wort geredet wird, wobei jedoch zu bedenken ist, daß Napoleon dem Räuberwesen der republikanischen Armee zu Zeiten die Zügel schießen ließ und schießen lassen mußte, daß er manche seiner Offiziere, um sie in der Hand zu haben, geradezu ermunterte, sich zu bereichern, und daß auch er selbst keineswegs aus seinem ersten Feldzuge arm heimkehrte. Im übrigen eine musterhafte Proklamation, weil in ihr auf die beste Art alles vorgebracht wird, was wirken konnte: die Tüchtigkeit des Feldherrn, der seine vor den Kämpfen gegebenen Versprechungen gehalten hat, die Tapferkeit der Soldaten, die in Feindesland hohen

Ruhm gewannen, der Ausblick auf die Heimkehr ins Vaterland als Eroberer Italiens, ein neues Versprechen, die Eroberung, und die Aufstachelung dazu, d. h. zu neuen Taten im Namen der Freiheit, deren Bringerin das französische Volk in Waffen ist, und schließlich die Wendung gegen die Tyrannen oder die Umschmeichlung der Völker, die gegen ihre Herrscher aufgebracht werden sollen. Ein Satz so wohl berechnet wie der andre, und alles so edelmütig wie klug. Nach dem Waffenstillstand von Cherasco, auf den am 15. Mai der Friede folgte, der den König von Sardinien in Frankreichs Hände gab, konnte jeder erkennen: In Italien war für die Französische Republik ein Mann am Werke, der seiner Aufgabe gewachsen war.

Der zweite Abschnitt des Feldzugs reicht von der Besiegung Sardiniens bis zum Einzug in Mailand, er umfaßt nur die erste Hälfte des Mai. Anfang des Monats überschreitet die französische Armee den Po, hinter den sich Beaulieu, um Mailand zu decken, zurückgezogen hatte. Bonaparte täuscht den Feind. Er hatte nämlich in den Vertrag von Cherasco einen Artikel gebracht, wonach ihm Valenza übergeben werden sollte, damit er dort den Po überschreiten könne — die Absicht wurde geheimnisvoll angedeutet. Aber nun läßt er auf Valenza nur wenige Truppen marschieren und eilt mit der Masse nach Piacenza im Herzogtum Parma, um dort den Po zu überschreiten. Das geschieht am 9. Mai. Er schließt an demselben Tage Waffenstillstand mit Parma, wonach der Herzog 2 Millionen Franken in Silber, Korn, Hafer und Pferde zu liefern hat, und außerdem eine Anzahl Kunstschätze. (Zum erstenmal sendet Bonaparte demnächst Kunstschätze nach Paris.) Zu derselben Zeit setzt er den Vormarsch gegen Beaulieu fort, der sich, nachdem die Franzosen den Po überschritten haben, unter Preisgabe Mailands nach Lodi hinter die Adda zurückgezogen hat. Am 10. Mai erzwingt Bonaparte mit äußerstem Ungestüm den Uebergang über den Fluß — persönlich kommandiert er bei der Brücke zu Lodi —, die Oestreicher fliehen bis jenseits des Mincios, erst unter den Mauern von Mantua sammeln sie sich. So kann Bonaparte am 16. Mai Einzug in Mailand halten. Drei Tage später schließt er Waffenstillstand mit Modena.

In diesen Kriegsmonat fällt eine bemerkenswerte Auseinandersetzung Bonapartes mit dem Direktorium über die Teilung des Oberbefehls. In Lodi empfängt er nämlich von Paris die Mitteilung, daß er nach dem Eintritt der Alpenarmee in Italien den Oberbefehl mit dem General Kellermann zu teilen habe. Dieser, fast fünfundzwanzig Jahre älter als Bonaparte, war im Siebenjährigen Kriege gewesen, hatte 1792 den

Preußen die Kanonade von Valmy geliefert, wonach sie den Rückzug aus der Champagne antraten, er hatte Genf revolutioniert, doch in der Zeit danach wenig geleistet. Nun sollte Kellermann den Feldzug auf dem linken Pouser führen, Bonaparte dagegen sich gegen Rom und Neapel wenden. Sofort macht er dem Direktorium seinen Standpunkt klar. Er teilt ihm vor allem mit: Die Lombardei ist erobert. Will man nun seine Bewegungsfreiheit einschränken? „Wenn ich," sagt er, „von allen meinen Schritten den Regierungskommissaren Rechenschaft geben muß, wenn sie das Recht haben, meine Bewegungen zu ändern, mir Truppen wegzunehmen oder zu schicken, dürfen Sie nichts mehr von mir erwarten ... Bei der jetzigen Lage der Dinge ist Ihnen ein Feldherr, der Ihr volles Vertrauen besitzt, geradezu unentbehrlich. Wenn ich es nicht besitze, will ich mich nicht beklagen, sondern in der Stellung, die Sie mir anweisen, mit doppeltem Eifer meine Pflicht tun." Doch man soll es bedenken: Ich habe den Feldzug geführt. ohne jemand um Rat zu fragen, ich würde nichts Gutes geleistet haben, wenn ich mich mit den Ansichten eines andren in Uebereinstimmung hätte bringen müssen ... Jeder hat seine eigne Art der Kriegführung. General Kellermann hat mehr Erfahrung und wird den Feldzug besser leiten als ich, aber wir beide zusammen können der Sache nur Schaden bringen." Diesen Brief schickt Bonaparte an Carnot und schreibt ihm dazu, er gebe ihm Vollmacht, davon den Gebrauch zu machen, den ihm seine Klugheit und seine Zuneigung anrieten. „Ich schwöre Ihnen, daß ich dabei nur das Vaterland im Auge habe. Sie werden mich jederzeit auf gradem Wege finden. Der Republik bin ich sogar das Opfer meiner Ideen schuldig. Wenn man mir in Ihrer guten Meinung zu schaden sucht, ist meine Antwort in meinem Herzen und in meinem Gewissen ... Ich glaube, daß ein schlechter General besser ist als zwei gute. Mit dem Kriegführen ist es wie mit dem Regieren, beide sind Sache des Taktes. Die Entscheidung über den Oberbefehl ist wichtiger als 15 000 Mann Verstärkung für Beaulieu ... Ich habe mit einigem Ruhme angefangen und möchte fortfahren, mich Ihrer würdig zu zeigen." Auf so stolze und geistreiche, so scharfe und schlaue Weise kämpft er um seine Selbständigkeit und erreicht, daß das Direktorium vor seinem Entlassungsgesuch zurückweicht, ihm den ungeteilten Oberbefehl läßt.

Der dritte Abschnitt des Feldzugs beginnt schon im Mai, mit dem Vormarsch am 23., und endigt Anfang Juni, mit der Einschließung von Mantua. In dieser Zeit unterdrückt Bonaparte einen Aufstand in Pavia. Er erzwingt sich dort am 26. Eintritt, läßt eine Menge Aufständischer niederhauen, den Befehlshaber der französischen Besatzung, die sich ergeben hatte, erschießen und die

Stadt anzünden und plündern. Danach, am 28., betritt die französische Armee die Provinzen Bergamo und Brescia, das neutrale venetianische Gebiet, der Uebergang über den Mincio wird erzwungen durch den Sieg über Beaulieu bei Borghetto. Ein Teil der östreichischen Truppen wirft sich nun nach Mantua, ein andrer entweicht nach der Etsch und nach Tirol. Am 3. Juni stehen die Franzosen an der Etsch, mit dem Zentrum in Verona, die Belagerung von Mantua beginnt. Bonaparte kann dem Direktorium schreiben: „So sind also die Oestreicher vollständig" (d. h. bis auf 13 000 Mann in Mantua) „aus Italien vertrieben. Unsre Vorposten stehen auf den Bergen Deutschlands."

Der vierte Abschnitt des Feldzugs umfaßt die Zeit vom Juni 1796, vom Beginn der Belagerung Mantuas, bis zur Uebergabe der Festung im Februar 1797. Im Frühjahr 1796 ist für die Franzosen die erste Aufgabe, die Anmarschstraßen der Oestreicher zu beobachten, um ihrer Rückkehr entgegenzutreten, die letzte Aufgabe, durch Eroberung Mantuas den Besitz Oberitaliens zu sichern, die ganze Minciolinie als Basis zu gewinnen. An Beaulieus Stelle übernimmt im Juli der Feldmarschall Graf v. Wurmser den Oberbefehl. Dieser, ein Straßburger, wie sein Vorgänger ein Siebziger, hatte sich in französischen Diensten im Siebenjährigen Kriege ausgezeichnet. Er war dann ins östreichische Heer eingetreten und hatte sich im Bayrischen Erbfolgekrieg gegen die Preußen hervorgetan. 1793 erhielt er den Oberbefehl über Oestreichs Heer am Oberrhein und war wiederholt siegreich gegen die Franzosen, deren Versuche, Mainz zu entsetzen, er vereitelte. Unterstützt von dem Herzog von Braunschweig, eroberte Wurmser — das war seine glänzendste Waffentat — die Weißenburger Linien, zog sich aber, gelähmt durch den Herzog von Braunschweig, mit seinem geschwächten Heere über den Rhein zurück. 1794 wurde er abberufen, „um den Verbündeten keinen Grund zu weiteren Mißhelligkeiten zu geben." 1795 wieder mit dem Oberbefehl am Rhein betraut, schlug er die Franzosen unter Pichegru zurück und eroberte Mannheim. Doch wiederum sah er sich an weiteren Operationen gehindert; er konnte seine Absicht, nach dem Elsaß vorzudringen, nicht ausführen, weil Clerfayt den Kampf nicht fortsetzen wollte. Nun auf dem südlichen Kriegsschauplatz — kein Feldherr ist es, der Bonaparte gegenübertritt, aber ein kühner General, ein Draufgänger. (Uebrigens ist er der Liebling der militärischen Kamarilla in Wien.) Von Tirol aus rückt Wurmser zum Entsatze Mantuas heran. Ende Juli geht er zum Angriff über. Er nötigt am 29. und 30. die Franzosen zum Weichen — diese konnten, wenn Wurmser mit seinem Unterfeldherrn Quos-

danowich kräftig zusammenwirkte, zwischen zwei Feuer kommen. Bonaparte sieht seine Lage so schwer an, daß er sogar den Rückzug über den Po erwägt. Dem widerspricht Augereau sehr lebhaft, und der Oberfeldherr, bald wieder klar und gelassen, plant wieder den Angriff. Um den Feind im offenen Felde schlagen zu können, faßt er (gegen Augereaus Widerspruch) den großen Entschluß, die Belagerung Mantuas aufzuheben. Am 31. Juli gibt er die entscheidenden Befehle. Bei der Aufhebung der Belagerung büßt er 190 schwere Geschütze und einen großen Belagerungspark ein, unersetzliche Kriegsmittel. Er schwankt dann noch einmal — im Kriegsrat widerspricht Augereau nochmal seinem Vorhaben, über den Po zurückzugehen —, aber schließlich hält er an seinem Angriffsplan fest. Mit ganzer Macht geht er nun gegen Quosdanowich vor, schlägt ihn am 3. August bei Lonato und zwingt ihn zur Rückkehr nach Tirol. Am 5. August schlägt er bei Castiglione Wurmser, so daß auch dieser sich nach Tirol zurückziehen muß. Es erfolgt die zweite Belagerung Mantuas. Die Pause im Kriege benutzt Bonaparte dazu, seine Truppen in bessere Verfassung zu bringen, auch erwartet er Verstärkungen. Erst im September, als Wurmser wieder vorgeht — er will abermals versuchen, Mantua zu entsetzen — geht auch Bonaparte wieder vor. Er siegt bei Bassano, wo Wurmser mit halben Kräften und in schlechter Lage kämpft, und um die Mitte des Monats hat er Wurmser nach Mantua hineingedrängt und Mantua zum drittenmal eingeschlossen. Wurmsers letzte Operationen kosten den Oestreichern über 100 Geschütze und über 10 000 Mann.

Es folgen die Entsatzversuche Alvinczys, der mit einem dritten östreichischen Heere heranrückt. Zunächst ist Bonaparte gegenüber dem bejahrten General im Nachteil, er muß Verona räumen. Aber bald geht er wieder zum Angriff über, und vom 15. bis zum 17. November schlägt er den Feind bei Arcole. „Noch nie,“ sagt er, „ist mir ein Schlachtfeld so streitig gemacht worden.“ Eine List hat den Sieg auf seine Seite gebracht. Nachdem nämlich die Oestreicher harnäckigen Widerstand geleistet hatten, sandte Bonaparte in ihren Rücken fünfzig Reiter, die durch viele Trompetensignale und entschlossenes Anreiten den Anschein eines großen Reiterangriffs hervorriefen. Hierdurch wurden die feindlichen Truppen so erschreckt, daß sie den Zugang nach Arcole freigaben. Das Ergebnis ist: Bis Ende November hält sich Bonaparte in seiner Verteidigungsstellung, auch der dritte Versuch zum Entsatze Mantuas ist gescheitert.

Im Januar 1797 unternimmt Alvinczy den vierten Entsatzversuch. Er wird jedoch bei Rivoli am 14. Januar völlig geschlagen

— Masséna entscheidet die Schlacht —, und am 3. Februar kapituliert Mantua. Dem tapfern Wurmser (er stirbt noch in demselben Jahre) wird ehrenvoller Abzug gewährt. Acht Monate hatten die Franzosen um die Festung gekämpft, vier Entsatzarmeen hatte Bonaparte teils geschlagen, teils vernichtet. Die Eroberung der Lombardei ist nun gesichert. Inzwischen hat Bonaparte auch mit Neapel (am 5. Juni) und mit dem Papst (am 23. Juni) Waffenstillstandsverträge geschlossen.

Der fünfte und letzte Abschnitt des Feldzugs währt vom Falle Mantuas bis zum Frieden, vom Februar 1797 bis zum Oktober desselben Jahres.

Nachdem Colli, Beaulieu, Wurmser, Alvinczy gegen Bonaparte den Kürzeren gezogen haben, tritt als vierter östreichischer Heerführer der Reichsfeldmarschall Erzherzog Karl auf. Er soll den Franzosen den Weg nach Wien verlegen. Karl, der dritte Sohn des 1792 gestorbenen Kaiser Leopolds 2., ist fast gleichaltrig mit Bonaparte und wie dieser erst seit einem Jahre in selbständiger militärischer Stellung. Er hat im Kriege in Deutschland Jourdan, Moreau und Bernadotte geschlagen, die Franzosen über den Rhein getrieben, sein glänzendster Erfolg war die Kapitulation von Kehl am 10. Januar des laufenden Jahres. Der Erzherzog, ein Militär von vortrefflicher Schulung, ist kein Mann für außerordentliche Lagen. Ihm fehlt die feurige Kriegslust, die leidenschaftliche Tatkraft. Er ist kalt verständig, fügsam gegen die Befehle seiner Regierung, bescheiden, nicht wagemutig und nicht ruhmsüchtig, bedächtig auch dann, wenn Eile not tut, ein Pflichtmensch, alles andre, nur kein Draufgänger. Kühn marschiert Bonaparte Anfang März gegen ihn durch die Ostalpen auf Wien. Er dringt durch Istrien und Kärnten nach Steiermark, besetzt hier am 5. April Judenburg. Am 25. März schrieb er an das Direktorium: „Bis zu dieser Stunde hat der Prinz schlechter manövriert als Beaulieu und Wurmser, er hat auf Schritt und Tritt Fehler gemacht und äußerst grobe, es ist ihm teuer zu stehn gekommen, aber es würde ihm noch teurer geworden sein, wenn der Ruf, den er hatte, mich nicht bis zu einem gewissen Grade getäuscht und verhindert hätte, von gewissen Fehlern, die ich bemerkte, mich zu überzeugen, da ich sie durch Absichten veranlaßt hielt, die in Wirklichkeit nicht bestanden." Im Hauptquartier Bonapartes zu Judenburg erscheint ein kaiserlicher Bevollmächtigter, um wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln.

Der Ausgang des Feldzugs ist: 28 Tage, nachdem Bonaparte den Vormarsch gegen Karl angetreten hat, steht er in Leoben an der Mur, er hat den Erzherzog bis auf zwanzig Meilen von Wien zurückgedrängt. Das Wagestück, wobei er die größte Gefahr lief, abge-

schnitten zu werden, ist ihm dank der Energie Masséenas geglückt. Am 18. April werden die Friedenspräliminarien zu Leoben geschlossen, die den Frieden von Campo Formio vorbereiten. Der Feldzug ist also in einem Jahre zu Ende geführt worden.*)

Sehn wir genauer auf den Feldherrn!

Der Boden, dem er entstammt, ist das junge republikanische Frankreich, wo Carnot und Dubois Crancés eine Heeresreform großen Stils bewirkt haben. Carnot, der im Wohlfahrtsausschuß die Kriegssachen verwaltete, organisierte 1793 die Aushebung und Ausrüstung aller Waffenfähigen vom achtzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre, die sogenannte levée en masse. Es traten im genannten Jahre 600 000 Mann in den Heeresdienst — über 1 Million warf die Republik in den Krieg —, und 1794: 800 000 Mann. Die Epoche im Kriegswesen der Zeit war: Eine der ersten Militärmächte bekannte sich zur allgemeinen Wehrpflicht und trat den Söldnerheeren der monarchischen Staaten mit dem Volk in Waffen entgegen. Aus dem neuen Militärwesen ergab sich für das französische Heer nicht nur eine Ueberlegenheit an Zahl, sondern auch eine in der Brauchbarkeit zum Kriege. Vor allem war bei den Truppen, die nach dem Staatsgesetz mit den Waffen dienten, die Fahnenflucht nicht mehr in Anschlag zu bringen, so daß für ihre Verwendung in jeder Aufstellung und an jedem Orte keine Bedenken bestanden. Dann der Heeresunterhalt. Die Söldnerheere waren kostspielig und mußten deshalb geschont werden, die Heere der in schweren Finanznöten befangenen Französischen Republik waren dagegen auf rücksichtslose Requisitionen in Feindesland angewiesen. (Der Wohlfahrtsausschuß erließ zur Eroberung Belgiens die Vorschrift: Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wird den Truppen gegeben oder nach Frankreich gebracht.) Zuletzt, doch nicht am letzten, war auch der politische Geist, wovon die Heere der Republik erfüllt waren, eine Ursache ihrer Ueberlegenheit. Wenngleich sie

*) Hier sei angemerkt, daß Bonapartes Kriegsführung von 1796 in wesentlichen und auch in nebensächlichen Punkten nicht auf seiner eignen Eingebung beruhte. Er hatte vorher die Erinnerungen des Marschalls Maillebois, dessen kritische Äußerungen über die Feldzüge von 1745 und 1746 studiert, wo die Lage der von 1796 sehr ähnlich war. Von Maillebois nahm er den Plan an, die Piemontesen von den Oestreichern abzuschneiden und den Po bei Piacenza zu überschreiten, um Beaulieu zu umgehen. Ebenso war es nicht sein Plan, den Krieg unmittelbar von der Adda über die Etsch zu tragen, ohne vorher die Unterwerfung der Lombardei zu vollenden. Dazu fand er die Anregung in den Principes de la guerre de montagne von M. de Bourret. Aber all das kann ihm keinen Abbruch tun; sein großes Verdienst bleibt, zweckmäßige Pläne ergriffen und verwirklicht zu haben.

Räuberheere im Dienste einer Räuberpolitik waren: die Truppen glaubten doch, für die großen Gedanken der Revolution, für die Befreiung der Völker von Fürstenjochen zu kämpfen. (Daß die Befreiten zum mindesten die Kosten der Befreiung zu bezahlen hatten, konnte den Soldaten der Revolution für selbstverständlich gelten.) Nach allem kann man sagen: Die Heeresmacht der Französischen Republik war jeder andren überlegen durch die Truppenzahl, durch die Beweglichkeit und die Wohlfeilheit der Truppen, durch deren revolutionäre Begeisterung und entfesselte Beutegier — Zahl, Brauchbarkeit, Geist und Leidenschaft, all das machte sie dem Feinde furchtbar. Und fürwahr, in vier Kriegsjahren hatte das neue Frankreich viele Siege gewonnen, der General Bonaparte war nicht der Erste, der sich unter dem Banner der Republik mit Ruhm bedeckte. Da waren Custine, der 1792 Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt nahm, Dumouriez, der in demselben Jahre Belgien eroberte, Hoche, der 1793 die Oestreicher aus dem Elsaß trieb, Jourdan und Moreau, die 1794 Belgien wiedereroberten, Pichegru, der 1795 der Eroberer von Holland wurde, die Gründung der Batavischen Republik bewirkte. Aber unter diesen Generalen war keiner, der das Kriegsglück so gemeistert hatte wie Bonaparte in seinem ersten Feldzug. Es lag vor Augen: Er war mehr als ein Sieger von heute und morgen, er war ein Feldherr! Als er den Oberbefehl über die Armee von Italien antrat, fand er alles bei ihr im Argen, von Ueberlegenheit über den Feind konnte keine Rede sein. Die Ausrüstung der Truppen ließ viel zu wünschen übrig; tausende marschierten barfuß, überall war Mangel am Notwendigen. Die Offiziere trugen ihre Tornister selbst, nicht einmal alle Generale waren beritten. Und mit einem Lumpengeld hatte die Regierung in Paris den neuen Oberbefehlshaber auf den Kriegsschauplatz gesandt. Dagegen die Ueberlegenheit des Feindes an Zahl, an Artillerie, in der Ausrüstung und Verpflegung — da war Gelegenheit für ein Meisterstück in der Kriegskunst.

Napoleons Strategie, die er im Gegensatz zur alten methodischen Strategie befolgt, gründet sich nach Jominis Feststellung auf die beiden Fundamentalsätze:

1. Durch strategische Berechnungen die Massen einer Armee nach einander auf den entscheidenden Punkt eines Kriegsschauplatzes führen, und zwar so schnell wie möglich auf die Verbindungen des Feindes, ohne die eigenen zu gefährden. (Damit wird die alte Methode der konzentrischen Umfassung, die vom Zusammenwirken der Kolonnen abhängig ist, verworfen.)

2. So manövrieren, daß man die Masse der eignen Kräfte nur gegen Bruchteile der feindlichen Armee in Wirkung bringt.

Aus diesen Fundamentalsätzen ergeben sich ihm die besondren Sätze:

1. Nur auf einer Operationslinie operieren, d. h. die Masse der Armee in einer Richtung zusammenhalten. (Napoleon sagt: „Man muß sich trennen, um zu leben, und sich vereinigen, um sich zu schlagen." Die Vereinigung der Korps darf aber nach ihm niemals nahe am Feinde geschehen.)

2. Die Operationslinie so wählen, daß sie in die Flanke und womöglich in den Rücken des Feindes führt, um seine Verbindungen zu gewinnen.

3. Den strategischen Flügel des Feindes umfassen, d. h. den Flügel, dessen Umfassung das Abdrängen des Feindes von seinen Verbindungen am besten bewirkt.

Bemerkenswert ist, wie Napoleon sich gelegentlich über seine Kriegskunst äußert. Schon 1794 sagt er in einem Bericht: „Es verhält sich mit den Kriegssystemen wie mit den Belagerungen von Festungen, man muß sein Feuer gegen einen Punkt vereinigen. Ist die Bresche gemacht, so ist das Gleichgewicht gebrochen, alles Uebrige wird unnötig, und die Festung ist genommen . . . Man muß seine Angriffe nicht zerstreuen, sondern sie vereinigen." Fünf Jahre später sagt er zu Moreau auf dessen Bemerkung, es sei immer die größere Zahl, die die kleinere schlage: „Sie haben recht . . . Als ich mit geringen Kräften eine große Armee vor mir hatte, fiel ich, indem ich mit Schnelligkeit die meinigen gruppierte, wie der Blitz auf einen ihrer Flügel und warf ihn über den Haufen. Ich benutzte dann die Unordnung, die dieses Manöver niemals verfehlt in der feindlichen Armee hervorzubringen, um sie an einem andren Teile anzugreifen, immer mit allen meinen Kräften. Ich schlug sie so im einzelnen, und der Sieg, der das Ergebnis davon war, war immer, wie Sie sehen, der Triumph der größern Zahl über die kleinere." (Zu dieser geistreichen Darlegung paßt sein Wort aus späterer Zeit: „Der liebe Gott ist immer mit den großen Bataillonen.") Im übrigen sagt er: „Achilles war der Sohn einer Göttin und eines Sterblichen; das ist der Geist der Kriegskunst."

Vom werdenden Feldherrn verlangt Napoleon das Studium der großen Meister. „Das ist" sagt er, „das einzige Mittel, ein großer Feldherr zu werden und die Geheimnisse der Kunst zu erfassen." Aber vom Praktiker, vom Feldherrn im Felde, verlangt er Gleichgewicht zwischen Einsicht und Charakter oder Mut. Er urteilt: „Wenn der Mut sehr überwiegt, so unternimmt der General Fehlerhaftes über seine Einsicht hinaus, und dagegen wagt er nicht, nach dieser zu handeln, wenn sein Charakter oder Mut hinter seiner Einsicht zurückbleibt." (St. Helena.) Mit all diesen Aussprüchen stimmt es überein, wenn

er in großen Dingen nicht viel vom Glücke hält, wenn er z. B. (auf St. Helena) sagt: „Es gibt keine großen, andauernden" (also erfolgreichen) „Handlungen, die das Werk des Zufalles und des Glückes wären; sie entstehen immer aus den Ueberlegungen und dem Genie. Die großen Kriegsmänner (Alexander, Cäsar, Hannibal, der große Gustav) verstehen es, das Glück zu meistern. Wenn man die Triebräder ihrer Erfolge studieren will, so ist man erstaunt, zu sehen, daß sie alles getan haben, um sie zu erlangen." Dazu paßt es, wenn er von Handstreichen sagt, „daß alle Unternehmungen dieser Art vollkommen von Glück abhängen, von einem Hunde oder von einer Gans." Uebrigens fordert er, daß man dem Feinde stets die vernünftigsten Maßnahmen zutraue.

Muß also der Feldherr große persönliche Eigenschaften haben — wie steht uns da Napoleon vor Augen?

Wie alle großen Feldherrn ist er von dem Drange beseelt, den Feind zu vernichten; er will die blutige Schlachtentscheidung, das unblutige Manöver spielt in seiner Strategie keine Rolle mehr. Und er kann sagen (auf St. Helena), „daß man sich eine wenig richtige Vorstellung von der Seelenstärke mache, die nötig sei, mit aller Ueberlegung ihrer Folgen eine jener großen Schlachten zu liefern, von denen das Schicksal einer Armee, eines Landes, der Besitz eines Thrones abhängen werden." Er selbst hat die klarste Einsicht und den höchsten Mut. Was seine Einsicht angeht, so mag man seinen ungemeinen Scharfblick für die Gunst oder Ungunst jedes Operationsfeldes hervorheben, man mag ihm nachrühmen, daß er stets weiß, wo der Feind ist, daß er niemals einen Luftstoß macht, aber daneben darf man eins nicht übersehen: er ist in seinem Fache Psychologe. Er zieht nämlich stets die Eigenart des feindlichen Führers in Betracht und weiß die Fehler, die dieser machen wird, zu berechnen. Der Krieg ist ihm „wesentlich eine Sache der Psychologie." Wunderbar erscheint es, wie er den Verlauf eines Feldzugs im voraus angibt, durch seine Strategie dem Gegner das Gesetz des Handelns vorschreibt. Um ein glänzendes Beispiel aus späterer Zeit anzuführen — im August 1805 diktiert Napoleon Daru den Plan des Feldzuges gegen Oestreich. Daru schreibt darüber an Ségur, Napoleon habe alles bestimmt: „Marschordnung, Marschdauer, Orte des Zusammentreffens oder der Vereinigung der Kolonnen, Angriffe mit vollem Nachdruck, verschiedene Bewegungen und Fehler des Feindes; alles war in diesem so schnellen Diktat auf 2 Monate und auf 200 Meilen Entfernung vorausgesehn . . . Die Schlachtfelder, die Siege und bis auf die Tage sogar, wo wir in München und in Wien einmarschieren sollten, alles war angezeigt, war so niedergeschrieben, wie es sich ereignete . . . stellten sich Unterschiede in

der Zeit heraus . . . so waren sie zu unsrem Vorteil." Und wie beim Angriff ist Napoleon auch bei der Verteidigung nicht der, der sich das Gesetz des Handelns vom Feinde geben läßt. Wenn er in die Verteidigung gedrängt ist, weiß er deren Hauptschwäche, den Mangel an Initiative zu vermeiden; er haftet nicht an der Stelle, sieht stets auf seine Hauptaufgabe und erhält sich die Bewegungsfreiheit. Von seinem Mut sagt er selbst (auf St. Helena), es sei in ihm „der Mut von 2 Uhr nach Mitternacht, d. h. der Mut aus dem Stegreife, der ungeachtet der plötzlichsten Ereignisse dieselbe Freiheit des Geistes, des Urteils und der Entscheidung beläßt." Von diesem Mute habe er gefunden, daß er ihn am meisten besitze, nur wenige habe er gesehn, die darin nicht weit hinter ihm zurückgestanden hätten.

Und so groß wie seine Einsicht und sein Mut sind seine Ruhe, seine Festigkeit, sein Selbstvertrauen. Mit Gelassenheit sieht er die Dinge beim Feinde kommen, wenn er weiß, daß er ihnen begegnen kann. Auch er ist manchmal in Besorgnis, bei ungemeinen Schwierigkeiten ein Schwarzseher, aber niemals verliert er den Kopf, er rafft sich schnell wieder auf, und das Beschlossene führt er unerschütterlich durch. Sein Vertrauen auf die Unfehlbarkeit seiner Entwürfe ist so groß, daß er jeden Erfolg als gegeben annimmt und aus ihm die Folgen zieht. Es ist seine kühne Tatbereitschaft, die ihn an das Direktorium schreiben läßt: „Wer fürchtet, seinen Ruhm zu verlieren, ist sicher, ihn zu verlieren." Es ist sein unendlicher Ehrgeiz, der ihn nie auf seinen Lorbeeren ausruhen läßt, sondern ihn treibt, sich nach jedem Erfolg das Ziel höher zu stecken. Ueberhaupt ist das Große an ihm, daß er das Hauptziel stets im Auge behält. Er vernachlässigt die Verpflegung nicht, doch läßt er sich durch die Sorge um sie beim Entwerfen der Operationen nicht beirren. Er bewahrt sich die volle Freiheit des Geistes. „Je größer, je lebhafter und weiter der Geist ist," sagt er, „desto weniger kann er sich bei regelmäßigen und kleinlichen Einzelheiten aufhalten." (St. Helena) Nach dem Ersten italienischen Feldzug ist sein Wort: „Es gibt in Europa viele gute Generale, aber sie sehen zuviel Dinge auf einmal; ich sehe nur eins, das sind die Massen. Ich versuche, sie zu vernichten, sicher, daß die Nebensachen dann von selbst fallen werden." So erklären sich seine rasche Würdigung des Augenblicks, seine Schnelligkeit im Entschluß, wie auch seine Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel, die ihm zum Erfolg verhelfen sollen. Natürlich zeigt sich der straffe Zusammenhang in seinem Denken bei allem, wo es auf Einheit ankommt. Jeder soll sich streng an seine Aufgabe halten, denn, sagt er, „wenn man sich nicht in den Grenzen seiner Befugnisse hält, so ist das Ganze nur Verwirrung." Ebenso wendet er sich gegen die unberufenen Kritiker. Schon 1794

sagt er: „Es gehört sich nicht für die, die nicht im Mittelpunkt der Maschine sind, über die Richtigkeit der Operationen abzuurteilen.“ Er selbst tut übrigens alles, die erste Bedingung zur Herbeiführung und zur Erhaltung der Autorität zu erfüllen. Er tritt als Autorität auf, nicht nur in der Sache als erster Sachkenner, sondern auch in der Form, im Betragen, indem er im Dienste durch eine gewisse Unnahbarkeit jeden von sich fernzuhalten weiß. Ja er, der in seiner Laufbahn nicht gerade ein Beispiel von Disziplin gegeben hat, diszipliniert alle durch sein strenges, selbstsicheres Benehmen. Insofern er niemals Vorgesetzte hatte, die ihm warhaft imponierten, kann er 1807 zu seinem Bruder Josef sagen: „Ich glaube nicht, daß man, um zu befehlen, verstehen müsse, zu gehorchen.“ Beachten wir noch, daß der Mann, der wie kein andrer zu siegen versteht, nach dem Siege sich zu mäßigen weiß, daß er niemals seinen Sieg ohne Rücksicht auf den Hauptplan ausnutzt, daß er zwar von furchtbarer Härte, doch nicht grausam ist! Und übersehen wir nicht, daß er ein verschlagener Taktiker ist, einer, der stets darauf aus ist, den Feind zu täuschen, zu überraschen, ihm Fallen zu stellen, ihn zu verkehrten Schritten zu verleiten, ihn ins Verderben zu locken!

Freilich — wir werden das in der Folge sehen — auch er macht große Fehler; aber wer könnte sagen, daß ihm zum Feldherrn etwas fehle! Auch er, der Eitele, der Despotische, tut nicht immer das Zweckmäßige; aber wer könnte leugnen, daß er ein Meister ist, daß er das hat, was Clausewitz den harmonischen Verein der Kräfte nennt!

Schließlich ein zeitgenössisches Urteil aus der ersten Zeit seines Ruhmes. Während des italienischen Feldzugs schreibt der General Clarke an das Direktorium über den Oberfeldherrn: „Hier ist niemand, der ihn nicht für einen Mann von Genie ansähe . . . Er hat eine große Gewalt über die Persönlichkeiten, die die republikanische Armee bilden. Sein Blick ist sicher, seine Entschlüsse werden von ihm mit Anspannung und Kraft verfolgt. Seine Kaltblütigkeit in den heftigsten Aktionen ist ebenso bemerkenswert wie seine außerordentliche Raschheit, seine Pläne zu ändern, wenn unvorhergesehene Umstände es gebieten!“

Im ganzen: ein Feldherr, groß durch die Klarheit und Folgerichtigkeit seines Denkens, groß durch seinen Willen und seinen Mut, groß durch seine Beharrlichkeit in der Verfolgung großer Ziele, groß durch seine Geistesstärke in jeder Lage, groß durch seine Menschenkenntnis und durch die Erfolge einer Strategie, die seinem Genie eigentümlich ist und in dem Kriegswesen der Welt Epoche macht — wahrlich ein Souverän der Feldherrnkunst!

B. Der Republikengründer.

Der Feldzug in Italien hatte für Frankreich (für das Direktorium) den Hauptzweck, Oestreichs italienische Provinzen zu besetzen und die Besetzung beim Friedensschluß in die Wagschale zu werfen, und den Nebenzweck, in Italien republikanische Staaten zu gründen und dadurch der Französischen Republik Bundesgenossen zu verschaffen. Man kann demnach sagen: Napoleon hatte 1796/97 keinen eigentlichen Eroberungskrieg, sondern einen Befreiungs- und Revolutionskrieg zu führen; daß er zugleich einen unerhörten Beutekrieg führte, ist dem als Mittel zum Zweck untergeordnet. In der Tat tritt der General Bonaparte in den Staaten Ober- und Mittelitaliens als Militärpolitiker auf, er wird der Gründer der Transpadanischen, der Cispadanischen, der Cisalpinischen und der Ligurischen Republik, und mittelbar auch der Gründer der Römischen Republik. Daneben kommt in Frage sein mittelbarer Anteil am Sturze des Königreichs Sardinien und an der Umwandlung der Schweiz in die Helvetische Republik.

Eins steht vor allem fest: Als das Direktorium Bonaparte zur Armee von Italien sandte, gab es ihm keineswegs anheim, die politischen Verhältnisse im Lande der Apenninen selbständig zu regeln, sondern es behielt sich für jeden Fall die Regelung vor; sein Feldherr sollte auf eigne Hand keinesfalls Waffenstillstands- und Friedensverträge schließen, geschweige denn Staaten gründen. Aber es kam anders. Bonaparte wußte die Pariser Machthaber zu bloßen Figuranten seiner Politik herabzudrücken, sie zu nötigen, seine eigenmächtigen Handlungen mit ihrer Autorität zu decken.

Sogleich nach seinem Einzug in Mailand tritt er als Herr der Lage auf. Noch ist auf sein Entlassungsgesuch wegen der beabsichtigten Teilung des Oberbefehls die Entscheidung des Direktoriums nicht erfolgt, als er am 19. Mai 1796 eine Proklamation an die Bevölkerung der Lombardei erläßt. Darin sagt er: „Die Französische Republik, die den Tyrannen Haß geschworen hat, hat ebenso den Völkern Brüderlichkeit geschworen. Dieser Grundsatz, den die republikanische Verfassung geheiligt hat, ist der der Armee. Der Despot, der seit langer Zeit die Lombardei knechtete, hat Frankreich große Uebel zugefügt; aber die Franzosen wissen, daß die Sache der Könige nicht die der Völker ist ... Achtung vor dem Eigentum, vor den Personen, Achtung vor der Religion der Völker: diese Gesinnungen beseelen die Regierung der Französischen Republik und die siegreiche Armee von Italien." Doch: „Wenn die Franzosen als Sieger die Völker der Lombardei wie Brüder betrachten wollen, so schulden ihnen

diese gerechterweise eine Erwiderung. Die Armee hat ihren Siegeslauf fortzusetzen; sie hat den Despoten, der die Lombardei in Fesseln hält, aus Italien gänzlich zu verjagen. Ihre Unabhängigkeit, die ihr Glück ausmachen soll, hängt ab von den Erfolgen der Franzosen; diesen muß sie mit ihren Mitteln beistehn. Um den Marsch der Truppen zu sichern, haben sie Verproviantierung nötig, die sie nicht von Frankreich beziehen können, von dem sie so weit entfernt sind; sie müssen sie finden in der Lombardei, wo ihre Eroberungen sie hingeführt haben: Das Recht des Krieges sichert sie ihnen, die Freundschaft sollte sich beeilen, sie ihnen anzubieten. Zwanzig Millionen Franken werden von den Provinzen der östreichischen Lombardei gefordert; die Bedürfnisse der Armee erheischen sie . . . Die Verteilung hätte ohne Zweifel durch die Agenten der französischen Regierung geschehn können; das Mittel wäre rechtmäßig gewesen. Nichtsdestoweniger nimmt die Französische Republik davon Abstand; sie überläßt sie der Ortsbehörde, der Staatsvertretung; sie gibt nur eine Grundlage dafür an: Die Kontribution . . . soll nämlich die Reichen persönlich treffen, die wirklich wohlhabenden Leute, die geistlichen Körperschaften, die, die nur zu lange Zeit sich für bevorrechtigt gehalten haben und es verstanden, sich von jeder Abgabe zu befreien. Nun ist es an dem, daß die bedürftige Klasse geschont werden muß."

Auch hier erkennt man den Meister, z. B. an der Umschreibung der schönen Neigung, das Geld von denen zu fordern, die es haben, und an dem Edelmut, womit das Gehässige des Geldeinziehens auf andre abgewälzt wird. Und was die Politik angeht, so kann man sie u. a. mit dem ersten Teil der Anweisung beleuchten, die Bonaparte am 26. Mai 1797 dem General Gentili für Korfu gibt. „Wenn sich," schreibt er ihm, „die Bewohner der Freiheit zuneigen, so schmeicheln Sie dieser Neigung, und versäumen Sie nicht, in den Proklamationen, die Sie erlassen, von Griechenland, Athen und Rom zu sprechen."

Wie berechnend Bonaparte in Mailand verfährt, zeigt auch sein B r i e f a n d e n A s t r o n o m e n O r i a n i aus dem Mai 1796. „Die Wissenschaften," läßt er sich da aus, „die dem menschlichen Geiste zur Ehre gereichen, die Künste, die das Leben verschönern und die großen Taten auf die Nachwelt bringen, müssen unter freien Regierungen besonders geehrt werden. Alle Männer von Genie, alle, die einen Rang in der Republik der Geister einnehmen, sind Franzosen, welches Land ihr Geburtsland sei. Die Gelehrten in Mailand erfreuen sich dort nicht der Beachtung, die ihnen zukommt. Zurückgezogen in das Innere ihrer Arbeitsstätte, schätzen sie sich glücklich, wenn es den Königen und den Priestern gefällt, ihnen kein Leid zuzufügen. Heute stehn die Dinge anders; das Denken ist frei geworden in Italien.

Es gibt keine Inquisition mehr, keine Unduldsamkeit, keine Despoten. Ich lade die Gelehrten ein, zusammenzutreten und mir ihre Ansichten zu sagen über die Mittel, die zu ergreifen wären, über das, was nötig ist, um den Wissenschaften und den schönen Künsten ein neues Leben und ein neues Dasein zu geben. Alle, die nach Frankreich gehen wollen, werden dort von der Regierung mit Auszeichnung aufgenommen werden. Das französische Volk legt mehr Wert auf die Erwerbung eines gelehrten Mathematikers, eines Malers von Ruf, zu welchem Stande immer er sich bekennen möge, als auf die Erwerbung der reichsten und bevölkertsten Stadt. Seien Sie also, Bürger, das Organ dieser Gesinnungen bei den ausgezeichneten Gelehrten, die sich in Mailand befinden."

So führt der siegreiche Feldherr die Feder. Droht er einerseits, daß die französische Armee „schrecklich sein wird wie das Feuer des Himmels für die Rebellen und die Dörfer, die sie beschützen," so spricht er andrerseits immer wieder von der Brüderlichkeit, von der Großmut des französischen Volkes und seiner Armee, und er sucht die große Masse derer zu gewinnen, die wenig oder nichts besitzen, die untern Volksklassen und die Künstler, die Gelehrten, die Hungerleider der Intelligenz.

Schon nach solchen Stilproben konnten die Herren in Paris wissen, daß ihr Oberfeldherr nicht daran dachte, die Leitung der Dinge aus der Hand zu geben. Nur in einem Punkte, in der Ausraubung der eroberten Provinzen, las er ihnen ihre Wünsche von den Augen ab. Im ersten Kriegsmonat schrieb Bonaparte dem Direktorium: „Dem Herzog von Parma werde ich einige Millionen abverlangen. Er wird Ihnen Friedensvorschläge machen, aber übereilen Sie sich nicht, damit ich Zeit habe, ihn die Kosten des Feldzugs bezahlen zu lassen." Und hatte ihm das Direktorium am 15. Mai geschrieben: „Lassen Sie in Italien nichts zurück, was die Verhältnisse fortzuschaffen erlauben, und was uns nützen kann," so erließ er ohne Kenntnis davon, schon am Tage seiner Völkerfreiheit atmenden Proklamation ein Dekret, wodurch französische Agenten ernannt wurden, denen es obliegen sollte, „in den eroberten Städten die Gegenstände der Kunst und Wissenschaft auszuwählen, die nach dem Gebiete der Republik gebracht werden sollten." Dabei handelte es sich nicht um Gegenstände, die nach den Waffenstillstandsverträgen auszuliefern waren. Und neben diesen Agenten die Scharen von Wucherern, das Gesindel von Lieferanten und Spekulanten im Gefolge der französischen Armee! Fürwahr, es hörte sich gut an, wenn Bonaparte in seiner Proklamation an die Soldaten vom 20. Mai sagte: „Die Völker aber mögen ohne Sorge sein. Wir sind die Freunde jedes Volkes, und besonders der

Nachkommen eines Brutus, eines Scipios und aller jener großen Männer, die wir zu Vorbildern erkoren. Das Kapitol wiederaufzurichten, die Statuen der Helden, die sich berühmt gemacht, mit Ehrenbezeugungen dort aufzustellen, das römische Volk, das durch die Knechtschaft mehrerer Jahrhunderte gelähmt ist, aufzurütteln, das sollen die Früchte unsrer Siege sein! Sie werden in der Geschichte Epoche machen, und Euch wird der unsterbliche Ruhm zuteil werden, dem schönsten Lande Europas eine neue Gestalt gegeben zu haben."

Was für eine Gestalt gibt Napoleon der Lombardei?

Das Direktorium hatte ihm angedeutet, das Land könnte nach seinem (des Generals) Vorschlag Sardinien für Savoyen und Nizza gegeben oder — das wünschte das Direktorium — beim allgemeinen Frieden Oestreich für Belgien zurückgegeben werden. Diese Entschädigungspolitik war nicht nach dem Geschmack des Siegers von Lodi, er verfolgte das höhere Ziel, der östreichischen Herrschaft in der Lombardei ein Ende zu machen. Es lag ja auf der Hand: Wenn Frankreich sich in Italien politische Stützen schaffen wollte, so mußte Oestreich, das 1713 beim Frieden zu Utrecht (nach dem Spanischen Erbfolgekrieg) die Herzogtümer Mailand und Mantua erworben hatte, aus Italien verdrängt oder doch in Norditalien stark nach Osten geschoben werden. Des weiteren aber konnte einem Frankreich, das darauf aus war, Italien unter seine Botmäßigkeit zu bringen, nichts andres nützen, als die Gründung von Republiken, die grade groß genug waren, um bestehen zu können. Die östreichische Herrschaft war natürlich schon als Fremdherrschaft nicht beliebt, und die Patrioten, die Angehörigen der Mittelklassen und die Gebildeten, die die lombardische Unabhängigkeitspartei ausmachten, erwarteten selbstverständlich ihr Heil von dem internationalen Siegeszuge der Französischen Revolution, und unmittelbar von dem General Bonaparte.

Dieser gründet nach Lodi, am 10. Mai 1796, aus den Herzogtümern Mailand und Mantua die Transpadanische Republik (nördlich des Pos.) Danach zieht er, von der provisorischen Munizipalität eingeladen, in Mailand ein, wo die Patrioten hoffen, daß ihre Stadt zum Kern eines als mächtige Nation wiederhergestellten Italiens werden werde. Nach dem Beispiel Mailands bilden sich überall im Lande die Gemeindeverwaltungen, in Erwartung der Dinge, die durch Bonapartes Entscheidung kommen sollen. Er, der in seinem Hauptquartier zu Mailand wie ein König Hof hält, hebt zunächst die Giunta auf, die außerordentliche Kommission, die der bisherige Gouverneur der Lombardei, der Erzherzog Ferdinand, am 9. Mai gebildet hatte, und auch die Kammer der Dekurionen. Dagegen behält er bei den Staatsrat von dreizehn Mitgliedern, der vorläufig im Namen

der Französischen Republik tätig sein soll, und er bestätigt die einstweiligen Gemeindeverwaltungen (Munizipalitäten), sodaß die neue Republik auf Gemeindeverfassungen beruht. Dann bildet er eine Nationalgarde, zur Unterstützung der Polizei und zur Landesverteidigung, auch ein Mittel, den Glauben hervorzurufen, daß die Lombarden sich selbst regierten. Wie Bonaparte diese Selbstregierung auffaßt, ergibt sich aus seinem Briefe vom 17. Mai an das Direktorium. „Mailand," schreibt er da, „ist sehr eingenommen für die Freiheit . . . Wir lassen die Formen der Regierung, die im Gebrauche sind, bestehen, wir werden nur die Personen wechseln . . . Wir werden aus diesem Lande 20 Millionen Kriegssteuern ziehen . . . Wenn dieses Volk als Republik organisiert zu werden verlangt, soll man es ihm bewilligen?" Also fürs erste handelt es sich um Geld und um einen bloßen Personenwechsel. Einen lombardischen Freiheitsstaat aufzurichten, wer will dazu raten!

Für die Patrioten folgte nach Bonapartes Einzug in Mailand eine Zeit der Enttäuschungen, sie sahen das Land einem räuberischen Säbelregiment überliefert. Dagegen richteten sich die Aufstände von Mailand bis Pavia. Wenn es am erstgenannten Orte nicht zu blutigen Szenen kam, so nur wegen der eisernen Strenge, womit Bonaparte auftrat. In Pavia — wir sahen es — erteilte er den Völkern der Lombardei eine furchtbare Lektion, jeder, der mit den Waffen in der Hand ergriffen worden war, wurde erschossen. Er forderte hier und dort Geiseln, bedrohte die Unbotmäßigen mit Plünderung, Vernichtung, Beschlagnahme ihres Eigentums. Besonders in Mailand mußte alles nach seiner Pfeife tanzen; die Stadtverwaltung war ohne Selbständigkeit, die Bewegungsfreiheit, die Preßfreiheit, der Kultus waren schweren Beschränkungen unterworfen, das Briefgeheimnis wurde nicht geachtet, hundert Dinge, bis auf das Tragen karierter Kleider, das den Eroberern als Feindseligkeit erschien, waren verboten.

Während diese Zustände in der Lombardei herrschen, gründet Bonaparte die Cispadanische Republik (südlich vom Po.) Er beschuldigt nämlich Modena, dessen Herzog nach Venedig entflohen ist, den Waffenstillstandsvertrag durch Versorgung Mantuas verletzt zu haben, und setzt im Oktober 1796 durch zwei Dekrete den Herzog und seine Regierung ab. Zugleich fordert er Modena und Reggio auf, sich unter dem Schutze der Französischen Republik in Freiheit zu konstituieren, und vereinigt mit ihnen Bologna und Ferrara. Grade schrieb ihm das Direktorium, die Rückgabe oder Abtretung der Lombardei könne „das Unterpfand eines dauernden Friedens werden . . . Was wir über die Lombardei gesagt haben, gilt auch für Bologna und alle andren italienischen Staaten." Der Herzog von Modena sei in Abhängigkeit zu halten, nicht zu beseitigen. Aber der Brief

kam zu spät, die Dinge waren geschehen, und bei ihrer Beurteilung mußte der Vorteil, daß Bonaparte über die Streitkräfte der neuen Republik verfügte, den Ausschlag geben. Cispadanien konstituiert sich im Januar 1797 mit einer Volksvertretungsverfassung und mit Bologna als Hauptstadt. Im folgenden Monat, nach dem Frieden von Tolentino, wird der neuen Republik die Romagna angegliedert.

Erst im Sommer 1797, nachdem Bonaparte durch den Waffenstillstand von Leoben freie Hand bekommen hat, geht er daran, seine den lombardischen Patrioten gemachten Versprechungen gewissermaßen zu erfüllen. Er weilt nun in Montebello, einer prächtigen Besitzung bei Mailand. Dort sind auch seine Frau, seine Mutter, sein Oheim Fesch, von seinen Geschwistern Pauline, Josef und Louis. Er hält förmlich Hof. Er empfängt die Gesandten der italienischen Städte und Staaten, die Gesandten des Kaisers von Oestreich und die der kleinen deutschen Fürsten, die sich für den allgemeinen Friedensschluß seine Gunst sichern wollen, er sieht sich von Künstlern, Gelehrten, Schriftstellern und vornehmen Frauen des Landes umgeben, er speist öffentlich, zur Augenweide der herbeigeströmten Bevölkerung der Umgegend. Alles in der Welt scheint sich um ihn zu drehen. Jetzt hat er Muße und Laune zu einer größeren Staatsgründung. Indem er die politischen Verhältnisse prüft, sieht er zwei Parteien vor sich: 1. Die Gemäßigten, denen die Zukunft des italienischen Vaterlandes eine ernste Sache ist, und die bereit sind, die französische Herrschaft als eine zeitweilige Notwendigkeit hinzunehmen. 2. Die Radikalen, die Nachahmer der Jakobiner, die kleinen Leute und die Proletarier, die Unzufriedenen jeder Art, die mit allem Alten aufräumen möchten. Napoleon stellt sich auf die Seite der Gemäßigten. Am 10. Dezember 1796 sagt er in einem Brief an den Staatskongreß der Lombardei: „Wenn Italien frei sein will, wer könnte es hinfort daran hindern? . . . Unterdrückt vor allem die kleine Zahl Menschen, die die Freiheit nur lieben, weil sie eine Revolution wollen; sie sind ihre größten Feinde; sie nehmen jede Gestalt an, um ihre verbrecherischen Pläne zu verwirklichen . . . Ihr könnt, Ihr müßt frei werden ohne Revolution . . . ohne das Unglück durchzumachen, das das französische Volk durchgemacht hat. Schützt das Eigentum und die Personen und flößt Euern Landsleuten die Liebe zur Ordnung und die kriegerischen Tugenden ein, die die Republik und die Freiheit verteidigen und beschützen." Das war deutlich und doch zurückhaltend. Bonapartes Meinung war, daß die Italiener für die Republik noch nicht reif wären, was ja nach seinem Dafürhalten nicht einmal die Franzosen waren. Gleichviel, er ordnet im Mai 1797 die Bildung von Komitees an, die eine Verfassung vorbereiten und die geltenden

militärischen, bürgerlichen und Verwaltungs-Gesetze zusammenstellen sollen, er vereinigt im Sommer, aus Nachgiebigkeit gegen die öffentliche Meinung, die Transpadanische und die Cispadanische Republik zur Cisalpinischen Republik und gibt dieser, nach der Vorschrift des Direktoriums, eine Verfassung nach dem Muster der französischen. Die Exekutive ist fünf Direktoren anvertraut, die von Ministern unterstützt werden, die Legislative wird von dem Rat der Alten (40—60 Mitglieder) und von dem Rat der Jungen (120 Mitglieder) ausgeübt. Die Republik wird in Departements geteilt, und diese werden wie die Frankreichs verwaltet. Bonaparte ernennt für das erste Mal — und dabei beweist er eine glückliche Hand — die Direktoren, die Gesetzgeber und die hohen Beamten.

Ueber die Gründung des neuen Staates sagt Bonaparte am 29. Juni in der Proklamation von Montebello: „Die Cisalpinische Republik war seit langer Zeit unter der Herrschaft des Hauses Oestreich. Die Französische Republik war durch das Recht der Eroberung dessen Nachfolgerin geworden: von heute an verzichtet sie darauf, und die Cisalpinische Republik ist frei und unabhängig . . . Das Direktorium der Französischen Republik . . . gibt dem cisalpinischen Volke seine eigne Verfassung, das Ergebnis des Wissens des aufgeklärtesten Volkes Europas. Das cisalpinische Volk soll also von der Militärherrschaft zu einer verfassungsmäßigen Herrschaft übergehn . . . Seit langer Zeit gab es in Italien keine Republik mehr, das heilige Feuer der Freiheit war dort erstickt, und der schönste Teil Europas lebte unter dem Joch der Fremden. Nun ist es an der Cisalpinischen Republik, der Welt durch ihre Weisheit, ihre Tatkraft, ihre gute Heeresorganisation zu zeigen, daß das heutige Italien nicht entartet und noch der Freiheit würdig ist.“ Am 9. Juli 1797 beginnt die Cisalpinische Republik mit glänzenden Feierlichkeiten ihr Dasein.

Bonapartes Verdienste bei dieser Staatsgründung sind nicht gering. Er schaffte die feudalen Privilegien ab, den Zehnten, das Fideikommiß, das Majorat, er machte die öffentlichen Aemter allen für sie Befähigten zugänglich, er tat also viel, um die bürgerliche Gleichheit herbeizuführen. Daneben tat er freilich alles, um den Adel und den Klerus mit den Einrichtungen der Republik auszusöhnen, denn er mißtraute den Vertretern der Volkssache ebenso, wie sie ihm mißtrauten. Der springende Punkt war das Geld. Die Kriegssteuern, die Räubereien, die tausendfältigen Unterschleife hatten in den cisalpinischen Ländern von dem öffentlichen Vermögen wenig übrig gelassen, und auf dem neuen Staate lastete schwer der Unterhalt des französischen Heeres. Natürlich, daß sich bald im Gesetzgebenden Körper der Widerstand gegen die fremden Machthaber und auch gegen

das eigne Direktorium regte, daß sich in der Presse und in den Vereinen gegen die vielen Freiheitsbeschränkungen lauter Widerspruch erhob. In Wahrheit, mit der Unabhängigkeit der Cisalpina war es nichts. Bonaparte dachte nicht daran, sein Säbelregiment aufzugeben, er wußte, daß er nur durch Gewalt und Schmeichelei den französischen Einfluß erhalten konnte. An Talleyrand, der nun in Paris Minister des Auswärtigen ist, schreibt er im Oktober 1797 aus Passeriano: „Ich habe, seitdem ich in Italien bin, keineswegs die Liebe der Völker für Freiheit und Gleichheit als Bundesgenossin gehabt, oder wenigstens war sie eine sehr schwache Bundesgenossin. Aber die gute Zucht unsrer Armee, die große Achtung, die wir alle für die Religion gezeigt haben, bis zur Schmeichelei für ihre Diener, Gerechtigkeit, vor allem eine große Autorität und Pünktlichkeit bei der Unterdrückung der Uebelgesinnten und bei der Bestrafung derer, die sich gegen uns erklärten, das ist die wirkliche Bundesgenossin der Armee von Italien gewesen. Alles, was schicklich in Proklamationen, in gedruckten Reden gesagt wird, sind Romane." Und im Dezember, nachdem Bonaparte Italien verlassen hat, gibt er Berthier, seinem Nachfolger dort, die Anweisung, daß bis zum Abschluß eines Bündnisses zwischen Mutter- und Tochter-Republik das Recht der Eroberung und der militärischen Herrschaft Frankreichs aufrecht zu halten sei. Das war auch die Meinung des Direktoriums in Paris, das im Februar 1798 den cisalpinischen Gesandten durch Talleyrand einen Bundesvertrag vorlegen läßt, wonach sich die Cisalpinische Republik auf eine einfache Aufforderung Frankreichs mit all ihren Mitteln an jedem Kriege Frankreichs zu beteiligen hat. Ueberdies hat sie im Frieden zur Aufrechterhaltung der Ordnung eine französische Besatzung von 25 000 Mann zu unterhalten, und laut eines geheimen Artikels 20 000 Mann eigne Truppen, die von französischen Generalen befehligt sein sollen.

Das war der Verzicht der Französischen Republik auf die Nachfolge in der Herrschaft Oestreichs über die Lombardei, das war die „von heute ab" freie und unabhängige Cisalpinische Republik. Begreiflich, daß, als der General Bonaparte seine Hand nicht mehr in den italienischen Dingen hat, in dem neuen Staate auf eine Periode der Organisation eine Periode der Anarchie folgt.

Wir wenden uns nach dem Westen Oberitaliens. Wie kommt es dort zur Gründung der Ligurischen Republik, d. h. zur Umwandlung der genuesischen in die ligurische?

Genua war wie Venedig eine aristokratische Republik und deshalb für die Politiker des revolutionären Frankreichs beständig ein Gegen-

stand des Mißtrauens. Zwar hatte es mit Frankreich im Dezember 1793 einen Neutralitätsvertrag geschlossen, aber es blieb ein Herd franzosenfeindlicher Machenschaften. Der General Bonaparte — wir erinnern uns an seine Mission vom Juli 1794 — kannte die Zustände aus eigner Anschauung, er wußte, was von dem oft erneuerten Versprechen strengster Neutralität zu halten war. Ende März 1796 schrieb er dem Direktorium: „Unser Verhältnis mit Genua ist kritisch . . . die Regierung Genuas hat mehr Haltung und Kraft, als man glaubt. Es gibt da nur zweierlei: entweder Genua durch einen plötzlichen Handstreich nehmen, doch das widerspricht Ihren Instruktionen und dem Völkerrecht, oder in guter Freundschaft leben und nicht versuchen, ihnen ihr Geld herauszuziehen, die einzige Sache, die sie schätzen." Von dieser Bedenklichkeit kommt der General nach seinen ersten Siegen zurück. Am 10. April empfiehlt er dem Vertreter Frankreichs zu Genua größere Festigkeit; er soll sagen, Frankreich werde Genua beschützen, aber wenn es seine Pflicht gegen das erste Volk der Welt verabsäume, so werde er, Bonaparte, mit seiner Armee kommen. Und am 26. April schreibt er dem Direktorium: „Was Genua betrifft, so werden Sie der Herr sein, das vorzuschreiben, was man nach Ihrem Willen damit machen soll." Der Wille des Direktoriums war, Genua noch zu schonen, weil es gefährlich werden könnte.

Hiernach verläuft Bonapartes Politik gegenüber der Republik Genua in zwei Perioden.

Die erste Periode dauert vom Beginn des Feldzugs bis zum Mai 1797 — eine Zeit, worin Bonaparte und seine Leute die Regierung der Republik drangsalieren und bedrohen, ohne daß die Dinge zum äußersten gedeihen. Auch in Genua bestehen zwei Parteien, die aristokratische, die herrscht und sich auf Oestreich und England stützt, und die demokratische, die sich, um die Herrschaft zu erlangen, auf Frankreich stützt. Bei diesem Gegensatz spielt einerseits der Gesandte Frankreichs, Faypoult de Maisoncelle, eine wichtige Rolle, indem er die genuesische Demokratie berät und unterstützt, andrerseits der östreichische Gesandte, Girola, der (wie auch der englische Gesandte, Drake) der aristokratischen Partei hilft. Den ersten Anlaß zu kräftigem Auftreten gegen Genua bekommt Bonaparte im Juni 1796. Durch die Intrigen der Feinde Frankreichs hatten sich in den östreichischen, in genuesischem Gebiet liegenden Kantonen die Bauern und Flüchtlinge aus den von den Franzosen besetzten Ländern kriegerisch organisiert. Mit ihnen vereinigten sich kriegerische Banden aus den ligurischen Bergen, die Barbets, so daß sich die französische Armee im Rücken gefährdet sah. Bonaparte läßt die kriegerischen Banden zerstreuen, ihre Anführer erschießen, Arquata, ihren Sammel-

punkt, niederbrennen. Unterdessen entsendet er Murat mit einem Brief an den Senat. Dieser Offizier tritt in Genua wie in einer eroberten Stadt auf. Er teilt mit, daß eine militärische Kommission die Insurgentenführer gerichtet habe, und fordert vor allem, daß der Senat den östreichischen Gesandten ausweise und die Frankreich feindlichen Gouverneure durch andre ersetze. Falls der Senat ein Gelüst zum Widerstand zeige, hat Murat Genua eine exemplarische Strafe anzudrohen. „Was die Zukunft angeht," schreibt Bonaparte an die Senatoren, „bitte ich Sie um eine kategorische Erklärung. Können Sie oder können Sie nicht das Gebiet der Republik von Mördern reinigen, die es erfüllen? Wenn Sie keine Maßregeln treffen, werde ich sie treffen. Ich werde die Städte und die Dörfer verbrennen, wo an einem einzigen Franzosen Mord begangen wird . . . Ich werde den nachlässigen Magistrat bestrafen, der die ersten Grundsätze der Neutralität verletzt hat, indem er den Räubern Asyl gewährt." Diese Sprache und dazu das ausgesprengte Gerücht, Bonaparte werde mit seinen siegreichen Truppen nach Genua kommen, schüchterte die Regierung dermaßen ein, daß sie alle Forderungen bewilligte. Nachdem so die völlige Schwäche der Republik zutage getreten war, schreibt Bonaparte im Juni aus Bologna an Faypoult, er solle den Streit mit dem Senat offen halten, so daß man bei Gelegenheit den casus belli aufwerfen könne. Und im Juli: „Die Zeit für Genua ist noch nicht gekommen, aus zwei Gründen: 1. weil die Oestreicher sich verstärken und ich bald eine Schlacht haben werde; als Sieger werde ich Mantua haben, und dann bedeutet eine einfache Staffette nach Genua so viel wie die Anwesenheit einer Armee; 2. die Gedanken des Direktoriums über Genua scheinen mir noch nicht feststehend . . . ich habe es um Befehle gebeten, die ich in der ersten Dekade des nächsten Monats haben werde. Vergessen Sie von nun an alle Ursachen zur Klage, die wir gegen Genua haben. Geben Sie den Leuten da zu verstehen, daß wir, Sie und ich, uns nicht mehr damit befassen, da sie Herrn von Spinola nach Paris gesandt haben . . . Versäumen Sie keine Gelegenheit, die Hoffnung in dem Herzen des Senats von Genua wiederentstehen zu lassen und es bis zum Augenblick des Erwachens einzulullen." Noch andre Gründe hätte Bonaparte für seine Zurückhaltung anführen können. Genua war nämlich der große Markt zur Verproviantierung der französischen Armee, und die genuesischen Bankherren waren für die großen Finanzoperationen des Oberfeldherrn die gefälligen Vermittler. Auch war Genua der Sammelpunkt für die, die Bonaparte beauftragt hatte — im Oktober 1796 wurde der Auftrag erfüllt —, Korsika den Engländern wieder abzunehmen.

Aus all den Gründen wurde die Neutralität Genuas einstweilen geachtet. Erst im Frühjahr 1797, nach Leoben, schickt sich Bonaparte an, dem aristokratischen Regiment der Republik den Todesstoß zu versetzen. Im Mai war ein Aufstand der Demokraten mißglückt, einige Franzosen waren dabei getötet worden, und obwohl der französische Gesandte die Aufständischen begünstigt hatte, richtete der Doge einen unterwürfigen Entschuldigungsbrief an Bonaparte. Dieser sendet seinen Adjutanten Lavalette mit einem Brief an den Senat. „Genua," schreibt er, „ist für die Französische Republik und die Armee von Italien in so vielen Punkten wichtig, daß ich mich genötigt sehe, schnelle und wirksame Maßregeln zu treffen, um die Ruhe dort aufrecht zu halten, das Eigentum zu beschützen, die Verkehrswege zu bewahren und die vielen Magazine zu sichern. Ein zügelloser Pöbel ... nachdem er sich mit französischem Blute gesättigt hat, fährt fort, alle französischen Bürger zu mißhandeln ... Wenn Sie 24 Stunden nach Empfang dieses Briefes ... nicht alle gefangen gehaltenen Franzosen zur Verfügung des französischen Gesandten gestellt haben, wenn Sie nicht alle, die das genuesische Volk gegen die Franzosen aufhetzen, verhaftet haben, wenn Sie endlich diesen Pöbel nicht entwaffnen ..., so wird der Gesandte der Französischen Republik Genua verlassen, und die Aristokratie wird bestanden haben. Die Köpfe der Senatoren haften mir für die Sicherheit aller Franzosen in Genua, wie die gesamten Staaten der Republik mir haften für ihr Eigentum." Hierauf gibt der Senat, dem — unerhörte Tatsache — Lavalette den Brief vorgelesen hat, den französischen Forderungen in allen Punkten nach. Eine letzte tiefe Demütigung, die endgültig zeigt, daß mit der unbewaffneten Neutralität die Unabhängigkeit der Republik nicht zu bewahren ist. Bonaparte will jetzt den Sturz des aristokratischen Regiments, seine Agenten, Faypoult voran, drängen die Senatoren um Einräumungen an die Demokraten. Der Senat kann sich nicht ohne weiteres entschließen. Als aber die Patrioten, durch den Marsch französischer Truppen auf Genua ermutigt, hier und dort im Lande Freiheitsbäume pflanzen, als durch die Leute des Direktoriums und die Bonapartes die Dinge zum äußersten zu treiben scheinen, da gibt der Senat dem Drucke nach und schickt Gesandte an Bonaparte in Montebello, um über die Reform des genuesischen Staates zu unterhandeln.

Damit beginnt die zweite Periode der Politik Bonapartes gegenüber Genua (Mai 1797 bis Januar 1798.) Am 5. Juni schließt der General mit den Unterhändlern den vorläufigen Vertrag von Montebello. Danach soll die Regierung der Republik Genua fortan dem ganzen Volke zustehn, die Gesetzgebung sollen zwei

Kammern, zu 300 und 500 Mitgliedern, besorgen, die Exekutive 12 Senatoren unter dem Vorsitz eines Dogen. Zur Einführung in den neuen Zustand wird an die Stelle der alten eine einstweilige Regierung gesetzt, eine Kommission soll die Einzelheiten der Verfassung regeln. Frankreich bewilligt der neuen Republik das Gebiet der alten und unter gewissen Einschränkungen Amnestie für die geschädigten französischen Interessen. Dieser Vertrag stößt jedoch in Genua bei dem Adel, der Geistlichkeit und den Großkaufleuten auf Widerstand. Als im September — Bonaparte hat die Mitglieder der Regierung selbst gewählt — die neue Verfassung zur Abstimmung kommen soll, entstehen Unruhen. Nachdem sie von Duphot niedergeschlagen worden sind, läßt Bonaparte durch Lannes Genua besetzen. Dann, kurz vor seiner Abreise aus Italien, sendet er einen neuen Verfassungsentwurf. Darüber schreibt er an das Direktorium, die neue Verfassung werde den Genuesen doch nicht genügen, sie würden, wenn man nur ein wenig nachhelfe, in zwei bis drei Jahren kniefällig um Vereinigung mit Frankreich bitten. Er schlägt vor: Die genuesische Republik wird zur Ligurischen Republik umgewandelt, die Exekutive übt ein Direktorium von fünf Mitgliedern aus, die Legislative üben ein Rat der Alten von dreißig und ein Rat der Jungen von sechzig Mitgliedern aus. Das Volk wird in Komitien zur Abstimmung über die neue Verfassung berufen. Die Adligen dürfen nicht von den Aemtern ausgeschlossen werden. „Das wäre," schreibt er im November nach Genua, „eine empörende Ungerechtigkeit. Sie würden das tun, was sie" (die Adligen mit den Bürgerlichen) „getan haben."

Das Ende ist: Am 19. Januar 1797 wird mit 100 000 gegen 17 000 Stimmen die Verfassung angenommen. Die Ligurische Republik besteht, auch sie in beschwerlicher Abhängigkeit von der kostspieligen Säbelwirtschaft der Französischen Republik.

Nun von der Gründung der Römischen Republik.

So unbestimmt die oberitalienische Politik des Direktoriums im Beginn und Fortgang des Feldzuges war, so bestimmt war seine römische Politik. Der Papst sollte gestürzt, d. h. seiner weltlichen Macht beraubt werden, das war ein Hauptpunkt im Programm der Großen Revolution und auch in dem des Direktoriums. Pius 6. hatte bei der Französischen Republik manches auf dem Kerbholz; er hatte Emigranten aufgenommen und unterstützt, die Vendéer und überhaupt die Royalisten ermutigt und in aller Welt seine Gesandten gegen Frankreich wirken lassen. Freilich, er befand sich in der Verteidigung, auch die Instruktion, womit Bonaparte nach Italien gesandt

wurde, besagte, daß er dem Papsttum den Garaus zu machen habe. Demgemäß wurde der General im Mai 1796, nach seinem ersten Siegeszug, aufgefordert, sich gegen Rom zu wenden. „Wenn uns," schrieb ihm das Direktorium, „der Papst bereitwillig entgegenkommt, verlangen Sie vor allen Dingen, daß er öffentliche Gebete für das Glück der französischen Waffen veranstalte. Einige der schönen Denkmäler dieser Stadt, ihre Statuen, Gemälde, Medaillen, ihre Bibliotheken, ihre silbernen Madonnen, ihre Glocken sogar mögen uns für die Kosten entschädigen, die der Besuch, den Sie ihr abstatten, uns verursachen wird." Aber für diesen Besuch hatte Bonaparte keinen Sinn, er wollte sich nicht von der Hauptsache ablenken lassen und erreichte es, daß ihm mit dem ungeteilten Oberbefehl die Fortsetzung des Krieges gegen Oestreich überlassen wurde.

Bei seiner Politik gegen Rom von 1796—98 kann man drei Perioden unterscheiden.

Die erste Periode währt vom Juni 1796 bis zum Februar 1797, von der Besetzung der Legationen bis zum Frieden von Tolentino. Im Frühjahr 1796 wird der siegreiche französische Oberfeldherr von den Bolognesen aufgefordert, sie von Rom zu befreien. Infolgedessen die Besetzung der Legationen, Bologna, Ferrara, Faenza, Romagna reißen sich vom Papste los. Damit ist Rom, das gerüstet hat, als Macht so gut wie unschädlich gemacht, und Bonaparte begnügt sich, es von Toskana aus militärisch zu bedrohen, um es im Zügel zu halten. Schon am 23. Juni schließt er mit dem spanischen Grafen Azara, dem Bevollmächtigten des Papstes, zu Bologna mit Rom Waffenstillstand. Danach hat der Papst einen Bevollmächtigten nach Paris zu senden, um den endgültigen Frieden zu schließen, er hat die gefangen gehaltenen Patrioten freizugeben, die Häfen seines Gebietes den Feinden Frankreichs zu sperren, die Besetzung der Legationen durch die Franzosen gutzuheißen, 21 Millionen Franken und gewisse Kunstgegenstände herzugeben, und endlich, jeweilig auf Ersuchen, den französischen Truppen freien Durchzug zu gewähren. Ueber diesen Vertrag schreibt Bonaparte an das Direktorium: „Meine Meinung würde sein, daß Sie sich nicht beeilen, Frieden zu schließen, damit wir im September, wenn die Dinge mit Deutschland und Norditalien gut gehen, uns Roms bemächtigen können." Er hält sich also förmlich an das Ziel des Direktoriums, stellt es jedoch wegen dringlicher Aufgaben zurück.

Natürlich, daß solange Oestreich in Italien nicht völlig niedergeworfen ist, der Papst die Hoffnung nährt, von dem Waffenstillstandsvertrage loszukommen. Er nähert sich Neapel, wirbt Söldner, beruft aus dem Königreich Sardinien Colli zum Oberbefehlshaber, er tut

alles, um das Glück der Waffen gegen die Franzosen versuchen zu können. So brechen, auf das falsche Gerücht von französischen Niederlagen, in den Legationen Unruhen aus, eine päpstliche Vendée scheint da zu entstehen. Aber Bonaparte — er hat nun Wurmser in Mantua eingeschlossen — läßt sich nicht zur Rache hinreißen; er besetzt die aufständischen Orte wieder, spielt sich bei seinen Verhandlungen mit dem Kardinal Mattei als ergebener Sohn der Kirche auf und veranlaßt das Direktorium, mit Rom über den endgiltigen Frieden zu verhandeln. Diese, im September zu Florenz geführten Verhandlungen scheitern, weil das Direktorium verlangt, daß der Papst alle jene Bullen, Breves und Reskripte, die er gegen die Französische Republik und ihre antiklerikalen Verfügungen gerichtet hat, zurückziehe. Hierauf zerstören die Siege von Arcole und Rivoli die letzte Hoffnung des Papstes, Bonaparte widerstehen zu können. Pius hat keine Verbündeten; Oestreich, wenn es ihm helfen könnte, wäre, wie Spanien und Neapel, nur gegen Landabtretungen zu gewinnen, und nur mit den ungeübten römischen Truppen würden die kriegsgewohnten französischen nicht zu besiegen sein. In der Tat, nachdem Bonaparte im Februar 1797 den Waffenstillstand von Bologna gekündigt hat, zerstreut er ohne Mühe die päpstliche Armee. Klugerweise behandelt er die vielen Gefangenen, die er macht, mit Wohlwollen. Er schickt sie in ihre Heimat, wobei er ihnen sagt, er wolle nicht die Religion zerstören, sondern die geistliche Regierung umbilden.

Bei solchem Auftreten gewinnen in Rom der Papst und die Kardinäle, die schon zur Flucht bereit sind, neuen Mut. Es folgt die zweite Periode der römischen Politik Bonapartes, in der neue Verhandlungen zum Frieden führen. Bonaparte, der einen neuen Angriff gegen Oestreich plant, will mit Rom zum Ende kommen. Er verhandelt zu Ancona wieder mit dem Kardinal Mattei, der zu jeder Nachgiebigkeit auf politischem Gebiet ebenso bereit ist, wie Bonaparte auf religiösem. Am 13. Februar zeigt Bonaparte dem Direktorium an, daß er Frieden zu schließen wünsche. Am 19. unterzeichnet er den Frieden von Tolentino, ohne die Antwort aus Paris abgewartet zu haben. Noch am 3. Februar hatte ihm der Direktor Rewbell geschrieben: „Das Direktorium fordert Sie auf, alles, was Ihnen möglich sein wird, zu tun, um die päpstliche Regierung zu zerstören, sei es, daß Rom einer andren Macht unterstellt wird, sei es, daß dort, was noch besser wäre, eine Form der inneren Regierung eingerichtet wird, die die Regierung der Priester unmöglich und verhaßt machen würde, so daß der Papst und das heilige Kollegium die Hoffnung, jemals in Rom ihren Sitz zu haben, nicht fassen könnten und genötigt wären, sich irgendwo ein Asyl zu suchen, wo sie zum wenigsten

keine weltliche Macht mehr haben würden.“ Doch nach dem Friedensvertrag von Tolentino behält der Papst Rom und Umbrien. Dagegen verzichtet er auf die Legationen und überläßt Ancona den Franzosen bis zum allgemeinen Frieden. Er zieht sich von jedem Bündnis zurück und entläßt seine Armee. Er schließt seine Häfen den Feinden Frankreichs, gewährt eine allgemeine Amnestie, zahlt 30 Millionen Franken Kriegskosten und liefert Kunstschätze aus. „Der Vertrag,“ schreibt Bonaparte dem Direktorium, „ist unterzeichnet, aber seien Sie gewiß, Rom kann nicht mehr bestehn. Diese alte Maschine wird von selbst auseinanderfallen.“ So bemühte er sich, der Pariser Regierung, die den Friedensvertrag nur widerwillig guthieß, den Verdruß über seine neue Eigenmächtigkeit zu verscheuchen. Seine wirkliche Meinung war anders. Im Dezember 1796 hatte ihm der General Clarke geschrieben: „In der Religion ist uns die Revolution mißlungen. Man ist in Frankreich wieder römischkatholisch geworden, und vielleicht stehen wir auf dem Punkte, des Papstes selbst zu bedürfen, um die Revolution durch die Priester und das Landvolk, das sie wieder beherrschen, zu beschützen. Hätte man den Papst vor drei Jahren vernichtet, so wäre es die Wiedergeburt Europas gewesen. Aber ihn jetzt stürzen, heißt das nicht, von unsrer Regierung eine Menge Franzosen trennen, die man doch gewinnen könnte?“ Ganz so dachte Bonaparte. Im übrigen hatte er für Rom nicht die geringsten Sympathien. Zwar schrieb er am Tage des Friedensschlusses dem Papst, er hoffe, daß die Französische Republik zu den aufrichtigsten Freunden Roms gehören werde. „Ganz Europa kennt die friedlichen Absichten und den versöhnlichen Sinn Eurer Heiligkeit. Ich sende meinen Adjutanten, um Eurer Heiligkeit die vollkommene Achtung und Verehrung auszusprechen, die ich für Ihre Person hege, und bitte der Versicherung Glauben zu schenken, daß ich den lebhaften Wunsch habe, ihr bei jeder Gelegenheit Beweise meiner Hochachtung und Verehrung geben zu können.“ Aber das war diplomatische Schmeichelei. Am Tage vorher hatte er an Joubert geschrieben: „Ich bin grade dabei, mit dem Pfaffengesindel zu verhandeln. Diesmal wird St. Peter noch das Kapitol retten, indem er uns seine schönsten Besitzungen und sein Geld überantwortet, und auf diese Weise sind wir imstande, die große Aufgabe des nächsten Feldzuges auszuführen.“ Also: der Friede von Tolentino war für Bonaparte nur eine mit Rücksicht auf den Stand des Krieges gegen Oestreich getroffene vorläufige Abmachung, was später mit Rom werden würde, hing davon ab, ob man des Papstes und der Priester bedurfte.

Die dritte Periode der römischen Politik Bonapartes währt vom Frieden von Tolentino bis zur Gründung der Römischen

Republik, vom Februar 1797 bis zum Februar 1798. Bonaparte hat nach dem Frieden die Ernennung seines Bruders Josef zum Gesandten in Rom erreicht und sich damit einen unmittelbaren Einfluß auf die römischen Dinge gesichert. Was wünscht er? Im Frühjahr und Sommer 1797 ist er darauf aus, die Kurie für die Französische Republik zu gewinnen. Der Gehalt seiner Briefe an die päpstlichen Minister und an Josef ist: Der Papst soll jetzt, wo die katholische Religion geduldet und geschützt ist, die Kirchen wieder geöffnet sind, die Geistlichen zum Gehorsam gegen die Gesetze ermahnen, die konstitutionellen Priester mit den antikonstitutionellen versöhnen und Maßregeln vorschlagen, die die Mehrheit des französischen Volkes zu den Grundsätzen der Religion zurückführen können. Er will also das „Pfaffengesindel" einfangen. Aber auf viel Erfolg hoffte er nicht. Er wies Josef aus Udine an, wenn der Papst stürbe, eine Revolution hervorzurufen und dadurch die Wahl eines neuen Papstes zu verhindern; jedenfalls dürfe nur ein den Franzosen freundlich gesinnter Kardinal gewählt werden. Wirklich, die franzosenfeindliche Partei war in Rom sehr rührig, sie veranlaßte den Papst, seine Armee zu erneuern und den östreichischen General Provera zu ihrem Oberbefehlshaber zu ernennen. Die Ernennung Proveras faßte Bonaparte natürlich als eine Herausforderung auf. „Dulden Sie nicht," schrieb er am 29. September 1797 aus Passeriano an Josef, „daß ein so bekannter General wie Provera das Kommando der römischen Truppen übernimmt." Der Gesandte soll der Kurie erklären, daß, wenn sie Provera in ihren Dienst nähme, „jedes gute Einverständnis zwischen Frankreich und dem römischen Hofe sofort aufhören und der Krieg da sein würde." Darauf wird Proveras Ernennung zurückgezogen.

Nur Monate später, da kommt es zwischen Frankreich und der Kurie zum Bruch. Im Dezember wird nämlich in Rom von den päpstlichen Truppen bei der Unterdrückung des Aufstandes der Demokraten der General Duphot getötet. Hierauf — Duphot war übrigens der Bräutigam Pauline Bonapartes — verläßt Josef Rom, in Paris bricht der Sturm los, das Direktorium beschließt, endlich mit dem Papsttum aufzuräumen, und erklärt der Kurie den Krieg.

Bei dem folgenden Vorgehen Frankreichs gegen Rom hat der General Bonaparte, der jetzt in Paris ist, die Leitung. So unbesonnen sich das Direktorium auf die Kunde vom Tode Duphots gezeigt hat — es plante, Rom zu vernichten, den Papst abzusetzen und seinen Staat mit der Cisalpinischen Republik zu vereinigen —, so besonnen zeigt er sich. Er will weder die Absetzung des Papstes, noch

die Vergrößerung der Cisalpinischen Republik, beides hält er für Frankreich schädlich. Im Januar 1798 arbeitet er im Auftrage des Direktoriums eine militärische und diplomatische Instruktion für Berthier aus. Danach hat die Cisalpinische Republik in Wien und Rom ihre Neutralität zu erklären. Der General soll in Eilmärschen auf Rom marschieren und Neapel in dem Glauben lassen, daß er nichts weiter als Genugtuung für den Tod Duphots fordere. Wenn Neapel — das ist ihm durch einen Militärdiplomaten mitzuteilen — Rom besetzte, würde Frankreich das als Kriegserklärung ansehen, dagegen könnten sich für Neapel, wenn es Frankreich gewähren ließe, in Italien oder in der Levante Vorteile ergeben. „Die Kunst besteht hier darin," schärft Bonaparte Berthier ein, „einige Märsche vorauszuhaben, so daß, wenn der König von Neapel merkt, daß Rom Ihr Ziel ist, er keine Zeit mehr hat, Ihnen zuvorzukommen. Wenn Sie sich zwei Tagereisen von Rom befinden, dann werden Sie dem Papst und allen Mitgliedern der Regierung" (durch ein Manifest, das Genugtuung fordert) „drohen . . ., um ihnen Schrecken einzuflößen und sie zur Flucht zu veranlassen." Organisieren Sie dann „eine unabhängige Republik . . . ohne sich dabei offen zu beteiligen. In Rom angekommen, werden Sie Ihren ganzen Einfluß aufwenden, die Römische Republik herzustellen, aber dabei alles vermeiden, was den Plan der Regierung, diese Republik herzustellen, offenbar machen könnte." Berthier verfährt nach diesen Vorschriften. Am 10. Februar 1798 steht er vor Rom. Am 15., nachdem die Demokraten in der Stadt die Römische Republik ausgerufen haben, zieht er ein und begrüßt auf dem Kapitol den neuen Staat mit feierlicher Rede.

Bis dahin hat Bonaparte seine Hand in den Dingen. Nun erhält Berthier neue Instruktionen. Der Ausgang ist: Der Papst, der übrigens in dieser Krisis eine würdige Haltung bewahrt, wird von den Franzosen nach Siena gebracht. (Er stirbt 1799 zu Valencia.) In Rom schaffen die Kommissare des Direktoriums für die neue Republik eine Verfassung. Nach ihr müssen alle Bürger einen bürgerlichen Eid und Haß der Monarchie schwören. Die Gesetzgebung üben Senat und Tribunat aus, die vollziehende Gewalt fünf Konsuln. Auch diese Republik — hier sei die folgende Beraubung Roms übergangen — besteht nur dem Namen nach, nur nach dem Willen Frankreichs. Schon 1799 löst sie sich auf.

Endlich Sardinien und die Schweiz.

Am Sturz des Königreichs Sardinien hat Bonaparte nur einen mittelbaren Anteil. Er war der Ansicht, daß

dort, in Piemont, kein Stoff zur Revolution wäre, und das war zutreffend, da die Sarden ihrer Dynastie anhingen, trotzdem daß sie seit dem Bestehen des Königreiches, seit 1720, stets ihren besondren Nutzen und den der bevorrechtigten Stände dem allgemeinen Nutzen vorangestellt hatte. Erst der schwache Karl Emanuel 4., der im Oktober 1796 zur Regierung kam, bewilligte in der Not der Zeit die Aufhebung der Feudalrechte. Bonaparte sah also auf die ruhige Bevölkerung des Landes mit Achtung, und anstatt auf den Sturz der Dynastie sann er darauf, die tüchtige kriegerische Kraft der Sarden durch ein Bündnis für Frankreich zu gewinnen. Das Weitere würde sich finden. Schlösse man, schrieb er dem Direktorium, mit Sardinien ein Bündnis, so wäre es, „als ob ein Riese einen Zwerg umarmte, er erstickt ihn, ohne daß man ihn eines Verbrechens anklagen könnte, nur infolge ihrer ganz verschiedenen Organisation.“ Doch nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor (September 1797) ist der Sturz des Königreichs beim Direktorium beschlossene Sache. Frankreich benutzt die Unruhen, die im Lande Karl Emanuels durch einheimische, ligurische und cisalpinische Demokraten entstehen, dazu, Sicherheiten für die Aufrechthaltung der Ordnung zu fordern, d. h. den König seiner Macht zu berauben. Schließlich, im Dezember 1798, erklärt es Sardinien den Krieg, indem es den Hof von Turin feindseliger Umtriebe mit Neapel bezichtigt. Anfang 1799 nimmt die Französische Republik das festländische Sardinien in ihre Verwaltung, dem König bleibt nur die Insel Sardinien. Damit ist das Königreich gestürzt und förmlich republikanisiert. Ein Ergebnis, wozu zwar nicht Bonapartes Politik, wohl aber seine Siege den Grund legten.

Was die Schweiz betrifft, so wünschte Bonaparte im Frühjahr 1797, als er mit Oestreich in Montebello verhandelte, den Kanton Wallis zu einem Vertrage zu nötigen, wonach der Alpenpaß und die Straße durch das Rhonetal dem französischen Heere freigegeben wurde, aber das Direktorium wollte zur Zeit den Bruch mit der Eidgenossenschaft vermeiden. Erst nach dem 18. Fructidor richtete es sein Augenmerk wieder auf die Schweiz, deren Süden für die Herrschaft in Italien und deren Norden für den Krieg gegen Deutschland von hoher Wichtigkeit war — in der Reihe der Republiken, die zwischen Frankreich und Mitteleuropa einen Wall bildeten, fehlte noch der Bund der Eidgenossen. Bonaparte tut die ersten Schritte zum Ziele. Noch vor dem Frieden von Campo Formio trennt er durch einen Schiedsspruch das Veltlinertal von Graubünden und weist es der Cisalpinischen Republik, also französischem Machtbereich zu. Dann, im November 1797, spricht er sich auf seiner Reise durch die Schweiz nach Rastatt für die Befreiung der Waadt aus, d. h. gegen die Berner Aristokratie und für

die Basler Patrioten. Diese Politik setzt er in Paris fort, indem er mit waadtländischen Flüchtlingen die Revolutionierung der Schweiz bespricht. Bald folgt, mitten im Frieden, die Vergewaltigung der neutralen Schweiz durch französische Truppen. Im April 1798 wird der Bund der Eidgenossen in die Helvetische Republik umgewandelt. Frankreich bekommt Genf — die andren Großmächte sehen untätig zu, wie die Französische Republik ein Land von höchster militärischer Wichtigkeit in ihren Machtbereich bringt.

Ueber die Politik Bonapartes von 1796—1798, bei der Gründung der italienischen Republiken, wird geurteilt werden können:

1. Er trieb nicht die (übrigens oft schwankende und unklare) Politik des Direktoriums. Dieses wollte beim Friedensschluß Oestreich die Lombardei gegen Belgien überlassen, und die weltliche Macht des Papstes wollte es zerstören. In beiden Punkten ging Bonaparte seinen eignen Weg. Er zwang das Direktorium, seine Eroberungspolitik, die Gründung sogenannter Schwesterrepubliken, und seine Schonung des Papstes gutzuheißen.

2. Er führte in den neuen Republiken zwar förmlich die republikanischen Freiheiten ein und wirkte so, als politischer Neuerer, verdienstlich, aber die von ihm schwer heimgesuchten Länder standen auch nach der Einführung der neuen Staatsform unter der Willkür der Französischen Republik.

3. Er wußte, daß er nur ein Gewaltwerk ausführte, denn er kannte die italienischen Zustände gut genug, zu ermessen, daß er mit den Republikengründungen keine dauerhafte politische Arbeit verrichtete. Alles beruhte für ihn — um seine eignen Worte zu gebrauchen — auf der großen Autorität, die ihm seine wirkliche Bundesgenossin, die Furcht der Italiener vor der französischen Armee, verschaffte, alle andren Behauptungen waren Romane.

C. Der Stürzer der Republik Venedig. Der Stifter des Friedens von Campo Formio.

Wir haben nun den General Bonaparte auf dem Gebiete der hohen Politik, bei der politischen Hauptsache zu beobachten. Er stürzt die seit dem elften Jahrhundert bestehende Republik Venedig und gelangt durch ihre Auslieferung an Oestreich mit diesem zum Frieden von Campo Formio. Das eine und das andre wird uns deutlich

werden, wenn wir sein Verfahren gegen Venedig nach Möglichkeit von seinem Verfahren gegen Oestreich absondern.

Daß Bonaparte der Stürzer der Republik Venedig werden würde, wer in dem Frankreich der Revolution hätte das für möglich gehalten! Er selbst, als er zur Armee von Italien ging, konnte sich davon nichts träumen lassen, so weit waren ihm, da der Verlauf des Feldzugs das Geheimnis der Zukunft war, die politischen Schwingen noch nicht gewachsen. Bei seinem Verfahren gegen Venedig sind zwei Perioden zu unterscheiden.

Die erste Periode währt von der Verletzung der Neutralität der Republik bis zur Kriegserklärung an sie, vom Mai 1796 bis zum Mai 1797.

In der durch Frankreich kriegerisch gewordenen Weltlage hatte sich Venedig, das seit zwei Menschenaltern in der großen Politik nur eine Nebenrolle spielte, für die unbewaffnete Neutralität entschieden, und es verharrte dabei, auch als Bonaparte den Krieg in Italien begann und es wahrscheinlich wurde, daß die venetianischen Gebiete in Mitleidenschaft gezogen werden würden. An Warnungen hatte es der Regierung nicht gefehlt. Es lag ja auf der Hand: der Feind war Oestreich, das seit langem auf die Republik sein Augenmerk hatte, das, wenn es die Lombardei verlor, keinen bessern Ersatz finden konnte als Venedig, wogegen Frankreich italienisches Land nicht begehrte. Demnach war für die aristokratische Republik Neutralität zwar angebracht, aber nur die bewaffnete konnte ihr eine Politik der freien Hand ermöglichen, ihr die Unabhängigkeit sichern.

Im März 1796, also zu Anfang des Feldzugs, entsteht zwischen Frankreich und Venedig der erste Zwist. Die Französische Republik nimmt Anstoß an dem Aufenthalt des Grafen von Lille (Ludwigs 18.) in Verona und fordert seine Ausweisung, auch beschwert sie sich über den Durchzug östreichischer Truppen durch venetianisches Gebiet, wodurch die Neutralität zum leeren Worte werde. Darauf wird der Graf von Lille ausgewiesen, doch wegen des Durchzuges der östreichischen Truppen beruft sich Venedig auf die bestehenden Verträge. Daß der französische Oberfeldherr für diese Berufung kein Ohr hat, ist selbstverständlich, er hat strategische Absichten, denen die neutrale Republik in jedem Falle im Wege ist. Bald nach der Eroberung Mailands läßt er seine Armee in die Provinzen Bergamo und Brescia marschieren, das ist die Verletzung der Neutralität Venedigs, zwei Monate nach Beginn des Feldzuges. In einer Proklamation an die Republik sagt Bonaparte über seine Absichten: „Um das schönste Land von dem eisernen Joch des

hochmütigen Hauses Oestreich zu befreien, hat die französische Armee den am schwersten zu überwindenden Hindernissen getrotzt ... Die Armee ... betritt das Gebiet Venedigs, aber sie wird nicht vergessen, daß eine lange Freundschaft die beiden Republiken vereinigt . . . Die Völker seien ohne Unruhe; . . . Treu auf dem Wege der Ehre, wie auf dem des Sieges, wird der französische Soldat nur für den Feind seiner Freiheit und seiner Regierung furchtbar sein." Diese schönen Worte täuschen die Regierung Venedigs nicht. Sie hebt Milizen aus, wirbt Söldner, ruft die Staatsschiffe heim, verdoppelt die Tätigkeit im Zeughaus und verfügt außerordentliche Abgaben. Das war die bewaffnete Neutralität, bedeutete aber keineswegs den Entschluß, die Franzosen aus dem venetianischen Gebiete zu vertreiben. Bonaparte weiß sich zu rechtfertigen. Mit angenommenem Zorne wirft er den Gesandten des Senats den Aufenthalt Ludwigs 18. in Verona und die Besetzung Peschieras durch Beaulieu als Verräterei vor. Darüber schreibt er dem Direktorium: „Ich habe diese Art von Bruch absichtlich für den Fall herbeigeführt, daß Sie den Wunsch hätten, Venedig 5 bis 6 Millionen abzunehmen. Wären Ihre Absichten noch ernsterer Art, so glaube ich, daß dieser Anlaß zur Unzufriedenheit weiter ausgebeutet werden könnte ... Die Wahrheit über Peschiera ist, daß sie von Beaulieu schändlich betrogen sind. Er hat für 50 Mann den Durchzug verlangt und sich dann der Stadt bemächtigt." Hierauf verlangt das Direktorium 12 Millionen, und Bonaparte beschafft sie als „Anlehen." Gleichwohl besetzt er Peschiera, Verona und Legnago — die Zwirnsfäden der venetianischen Neutralität halten ihn nicht auf. Zwar will er jetzt keinen Bruch, doch häuft er seine Beschwerden, um den Streit offen zu halten. Die Gesandten Venedigs, die sein Mißtrauen einschläfern und seine Absichten erkunden sollen, durchschaut er leicht, er weiß, daß der Senat Furcht hat, und ist, wie er dem Direktorium schreibt, nur dafür, „den günstigen Augenblick abzuwarten, . . . denn man muß nicht Händel mit aller Welt auf einmal haben."

Die Zeit des Abwartens benutzt Frankreich zu **Bündnisanträgen an Venedig**. Nach der Ablehnung vom Mai erneuert es seinen Antrag im Juli, wiederum vergeblich, denn die Patrizier können von ihrem Haß gegen das revolutionäre Frankreich nicht lassen, sie wollen „die Frage studieren," d. h. Zeit gewinnen für den Fall, daß das Glück die Waffen Bonapartes verließe. Dennoch kommt die Französische Republik im September mit einem dritten Antrag. Ihr Gesandter, Lallement, hat zu sagen, „daß Oestreich, wenn es seine Provinzen in Italien verlöre, in den festländischen venetianischen Provinzen die passendste Entschädigung sehen würde." Persönlich fügt der Gesandte hinzu: „Das öffentliche Recht besteht nicht mehr, und jede Spur

des politischen Gleichgewichts ist aus Europa verschwunden. Die kleinen Staaten haben keine andren Garantien mehr als die, die sie in der Kraft der Bündnisse finden können." Doch auch diese Warnung hat in Venedig, wo zur Zeit auch ein Bündnisantrag Preußens abgelehnt wird, keinen Erfolg. Der Senat glaubt, die Republik werde am besten fahren, wenn sie neutral bleibe.

Zwei Monate später, nach dem Siege von Arcole, hält Bonaparte es für an der Zeit, die Republik auf die wegwerfendste Art zu behandeln. Er antwortet am 8. Dezember dem Provveditore Battaglia, der sich über das Auftreten der französischen Soldaten beklagt hat: „Der Stil der fünf Seiten . . . (der) Note, die man Ihnen aus Verona gesandt hat, ist der eines schlechten Schülers der Rhetorik, dem man aufgegeben hat, von der These eine Anwendung zu machen. Nun, bei Gott, Herr Provveditore, diese Uebel, die einem Lande, das der Schauplatz des Krieges ist, nicht erspart werden können, . . . sind schon so groß, daß es sich, ich versichere Sie, nicht der Mühe lohnt, sie ums Hundertfache zu vermehren und sie mit Feenmärchen auszuschmücken, die, wenn nicht mit Bosheit zurechtgemacht, zum wenigsten äußerst lächerlich sind . . . Es scheint, daß man uns den Handschuh hinwirft. Sind Sie bei diesem Vorgehen von Ihrer Regierung bevollmächtigt? Will die Republik Venedig sich auch offen gegen uns erklären? Schon weiß ich, daß sie die zärtlichste Sorge für die Armee des Generals Alvinczy erfüllt hat. Wehe den Treulosen, die uns neue Feinde schaffen wollen!"

Im folgenden Frühjahr lenkt Bonaparte scheinbar noch einmal ein; er will in Tirol eindringen und seinen Rücken gegen Aufständische sichern. Daher schreibt er am 6. März 1796 an Battaglia: „Der Senat Venedigs kann keinerlei Unruhe haben, da er wohl überzeugt ist von der Loyalität der französischen Regierung und von unsrem Wunsche, mit Ihrer Republik in Freundschaft zu leben." Danach erscheint, am 22. März, im Venetianischen eine Kundgebung, worin das Volk zu den Waffen gerufen wird; die Franzosen in Tirol und Friaul seien geschlagen. Obwohl die Regierung die Verantwortung für diese Kundgebung ablehnt, schiebt Bonaparte sie ihr zu — wenn nicht schon länger, steht es nach seinen letzten Siegen über Oestreich bei ihm fest, daß er den Frieden auf Kosten Venedigs schließen wird. Nachdem er sich Anfang April wieder einmal über vielerlei beschwert und neue Forderungen erhoben hat, wird von ihm am 18. **bei den Friedenspräliminarien von Leoben die Republik Venedig preisgegeben.** Oestreich, so wird insgeheim abgemacht, soll die venetianischen Provinzen zwischen dem Oglio, dem Po und dem Adriatischen Meere bekommen, die Stadt Venedig und das übrige Gebiet sollen an die Cisalpinische Republik fallen.

Nachdem Bonaparte diese, seine eigenmächtige Abmachung dem Direktorium mit der Gefährlichkeit Venedigs begründet hat, tut er alles, um die Republik ins Unrecht zu setzen und den Bruch herbeizuführen. Er schreibt an Lallement nach Venedig: „Sie werden vom Senat von Venedig eine Erklärung innerhalb zwölf Stunden darüber fordern, ob wir im Frieden oder im Kriege mit ihm sind, und in dem letzten Falle werden Sie auf der Stelle Venedig verlassen." Er sagt in einer Proklamation an die Bevölkerung des venetianischen Festlandes, daß er sie von dem Joche der Regierung zu Venedig befreien wolle. Er befiehlt dem General Kilmaine die Garnisonen von Padua, Treviso, Bassano, Verona, Brescia und Bergamo zu entwaffnen und überall einstweilige Munizipalitäten einzusetzen. Endlich, er sendet Juno mit einem Brief an den Senat. Darin sagt er: „Das ganze Land der durchlauchtigsten Republik Venedig ist in Waffen; überall schreien die Bauern, die Sie bewaffnet und aufgewiegelt haben: Tod den Franzosen! Mehrere hundert Soldaten der Armee von Italien sind schon die Opfer davon geworden. Vergeblich werden Sie die Aufläufe entwaffnen, die Sie selber organisiert haben. Glauben Sie, daß ich in dem Augenblick, wo ich mich im Herzen Deutschlands befinde, dem ersten Volke des Erdkreises keine Achtung verschaffen könnte? Der Senat zu Venedig hat mit der schwärzesten Treulosigkeit auf das großmütige Verfahren, das wir stets ihm gegenüber innegehalten haben, geantwortet ... Der Krieg oder der Friede. Wenn Sie nicht auf der Stelle die Mittel ergreifen, die Aufläufe zu zerstreuen, wenn Sie nicht die Urheber der neuerlichen Morde festnehmen lassen und in meine Hände liefern, so ist der Krieg erklärt. Der Türke ist nicht an Ihren Grenzen. Kein Feind bedroht sie: indessen haben Sie nach wohl erwogener Absicht Vorwände geschaffen, um einen Auflauf gegen die Armee mit guter Miene rechtfertigen zu können. Er wird in 24 Stunden aufgelöst sein. Wir sind nicht mehr in den Zeiten Karls 8." Dieser unverschämte Brief, den Junot im militärischen Tone vorliest, schüchtert den Senat völlig ein. Man weiß in Venedig, daß die Friedenspräliminarien im Werden sind, und man ahnt Schlimmes. So folgt die demütige Antwort des Senats: Beteuerung guter Absichten, Bewilligung aller Forderungen und gar — so verhöhnt die greisenhafte Körperschaft sich selber — der Ausdruck der Hoffnung auf die Fortdauer guter Beziehungen. Der Senat will an Bonaparte Gesandte schicken, doch dazu ist es zu spät. In Verona kommt es zum Widerstand gegen die Entwaffnung, bei den Kämpfen (die Veronesischen Ostern genannt) fallen an vierhundert Franzosen, doch behält Kilmaine die Oberhand; Plündern, Erschießen, Entwaffnen, das ist der Ausgang. Zu diesem Ereignis kommt, daß der französische Kapitän Laugier im Hafen von Venedig,

wohin er sich vor den Oestreichern flüchtete, durch Kugeln von den Forts getötet worden ist. Davon weiß Bonaparte freilich noch nichts, als er sich auf die Kunde aus Verona entschließt, die Regierung zu Venedig zu stürzen. Er handelt rasch. Er hat soeben dem Direktorium die Kriegserklärung nahegelegt, aber er wartet seine Entscheidung nicht ab. Am 26. April sagt er zu Graz den Gesandten Venedigs, es sei zu spät. „Ich will kein Bündnis mehr mit Ihnen, ich will keine Entwürfe mehr, ich will Ihnen das Gesetz geben." Dann, als er den Tod Laugiers erfahren hat, versetzt er: „Ich kann Sie nicht mehr empfangen. Sie und Ihr Senat triefen von französischem Blute . . ." Und als gar, bei der letzten Unterredung in Palmanova, die Gesandten ihn zu bestechen versuchen, erklärt er heftig: „Nein, nein, wenn sie diese Küste mit Gold bedeckten, all ihre Schätze, alles Gold Perus könnten nicht das französische Blut bezahlen."

Am 30. April gibt Bonaparte Lallement Befehl, Venedig zu verlassen. Er läßt alle Hauptplätze besetzen, die französischen Schiffe im Adriatischen Meere sollen sich Venedig nähern. Am 2. Mai erläßt er zu Palmanova eine Kundgebung, worin er seine Beschwerden gegen die Republik häuft, das ist die Kriegserklärung. Die Weisung aus Paris, nach dem Schluß des Präliminarvertrages mit Oestreich nicht weiter gegen Venedig vorzugehen, da das dem Grundsatz der Selbstbestimmung zuwiderlaufe und der Kaiser stark genug sei, selber sich in den Besitz der venetianischen Provinzen zu bringen, diese Weisung kommt zu spät. Am 3. Mai schreibt Bonaparte dem Direktorium zu seiner Rechtfertigung: „Nach einem so schrecklichen Verrat sehe ich keinen andren Ausweg, als den venetianischen Namen auf der Oberfläche des Globus auszulöschen. Es bedarf des Blutes aller venetianischen Adligen, um die Manen der Franzosen zur Ruhe zu bringen, die sie haben erwürgen lassen . . . diese Adligen, unsre unversöhnlichsten Feinde und die verächtlichsten von allen Menschen."

Der „günstige Augenblick" ist gekommen. Bonaparte verhandelt mit Oestreich über den Frieden — obwohl er das Seine getan hat, auf dem venetianischen Festland Unruhen hervorzurufen, kann er die Vergewaltigung der Republik als eine Vergeltungsmaßregel hinstellen.

Die zweite Periode seines Verfahrens gegen Venedig währt von der Kriegserklärung bis zur Auslieferung der Republik an Oestreich, vom Mai 1797 bis zum Januar 1798.

Als die Krisis beginnt, ist Venedig zur Verteidigung auf längere Zeit vorbereitet. Doch der Adel, obwohl das niedere Volk zu ihm steht, hat keine Tatkraft, das Bürgertum neigt zu Frankreich und hält sich zurück, die Söldner sind lüstern auf Plünderung, die einen fürchten den Verlust ihrer Güter, die andren den ihrer Aemter oder ihrer Pensionen,

bei der allgemeinen Entmutigung ist man nur darauf bedacht, den Sieger durch Entgegenkommen zu entwaffnen. Am 1. Mai beschließt der Große Rat, nach Bonapartes Wünschen Verfassungsänderungen vorzunehmen, d. h. seine Souveränität preiszugeben. Bonaparte plante keinen Angriff auf Venedig, da er seine Schwierigkeit würdigte. Gleichwohl empfängt er die Gesandten der Regierung sehr übel und läßt sich einen Waffenstillstand von sechs Tagen abnötigen. Unterdessen verschlimmern sich die Zustände in der Stadt, wo er durch seine Agenten die Umtriebe der Demokraten unterstützt. Villetard, der Sekretär der französischen Gesandschaft, weiß die Leitung der Dinge in die Hand zu bekommen. Er verfaßt ein Ultimatum, worin die Ernennung einer einstweiligen Regierung von achtzig Mitgliedern gefordert wird. Ein demokratisches Regiment soll aufgerichtet und eine Amnestie erlassen werden, die Franzosen sollen in Venedig eingeführt werden. Aus Furcht vor Metzeleien macht der Große Rat einer einstweiligen repräsentativen Regierung Platz. Diese, kaum gewählt, beschließt die Entsendung der Flotte zur Einholung der Franzosen, und am 16. Mai 1797 — das ist der letzte Tag der alten Republik — erfolgt der Einzug der Franzosen in Venedig, einer Division unter Baraguey d'Hilliers.

An demselben Tage schließt Bonaparte in Mailand mit den Gesandten der einstweiligen Regierung einen Friedens- und Bündnisvertrag. Darin verzichtet der Große Rat auf seine Souveränität, die erbliche Aristokratie dankt ab, die Staatssouveränität wird der Vereinigung aller Bürger zuerkannt, ein geheimer Artikel besagt, Frankreich und die neue Republik würden sich über den Austausch venetianischer Gebiete verständigen, überdies hat Venedig eine Kriegssteuer zu entrichten und Schiffe und Kunstwerke auszuliefern. Als das Direktorium an diesem Tage endlich die Kriegserklärung an Venedig absendet, hat Bonaparte eine vollendete Tatsache geschaffen. Er hat dem aristokratischen Regiment der Republik ein Ende bereitet, und zwar ohne Waffengewalt, nur indem er es einschüchterte und die politische Zerfahrenheit der Bevölkerung ausnutzte. Ueber den Vertrag vom 16. Mai schreibt er dem Direktorium: „Indem ich diesen Vertrag abschloß, habe ich mehrere Zwecke verfolgt: 1. den, ohne Schwierigkeiten in die Stadt einzudringen, mich des Zeughauses zu bemächtigen und daraus, unter dem Vorwande geheimer Artikel, entnehmen zu können, was wir brauchen; 2. uns für den Fall, daß der Friedensvertrag mit dem Kaiser nicht zustandekäme, in Besitz aller Hilfsmittel des venetianischen Gebietes zu setzen und sie zu unsrem Nutzen zu verwenden; 3. zu vermeiden, daß das Gehässige, das die Durchführung der Präliminarien haben wird, auf uns zurückfalle, und uns gleichzeitig

eines Vorwandes zu bemächtigen, um diese Durchführung zu erleichtern." Dagegen schreibt er am 26. Mai aus Montebello nach Venedig, die Regierung möge den Vertrag von Mailand vollziehen. „Unter allen Umständen werde ich alles tun, was in meiner Macht stehen wird, um Euch zu beweisen, daß ich den Wunsch habe, zu sehen, daß sich Eure Freiheit befestige, und daß das arme Italien endlich mit Ruhm, frei und von Fremden unabhängig auf der Weltbühne seinen Platz finde und unter den großen Nationen den Rang einnehme, wozu seine Natur, seine Lage und seine Bestimmung es berufen." Und wiederum an das Direktorium, am 27., über seine Verhandlungen mit Oestreich: „Venedig fällt an den Kaiser . . . Wir werden alle Schiffe nehmen, das Zeughaus ausräumen, die Kanonen fortschaffen und die Bank zugrunderichten; Corfu und Ancona behalten wir für uns." Dabei urteilt er: „Venedig, das seit der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung und dem Emporkommen Triests und Anconas im Verfall ist, wird schwerlich die Stöße, die wir ihm versetzen, überleben. Die Bevölkerung ist träge, feige und durchaus nicht für die Freiheit gemacht; . . . es scheint natürlich, daß sie dem gegeben wird, dem wir das Festland geben."

Bis dahin hatte das Direktorium die Stadt Venedig nicht preisgegeben, nur die Provinzen der Republik waren zur Entschädigung Oestreichs in Frage gekommen. Aber nun schlägt ihm Bonaparte vor, auch die Lagunenstadt den Oestreichern zu übergeben, und damit werden die venetianischen Dinge für die Regierung zu einer ernsten politischen Verlegenheit. In Paris regt sich die öffentliche Meinung. Im Rate der Fünfhundert kommt Ende Juni die Interpellation Dumolard über Venedig zur Verhandlung, die große Mehrheit spricht der Regierung, und damit dem Oberbefehlshaber in Italien, ihr Mißtrauen aus. Daher schreibt Bonaparte am 30. Juni aus Montebello an das Direktorium: „Nachdem ich fünf Frieden geschlossen und der Koalition den letzten Keulenschlag versetzt hatte, hatte ich das Recht, wenn nicht zu bürgerlichen Triumphen, so doch wenigstens ruhig zu leben, und auf den Schutz der ersten Beamten der Republik; heute sehe ich mich entehrt, verfolgt, durch alle Mittel in Verruf gebracht, obgleich mein Ruf dem Vaterlande gehört. All das würde mich gleichgültig gelassen haben; aber ich darf es nicht sein bei dieser Art von Schande, womit mich die ersten Beamten der Republik zu bedecken suchen . . . Ich habe das Recht, mich über die Herabwürdigung zu beklagen, in die sie die hineinziehen, die, nach allem, den Ruhm des französischen Namens vergrößert haben. Ich wiederhole Ihnen, Bürger Direktor, die Bitte, die ich an Sie gerichtet habe, mir meine Entlassung zu bewilligen. Ich habe ein ruhiges Leben nötig, wenn die Dolche von Clichy" (einer Vereinigung von Abgeordneten mit

reaktionären, royalistischen Bestrebungen) „mich am Leben lassen. Sie hatten mich mit Verhandlungen beauftragt, ich tauge wenig dazu.“ Natürlich wollte er seine Entlassung jetzt so wenig wie früher, sondern nur seinen Willen haben. An demselben Tage erklärte er den Direktoren in einer Denkschrift über die Ereignisse zu Venedig: „Aber ich sage es Ihnen voraus, und ich spreche im Namen von 80 000 Soldaten, die Zeit, wo feige Advokaten und elende Schwätzer die Soldaten guillotinieren ließen, ist vorbei; und wenn Sie dazu nötigen, werden die Soldaten der Armee von Italien mit ihrem General an die Barre von Clichy kommen, aber wehe dann Ihnen!“

Bis auf weiteres beliebt es Bonaparte, dem seine Sprache vom Direktorium auch nicht den kleinsten Verweis einträgt, die Venetianer in Ungewißheit zu lassen. Er ließ sie Freiheitsbäume pflanzen, bestärkte sie in ihrem Freiheitstaumel, ja er schickte, um sie einzulullen, Josefine nach Venedig. Sie wurde dort wie eine Königin gefeiert und aus dem Schatze von San Marco mit einem Perlenhalsband beschenkt. Ein Vorgang, schändlich für Bonaparte und sein Werkzeug. Seine Leute traten unterdessen wie Herren im Lande auf, beraubten die Bibliotheken, Museen und Privatsammlungen, legten außerordentliche Steuern auf und scheuten vor keiner Erpressung zurück. Aber das Direktorium dachte nicht an die Preisgebung Venedigs. Am 1. Juli schreibt der Minister des Auswärtigen an Bonaparte, daß die Teile des venetianischen Gebietes, die durch den Artikel 11 der Friedenspräliminarien zurückbehalten würden (dazu gehörte die Stadt Venedig) nach den republikanischen Grundsätzen regiert werden sollten. Und am 19. August weist das Direktorium ihn an: „Venedig soll entweder mit der Cisalpinischen Republik vereinigt oder frei werden, aber in keinem Falle an den Kaiser abgetreten werden.“ Auch noch am 16. September hat Bonaparte auf Weisung des Direktoriums den östreichischen Unterhändlern die Abtretung Venedigs zu verweigern. Doch Anfang Oktober, nachdem Bonaparte wiederholt um seine Entlassung gebeten hat, gibt das Direktorium seinen Widerstand mit halben Worten auf. Nun, beim Friedensschluß mit Oestreich, ist die Frankreich verbündete Republik Venedig verraten und verkauft. Die von den Franzosen ausgeraubte Stadt und ihr festländisches Gebiet werden im Januar 1798 von den Oestreichern besetzt.

Ueber die Preisgebung Venedigs schreibt Bonaparte am Tage nach dem Friedensschluß, am 18. Oktober 1797: „Ich zweifle nicht, daß die Kritik es sich lebhaft wird angelegen sein lassen, den Vertrag, den ich soeben unterzeichnet habe, herabzuwürdigen. Aber alle, die Europa kennen und mit den Geschäften Fühlung haben, werden wohl überzeugt sein, daß es unmöglich war, zu einem bessern Vertrage zu

gelangen, ohne den Krieg wiederanzufangen und ohne 2 oder 3 Provinzen des Hauses Oestreich zu erobern. War das möglich? Ja. Wahrscheinlich? Nein." Später, auf St. Helena, sagt er, er habe durch die Preisgebung Venedigs einen Apfel der Zwietracht unter die Verbündeten werfen wollen. Ja er will im Interesse Venedigs gehandelt haben; dieses habe er lehren wollen die Fremdherrschaft verabscheuen, so daß es sich allmählich an den Gedanken gewöhne, der ergänzende Teil eines großen Italiens zu werden. Die Lesart von Bonaparte, dem vorsätzlichen Erzieher Venedigs zur italienischen Einheit, ist freilich zum Lächeln, aber das, was er am Tage nach dem Friedensschlusse schrieb, läßt sich, wie wir noch besser einsehen werden, wohl hören.

Wenden wir uns in der Zeit zurück, um den Stifter des Friedens von Campo Formio genau kennen zu lernen.

Bonaparte steht bei der Anbahnung des Friedens mit Oestreich vor seiner ersten großen diplomatischen Aufgabe — er hat das Programm auszuführen, das Dumouriez 1792 mit dem Worte von den natürlichen Grenzen Frankreichs aufgestellt hatte, er hat der Französischen Republik Belgien und das linke Rheinufer vertragsmäßig zu sichern.*) Wenn er einen solchen Frieden stiftete, erst dann war er der Sieger von Italien, der Sieger über Oestreich und über die monarchische Koalition.

Die erste Phase der Friedensverhandlungen oder, genauer gesprochen, der Versuche Frankreichs, zum Frieden zu kommen, beginnt im Herbst 1796 und endet im März 1797 mit dem Schluß der Friedenspräliminarien von Leoben.

Natürlich, daß das in der inneren Politik nicht auf Rosen gebettete Direktorium danach trachtete, sobald wie möglich aus Bonapartes Siegen den großen Gewinn zu ziehen, mit Oestreich unter vorteilhaften Bedingungen einen Sonderfrieden zu schließen. Im Oktober 1796 suchte es, einen Druck auszuüben durch einen Brief Bonapartes an den Kaiser. „Majestät," schrieb Napoleon an Franz 2., „Europa will den Frieden. Dieser unselige Krieg dauert seit nur zu langer Zeit. Ich habe die Ehre, Eurer Majestät mitzuteilen, daß, wenn sie keine Bevollmächtigten zur Eröffnung der Friedensverhandlungen nach Paris sendet, das Direktorium mir befiehlt, den Hafen

*) Die Politik der natürlichen Grenzen gründete sich auf Rousseaus Lehre. Er hatte in seinen Studien über den Völkerfrieden gesagt: Nur die Grenzen, die die Natur, der Urgrund aller Wahrheit und Weisheit, selbst gesetzt hat, die Gebirge, die Flüsse, das Meer, können die Nationen sicher von einander trennen und dauernd Frieden und Eintracht zwischen ihnen erhalten.

von Triest zu versperren und alle Einrichtungen Eurer Majestät am Adriatischen Meere zu zerstören. Bis jetzt bin ich von der Ausführung dieses Planes durch die Hoffnung zurückgehalten worden, die Zahl der unschuldigen Opfer dieses Krieges nicht zu vermehren. Ich wünsche, daß Eure Majestät empfindlich sei für die Uebel, die Ihre Untertanen bedrohen, und daß sie der Welt die Sorglosigkeit und die Ruhe wiedergebe." Da dieser Drohbrief erfolglos blieb — Oestreich will 1796 ohne England nicht Frieden schließen —, tut das Direktorium im November mit der Sendung des Generals Clarke einen weiteren Schritt. Es gibt dem General zu Verhandlungen in Wien die Instruktion: 1. Oestreich bekommt seine Besitzungen in Italien zurück und als Ersatz für Belgien einige deutsche Bistümer und einen Teil der Pfalz. Oder 2.: Die östreichischen Besitzungen in Italien fallen an Frankreich, und der Großherzog von Toskana bekommt den Kirchenstaat und den Titel König von Rom. Oder 3.: Oestreich bekommt Bayern und die geistlichen Kurfürstentümer. Außerdem wurde beiläufig erwogen, Venedig seiner festländischen Besitzungen zu berauben und sie der lombardischen Republik einzuverleiben. Die Sendung Clarkes war nicht im Sinne Bonapartes, der Mantua noch nicht erobert hatte. Daher paßte es ihm, daß sie scheiterte, daß die Wiener Regierung den General mit dem Bemerken abwies, der Kaiser habe die Französische Republik nicht anerkannt und könne ohne seine Verbündeten keinen Frieden schließen. Zu dieser Zeit verschlechtert sich übrigens die politische Lage Oestreichs. Im November stirbt nämlich Katharina 2., und ihr Nachfolger, der Preußen wohl gesinnte Paul 1., will von einer Hülfeleistung zur Vergrößerung Oestreichs nichts wissen. Dazu kommt, daß England Korsika verliert und seine Flotte aus dem Mittelmeere zieht, so daß Frankreichs Operationen in Oberitalien erleichtert werden. Doch in der Donaumonarchie regiert der Minister Thugut, der den Krieg fortsetzen will. Er weist im Januar 1797 ein abermaliges Friedensanerbieten des Direktoriums zurück, wobei Clarke beauftragt war, Belgien und Luxemburg zu fordern, dagegen weder die Rheingrenze, noch östreichischen Besitz in Italien.

Einen Versuch, zu Friedensverhandlungen zu kommen, macht Bonaparte im Frühjahre 1797 auf eigne Hand. Vor allem trieb ihn dazu seine militärische Lage. Er hatte eine ungeheure rückwärtige Verbindungslinie (von Klagenfurt bis Nizza.) Sie war bedroht durch Aufstände im Venetianischen, die sich in ganz Ober- und Mittelitalien fortsetzen konnten. Und wenn Oestreich Zeit gewann, Truppen vom Rhein heranzuziehen, so konnte sich das Kriegsglück von der Armee von Italien abwenden. Dann der Ruhm, der Friedensstifter zu sein; wenn Hoche und Moreau jetzt am Rheine vorgingen und

siegten, so hatte er bei Friedensverhandlungen nicht die Vorhand. Grade darauf aber kam es ihm an. Am 31. März richtet er daher einen Brief an den Erzherzog Karl, er selbst nennt ihn einen philosophischen. Der Bürgerkrone für das Leben eines geretteten Menschen, schreibt er, sei ein höherer Wert zuzuerkennen als dem traurigen Ruhme, den alle kriegerischen Erfolge geben könnten. Der Erzherzog möge durch Herstellung des Friedens der Wohltäter der Menschheit und der wahre Retter Deutschlands werden. Karl antwortet am 2. April, er wünsche den Frieden nicht weniger, doch müsse er Weisungen aus Wien erwarten. Aber nach neuen Erfolgen der Franzosen bittet er um Waffenstillstand. Bonaparte erwidert, man könne unterhandeln und den Krieg fortsetzen. Hiernach — während sich die Oestreicher weiter zurückziehen, um vor Wien alle Kräfte zu sammeln — erscheinen am 7. April im französischen Hauptquartier zu Judenburg Gesandte des Kaisers, Graf Bellegarde, der Chef des östreichischen Generalstabs, und der General von Merveldt. Sie sagen, sie kämen wegen des Briefes an den Erzherzog, auch dem Kaiser liege nichts mehr am Herzen als der Friede. Anscheinend mit Widerstreben geht Bonaparte auf einen zehntägigen Waffenstillstand ein. Damit folgt auf das Werk des Krieges das der Diplomatie.

Wir werden bei den folgenden weitläufigen Verhandlungen nur auf das Wesentliche zu achten haben. Die Frage ist: Wie kommt Bonaparte zum Ziel, zum Sonderfrieden mit Oestreich?

Franz Freiherr von Thugut, mit dem er sich zu verständigen hat — es ist wichtig, diesen Mann genauer zu kennen. Thugut, 1736 zu Linz als Sohn eines Donauschiffers geboren, infolge der Gunst Maria Theresias auf der Orientalischen Akademie gebildet, war durch die Empfehlung seiner Lehrer in den diplomatischen Dienst gekommen und darin unter Kaunitz rasch emporgestiegen. Er war in Konstantinopel, in Warschau, in Versailles, am alten Hofe, und in Berlin gewesen. Dann sah er, als Unterhändler mit den Häuptern der Revolution, den Umsturz der französischen Dinge, aber die Revolution imponierte ihm so wenig, daß er aus Frankreich in der Meinung zurückkehrte, ein Haufe von Spitzbuben würde den Thron nicht umgeworfen haben, wenn die verlebten Herren des Ancien Régime zum Dreinschlagen nicht zu schwach gewesen wären. Schon an dieser Meinung ist der Mann zu erkennen: der kühle Beobachter, der trockene Menschenverächter, der Staatsmann, der mit den alten Gewaltmitteln (Zensur, Spionage, Polizei und Militär) den Staat glaubt lenken zu können, der, weil er seine Zeit nicht begreift, überall nur Ordnungsstörungen erblickt, die mit mechanischen Mitteln zu beseitigen sind.

Imgrunde ist Thugut eine zwiespältige Natur. Er, der aus der Schule der Jesuiten ist, ist zu allem geneigt, was ihm die Macht zu sichern verspricht, aber er ist ohne Schwung, ohne freudige Impulse, schwerfällig, einer, der den Gegner überschätzt, ein Schwarzseher und ein Mißtrauischer. Ein starker Charakter, gewiß, in kritischen Stunden fest, unerschütterlich, voll Würde; ein politischer Cyniker, der seine guten Seiten hat. Meistens sehr verständig, überlegend, äußerst zäh, aber dabei ein Zauderer. Ein Mensch von stoischer Lebensweisheit, bescheiden im Auftreten und doch herb, schroff, selbstbewußt. Ein Mann von Bedeutung, nicht geistreich, doch von Geist, ein großer Arbeiter, von spröder Kraft, despotisch, von eisernem Willen, doch auch schmiegsam, ein Intrigant. Ein Rücksichtsloser, wenn er freie Hand hat, ein Gemütsmensch, wenn es ihm schlecht geht. Zu körperlichen und seelischen Leiden besonders angelegt, daher wohl ein Mutiger ohne rechten Mut. Es ist wahr, er hat vor nichts Ehrfurcht, Grundsätze beschweren ihn nicht, er, der übrigens in seinem Privatleben nüchtern und bedürfnislos ist, ist stark mephistophelisch, dämonisch. Dennoch beseelen ihn in der hohen Politik Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl — die Würde des Kaiserhauses und Wohl und Ehre des Deutschen Reiches liegen ihm am Herzen. Er mag die ihm anvertraute Sache durch Unklugheit und Leidenschaftlichkeit schädigen, wenn er zurückweicht, weicht er nur der Notwendigkeit. Kaunitz sagte von ihm, er sei hervorragend begabt, doch müsse er richtig geleitet werden, um ersprießliche Dienste zu leisten. Mit sehr großen Eigenschaften verbänden sich bei ihm sehr große Fehler des Temperaments, die in gefährliche Charakterfehler ausarteten. Schlimm, daß man ihn der Bestechlichkeit zeihen kann. Er ist im östreichischen Dienste geheimer Berichterstatter für die Regierung Ludwigs 15. gewesen, das Direktorium hat die Beweisstücke. Freilich, daß er Oestreichs Nutzen preisgegeben hätte, kann niemand behaupten.

An seinem jetzigen Platze — in Oestreich unerhört, daß ein Bürgerlicher so hoch steigt — ist Thugut seit dem März 1793, die Empörung Franz 2. über den geheimen Vertrag Preußens mit Rußland über die zweite Teilung Polens hatte den Grafen Philipp Cobenzl gestürzt und ihn ans Ruder gebracht. In der Folge war bei der Ministerschaft Thuguts wesentlich der Haß gegen Preußen, das Bestreben, ihm jede Vergrößerung zu verwehren, die nicht durch eine Vergrößerung Oestreichs aufgewogen würde. (Eine race infernale nannte er die Preußen.) Eine törichte Politik, weil sie Oestreich bei seinen Kämpfen gegen das revolutionäre Frankreich schwächte und schließlich des einzigen starken und sichern Bundesgenossen beraubte, den es hätte haben können. Freilich, daß Preußen 1795 den Basler Frieden schloß und 1796 den geheimen Berliner Vertrag, worin es die „Erhaltung

der Unversehrtheit des Reiches" förmlich aufgab, indem es bedingungslos der Abtretung der Rheingrenze zustimmte, dahin hatte es nicht einzig und allein Thugut gebracht. In Berlin konnte man mit Grund klagen, Oestreich gönne Preußen nichts, aber in Wien mit ebenso gutem Grunde, Preußen gehe aus Eigennutz heimliche Wege und treibe Verrat am Reiche. Keinesfalls imponierte Thugut dem General Bonaparte, der gelegentlich über ihn schreibt: „Er scheint mir wenig gewandt, durchaus nicht vorausschauend, sich über alles verbreitend; er treibt inmitten aller Intrigen von ganz Europa ohne irgend einen Plan umher." Uebrigens ist der oft hervortretende Haß Bonapartes gegen Thugut auch ein Maßstab, woran man die Bedeutung des kaiserlichen Ministers messen kann.

Genug, nach dem Schluß des Waffenstillstandes ernennt Thugut zwei Bevollmächtigte, den schon erwähnten General Merveldt und den neapolitanischen Gesandten in Wien, den Marchese de Gallo. Zunächst folgen die Verhandlungen auf Schloß Göß, dem Sitz des Bischofs von Leoben. Bonaparte erklärt vor allem, er könne die Feindseligkeiten nicht einstellen, wenn er nicht nach den ersten Eröffnungen auf ein glückliches Ergebnis hoffen dürfe. Er stellt die Wahl: 1. Der Kaiser erkennt den Rhein als Grenze Frankreichs an und übergibt diesem sogleich Mainz, dagegen räumt Frankreich Mailand und Mantua — die Cispadanische Republik bleibt bestehen — und Oestreich bekommt zum Ersatz für Belgien die venetianischen Gebiete bis zum Tagliamento mit Dalmatien und Istrien. 2. Frankreich verzichtet auf das linke Rheinufer und bekommt Belgien und die Lombardei, Oestreich bekommt dagegen venetianische Besitzungen bis zur Etsch oder bis zum Mincio, vielleicht Bergamo und Brescia. Darauf erklärt Merveldt, der Kaiser werde keinen Frieden schließen, der nicht die Unversehrtheit des Deutschen Reiches und die der Besitzungen Oestreichs in Italien, wie auch einen Ersatz für Belgien gewähre. Bonaparte wendet sich heftig gegen diese „ganz unmöglichen Bedingungen," doch läßt er sich herbei, den Waffenstillstand bis zum 16. April zu verlängern. An den beiden folgenden Verhandlungen nimmt auch de Gallo teil, den Bonaparte zurückgewiesen hatte. „Ihr Name ist kein deutscher," hatte er ihm spöttisch gesagt. „Seit wann unterhandle ich mit Neapel? Wir sind ja im Frieden. Hat denn der Kaiser niemand mehr von der alten Wiener Aristokratie?" Die Gesandten sind nun bereit, auf Belgien zu verzichten und die konstitutionellen Grenzen Frankreichs anzuerkennen, die zwar die deutschen Besitzungen im Elsaß, doch nicht das linke Rheinufer umfassen, also das Deutsche Reich fast unversehrt lassen. Doch fordert Oestreich Mailand zurück und für Belgien einen Teil des venetianischen Gebietes oder die Legationen. Bonaparte

bietet für Belgien die Lombardei. Man einigt sich zuletzt über drei Entwürfe, worüber die Entscheidung Thuguts eingeholt werden soll. Ueber das linke Rheinufer soll ein Kongreß entscheiden, d. h. vom Rhein und von Mainz ist in den Entwürfen nicht mehr die Rede. Dann, bei den Verhandlungen am 16. April, verzichtet Bonaparte ausdrücklich auf Mainz und die Rheingrenze, nur der östreichische Besitz in den Niederlanden und das, was gemäß der Konstitution zu Frankreich gehört, soll gegen billige Entschädigung bei Frankreich bleiben. Dieses behält Mailand und die Lombardei, Venedig bleibt unabhängig und bekommt die Legationen. In geheimen Artikeln verspricht Bonaparte, einen Zwist mit der Republik Venedig dazu zu benutzen, ihr den Krieg zu erklären, ihr Gebiet zu besetzen und es an Oestreich auszuliefern. Als de Gallo die Anerkennung der Französischen Republik in den Vertrag aufnehmen will, sagt ihm Bonaparte: „Die Französische Republik will nicht anerkannt sein; sie ist in Europa das, was die Sonne am Horizont ist, um so schlimmer für den, der sie nicht sehen und von ihr nicht Vorteil ziehen will.“ Uebrigens soll ein Kongreß zu Bern den Frieden mit dem Deutschen Reiche aufgrund „der Unversehrtheit des Reiches“ feststellen. Das sind die Friedenspräliminarien von Leoben vom 18. April 1797. Bonaparte unterzeichnet sie, bevor Clarke, der Bevollmächtigte des Direktoriums, zur Stelle ist. In Wien werden sie bald genehmigt.

Bemerkenswert, wie sich Bonaparte mit dem Direktorium abfindet. Er hatte wieder einmal eigenmächtig gehandelt und diesmal in einer Sache von größter Wichtigkeit. Zwar hatte ihm das Direktorium kürzlich geschrieben, daß er nicht auf das Vorgehen der Armeen am Rhein rechnen solle, doch als er erfuhr, daß Hoche und Moreau den Rhein überschritten hatten, sandte er ihnen Kuriere, um ihnen von den Verhandlungen zu Leoben Mitteilung zu machen und sie aufzufordern, ihre Operationen einzustellen. Das, nachdem er, wie Bourienne berichtet, in der ersten Aufregung über die Nachrichten vom Rhein die Verhandlungen unter irgend einem Vorwande hatte abbrechen wollen und nur mit Mühe davon zurückgehalten worden war. Es lag zutage, er wollte der sein, der mit Oestreich so oder so fertig geworden war. Am 19. April schreibt er zu seiner Rechtfertigung an das Direktorium, da Clarke zu lange ausgeblieben sei, habe er alle Bedenken beiseite gesetzt und, um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, den Vertrag selbst unterzeichnet. Nach dem Stand der Dinge seien die Friedenspräliminarien eine militärische Frage geworden. Und am 26. April versichert er, der Vertrag von Leoben sei nur eine erste Besprechung, beim endgültigen Frieden werde jede dem Direktorium erwünschte Aenderung möglich sein. Das Direktorium war geteilter

Meinung, Barras, Rewbell, Larevellière waren aufgebracht über den Vertrag, Carnot und Letourneur billigten ihn. Die letzten beiden bekamen die Oberhand. Bonaparte bat nämlich um Urlaub, um nach Frankreich zurückzukehren, und seine Drohung, auf der politischen Bühne in Paris zu erscheinen, verfing. Das Direktorium schrieb ihm, man sehne sich zwar danach, ihn in Frankreich zu sehen, bedaure aber, sich seinen Wünschen widersetzen zu müssen, da seine Anwesenheit in Italien unentbehrlich dazu sei, die neue Ordnung der Dinge zu befestigen. Die Friedenspräliminarien werden genehmigt. Am 4. Mai schreibt das Direktorium an Bonaparte: „Europa wird anerkennen, wie mäßig wir verfahren inmitten des Erfolges der drei französischen Armeen, die Deutschland besetzt halten."

Wir kommen zur zweiten Phase der Friedensverhandlungen, die vom Mai 1797 bis zum Oktober desselben Jahres währt.

Die Frage war nun: Würde man den endgültigen Frieden aufgrund des Vorfriedens schließen oder nicht? Wenn der Vertrag von Leoben maßgebend blieb, so erhielt Deutschland im wesentlichen die Grenzen von 1815, und zwar ohne das Verdienst der Oestreich nachgeordneten Reichsstände. Wollte sich aber Frankreich nicht an den Präliminarfrieden halten, so war der Hauptpunkt wiederum das linke Rheinufer, und man mußte die Friedensverhandlungen von vorne wiederanfangen. Das befürchtete man in Wien und mit Grund.

Als sich Bonaparte am 22. April bemühte, dem Direktorium den Vertrag von Leoben zu versüßen, schrieb er ihm auch, das beste Mittel zur Unterstützung der weiteren Verhandlungen sei, 30 000 Mann nach Italien zu schicken; dann bekomme man vielleicht die Rheingrenze oder etwas Aehnliches und die drei Legationen zur Vergrößerung der lombardischen Republik. Der General hatte sich also in Leoben nur deshalb so nachgiebig gezeigt, um den Krieg zum Stehen zu bringen, die Verhandlungen waren seinerseits, was das letzte Ziel anging, ein Spiel der Verschlagenheit oder doch nicht ernsthaft gemeint gewesen. Nur Wochen, und er wirft, nach den neuen Waffenerfolgen Frankreichs in Deutschland, die Maske ab. Er schließt nämlich mit de Gallo am 24. Mai die Uebereinkunft von Montebello, wonach Frankreich das linke Rheinufer und Mantua bekommen und der für den allgemeinen Friedensschluß bestimmte Kongreß zu Bern fortfallen soll, und das ohne Gegenleistung an Oestreich. Begreiflich, daß Thugut dieser Uebereinkunft entrüstet die Genehmigung versagt und de Gallo anweist, sich streng an seine Instruktionen zu halten. Aber Bonaparte hat für die Entrüstung in Wien keine Empfindung, im Gegenteil, wenn jemand sich zu entrüsten hat, so hat er es. In einer

Note beklagt er sich bitter über die Zögerung des Kaisers, der plötzlich seine Gesinnungen geändert und das Ergebnis früherer Verhandlungen vernichtet habe. Ein allgemeiner Kongreß, sagt er, würde viel Zeit erfordern und bei den italienischen Angelegenheiten nie zum Ziele führen. Nach den Präliminarien müsse der Frieden innerhalb dreier Monate geschlossen sein, also vor dem 18. Juli, sei er das nicht, so habe die Französische Republik keine Schuld, sie fordere die unverzügliche Fortsetzung der Verhandlungen.

Es folgt eine Zeit östreichischer Zögerungen. Thugut hofft auf einen politischen Umschwung in Frankreich, auf das Emporkommen der Gemäßigten, die mit den Monarchisten in der Presse und im Gesetzgebenden Körper gegen die revolutionäre Politik der Regierung zusammenstehen und den Frieden herbeiwünschen. Bonaparte durchschaut das östreichische Spiel, und sein Verdruß über die Lage in Paris ist nicht gering. Am 15. Juli schreibt er dem Direktorium: „Sie sehen, daß man immer in die Länge zieht; offenbar will der Kaiser die Wendung der Dinge in Frankreich erwarten; das Ausland ist bei diesen Intrigen mehr beteiligt, als man glaubt. Mit einem einzigen Schlage können Sie die Republik erretten und in 24 Stunden Frieden schließen. Lassen Sie die Ausgewanderten verhaften, vernichten Sie den Einfluß des Auslandes; ist Gewalt nötig, so rufen Sie die Armeen.“ Demnächst fordert er, daß das Direktorium Thugut erkläre, wenn man sich nicht bis Mitte August geeinigt habe, so seien die Präliminarien hinfällig und der Krieg werde wiederanfangen. So bringt ers dahin, daß Ende August die Friedensverhandlungen wiederaufgenommen werden (sie finden in der Folge bald in Udine, bald in Passariano statt), doch fürs erste haben sie kein Ergebnis. Am 3. September schreibt Bonaparte an Talleyrand, der seit dem 16. Juli Minister des Auswärtigen ist: „Die gegenwärtige Geschichte des Wiener Hofes liegt in zwei Worten: Der Kaiser und die Nation wollen den Frieden, Thugut will den Frieden nicht, aber er wagt nicht, den Krieg zu wollen. Durchhauen Sie mit dem Degen alle Sophismen, in die er sich einzuwickeln sucht, zeigen Sie ihm den Krieg wie das Haupt der Medusa, und wir werden Herrn Thugut zur Vernunft bringen.“ Und nach Tagen jammert er über die östreichischen Gesandten, die vor keinem Widerspruch zurückschräken, über keine Dummheit erröteten und den besten Gründen gegenüber nichts als ihre Instruktionen im Munde führten. „Wollen Sie den Frieden, so lassen Sie ganz Frankreich den Krieg atmen, sonst werden Sie ihn noch lange nicht bekommen. Man muß sich schnell und sogleich entschließen; beginnt der Feldzug nicht in den ersten Tagen des Oktobers, so ist nicht darauf zu rechnen, daß ich vor Ende März in Deutschland einrücken

kann." Wirklich rüstet Bonaparte das Heer zum Aufbruch, er will die östreichischen Gesandten einschüchtern, und das gelingt ihm. Aber die Haltung der östreichischen Diplomaten wird erst nach dem 18. Fructidor anders. Bonaparte empfängt die Nachricht vom Staatsstreich der Mehrheit des Direktoriums (Barras, Rewbell, Larevellière-Lépeaux) am 11. September in Passariano und teilt sie sogleich den kaiserlichen Gesandten mit. Die Lage, sagt er, hat sich verändert, beim ersten Kanonenschuß wird Oestreich Italien für immer verlieren. Das ist die Aenderung: In Wien sieht nun Thugut ein, daß die Methode der Zögerungen nicht länger befolgt werden kann. Die diplomatische Szene wird insofern erneuert, als einerseits der General Clarke als Unterhändler beseitigt und Bonaparte allein Frankreichs Bevollmächtigter wird, und andrerseits Oestreich sich durch seinen besten Diplomaten, Ludwig Cobenzl, dem Merveldt und de Gallo beistehn, vertreten läßt.

Graf Ludwig Cobenzl, ein Vierziger (1753 zu Brüssel geboren), hatte eine glänzende Laufbahn hinter sich. Er war 1777 an den Hof Friedrichs des Großen gesandt worden und 1780 nach Petersburg, wo er die besondere Gunst Katharinas 2. gewann und alle Versuche Preußens, Rußland von Oestreich zu trennen, vereitelte. Der Graf ist das Urbild des vornehmen Herrn seiner Zeit, der Doppelgänger des Höflings unter dem Ancien Régime, der mit geistreichem, glänzendem Geplauder und vollkommener Liebenswürdigkeit das Terrain beherrscht. Das Leben, so scheint es, ist ihm ein Spiel, eine große Gelegenheit zur Uebung gesellschaftlicher Talente. Er dichtet für die Liebhaberbühnen seiner Kreise und spielt darauf, er steht sozusagen immer auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Gewiß, er hat eine leichtfertige Außenseite, ein untiefes Wesen, er ist sehr auf Vergnügen bedacht, er ist leichtlebig und zu Zeiten faul. Nichtsdestoweniger ist er ein feiner und klarer Kopf, ein ernsthafter und edler Mensch, ein Talent in diplomatischen Geschäften.

Was wird Bonaparte mit Cobenzl fertig bringen? Was das Direktorium will, weiß er ganz genau. Am 8. September hat ihm Barras geschrieben: „Schließt Frieden, aber einen ehrenvollen. Der Rhein sei unsre Grenze, Mantua für die Cisalpinische Republik und Venedig nicht für das Haus Oestreich. Das ist der Wunsch des gereinigten Direktoriums; das wollen alle Republikaner, das verlangt das Interesse der Republik und der wohlverdiente Ruhm des Generals und seiner unsterblichen Armee." Fürwahr, das „gereinigte" Direktorium hat große Rosinen im Sacke; es will ganz Europa unterwerfen, überall Tochterrepubliken gründen und sie zum Vorteil der großen französischen Mutter leiten, Oestreich soll nur Istrien und Dalmatien, Salzburg und Passau bekommen, in Italien nichts, die apenninische Halbinsel soll bis nach

Sizilien hinunter revolutioniert und dem französischen Einfluß unterworfen werden.*) So die neue Instruktion, das Ultimatum vom 16. September, das Talleyrand Bonaparte sendet, freilich mit dem Bemerken, es bleibe seiner Einsicht überlassen, ob es durchführbar sei, wenn nicht, möge er andre Vorschläge machen. Aber mit seinen Vorschlägen findet Bonaparte in Paris kein Gehör. Er steht vor unvereinbaren Ansprüchen; das Direktorium will Oestreich aus Italien ausschließen, und Oestreich will keinen Frieden schließen, der ihm nicht wenigstens Venedig sicherte. Wiedereinmal bittet er um seine Entlassung. Am 25. September schreibt er dem Direktorium: „Es steht fest, daß die Regierung gegen mich fast ebenso wie gegen Pichegru nach dem 13. Vendémiaire vorgeht. Ich bitte Sie, Bürger Direktoren, mich zu ersetzen und mir meine Entlassung zu bewilligen. Keine Macht der Welt wird imstande sein, mich nach diesem schrecklichen Beweis der Undankbarkeit der Regierung . . . im Dienste zu halten. Meine sehr geschwächte Gesundheit fordert gebieterisch Ruhe und Zurückgezogenheit; mein Geist hat gleichfalls das Bedürfnis, sich unter der Menge der Bürger wieder zu kräftigen. Seit zu langer Zeit ist eine große Gewalt meinen Händen anvertraut; bei allen Gelegenheiten habe ich mich ihrer zum Wohle des Vaterlandes bedient. Um so schlimmer für die, die nicht an die Tugend glauben und die meinige verdächtigen. Mein Lohn ist in meinem Gewissen und in dem Urteil der Nachwelt."

Zwei Tage nach der Abfassung dieses Briefes, worin Klagen, Drohungen und Selbstlob so gut gemischt sind, beginnen die Verhandlungen zu Udine. Am 27. September kommt Bonaparte mit glänzendem Gefolge dahin und empfängt von Cobenzl einen Brief des Kaisers.

„Herr General Bonaparte!" schreibt Franz 2. „Da ich meinen bevollmächtigten Ministern jede Erleichterung gegeben hatte, um die wichtige Unterhandlung, womit sie beauftragt sind, zu beendigen, so vernehme ich mit ebensoviel Bedauern wie Ueberraschung, daß, indem man sich mehr und mehr von den Bestimmungen der Präliminarien entfernt, die Rückkehr des Friedens, in dessen Genuß ich meine Untertanen sehen möchte, und den die Hälfte von Europa so aufrichtig ersehnt, von Tag zu Tag ungewisser wird. In treuer Erfüllung meiner Verpflichtungen bin ich bereit, alles auszuführen, was zu Leoben fest-

---

*) Das war also schließlich doch die Politik der Eroberung, die der Konvent im November 1792 nach der Eroberung Belgiens eingeleitet hatte, indem er beschloß: Das französische Volk „wird bewilligen Brüderlichkeit und Hilfe allen Völkern, die die Freiheit wollen werden, und (er) beauftragt die vollziehende Gewalt, den Generalen die Befehle zu geben, die dazu nötig sind, diesen Völkern Hilfe zu bringen . . ."

gesetzt wurde, und fordere nun auch von der Gegenseite die Erfüllung einer so heiligen Pflicht. Wenn vielleicht einzelne Artikel der Präliminarien durch spätere Ereignisse, woran ich keinen Teil habe, unausführbar geworden sind, so wird es nötig, sie durch andre zu ersetzen, die in gleichem Maße dem Vorteil beider Nationen entsprechen und sich mit ihrer Würde vereinigen lassen; denn nur zu solchen könnte ich meine Hand bieten. Eine freie und aufrichtige Erklärung in demselben Geiste, der mich beseelt, ist der einzige Weg, der zu diesem heilsamen Ziele führen kann. Um es, so viel an mir liegt, zu beschleunigen und endlich dem Zustand von Ungewißheit, der nur zu lange schon gedauert hat, ein Ende zu machen, habe ich mich entschlossen, den Grafen Cobenzl an den Ort der Verhandlungen zu senden. Er ist im Besitz meines ausgedehntesten Vertrauens, von allen meinen Absichten unterrichtet und mit den weitesten Vollmachten ausgestattet. Ich habe ihn ermächtigt, jeden Vorschlag zur Annäherung beider Teile nach den Grundsätzen der Billigkeit und des gegenseitigen Vorteils aufzunehmen und demgemäß zum Abschluß zu bringen. Nach dieser meiner Versicherung der versöhnlichen Gesinnungen, die mich beseelen, zweifle ich nicht, Sie werden fühlen, daß der Friede in Ihren Händen liegt, und von Ihren Entschließungen das Glück oder Unglück vieler tausend Menschen abhängt. Habe ich mich über das Mittel getäuscht, das ich für das geeignetste hielt, dem Elend, das seit langer Zeit Europa heimsucht, ein Ziel zu setzen, so bleibt mir wenigstens der Trost, alles, was von mir abhängt, erschöpft zu haben. Für die Folgen, die daraus entspringen, werde ich niemals die Verantwortung tragen. Ich bin zu dem Entschluß, den ich heute fasse, vornehmlich durch die Ueberzeugung bewogen, die ich von Ihren ehrenhaften Gesinnungen hege, und durch die persönliche Achtung, die ich für Sie empfinde. Es gereicht mir zum Vergnügen, Herr General Bonaparte, Ihnen davon die Versicherung zu geben."

Eine Szene, wie der General diesen zugleich würdevollen und schmeichelhaften Brief aufmerksam liest, so tut, als sei er unzufrieden damit, wie er versichert, die Französische Republik habe nie etwas andres gewünscht, als die Präliminarien auszuführen, aber das Wiener Kabinett gebe ihnen eine unzulässige Auslegung und habe dadurch selbst die Ausführung gehindert. Auf Cobenzls Widerspruch erhitzt sich Bonaparte sehr. Er nennt die Oestreicher doppelzüngig, brüstet sich, er sei zu nachgiebig gewesen, da er ihnen die empfindlichsten Schläge habe beibringen können. Nun lasse man ihn, der sich allen Königen gleich achte, ganz ohne Rücksicht seine Zeit verlieren. Später erklärt er: „Die Französische Republik wird niemals von ihren gesetzlichen Grenzen etwas aufgeben; mit den Mitteln, die sie hat, kann sie in zwei Jahren

ganz Europa erobern." Cobenzl erwidert, dann bleibe den Höfen nichts andres übrig, als sich mit all ihren Mitteln dagegen zu verwahren. Bonaparte: „Ich sage nicht, daß das die Absicht sei; die Republik wird sich dieser Mittel nur zur Verteidigung bedienen, sie ist ungeduldig, ihren Bürgern die Vorteile des Friedens zu gewähren, aber sie wird niemals abtreten, was sie einmal für ihr Eigentum erklärt hat. Ohne Mainz werden wir keinen Frieden schließen, und ohne Mainz die italienischen Festungen nicht übergeben." Cobenzl: „Und ich werde den Frieden nicht unterzeichnen, ohne festzusetzen, daß alle Provinzen, die uns gehören sollen, uns sofort eingeräumt werden." Bonaparte: „In dieser Weise wird Ihr Aufenthalt nicht von langer Dauer sein, und die ultima ratio der Könige und Staaten muß entscheiden." Cobenzl: „Der Kaiser wünscht den Frieden, aber er fürchtet auch den Krieg nicht. Was mich angeht, so bleibt mir wenigstens die Genugtuung, die Bekanntschaft eines ebenso berühmten wie interessanten Mannes gemacht zu haben."

Also auf der einen Seite eitel Großtuerei und eine dreiste Entstellung der Lage, und in demselben Atemzuge das dem Präliminarvertrag widersprechende Begehren nach dem linken Rheinufer, auf der andren Seite gelassenes Festhalten an den Präliminarien und eine Schmeichelei, die von Ironie nicht frei zu sein scheint. Ein Ergebnis hat die erste geschäftsmäßige Besprechung nicht, und in den beiläufigen vertraulichen Unterhaltungen zeigt sich Bonaparte zwar sehr aufgeräumt, aber sein Aerger darüber, daß sich Cobenzl nicht ausholen läßt, ist, wie seine Berichte nach Paris erkennen lassen, nicht gering. Er sieht, er hat einen Gegenspieler vor sich, der seine Geduld auf harte Proben stellen wird. Demnächst deutet ihm Cobenzl vertraulich an: „Wäre es möglich, uns einige Nachgiebigkeit mit Rücksicht auf einen Teil Ihrer übertriebenen Ansprüche abzugewinnen, so könnte es nur dadurch geschehen, daß man unsren Entschädigungen in Italien etwas hinzufügte." Doch die beiderseitigen Wünsche sind unvereinbar. Cobenzl fordert Venedig, die Legationen, die Adda und Modena, Bonaparte kann nach seinen Instruktionen nur Istrien, Dalmatien und eine Entschädigung in Deutschland bieten, und ohne den Gewinn Mainz und das linke Rheinufer ist für ihn alles Reden zwecklos. Wie ingrimmig er an der Kette seiner Instruktionen rasselt, zeigt sein Brief an das Direktorium vom 29. September. Ohne die Antwort auf sein Entlassungsgesuch vom 25. abgewartet zu haben, schreibt er: „Alles, was ich tue, alle Maßnahmen, die ich in diesem Augenblick treffe, sind der letzte Dienst, den ich dem Vaterlande erweisen dürfte. Meine Gesundheit ist völlig zerrüttet . . . Die Regierung wird ohne Zweifel infolge der Bitte, die ich vor 8 Tagen an sie gerichtet habe, eine Kommission

von Publizisten zur Herstellung des freien Italiens, von neuen Bevollmächtigten zur Fortsetzung oder Wiederanknüpfung der Verhandlungen ernannt haben . . . und schließlich einen General, der ihr Vertrauen hätte bei Befehligung der Armee; denn ich kenne hier niemand, der mich bei diesen drei Aufgaben ersetzen könnte, alle drei gleich anziehend. . . . Was mich betrifft, so geht es mir sehr zu Herzen, daß ich mich genötigt sehe, in einem Augenblick Halt zu machen, wo es vielleicht keine Früchte mehr zu pflücken gibt, aber das Gesetz der Notwendigkeit beherrscht die Neigung, den Willen und die Vernunft. Ich kann kaum noch zu Pferde steigen, ich habe zwei Jahre Ruhe nötig." Hier war dem Direktorium wieder einmal gesagt: Nach Euren Instruktionen ist kein Friede zu schließen; macht Euch darauf gefaßt, daß die Dinge anders kommen!

Was war die Antwort darauf und auf ähnliche Schreiben? Komplimente, Artigkeiten und Halbheiten. Das Direktorium, das am 29. September sein Ultimatum vom 16. bestätigt hat, schreibt am 3. Oktober: „Sie sprechen von Ruhe, von Gesundheit, von Entlassung. Die Ruhe der Republik verbietet Ihnen, an die ihrige zu denken . . . Nein, das Direktorium nimmt Ihr Entlassungsgesuch nicht an. Nein, Sie haben bei ihm nicht nötig, sich in Ihr Gewissen zu flüchten und auf die späte Anerkennung der Nachwelt zu rechnen; es verläßt sich auf Sie . . . und von nun an werden Sie auf das Direktorium zählen, wie es auf Sie zählt."

Hiernach die entscheidenden Verhandlungen. Als Cobenzl einsieht, daß er mit den Präliminarien von Leoben nichts erreichen wird, gibt er ihre Grundlagen preis und damit die Unversehrtheit des Deutschen Reiches. Bonapartes Hauptziele sind nun: Mainz und das linke Rheinufer für Frankreich zu sichern und Oestreich in Italien so spärlich wie möglich zu entschädigen. Was das erste betrifft, so sind die östreichischen Diplomaten darauf bedacht, den schmählichen Handel zu verdecken. Cobenzl legt geheime Artikel vor, worin bestimmt wird: Wenn der Kongreß zu Rastatt ohne Ergebnis bleibt, wenn man sich dort über die konstitutionellen Grenzen Frankreichs nicht verständigt und der Krieg wiederausbricht, so stellt der Kaiser zur Reichsarmee nur das Kontingent, wozu er verpflichtet ist, und Preußen bekommt seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer zurück. Diese Abmachung soll für immer geheim gehalten werden. Doch Bonaparte will, daß der Kaiser selbst Mainz ausliefere. Dagegen sagt man ihm, das Deutsche Reich habe ohne Unterstützung des Kaisers weder den Willen, noch die Macht, Mainz nach dem Fortzug der kaiserlichen Truppen den Franzosen zu verweigern. Dabei wird sich Bonaparte zufriedengeben müssen. Bei Oestreichs Ansprüchen in Italien läßt

Cobenzl etwas nach, indem er Venedig und die Legationen begehrt und statt der Adda den Oglio als Grenze annehmen will. Ja er geht noch weiter, er will den Mincio als Grenze annehmen und Mantua abtreten, wenn Oestreich die Legationen bekomme. Bonaparte darauf: Lieber will Frankreich auf den Rhein und einen Teil Belgiens verzichten, als daß Oestreich den Po überschreitet — das sei nur ein Gleichnis. Er spricht bedauernd vom Wiederbeginn des Krieges, die Gesandten gewinnen den Eindruck, daß die herrschende Partei in Frankreich zu ihrer Befestigung den Krieg wünscht. Anscheinend will auch Bonaparte den Abbruch der Verhandlungen, denn er tut Schritte zur Aufkündigung des Waffenstillstandes, er kündigt an, er werde nach Venedig gehen, um die Anerkennung der neuen Republik und ihre Vereinigung mit der cisalpinischen auszusprechen, und er ordnet Vorbereitungen an. Nun weicht Cobenzl zurück, indem er vorschlägt: Oestreich bekommt das venetianische Gebiet zur linken des Pos von Goro, in Deutschland Salzburg und das bayrische Gebiet am rechten Ufer des Inns mit Wasserburg. Dafür wird der Kaiser nur sein Kontingent stellen, wenn das Deutsche Reich der Grenzeforderung Frankreichs widerspricht, und er wird den Herzog von Modena entschädigen. Auf Venedig und die Legationen wird Oestreich verzichten, doch darf die daraus zu bildende Republik niemals mit der cisalpinischen vereinigt werden. Das sei Oestreichs Ultimatum.

In dieser Lage schreibt Bonaparte an Talleyrand am 7. Oktober — wir zogen den Brief schon bei seinem Verfahren gegen Venedig heran —: „In drei oder vier Tagen ist alles geendigt, entweder zum Krieg oder zum Frieden. Ich gestehe Ihnen, daß ich alles tun werde, um den Frieden zu bekommen, da die Jahreszeit weit vorgeschritten und wenig Hoffnung ist, Großes auszurichten.“ Er klagt über die italienische Politik des Direktoriums, um auf die Abtretung Venedigs vorzubereiten. Er klagt, um sich im voraus zu rechtfertigen, auch über die Italiener: „Ihr kennt dieses Volk nicht, es ist nicht wert, daß man für seine Unabhängigkeit 40 000 Franzosen opfert. Ich ersehe aus Euern Briefen, daß Ihr immer von einer falschen Annahme ausgeht. Ihr stellt Euch vor, die Freiheit könne ein weichliches, abergläubisches, prahlerisches und feiges Volk zu großen Taten anregen. Was Ihr von mir verlangt, sind Wunder, und ich kann keine Wunder tun. Ich habe in meiner Armee keinen einzigen Italiener, als etwa 1500 Taugenichtse, die von da und dort in den Straßen aufgelesen worden sind, sie rauben und sind für nichts andres zu gebrauchen . . . (Ich sehe), daß die öffentliche Meinung in Frankreich in sonderbarer Weise irregeht. Etwas Gewandtheit und Geschicklichkeit, der Erfolg, der mich begleitet hat, und strenge Beispiele flößen allein diesem Volke

einige Ehrfurcht vor Frankreich ein und erzwingen, freilich in sehr geringem Maße, einige Teilnahme für die Sache, die wir verteidigen. Ich wiederhole Euch: Nur allmählich wird die Bevölkerung der Cisalpinischen Republik sich für die Freiheit begeistern, nur allmählich wird die Verwaltung in Gang kommen . . . Nur mit Verstand, Klugheit und viel Geschicklichkeit kann man große Ziele erreichen und alle Hindernisse überwinden; auf andrem Wege erlangt man nichts. Vom Triumph bis zur Niederlage ist nur ein Schritt. Ich habe in den größten Verhältnissen gesehn, daß ein Nichts die wichtigsten Ereignisse entschieden hat. Wollten wir die auswärtige Politik des Jahres 93 wiederaufnehmen, so täten wir daran um so übler, als wir uns bei der entgegengesetzten recht wohl befunden haben; wir verfügen nicht mehr über die großen Massen, nicht über die Mittel, das Heer zu ergänzen, und über diesen Aufschwung der Begeisterung, der nur einmal kommt. Der unterscheidende Charakter unsrer Nation liegt darin, daß sie im Glück viel zu lebhaft ist. Nimmt man bei allem, was man beginnt, die wahre Politik, das heißt die Berechnung der Verbindungen und Zufälle zur Grundlage, so werden wir für lange Zeit die große Nation und Schiedsrichter Europas sein. Ich sage mehr, wir halten die Wage von Europa, wir lassen sie neigen, wie es uns gefällt, ja wenn das Geschick es gebietet, so halte ich nicht für unmöglich, daß man in wenigen Jahren zu jenen großen Ergebnissen gelangt, die die erhitzte und begeisterte Einbildungskraft vor sich sieht, die aber einzig der Mann erreicht, der äußerst kalt, beharrlich und überlegsam ist."

So großartig übersieht, beurteilt er die Lage. Und in praxi, bei den Verhandlungen in diesen Tagen, läßt er Cobenzl nicht zu Atem kommen. Am 8. Oktober versucht er, ihn zu weiterer Nachgiebigkeit zu drängen; er versichert, in jedem Augenblick könne der Befehl aus Paris kommen, die Verhandlungen abzubrechen. Damit sagte er die Wahrheit, das Direktorium befahl wirklich den Abbruch, falls Oestreich nicht auf das Ultimatum vom 16. September einginge. Am 10. Oktober erreicht die Spannung den Höhepunkt. Wird Bonaparte gegen seine Instruktionen handeln? Er schreibt dem Direktorium: „Ich bitte Sie, mir Ihre Befehle deutlicher kund zu tun. Meine sehr leidende Gesundheit, mein angegriffener Kopf bedürfen der Ruhe; sie machen mich unfähig, die großen Dinge auszuführen, die noch getan werden müssen. Ich habe Sie bereits um einen Nachfolger gebeten ... Ich bin nicht mehr imstande, den Befehl zu führen. Mir bleibt nur eine lebhafte, unvergängliche Teilnahme für die Wohlfahrt der Republik und die Freiheit des Vaterlandes."

Das ist die Einleitung zu seinem gleichzeitigen Brief an Talleyrand über den bevorstehenden Friedens-

schluß. „Endlich sind wir," schreibt er dem Minister, „auf dem Punkte, zum Schluß zu kommen. Diese Nacht wird der Friede unterzeichnet oder die Verhandlungen werden abgebrochen." Er gibt die Friedensbedingungen an und fährt fort: „Ich habe die Vollmacht, die Sie mir gegeben, und das Vertrauen, womit Sie mich ausgestattet haben, benutzt, diesen Frieden zu schließen. Was mich bestimmte, ist: 1. Die vorgeschrittene Jahreszeit, hinderlich für den Angriffskrieg . . . 2. Die Schwäche meiner Armee, die doch alle Kräfte des Kaisers gegen sich hat. 3. Der Tod des Generals Hoche und der schlechte Plan für den Feldzug, den man angenommen hat. 4. Die Entfernung der Rheinarmeen von den Erbstaaten des Hauses Oestreich. 5. Die Nichtigkeit der Italiener . . . 6. Der Bruch mit England. 7. Die Unmöglichkeit, mich der sardinischen Truppen zu bedienen, weil man das Bündnis mit dem König von Sardinien nicht angenommen hat . . . 8. Das Verlangen nach Frieden, worin die ganze Republik übereinstimmt, ein Verlangen, das sich sogar unter den Soldaten kundgibt . . . bleiben sie noch länger fern, so kann es nur dazu dienen, eine Militärherrschaft einzuführen. 9. Der Uebelstand, sichere Vorteile und französisches Blut für Völker zu opfern, die der Freiheit wenig würdig und wenig ergeben sind, die nach Charakter, Gewohnheit und Religion bittern Haß gegen uns empfinden . . . 10. Endlich der Krieg mit England, der uns ein Feld, weiter, bedeutender und schöner für unsre Tätigkeit eröffnet. Das englische Volk ist mehr wert als das venetianische; seine Befreiung wird für immer die Freiheit und das Glück Frankreichs befestigen, oder wenn wir die englische Regierung zum Frieden zwingen, so wird unser Handel mit den Vorteilen, die wir ihm in beiden Welten verschaffen, wesentlich zur Befestigung der Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt beitragen. Habe ich mich in all diesen Berechnungen getäuscht, so ist mein Herz rein, meine Gesinnung grade. Die Stimme des Ruhms, der Eitelkeit, des Ehrgeizes habe ich schweigen lassen; ich habe nichts im Auge gehabt als das Vaterland und die Regierung. Wie es meiner würdig war, habe ich dem unbegrenzten Vertrauen entsprochen, das mir das Direktorium seit zwei Jahren zugewandt hat. Ich glaube getan zu haben, was jedes Mitglied des Direktoriums an meiner Stelle getan hätte. Meine Dienste haben mir die Anerkennung der Regierung und der Nation erworben, ich habe wiederholt Zeichen ihrer Achtung erhalten; mir bleibt nichts übrig, als unter die Menge zurückzukehren, den Pflug des Cincinnatus zur Hand zu nehmen und ein Beispiel der Ehrfurcht vor den Obrigkeiten und des Abscheus vor der Militärherrschaft zu geben, die so viele Republiken und mehrere Reiche zugrundegerichtet hat." Seine Forderung ist also: Gebt Euch zufrieden! seine Versicherung: Ihr habt von mir

nichts zu besorgen! — Wir wollen den Pflug des Cincinnatus im Gedächtnis behalten.

Die letzte Verhandlung wird zu Passariano geführt. Hier unterzeichnen Bonaparte und Cobenzl in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober 1797 den nach dem nahen Campo Formio benannten Friedensvertrag.

Die wesentlichen Bestimmungen des Friedens von Campo Formio sind:

1. Frankreich bekommt Belgien, die Jonischen Inseln und die venetianischen Niederlassungen an der albanischen Küste, und nach den geheimen Artikeln verwendet sich Oestreich beim Reichsfrieden, der auf einem Kongreß zu Rastatt erfolgen soll, dafür, daß Frankreich das linke Rheinufer bis Andernach und die Nette als Grenze bekommt, so daß das deutsche Land von der Quelle der Nette bis Venloo französisch wird. (Also am Rhein keine förmliche Abtretung, doch eine bedingte, die der tatsächlichen gleichkommt.)

2. Oestreich bekommt die Stadt Venedig, die Terra ferma Venedigs bis zur Etsch und südlich dieser das Gebiet zwischen dem Canale bianco und dem Hauptarme des Pos. Es entschädigt den Herzog von Modena, dessen Land mit der Cisalpinischen Republik vereinigt wird, mit dem östreichischen Breisgau. Beim Reichsfriedensschluß verwendet sich, nach den geheimen Artikeln, Frankreich dafür, daß Oestreich zur Entschädigung das Erzbistum Salzburg und bayrisches Gebiet rechts vom Inn bekommt.

Deutschland verliert also, im Unterschied von dem Präliminarvertrag von Leoben, den größten und wichtigsten Teil des linken Rheinufers und hat die beraubten geistlichen Fürsten auf Kosten des Reiches zu entschädigen. Ueberdies fällt, auch gegen den Präliminarvertrag, die Republik Venedig mit der Hauptstadt dem Friedenswerk zum Opfer.

Ueber Bonapartes Verhalten bei der letzten Verhandlung wird berichtet, daß er sich, als er sich endlich am Ziel sah, in der heitersten Stimmung befand. Er beweist den östreichischen Gesandten eine gewinnende Freundlichkeit. Als die Nacht kommt, verbietet er, Licht zu bringen, man unterhält sich im Dunkeln mit Gespenstergeschichten. Gegen Mitternacht wird der Vertrag unterzeichnet. Cobenzl berichtet dazu: „Bonaparte entschuldigte sich bei mir wegen dessen, was kürzlich bei mir vorgefallen war." (Der General war beim Verhandeln so heftig geworden, daß er den Anstand verletzte und von den Oestreichern zurechtgewiesen worden war.) „Er sagte, ein Soldat, gewohnt, alle Tage sein Leben aufs Spiel zu setzen, könne nicht Maß halten wie ein

vollendeter Diplomat; übrigens hätten wir von der einen wie von der andren Seite die Vorteile unsrer Länder kräftig aufrechtgehalten. Ich antwortete, der Tag, wo wir eben den Vertrag unterzeichnet hätten, sei nicht die Zeit, mich an das Vorgefallene zu erinnern, und wir umarmten uns in sehr herzlicher Weise."

Ein Augenblicksbild. Sonst hat Cobenzl von Bonaparte nicht die beste Meinung. Er findet ihn ränkesüchtig (chicaneur), unaufrichtig, unzuverlässig, er sieht in ihm einen Unterhändler, bei dem man nicht weiß, ob man mit ihm zum Ziele kommen wird. Er berichtet einmal von ihm, er habe eine Flut von Schimpfreden ausgestoßen und wie ein Trunkener geschrien. Oder gar: „Er hat sich benommen wie jemand, der aus dem Narrenhause entsprungen ist. Darüber sind seine eignen Leute einig." Da kommt der Gegensatz zum Vorschein: auf der einen Seite die salonherrlichen Diplomaten des feudalen Oestreichs, auf der andren der Militärdiplomat des revolutionären Frankreichs, der alles Herkommen beiseite setzt.

Wichtiger als Cobenzls Urteil über Bonapartes Art zu verhandeln ist das, was man nun, nach dem Friedensschluß, in Paris urteilt. Noch am 21. Oktober hatte der Direktor Larevellière-Lépeaux an Bonaparte geschrieben: „Das Direktorium erkennt die Notwendigkeit, Unterhändler zu ernennen, um Sie der Sorge für die politischen Angelegenheiten zu überheben und ungeteilt den militärischen Anordnungen zu überlassen. Geeignete Maßregeln sollen wegen dieses Punktes ergriffen werden." Am 26. Oktober aber, als Paris über den Friedensschluß jubelt, schreibt er: „Die Regierung beeifert sich, Ihnen die Freude, die sie empfindet, und die von der Nation geteilt wird, und zugleich die verdiente Erkenntlichkeit auszudrücken für die Art, wie Sie die unsterblichen Erfolge des italienischen Feldzuges gekrönt haben. Sie haben mit dem Ungestüm des Sieges die Mäßigung des wahren Mutes und die Weisheit der Unterhandlungen vereinigt. Hätten Sie nur verstanden, Schlachten zu gewinnen, so wären Sie nichts als ein großer General gewesen. Aber Sie haben nach einem höhern Ziele gestrebt. Sie haben ein General Bürger sein wollen. Sei dieser ruhmreiche Name Ihre erste Vergeltung." Dem fügt Talleyrand hinzu: „Der Friede ist also geschlossen, ein Friede nach Art Bonapartes. Empfangen Sie den herzlichsten Glückwunsch, mein General. Die Worte fehlen, alles auszudrücken, was man in solchen Augenblicken sagen möchte. Das Direktorium ist befriedigt, das Publikum entzückt, alles geht vortrefflich. Vielleicht gibt es einiges Geschrei von den Italienern, aber daran liegt nichts. Leben Sie wohl, General Friedensstifter! Leben Sie wohl! Freundschaft, Bewunderung, Ehrfurcht, Dankbarkeit! Man weiß nicht, wo man aufhören soll." — Der Gesetz-

gebende Körper genehmigt den Vertrag von Campo Formio, obgleich Sieyès der Preisgebung Venedigs heftig widerspricht. *)

Ueber die Stiftung und die Bedeutung des Friedens von Campo Formio wird geurteilt werden dürfen:

1. Wie bei den rein italienischen Dingen geht Bonaparte auch bei der Stiftung des Friedens mit Oestreich seinen eignen Weg. Das heißt im wesentlichen: Als er im Frühjahr 1797 nach Inneröstreich vorgedrungen war, hielt er aus militärischen Gründen den Friedensschluß für nötig, und da er erkannte, daß der Friede schwer oder garnicht zu haben war, wenn nach dem Wunsche des Direktoriums Oestreich aus Italien vertrieben werden sollte, so entschloß er sich, die Republik Venedig zu stürzen und als Friedenspreis an Oestreich auszuliefern. (Sein Verfahren mit Venedig war gewalttätig, verlogen und verräterisch, ein Muster von gewissenloser Gerissenheit und von Brutalität. Aber wenn er den Zweck wollte, mußte er auch die Mittel wollen — blieb er von vorneherein auf gradem Wege, so war die Vergewaltigung der Republik ein schwieriges und gefahrvolles Unternehmen. Im übrigen stürzte Venedig infolge seiner verkehrten Politik, infolge des Mangels an Voraussicht und Tatkraft, den seine greisenhafte Regierung an den Tag legte, infolge der Uneinigkeit seiner Bevölkerung, im ganzen aus dem Nichtgebrauch seiner Kräfte, aus Feigheit.)

2. Bonaparte, dem die Präliminarien von Leoben wesentlich nur ein Mittel waren, den Krieg zum Stehen zu bringen, gewann nur durch seine Ausdauer und Klugheit aus dem Ersten Koalitionskriege im Frieden vom Campo Formio für das revolutionäre Frankreich einen Triumph von der größten Tragweite. Abgesehen davon, daß er durch

*) Zu Bonapartes Verrat an Venedig ist noch folgendes bemerkenswert. Die Regierung der Republik wollte durch eine Gesandtschaft das Direktorium in Paris dahin bringen, den Frieden von Campo Formio, d. h. die Abtretung Venedigs an Oestreich, nicht zu genehmigen. Bonaparte, davon unterrichtet, ließ die Gesandtschaft festnehmen und nach Mailand bringen. Hier, so erzählt Marmont, fuhr er sie heftig an, doch Dandolo, ihr Führer, antwortete ihm voll Mut. Gehoben durch die Größe seiner Sache, sprach er über das Gute der Unabhängigkeit und der Freiheit, über den Vorteil seines Landes und das elende Schicksal, das ihm beschert sei, und über die Pflichten eines guten Bürgers gegen sein Vaterland. „Die Macht seiner Gründe, seine Ueberzeugung, seine tiefe Bewegung wirkten auf Bonapartes Geist und Herz dermaßen, daß ihm Tränen in die Augen traten. Er erwiderte nicht ein Wort, schickte die Gesandten mit Sanftmut und Güte zurück, und danach hat er für Dandolo ein Wohlwollen, eine Vorliebe bewahrt, die sich niemals verleugnet hat; er hat immer die Gelegenheit gesucht, ihn zu fördern und ihm Gutes zu tun, und dabei war Dandolo ein mittelmäßiger Mann; aber dieser Mann hatte die Saiten seiner Seele durch erhabene Gesinnungen in Schwingungen gebracht, und der empfundene Eindruck verschwand niemals."

die Preisgebung Venedigs die Nichtigkeit des Berufes Frankreichs zur Völkerbefreiung dartat, führte er die französische Eroberungspolitik bis zum Umsturz der alten völkerrechtlichen Verhältnisse durch, wobei er — gleichviel, ob es für die Dauer weise war — große fremde Gebiete Frankreich angliederte oder dem französischen Einfluß unterstellte. Dem alten Deutschen Reiche versetzte er einen schweren Stoß, indem er die Reichseinheit durch den Sonderfrieden mit Oestreich zerriß, das Reich beraubte und die beraubten Fürsten auf Entschädigungen im Reiche verwies, also auch die Reichsunversehrtheit umstieß, und zwar mit Hülfe des Reichsoberhauptes, das sich am Raube beteiligte.

3. Dieses Ergebnis aus dem Vertrage von Campo Formio, die Stärkung der östreichischen Hausmacht auf Kosten des Reiches, also die tatsächliche Lossagung des Kaisers vom Reichsnutzen, erfolgte freilich, nachdem Preußen, Württemberg und Baden und andre Reichsstände durch besondre Friedensschlüsse mit Frankreich ihre Pflichten schwer verletzt hatten. Zudem gab Oestreich in den Verhandlungen mit Bonaparte den Reichsnutzen erst nach langem, zähem Widerstreben preis, und erst dann, als nach dem Staatsstreich in Paris die Ablehnung der französischen Friedensverhandlungen den Wiederausbruch des Krieges zur Folge gehabt hätte, wobei die finanziell schwer bedrängte habsburgische Monarchie keine Unterstützung erlangen konnte. Ueberhaupt ist der Friede von Campo Formio sozusagen die Folge des Gegensatzes des auf Vergrößerung bedachten Preußens zu dem Oestreich, das Preußens Vergrößerung durch polnisches Gebiet nicht ohne eigene Vergrößerung zulassen wollte. Aber die größere Schuld an der Schärfe des Gegensatzes lag bei Preußen, das sich über die zweite Teilung Polens mit Rußland insgeheim verständigte, also Oestreich aus dem Spiel drängte. Von dem preußisch-russischen Geheimvertrag vom 23. Januar 1793 kam Preußen 1795 zum Basler Frieden und 1796 zu dem geheimen Berliner Vertrag mit Frankreich; d. h. es verfolgte, übrigens in finanzieller Bedrängnis, seinen besondren Nutzen, der mit dem Nutzen des Deutschen Reiches, worin Oestreich voranstand, nicht im Einklang stand, es drängte Oestreich, so groß immerhin dessen Preußenhaß war, auf den Weg nach Campo Formio. Kurzum, dem Deutschen Reiche fehlte in der schweren Zeit von 1792 bis 1797 der Mann, der die Einigkeit der Reichsstände herstellen und eine einheitliche deutsche Politik Frankreich gegenüber hätte durchführen können. Das war der Vorteil Bonapartes, der in der Krisis von 1796/97 schrieb: „Wenn der deutsche Reichskörper nicht bestände, so müßte man ihn ausdrücklich zu unsrem Nutzen erschaffen.“ Thugut empfand den Frieden von Campo Formio als eine tiefe Schmach. Zwar ist er, durch seine engherzige und kurzsichtige Politik Preußen gegenüber, an diesem Ausgang mitschuldig, aber

eine besondre Verantwortlichkeit für den Friedensschluß trifft ihn nicht.*)

4. Die Bedeutung eines dauerhaften politischen Werkes hat der Friede von Campo Formio deshalb nicht, weil Frankreich damit fremde Völker von einer großen, nur zurzeit ungenutzten Kraft vergewaltigt. Bonaparte, so hoch er an politischer Einsicht über seiner nationalen Umwelt steht, ist auch hier imgrunde nur der Vollstrecker der ausschweifenden Politik der mächtigen Minderheit in dem revolutionären Frankreich.

D. Der Sieger und die politischen Dinge daheim.

Natürlich, daß Bonaparte an der Spitze der Armee von Italien die politischen Dinge daheim zu keiner Zeit aus den Augen ließ, an seinen politischen Verbindungen mußte ihm, wie sein Ehrgeiz war, ebensoviel gelegen sein wie an seinen strategischen. Wie sein Selbstgefühl nach dem ersten Erfolg gestiegen war, erkennt man z. B. aus der Antwort, die er in Mailand am Abend des Einzugstages Marmont gab, der geäußert hatte, die Bewunderung der Pariser werde nun keine Grenzen haben. „Die Pariser," antwortete er, „haben noch nichts gesehen, ich hoffe, noch ganz andre Dinge von der Glücksgöttin zu erlangen; ... In unsren Tagen hat noch niemand große Taten gesehen, an mir ist es, das Beispiel zu geben." Dazu nehme man, daß er später,

---

*) Für Thuguts Verurteilung des Friedensschlusses mit Frankreich gibt es Belege genug. Bis zuletzt riet er dem Kaiser ab. Als der Friede geschlossen war, verlangte er in Ministersitzungen, daß er für nichtig erklärt und der Krieg erneuert werde. (Letztes wäre freilich bei der Entmutigung im östreichischen Heere und bei den elenden Finanzen des Staates höchst schwierig gewesen.) Einige Tage nach dem Friedensschluß schrieb er an einen Freund über den Vertrag (den er nur auf Befehl des Kaisers unterzeichnet) und nennt ihn „einen unglücklichen Frieden, der durch seine Schändlichkeit in den Jahrbüchern Oestreichs Epoche machen werde, wofern, was sehr zu befürchten sei, die Jahrbücher Oestreichs nicht bald selbst verschwinden werden." Er klagt über die Wiener: „Niemand sorgt um die Ehre der Monarchie, noch was aus ihr in zehn Jahren geworden sein wird, wenn man nur jetzt auf die Redoute laufen und in aller Ruhe sein Backhähndl verspeisen kann. Wie soll man mit solchen Gefühlen der Energie eines Bonaparte Widerstand leisten, der mit frischem Mute allen Gefahren Trotz bietet? Friede, Friede! Wo ist er? Ich sehe keine Sicherheit, auch in diesem Vertrage nicht." Das wenigstens kann Thugut (1801, nach seinem Rücktritt) mit vollem Recht von sich sagen: „Ich habe während meines ganzen Ministeriums nichts getan als im guten Glauben, daß alles, was ich tue, das Beste des Staatsdienstes, den Ruhm des Kaisers und seiner Monarchie befördern und die Uebel abwenden werde, von denen wir bedroht waren."

auf St. Helena, sagt: „Vendémiaire und sogar Montenotte brachten mich nicht dazu, mich für einen hervorragenden (supérieur) Menschen zu halten. Erst nach Lodi kam mir der Gedanke, daß ich, nach allem, wohl ein entscheidender Spieler auf unsrer politischen Bühne würde werden können. Damals entstand in mir der erste Funke des hohen Ehrgeizes."

Auf der politischen Bühne in Paris ging im April 1797, also während Bonaparte bei den Vorfriedensverhandlungen war, etwas Wichtiges vor, die Neuwahlen fielen zu Ungunsten des Direktoriums aus, im Rate der Fünfhundert und im Rate der Alten kam die Mehrheit an die Gemäßigten. Nun war der Zustand: Im Direktorium hatten die sogenannten demokratischen Radikalen, Barras, Rewbell und Larevellière über die Konservativen, Carnot und den neuernannten Barthélemy, das Uebergewicht, und sie regierten gegen die Mehrheit in den Kammern. Infolgedessen sah sich die Regierung scharf angefeindet, besonders in der auswärtigen Politik, denn die Mehrheit der Abgeordneten (gemäßigte Republikaner, liberale oder verfassungsmäßige Monarchisten und Reaktionäre) machte eine Friedenspartei aus, die Partei der alten Grenzen, die von der Politik der natürlichen Grenzen, von einem Krieg ohne Ende nichts wissen wollte. Die Klagen waren gehäuft. Man warf dem Direktorium vor, es führe Krieg, weil es daheim die Soldaten nicht ernähren könne, es erlasse Kriegserklärungen ohne die Zustimmung der Kammern, es mische sich ebenso verfassungswidrig in die Angelegenheiten fremder Völker, wobei es sie unter dem Vorwande, ihnen die Freiheit zu bringen, unterjoche, es arbeite überhaupt durch eine heillose revolutionäre Propaganda gegen den Frieden und für den Krieg. Da sprachen die Leute, die fort und fort Bonapartes Ingrimm erregten, Parteien, mit denen er als Kriegsmann und Politiker nicht leben konnte. Wenn er zwischen ihnen und der Mehrheit des Direktoriums wählen mußte, so konnte er nur diese wählen, denn Barras und Genossen waren zu übertölpeln, und wenn sie am Ruder bleiben wollten, so mußten sie sich bald dazu entschließen, ihren Gegnern das Maul zu stopfen.

Daß Bonaparte auf ein Maulstopfen hinarbeitete, d. h. daß er die politischen Dinge daheim durch einen neuen Staatsstreich regeln wollte, das liegt zutage. Zunächst ist bemerkenswert, wie ungebunden er überhaupt seine politischen Gedanken ausspricht. Im Juni 1797 sagt er in Montebello zu Miot de Melitto, dem französischen Gesandten in Florenz, und zu dem mailändischen Fürsten Melzi: „Das, was ich bisher getan habe, ist noch nichts. Ich stehe erst im Anfang meiner Laufbahn, die ich zurücklegen muß. Glauben Sie, daß ich in Italien triumphiere, um die Advokaten des Direktoriums, um Carnot,

Barras groß zu machen? Oder glauben Sie, daß es geschieht, um eine Republik fester zu gründen? Welch ein Gedanke! Eine Republik mit 30 Millionen Menschen, mit unsren Sitten, unsren Lastern! Wie wäre das möglich? Das ist eine Chimäre, wofür die Franzosen eingenommen sind, die aber vorübergehen wird, wie so viele andre. Sie brauchen Ruhm, Befriedigung für ihre Eitelkeit, Freiheit jedoch, davon verstehen sie nichts. Sehen Sie die Armee! Die Siege, die wir davongetragen haben, unsre Triumphe haben dem französischen Soldaten schon seinen wahren Charakter wiedergegeben. Ich bin alles für ihn. Wenn das Direktorium sich einfallen ließe, mir das Kommando zu nehmen, so würde es sehen, ob es der Herr ist. Die Nation braucht einen Führer, glänzend durch seinen Ruhm, nicht aber Theorien über die Staatsleitung, Phrasen, ideologische Reden, wovon die Franzosen nichts verstehen. Spielzeug muß man ihnen geben, das genügt ihnen, das unterhält sie, und sie lassen sich leiten, wenn man ihnen nur das Ziel, wohin man sie gehen läßt, geschickt verheimlicht . . . Ich möchte Italien nur verlassen, um in Frankreich eine ähnliche Rolle zu spielen wie hier, doch der Augenblick ist noch nicht gekommen, die Birne ist noch nicht reif." Daß das seine Worte waren, erscheint vollkommen glaublich, denn seine Stellung war fest genug, und sein Selbstgefühl hielt ihn wahrlich nicht davon ab, sich für den chef illustre zu halten, den die Nation seiner Meinung nach brauchte.

Doch, wie schon bemerkt, zur Zeit gönnte Bonaparte der Regierung das Dasein, ja er hielt es für seinen Vorteil, sie zu stützen. Den 14. Juli, den Jahrestag des Sturmes auf die Bastille, benutzt er zu einer politischen Kundgebung der Armee von Italien. Er sagt in Mailand zu den Soldaten: „Heute ist der Jahrestag des 14. Julis. Ihr seht vor Euch" (auf einer Pyramide) „die Namen unsrer Waffengefährten, die auf dem Felde der Ehre für die Freiheit des Vaterlandes gefallen sind. Sie haben Euch das Beispiel gegeben: Ihr schuldet alles der Republik, alles dem Glück der 30 Millionen Franzosen, alles dem Ruhm des Namens, der durch Eure Siege neuen Glanz bekommen hat. Soldaten, ich weiß, daß Ihr von dem Unglück, das dem Vaterlande droht, tief ergriffen seid; aber das Vaterland kann keine ernsten Gefahren laufen, denn die, die es gegenüber dem verbündeten Europa haben triumphieren lassen, sind noch da. Berge trennen uns von Frankreich, aber Ihr würdet sie mit der Schnelligkeit des Adlers nehmen, wenn es nötig wäre, die Verfassung aufrechtzuhalten, die Freiheit zu verteidigen, die Regierung und die Republikaner zu schützen. Soldaten, die Regierung wacht über dem Gesetzeschatz, der ihr anvertraut ist. In dem Augenblick, wo die Königlichen sich zeigen, werden sie ihr Leben verwirkt haben. Seid ohne

Sorge, schwören wir bei den Manen der Helden, die an unsrer Seite für die Freiheit gefallen sind, schwören wir auf unsre Fahnen unversöhnlichen Krieg den Feinden der Republik und der Verfassung des Jahres 3!" Hiernach werden beim Festgelage von Offizieren politische Trinksprüche ausgebracht, auf die Verfassung, das Direktorium, auf die Vertilgung der Verräter, auf die Zerstörung des Klubs von Clichy. Ueberdies werden bei allen Divisionen Adressen an das Direktorium aufgelegt, worin die Soldaten, die sie unterschreiben, ihre republikanische Gesinnung und ihr Vertrauen zur Regierung beteuern.

Das ins Werk gesetzt, drängt Bonaparte am folgenden Tage das Direktorium, sich seiner Feinde zu erwehren. Er schreibt ihm mit andrem, die Armee sei entrüstet über die schlechte Presse. „Was mich betrifft, so bin ich an eine völlige Verleugnung meines Vorteils gewöhnt; aber ich kann nicht unempfindlich bleiben bei den Schmähungen, bei den Verleumdungen, die achtzig Zeitungen alle Tage und bei jeder Gelegenheit verbreiten, ohne daß es eine einzige gäbe, die sie Lügen straft; ... Ich sehe, der Klub von Clichy will über meine Leiche hinweg zur Zerstörung der Republik schreiten. Gibt es denn in Frankreich keine Republikaner mehr? ... Sie können mit einem einzige Schlage die Republik retten und binnen 24 Stunden den Frieden schließen. Lassen Sie die Ausgewanderten verhaften, machen Sie den Einfluß der Fremden zunichte, und wenn Sie Gewalt nötig haben, so rufen Sie die Armee. Zerbrechen Sie die Presse der an England verkauften Blätter."

Doch, bei Ansprachen, Adressen und Briefen läßt es Bonaparte nicht bewenden, da Barras und Genossen ihn um Beistand gebeten haben, stellt er ihnen Augereau, den er mit den Adressen vom Heere nach Paris sendet, zur Verfügung. Der General wird am 8. August zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt — damit ist bekundet, daß die Armee von Italien, daß ihr Führer bei den politischen Dingen daheim ein Wort mitsprechen will. Ehe es zum äußersten kommt, leistet Bonaparte der Regierung noch einen besondren Dienst durch seine Enthüllung über den General Pichegru, den Präsidenten der Fünfhundert. Ein Hauptagent der Bourbonen, der Graf d'Antraigues, war nämlich in Triest von den Franzosen aufgegriffen worden, und bei ihm hatte sich ein Schriftstück gefunden, woraus hervorging, daß Pichegru im Jahre 1795 zu dem Prinzen von Condé in Beziehung gestanden hatte. Bonaparte in Mailand, der den Grafen auszuholen und zu einer Neuabfassung des Schriftstücks zu bringen wußte, sandte das Dokument nach Paris und gab dadurch der Mehrheit des Direktoriums den Vorwand zum Staatsstreich vom 18. Fructidor. Am 4. September 1797 umzingelte Augereau mit 10 000 Mann die Tuilerien. Pichegru und

eine große Anzahl Abgeordneter wurden verhaftet, ebenso der Direktor Barthélemy und viele Zeitungsschreiber, Carnot floh beizeiten. So war der Mann des 13. Vendémiaire auch der eigentliche Macher des 18. Fructidors. Das Direktorium, das nun durch zwei Demokraten ergänzt wurde, war befestigt, die gemäßigten Verfassungsfreunde und die Reaktionäre aller Art waren zum Schweigen gebracht, die gegnerische Presse war unterdrückt worden. Am 22. September sagte Bonaparte in einem Manifest: „Soldaten, man hatte Ketten für Euch vorbereitet; Ihr habt es gewußt, Ihr habt gesprochen, das Volk hat sich ermannt, es hat die Verräter festgenommen, schon sind sie in Fesseln geschlagen.“ Also schrieb er den Staatsstreich dem Antrieb zu, der von der Armee von Italien, d. h. von ihm selbst, ausgegangen war.

Uebrigens hatte er es jetzt ebensowenig wie am 13. Vendémiaire aus politischer Uebereinstimmung mit Barras und Genossen gehalten, noch hielt er es aus ihr fortan mit ihnen. Darüber sagte er am 18. November in Turin zu Miot, man solle nicht glauben, daß er aus Gleichartigkeit der Ideen das Direktorium gestützt habe. „Ich wollte die Rückkehr der Bourbonen nicht . . . Endlich, ich will sie“ (die Rolle Monks, der 1660 in England das Königtum wiederherstellte,) „nicht spielen, und ich will nicht, daß andre sie spielen. Aber die Pariser Advokaten, die man ins Direktorium gebracht hat, verstehen nichts vom Regieren . . . Sie sind eifersüchtig auf mich . . . Sie haben sich beeilt, mich zum General der Armee von England zu ernennen, um mich aus Italien, wo ich der Herr bin und mehr Souverän als Armeegeneral, fortzubringen. . . . Was mich betrifft, mein lieber Miot, so erkläre ich Ihnen, ich kann nicht mehr gehorchen; ich habe an der Befehlsführung Geschmack gefunden, und ich könnte nicht mehr darauf verzichten. Mein Entschluß ist gefaßt; wenn ich nicht der Herr sein kann, werde ich Frankreich verlassen.“

Nach allem steht fest: In seinem ersten italienischen Feldzuge nahm Bonaparte an den politischen Dingen daheim den regsten Anteil, und er war bei der Regierung und den Parteien der Mann, um den sich mittelbar oder unmittelbar alles drehte. Nachdem er im Frühjahr 1797 mit Oestreich zu Friedensverhandlungen gelangt war, spornte er, um sich dafür, und um sich überhaupt einen Rückhalt zu sichern, die Mehrheit des Direktoriums zur Unterdrückung der Opposition in ihrem eignen Kreise, in den Kammern und in der Presse an. Wie er am 13. Vendémiaire militärisch entscheidend aufgetreten war, so wirkte er bei den Vorgängen, die zum 18. Fructidor führten, zugleich als militärischer und politischer Drahtzieher. Persönlich auf der politischen Bühne erscheinen (wozu er aufgefordert worden war) wollte er nicht. Er überschaute zwar Barras und Genossen vollkommen und

war überzeugt davon, daß er mehr als irgend einer das Zeug dazu habe, in Frankreich das Regiment zu führen, aber er war zur Zeit in Italien unabkömmlich, er hatte sein Werk dort noch nicht vollendet, auch deshalb war die Birne daheim für ihn noch nicht reif.

Wenn er als Sieger und Friedensbringer in Paris sein wird, vielleicht hält er sie dann dafür!

---

3. Nach dem Ersten italienischen Feldzug.

Nach dem Abschluß des Friedens von Campo Formio weilt Bonaparte noch vier Wochen in Italien. Er hat die Auslieferung Venedigs ins Werk zu setzen, d. h. er läßt die venetianischen Gebiete all dessen berauben, was den Oestreichern nicht in die Hände fallen soll. Dann ist auf den Jonischen Inseln die französische Verwaltung einzuführen, die Haltung Roms, Neapels, Toscanas zu überwachen und der Cisalpinischen Republik eine Verfassung zu geben. Am 2. November empfängt der General vom Direktorium die Bestätigung des Friedensvertrages und zugleich seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der Armee von England, zunächst aber soll er als Bevollmächtigter Frankreichs auf dem Kongreß zu Rastatt die bestätigten Friedensverträge austauschen, die geheimen Artikel zur Ausführung bringen, den Frieden mit dem Deutschen Reiche schließen. Daher hebt er am 16. November sein Hauptquartier in Mailand auf und reist am folgenden Tage nach Deutschland. Unterwegs wird ihm große Aufmerksamkeit zuteil, in Bern hört er die Rufe: Vive Bonaparte! Vive le pacificateur!

Am Abend des 25. fährt er in einem Achtspänner, begleitet von östreichischen Husaren, in Rastatt ein. Es verdrießt ihn aufs höchste, daß die östreichischen Bevollmächtigten noch nicht da sind, und er verfehlt nicht, seinen Verdruß auszulassen. Er fragt Albini, den Hofkanzler des Kurfürsten von Mainz, wo der Kurfürst, wenn er Mainz verliere, seine Residenz aufschlagen werde. Er sagt zum Freiherrn von Stadion, der in seinem Würzburger Domherrenmantel gekommen ist: „Die deutschen Bischöfe sind geistliche Regenten und Kriegsleute. Wie stimmen diese Titel mit einander? Wie sind sie im Evangelium begründet? Die Kurfürsten von Köln, Trier und Mainz reden immer vom Himmelreich, aber ihre Schlösser und Reichtümer sind für sie ein Hindernis, hineinzukommen. Wissen Sie nicht, daß das Evangelium sagt: Die Reichen werden nicht in das Himmelreich eingehen?" Zum Grafen Löben, dem

Gesandten Sachsens, äußert er sich spöttisch über die deutschen Zustände; die Reichsverfassung sei ein metaphysischer Körper ohne Zusammenhang, der eine Stand führe Krieg, der andre erkläre sich für neutral, der dritte schließe Frieden. Dem Professor Martens aus Göttingen bemerkt er ebenso ironisch: „Wie verträgt sich die norddeutsche Scheidelinie" (ligne de démarcation, gemäß dem Frieden zu Basel) „mit den Vorschriften der Reichsverfassung? Ich glaube, die Gelehrten werden diesen Kodex wohl noch verändern müssen. Die kleinen Souveräne, die bald dem Kaiser, bald Preußen anhängen, sollten fühlen, daß Frankreich ihr natürlicher Beschützer ist, und wie Baden und Württemberg ihren Frieden schließen." Der General Bonaparte nimmt also in Rastatt den Mund recht voll, freilich, er ist in der Lage dazu.

Am 29. November kann er endlich mit Cobenzl verhandeln. Ueber Mainz ist die Einigung leicht. Die Festung soll bis zum 30. Dezember zum Einzug der Franzosen von den Oestreichern geräumt sein. Dagegen haben die Franzosen die Räumung Venedigs erst Ende Dezember zu beginnen. Diese Uebereinkunft wird am 1. Dezember geschlossen, und sogleich, in der Nacht zum 2., begibt sich Bonaparte mit seinem Gefolge auf die Reise nach Paris. Er hatte Cobenzl versprochen, schnell zu reisen und bald zurückzukehren, aber es lag nicht in seinem Sinne, sich auf dem Kongreß bei langwierigen Verhandlungen abnutzen zu lassen. Er hatte Mainz in der Tasche, und sein Ruhm war noch frisch, natürlich, daß er vor Begierde brannte, sich endlich in Paris zu zeigen, wohin ihn Larevellière im Namen des Direktoriums zu einem Ausflug (voyage momentané) eingeladen hatte.

Um Bonapartes Wiederauftreten in Paris zu schätzen, muß man sich vergegenwärtigen, wie er es vorbereitet hatte. Er hatte sich nicht daran genügen lassen, daß die Erfolge der Armee von Italien daheim bekannt wurden, sondern auch auf das Wie des Bekanntwerdens war es ihm sehr angekommen, d. h. er hatte sich, mehr noch als die Tatsachen selbst es taten, in der öffentlichen Meinung Figur machen lassen. Im Beginn des Feldzuges forderte er die Zeitungsberichterstatter auf: „Denkt daran, in den Siegesnachrichten nur von mir zu sprechen, immer nur von mir, merkt Euch das." Er selbst faßte seine Siegesberichte mit viel Kunst ab, aus jedem kleinen Kampfe wußte er etwas zu machen. So gab er der Regierung Stoff zu Veröffentlichungen im Moniteur, willig oder widerwillig veranlaßte sie, daß sein Name täglich in die Zeitungen kam. Dann die Sendungen aus Italien, die handgreiflichen Beweise seines Ruhms. Abgesehn von den 40 bis 50 Millionen an Geld und den Kunstschätzen — es lag in seinem Plan, den Parisern fort und fort kriegerische Siegeszeichen vor Augen zu bringen. Die eroberten Fahnen folgten einander in kurzen Zeiträumen, und jedesmal

war der Ueberbringer ein glänzenderer Offizier als der vorige. Zuletzt, nach dem Vorfrieden von Leoben, sandte er gar Masséna, den er selbst l'enfant chéri de la victoire nannte, einen General, der noch nie in Paris gewesen war und deshalb dort mit besondrer Spannung erwartet wurde. (Freilich wurden auch von den andren Armeen Offiziere mit Siegesberichten und Trophäen gesandt. Aber wer hätte verstanden, solche Sendungen ebenso eindrucksvoll zu machen!) All dies, was der Feldherr, für den die Tatsachen laut genug sprachen, wohl hätte entbehren können, kam dem Politiker zugute, dem Ehrgeizigen, der auf die Regierung und die Parteien daheim mit ungemessenem Stolze herabsah und wollte, daß alle Franzosen auf ihn achteten, nur auf ihn. Gegen diese planmäßige Werbung um die Volksgunst war das Direktorium ebenso ohnmächtig wie die Republikaner in den Kammern, die Bonapartes politisches Auftreten in Italien scharf verurteilten; ja wenn der Gesetzgebende Körper aussprach, die Armee von Italien habe sich um das Vaterland wohl verdient gemacht, so ließen Barras und Genossen, bei ihrem Bedürfnis nach politischer Reklame, es sich nicht nehmen, auf dem Marsfelde ein Siegesfest zu veranstalten und so die allgemeine Bewunderung für den großen capitaine noch zu steigern. Will man das Ergebnis feststellen, die öffentliche Meinung über den heimkehrenden Feldherrn: nun, sein Name war in aller Mund, sein Bild so verbreitet wie kein zweites, die Pariser Gesellschaft, überdrüssig der Revolution und gleichgültig gegen die öffentlichen Angelegenheiten, sah in ihm den Mann des Jahrhunderts, für die Masse des Volks hatte er etwas Romantisches, Dichtungumwobenes (das hing mit der alten Schwärmerei Frankreichs für Italien zusammen.) Für Millionen war dieser junge Mann, der der Armee einen europäischen Ruf verschafft, der Paris zur Welthauptstadt, die Franzosen zur grande nation erhoben hatte, und der zuletzt der Friedensstifter geworden war, der Vertreter des französischen Ruhms, die Stütze der Ordnung im Innern, der Macht nach außen, der Bürge für das Glück in der Gegenwart und in der Zukunft. Aber er hatte neben ungezählten Bewunderern nicht wenige Gegner — so oft er die Republik im Munde geführt hatte, viele trauten ihm in der Politik nicht über den Weg.

Die Frage hat also Gewicht: Wie wird er sich in Paris benehmen? Wie wird er die Lage beurteilen, was wird er tun?

Am Abend des 7. Dezember 1797 kommt Bonaparte in Paris an — nur Jérôme ist bei ihm — und steigt schlichter Weise in dem kleinen Hause der rue Chantereine ab, wo Josefine noch als Witwe gewohnt hatte. Demnächst besucht er pflichtmäßig die Direktoren und Minister, zeigt sich dem Publikum einige Augenblicke im Theater, bei der Aufführung des Horatius Cocles, aber sonst ist seine Taktik, sich

jeder Huldigung zu entziehen, sich in nichts zu mischen, sich von der amtlichen Welt nach Möglichkeit fernzuhalten, überhaupt aufzutreten wie die Anspruchslosigkeit selbst. Wer ihn kennt, weiß, daß er die Tarnkappe der Bescheidenheit nur trägt, um sich keiner Partei in die Hände zu geben, um sich die volle Freiheit zum Handeln zu bewahren. Und natürlich, je weniger er selbst nach so glänzenden Taten aus sich macht, desto mehr fällt er auf, desto eher gilt er als der Einzige, der Unvergleichliche. Am 10. Dezember gibt ihm das Direktorium ein Fest im Luxembourg, um dabei in öffentlicher Sitzung die Friedensurkunde von ihm zu empfangen. Talleyrand hält die Ansprache. Er hebt, natürlich nicht ohne versteckte Ironie, Bonapartes antike Einfachheit, seine Vorliebe für die Wissenschaften, seine Verachtung alles eitlen Glanzes hervor, und sieht in all dem die Gewähr dafür, daß sein Ehrgeiz ihn niemals fortreißen wird. Bonaparte antwortet: „Das französische Volk mußte, um frei zu sein, die Könige bekämpfen. Um eine auf Vernunft gegründete Verfassung zu erlangen, hatte es achtzehn Jahrhunderte der Vorurteile zu besiegen. Die Verfassung des Jahres 3 und Ihr selbst habt über alle diese Hindernisse triumphiert. Religion, Feudalität, Königtum haben seit zwanzig Jahrhunderten nach einander Europa beherrscht, aber von dem Frieden, den Ihr soeben geschlossen habt, rechnet die Ära der Volksvertretungsverfassungen. Ihr habt es erreicht, die große Nation so zu organisieren, daß ihr Gebiet von den Grenzen umschrieben wird, die die Natur selbst gesteckt hat. Ihr habt aber noch mehr getan: die beiden schönsten Länder Europas, einst so berühmt durch Wissenschaften, Künste und hervorragende Männer, deren Wiege sie waren, sehen, von Hoffnung erfüllt, den Genius der Freiheit aus den Grüften ihrer Voreltern emporsteigen. Das sind zwei Fußgestelle, auf die durch die Geschichte zwei mächtige Nationen emporgehoben werden. Ich habe die Ehre, Euch den unterzeichneten und vom Kaiser bestätigten Vertrag von Campo Formio zu übergeben. Wenn einmal das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, dann wird auch ganz Europa frei werden." Der Sinn der Rede gipfelte im Schlußsatz, der die erste öffentliche Kritik des Generals Bonapartes an der Verfassung von 1795 enthält. Was für Auffassungen er dabei hatte, bleibe für jetzt dahingestellt, wir werden später auf das Kapitel von den besten organischen Gesetzen zurückzukommen haben.

Mancherlei Ehren werden Bonaparte nach dem Fest im Luxembourg noch zuteil. Das Institut (Institut de France) ernennt ihn an Carnots Stelle zum lebenslänglichen Mitglied, in der section mathématique, die rue Chantereine wird in rue de la Victoire umbenannt, im Januar 1798 gibt Talleyrand ein glänzendes Fest. Der General

erscheint dazu in bürgerlichem Kleide, mit Josefine, die erst am 2. des Monats — auch das war selbstverständlich Berechnung — nach Paris zurückgekehrt ist. Unter andren lernt er jetzt die Schriftstellerin Frau de Staël, die Tochter Neckers, kennen. Von seiner Beziehung zu ihr wird späterhin zu sprechen sein.

Wie schätzt er nun, bei so vielen Huldigungen, seine Stellung? Man wird sagen müssen: völlig nüchtern. Zu Bourienne sagte er einmal: „In Paris behält man nichts im Gedächtnis. Bleibe ich lange untätig, so bin ich verloren. Hat man mich nur dreimal im Theater gesehen, so wird man mich nicht weiter beachten, darum gehe ich so selten dahin ... Bah, das Volk würde sich ebenso herzudrängen, wenn ich zum Schaffott ginge!"

Aber strebte er nicht nach der politischen Macht? Schon nach dem 18. Fructidor hatte er ins Direktorium gewollt, hinsichtlich seiner Unterjährigkeit hatte er gehofft, daß Barras in den Kammern einen Ausnahmebeschluß durchsetzen würde. Natürlich steckt er sich jetzt das Ziel nicht tiefer, er verbindet sich, um Direktor zu werden, mit Tallien und Talleyrand und umwirbt wieder Barras, wahrscheinlich auch Rewbell. Barras berichtet, er habe Bonaparte kein Entgegenkommen gezeigt, sondern ihn auf die Verfassung verwiesen, die durch ein Ausnahmegesetz, das übrigens das Direktorium nicht annehmen könne, verletzt werden würde. Jedenfalls versäumte Bonaparte nicht, sich zu vergewissern, ob die Direktoren geneigt seien, ihn in ihre Mitte aufzunehmen, und da fand er, daß man ihn nicht wollte. Dennoch konnte er nicht klagen, daß man ihm keinen Einfluß zugestehe oder ihm nicht jede Rücksicht zuteil werden lasse. Das Direktorium verzichtet darauf, ihn gegen seinen Wunsch nach Rastatt zurückzusenden, es nimmt in allen wichtigen politischen Fragen Rat von ihm, es läßt ihn bei Personenfragen entscheidend mitsprechen (so bei der Versetzung Augereaus vom Rhein nach den Pyrenäen, bei der Ernennung Bernadottes zum Gesandten in Wien statt zum Oberbefehlshaber in Italien, bei der Ernennung Jouberts zum Oberbefehlshaber über die niederländischen Truppen), er spielt bei der Revolutionierung der Schweiz seine Rolle und versieht Berthier mit Instruktionen zum Vorgehen gegen Rom. Es ist so, wie Barras aufzeichnet: „Ohne ihn kann das Direktorium nichts mehr tun."

Doch wo hinaus soll es mit ihm? Als Militär befehligt Bonaparte die Armee von England, er soll den Plan der Landung in England ausführen. Wie stellt er sich dazu?

England, wo seit 1760 der eigenwillige, aber schwach befähigte Georg 3. herrschte, war 1793 dem Bündnis der festländischen Monarchien, der Ersten Koalition, beigetreten und seitdem der Französischen Republik durch seine Flotte und durch das Geld, womit es die Ver-

bündeten unterstützte, sehr schädlich gewesen. Es gab keine andre Macht, die wie die englische der natürliche, geborene Feind des kriegerischen Frankreichs war, denn keine hatte wie sie einen Welthandel (von 1757 bis 1784 war Ostindien erobert worden) und benötigte so sehr des Weltfriedens. Im Sommer 1797 hatte das Direktorium in Lille mit England verhandelt, aber nach dem 18. Fructidor hatte es die Verhandlungen plötzlich abgebrochen, und jetzt, nach dem Frieden von Campo Formio, trachtete es ernstlich danach, auch die Beherrscherin der Meere niederzuwerfen. Diese Fortsetzung der Kriegspolitik war ganz nach dem Sinne Bonapartes; wenn die Regierung einen neuen glücklichen Krieg brauchte, um die öffentliche Aufmerksamkeit von ihrer innern Verwaltung abzulenken, so brauchte er neuen Ruhm, um in der öffentlichen Meinung obenauf zu bleiben. Gewiß, er hatte den Friedensschluß mit Oestreich eifrig betrieben und gegen das Direktorium durchgesetzt, aber er rechnete dabei auf freie Bahn für eine französische Weltpolitik, die nächste Zukunft lag ihm, wie der Regierung und der Menge der englandfeindlichen Franzosen, auf dem Wasser. In einer Proklamation an die Flotte sagte er: „Kameraden, nachdem wir auf dem Festlande den Frieden herbeigeführt haben, werden wir uns vereinigen, um die Freiheit der Meere zu erobern. Ohne Euch können wir den Ruhm des französischen Namens nur in einen kleinen Winkel des Festlandes tragen, mit Euch werden wir die Ozeane durchschiffen, und der nationale Ruhm wird die fernsten Länder erfüllen." Und am Tage nach Campo Formio schrieb er an Talleyrand, der Augenblick sei zur Bekämpfung Englands besonders günstig. „Vereinigen wir all unsre Tätigkeit auf die Hebung unsrer Marine und zerstören wir England, dann liegt Europa zu unsren Füßen." Selbstverständlich war das ein Anerbieten; wenn das Direktorium erwog, wie es Bonaparte nach dem italienischen Feldzug beschäftigen sollte, so sah es ihn bereits mit ganzer Lust im Fahrwasser der englandfeindlichen Politik und konnte nichts Besseres tun, als ihm schleunig den Oberbefehl über die Armee von England übertragen. Wenn er auch zu Miot über die Direktoren sagte: „Ich weiß, sie sind eifersüchtig auf mich, bei allem Weihrauch, den sie mir unter die Nase halten, lasse ich mich nicht betören," so sprach er damit doch nicht aus, daß ihm der neue Oberbefehl nicht zusagte. Jedenfalls wollte er nach Frankreich zurück, um seinen Triumph zu genießen und nach der ihm reifenden politischen Birne zu sehen, was dann gegen England unternommen werden würde, blieb unbestimmt, so lange er sich noch nicht über den Landungsplan des Direktoriums geäußert hatte. Wieder daheim, tut er das im dritten Monat. Nachdem er nämlich Anfang Februar 1798 die Nordküste bereist hat, richtet er am 23. an das Direktorium zwei Denkschriften über die

Landung in England. Darin sagt er, ohne Herr des Meeres zu sein, gehöre die Landung zu den kühnsten und schwierigsten Wagnissen, wenn sie überhaupt möglich wäre, könne sie nur durch Ueberraschung und nicht vor dem nächsten Jahre geschehen, und auch nur beim Zusammenwirken aller Kräfte Frankreichs auf dem Meere. Freilich könne man auf dieses Zusammenwirken nicht rechnen, daher müsse man andre Unternehmungen gegen England ins Auge fassen, etwa die Eroberung Hannovers und Hamburgs oder eine Expedition nach Ägypten, und nur scheinbar an dem Landungsplan festhalten. Wäre aber nichts von alledem durchzuführen, so bliebe nur noch der Friede mit England übrig, der ermöglichen werde, in Rastatt mit höhern Forderungen aufzutreten als bisher. Einige Tage später empfiehlt Bonaparte dem Direktorium besonders die Expedition nach Malta und Ägypten und erklärt sich bereit, sie zu leiten. Hierauf wird der Plan eines unmittelbaren Angriffs auf England vorläufig aufgegeben und der Plan eines mittelbaren Angriffs aufgenommen — Bonaparte soll England in Ägypten bekämpfen.

Welche Bewandtnis hat es mit dem Plan der Expedition nach Ägypten?

Als Bonaparte den Sturz der Republik Venedig beschloß, war es ihm nicht nur darum zu tun, Oestreich zu entschädigen und dadurch zum Friedensschluß zu bewegen, sondern er wollte auch, daß Frankreich die orientalische Machtstellung Venedigs zufiele, daß es die Jonischen Inseln bekäme. Im Mai 1797 ließ er die Inseln durch den General Gentili besetzen, wobei die Franzosen von der Bevölkerung begeistert aufgenommen wurden. Danach, bei den Verhandlungen mit Cobenzl, legte er auf Korfu ganz besondren Wert, sein Verhalten bewies, daß er an den Besitz der Jonischen Inseln große Pläne knüpfte. Was er wollte, war die französische Herrschaft über das Mittelmeer, um England den Weg nach Ostindien zu verlegen, ihm den nächsten Zugang zum Orient zu sperren. Dazu bedurfte es der Stützpunkte, wie sie die Jonischen Inseln boten, und des Zurückgreifens auf den alten, in Frankreich oft und bis in die jüngste Zeit erörterten Plan der Besetzung Ägyptens. Im August schreibt Bonaparte an Talleyrand: „Die Inseln Korfu, Zante und Kephallonia sind wichtiger für uns als ganz Italien; ich glaube, wenn wir wählen müßten, wäre es besser, Italien dem Kaiser zurückzugeben und die vier Inseln zu behalten. Das Reich der Türken zerbröckelt, der Besitz dieser Inseln setzt uns in den Stand, es so lange wie möglich zu erhalten und unsren Vorteil daraus zu ziehen. Die Zeiten sind nicht mehr fern, wo wir fühlen werden, daß wir uns, um England wirklich zu vernichten,

Ägyptens bemächtigen müssen." Demgemäß handelt er, indem er sich von den Jonischen Inseln aus durch seine Agenten mit den griechischen Mainotten, den Paschas von Janina, Scutari und Bosnien in Verbindung setzt. Des weiteren fordert er am 13. September aus Passariano Talleyrand auf, in Paris die ägyptische Sache aufzunehmen, ihm vor allem mitzuteilen, „welche Wirkung unsre ägyptische Expedition auf die Türkei haben würde." Der Minister hatte im Juli im Institut eine Abhandlung über die Gründung neuer Kolonien vorgelesen, und dabei auf Ägypten hingewiesen, er war sonach für Bonapartes Plan höchst empfänglich. „Was Ägypten betrifft," antwortete er am 23. dem General, „so sind Ihre Gedanken darüber groß, und ihre Nützlichkeit muß einleuchten ... Ich beschränke mich heute darauf, Ihnen zu sagen, daß wenn man es erobern wollte, so müßte es für die Pforte sein, um die russischen und englischen Intrigen, die sich so oft in diesem unglücklichen Lande erneuern, zu vereiteln. Erwiesen wir den Türken einen so großen Dienst, so würden wir sie verpflichten, uns dort das ganze Uebergewicht und die Handelsvorteile zu lassen, die wir brauchen. Ägypten als Kolonie würde bald die Bodenerzeugnisse der Antillen ersetzen, und als Verkehrsweg würde es uns den Handel mit Indien in die Hände geben."

Ein ägyptischer Feldzug war also schon seit dem Beginn der Friedensverhandlungen mit Oestreich von Bonaparte geplant worden. (Daß er in seinen Memoiren den Abbruch der Verhandlungen in Lille tadelt und dem Direktorium vorwirft, es habe den Friedensschluß mit England versäumt, was ist darauf zu geben!) Natürlich dachte er bei Ägypten an sich selbst. „Europa," sagte er Bourienne zufolge in Passariano, „ist ein Maulwurfshaufen, große Reiche und große Umwälzungen hat es immer nur im Orient gegeben, wo 600 Millionen Menschen leben." Wenn er auf dem Maulwurfshaufen der Herr hätte sein können, hätte er sich dazugehalten, konnte er es nicht sein, so gab es kein größeres Feld für seinen Ehrgeiz als der Orient. Ja die Annahme drängt sich auf: Da er zur Zeit so auf Ägypten erpicht war, hatte er den Oberbefehl über die Armee von England in der Voraussicht angenommen, daß aus der Landung in England sobald nichts werden würde, daß aber aus der Armee von England eine Armee des Orients gemacht werden könnte.

Wie dem auch gewesen war, nachdem er jetzt in Paris den Plan der Eroberung Ägyptens zur Annahme gebracht hat, geht ihm alles nach Wunsch. Das Direktorium beschließt am 5. März die Bildung einer Kommission zur Beaufsichtigung der mittelländischen Küsten, sie soll in Toulon, Marseille, Genua, Civita-Vecchia und auf Korsika Streitkräfte sammeln. Am 12. empfängt Bonaparte seine von ihm selbst verfaßte

Ernennung zum Oberbefehlshaber der Orientarmee, mit dem Auftrage, sich Maltas und Ägyptens zu bemächtigen und die Engländer aus ihren Besitzungen im Osten, soweit er sie erreichen könne, zu vertreiben, vor allem aus dem Roten Meer, das durch die Durchstechung der Landenge von Suez für Frankreich gesichert werden soll. Die Landung in England wurde verschoben. In seiner geheimen Denkschrift vom 13. April sagt Bonaparte darüber, im Laufe des Sommers sei das Geschwader von Brest auf 35 Linienschiffe zu bringen und auszurüsten, die 200 Schaluppen an der Nordküste bei Boulogne und Dünkirchen seien um die gleiche Zahl zu vermehren, und „nach Beendigung der Expedition im Mittelmeer," etwa im Oktober oder im November, werde das Geschwader von Brest durch die freigewordenen Linienschiffe auf fünfzig Kriegsschiffe gebracht werden können. „Dann wäre es möglich, 40 000 Mann nach einem Punkte der englischen Küste zu bringen, während andre 40 000 Mann bereit wären, sich einzuschiffen und die holländische Flotte mit 10 000 Mann Schottland bedrohen könnte. So wäre der Einfall in England im November oder im Dezember fast sicher," denn durch die Expedition in den Orient würden die Engländer genötigt werden, ihre Flotte im Kanal durch Entsendung von Schiffen nach Indien und ins Rote Meer zu schwächen. Bei dieser Denkschrift hätte man denken können, dem General gelte die Expedition nach Ägypten für eine militärische Spazierfahrt. Aber so zuversichtlich er war, seine Vorbereitungen traf er mit großer Umsicht und Tatkraft. Eine Armee von 38 000 Mann, die beste Frankreichs, und dessen größte Flotte ist ihm zur Verfügung gestellt, und er tut nun alles zur Ausrüstung, um den Erfolg in keinem Punkte in Frage zu stellen. Er versieht sich mit einem Stabe bester Kräfte aus Wissenschaft, Kunst und Technik. Da sind Sprachgelehrte, Geographen, Astronomen, der Mathematiker Monge und der Chemiker Berthollet, Schriftsteller, Maler, Bildhauer und Musiker, Mechaniker, Ingenieure, Baumeister, im ganzen über hundert Personen, denen die wissenschaftliche Erforschung, die künstlerische Ausbeutung und die Einleitung der französischen Besiedelung Ägyptens obliegen soll. Für eine Bücherei ist ebenso gesorgt wie für einen Vorrat an Werkzeugen, an Instrumenten aller Art. Auch die diplomatische Seite des Unternehmens vernachlässigt Bonaparte nicht. Daß die Türkei nicht zu Rußland getrieben werde, war schon in Italien seine Sorge, worauf ihm Talleyrand bemerkt hatte, man könne die Besetzung Ägyptens wohl wagen, entweder, um durch Rückgabe an den Sultan die türkische Freundschaft zu erwerben, oder, um bei der Teilung der Türkei einen Anteil in Händen zu haben. Nun rechnet er auf die Zustimmung der Pforte und verläßt sich auf Talleyrands Versprechen, zur Ordnung der Dinge nach Konstantinopel zu gehen. Uebri-

gens wußte Bonaparte, für die Expedition auf fremde Kosten Schiffe und Geld zu beschaffen. Der Batavischen Republik wurde, nach dem von Paris aus ins Werk gesetzten Staatsstreich, aufgegeben, 10 Linienschiffe auszurüsten und 250 Kanonenboote und Transportschiffe. Desgleichen mußte die Cisalpinische Republik herhalten. Ferner wurde Rom geschröpft. „Ihr habt mich," schrieb Berthier an Bonaparte, „zum Schatzmeister der Armee von England gemacht; ich werde das Möglichste tun, um die Kasse zu füllen." Von der Schweiz endlich, wo französische Truppen zum Schutze der „Freiheit" standen, wurden 6 Millionen in bar und 18 Millionen in Schuldforderungen erpreßt.

Wichtig ist es, hier festzustellen, unter welchen politischen Verhältnissen und mit welchen politischen Absichten Bonaparte im Frühjahr 1798 vor der Expedition nach Ägypten stand.

Das Direktorium hatte kein Ansehen, es war anzunehmen, daß es sich bei seiner Unfähigkeit, den Staat zu verwalten, bald abgenutzt haben würde, und das Schlimmste war, es stützte sich auf einen faulen Frieden. Daß der Krieg in Italien wiederausbrechen würde, daß sich dort Oestreich mit Toscana und Neapel gegen Frankreich und dessen Tochterrepubliken wenden würde, war vorauszusehen, und daß Frankreichs Einmischung in die orientalischen Dinge England und Rußland zur Bildung einer neuen europäischen Koalition herausforderte, lag auf der Hand. Wenn aber das Direktorium unglücklich Krieg führte, mußte der Augenblick kommen, wo die Nation nach einem Retter schrie, nach dem Feldherrn ohnegleichen, der Augenblick, wo sie bereit war, sich einem Einzigen anzuvertrauen. Alles spricht dafür, daß Bonaparte so rechnete — die Birne konnte für ihn nur reifen, wenn allen andren alle Kirschen abfielen. Glaublich, daß er zu Josef sagte: „Das Direktorium sieht mich hier mit Unbehagen, trotz all meiner Bemühungen, mich im Schatten zu halten. Weder es, noch ich können etwas gegen die Bestrebung, die sich für eine zentralisiertere Regierung kundzugeben scheint. Unsre Träume von einer Republik sind Jugendträume gewesen. Seit dem 9. Thermidor ist der republikanische Instinkt von Tag zu Tag schwächer geworden; ... ohne den 13. Vendémiaire, ohne den 18. Fructidor hätte (die Republik) längst triumphiert; die Schwäche, die Uneinigkeit des Direktoriums haben das Uebrige getan. Heute hat man die Augen auf mich gerichtet, morgen wird es ein andrer sein. Indem ich auf das Kommen dieses andren warte, falls er überhaupt kommen sollte, ist es mein Nutzen, der mir sagt, daß man dem Glück keine Gewalt antun muß; lassen wir ihm freie Bahn ... Ich reise nach dem Orient ab, mit allen Mitteln für den Erfolg. Wenn mein Land mich braucht, wenn die Zahl derer, die wie Talleyrand, wie Sieyès, wie Roederer

denken, zunimmt, wenn der Krieg wiederaufflammt und für Frankreich nicht glücklich verliefe, kehre ich, sicherer der Meinung der Nation, zurück." Glaublich auch, daß er Bourienne auf die Frage, wielange er in Ägypten zu bleiben gedenke, antwortete: „Wenige Monate oder sechs Jahre; alles hängt von den Ereignissen ab." Die Ereignisse — nun, es fehlte nicht viel, daß Bonaparte nicht doch noch nach Rastatt zurückgekehrt wäre, anstatt sich nach seinem Einschiffungsort zu begeben. Auf dem Kongreß war nämlich der östreichische Bevollmächtigte dem Verlangen Frankreichs nach dem ganzen linken Rheinufer entgegengetreten, überdies hatte sich in Wien Bernadotte so herausfordernd benommen, daß es zu einem Volksauflauf gekommen war. Bernadotte verließ Wien, am 23. April war der Vorfall in Paris bekannt, der Wiederausbruch des Krieges schien bevorzustehen. Nun will Bonaparte nach Rastatt, um den Frieden zu sichern; natürlich, daß er, wenn das nicht möglich wäre, bei dem Kommenden die erste Rolle keinem andren überlassen mag. Das Direktorium ist geneigt, ihn gewähren zu lassen, doch als es erfahren hat, daß Cobenzl nach Wien gereist ist und Thugut für das dort vorgefallene Genugtuung geben will, sieht es von Bonapartes Entsendung nach Rastatt ab. Es drängt den General zur Abreise nach seinem Einschiffungshafen, vielleicht, weil es einen Staatsstreich von ihm befürchtet. Ob Bonaparte jetzt der Sturz des Direktoriums im Sinne lag, ob er, wie Mathieu Dumas in seinen Memoiren berichtet, ernstlich die Lage prüfte und nur deshalb abreiste, weil er sie unreif fand, ist ungewiß. Gleichviel, er reist in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai 1797 von Paris nach Toulon, um sich von dort nach Ägypten einzuschiffen.

Wesentlich im Verhalten Bonapartes nach dem Ersten italienischen Feldzug dürfte sein:

1. Er kehrte nach dem Frieden von Campo Formio mit dem bei seinem Ehrgeiz, seiner Selbstschätzung und seinen Erfolgen selbstverständlichen Wunsche nach Frankreich zurück, in die Regierung einzutreten. Da er das auf gesetzlichem Wege oder durch Begünstigung durch das Direktorium nicht erreichen konnte, erwog er, wahrscheinlich auch noch einmal kurz vor seiner Abreise nach Toulon, mit seinen nächsten Anhängern den Sturz des Direktoriums. Aber er fand, daß das Direktorium noch nicht abgewirtschaftet habe, daß die politische Welt in Frankreich noch kein starkes Bedürfnis nach einer Veränderung in der Regierung empfinde, ein Staatsstreich noch nicht angebracht sei. Bei allen Ehrungen, die ihm zuteil wurden, bei allem Beifall seiner Bewunderer, bei allen politischen Anerbietungen derer, die in ihm den kommenden Mann, den Staatsretter sahen, behält er einen kühlen

Kopf. Er tritt politisch nicht hervor, spricht sich für keine Partei aus, er hat bei einer großen Staatshandlung die Verfassung gelobt und getadelt, doch sonst bleibt er in der Oeffentlichkeit in der Rolle des Militärs, der sich um die innere Politik nicht kümmert.

2. Gleichwohl übte Bonaparte auf die Regierung den größten Einfluß aus. Vor allem: er gibt der Kriegspolitik des Direktoriums eine Wendung, die seinem eignen kriegerischen Ehrgeiz ein weites Feld öffnet. Er weiß die Landung in England zur Vertagung zu bringen, mit guten Gründen, aber zu Gunsten eines Unternehmens, das für Frankreich eine Kraftvergeudung in schwieriger Zeit bedeutete, mit seiner Sicherheit nicht vereinbar war. Uebrigens wollte Bonaparte, als der Krieg gegen Oestreich wiederbevorzustehen schien, in Europa bleiben, erst auf das Drängen des Direktoriums begab er sich nach Toulon. Er war also zuletzt auf die ägyptische Expedition nicht so begierig, daß er nicht lieber auf dem „Maulwurfshaufen" geblieben wäre, wenn er dort eine große Rolle hätte spielen können.*)

3. Bonaparte rechnete bei der Expedition nach Ägypten mit seiner baldigen Rückkehr. Er wartete auf die Zeit, wo sich das Direktorium in der innern und äußern Politik abgenutzt haben würde, wo er, mit neuem Ruhme bedeckt, die reife Birne bequem würde pflücken können. Diese Berechnung war bei seinem Charakter und seinem Streben selbstverständlich, und sie geht aus den Berichten über ihn hervor. Wäre das aber nicht genug, und läge es nicht zutage, daß er „die Advokaten des Direktoriums" längst auf dem Strich hatte, so beweist sein Verhalten, daß er im Frühjahr 1798 den Staatsstreich nur verschob, daß es, als

*) Die hochpolitischen Ziele bei der Expedition nach Ägypten liegen zutage. In der Instruktion vom 19. Januar 1798 für den nach Wien zu sendenden Bernadotte sagt Talleyrand: „Es ist gewiß, daß Katharina und Josef die Türkei zu teilen gedachten. Es ist zu vermuten, daß ihre Nachfolger an diesem Plane festhalten. In früherer Zeit hat Frankreich sich mehrmals bemüht, die Türkei zu stärken, aber alle diese Versuche sind unfruchtbar geblieben oder haben den Ruin der Osmanen nur beschleunigt. Heute ist die Republik fest entschlossen, die Zerstörung der Pforte sich nicht vollenden zu lassen, ohne für sich selbst einen solchen Anteil zu sichern, daß der Handel des Mittelmeeres uns nicht entzogen werden kann. Bernadotte wird also mit der höchsten Sorgfalt alle Beziehungen zwischen Wien und Petersburg beobachten." Mit andren Worten: Frankreich wollte die orientalische Frage aufwerfen, entzünden, um daraus für seine europäische Politik Nutzen zu ziehen. Freilich war das, daß Rußland und Oestreich sich bei dem Frieden von Campo Formio beruhigen würden, daß sie sich da mit der türkischen Erbschaft würden ködern lassen, eine Einbildung. Die orientalische Frage blieb neben den großen Sachen in Deutschland, Holland, der Schweiz und Italien eine Sache für sich, und insofern war die Expedition nach Ägypten allerdings ein Abenteuer, als Frankreich sie trotz seiner höchst unsichern Lage nach dem Frieden mit Oestreich unternahm.

er nach Ägypten ging, in seinem Plane lag, zurückzukehren, sobald er Morgenluft wittern würde. (Wörtlich lautete das bei ihm im Gespräche mit Josef: Si mon pays a besoin de moi . . . je reviens plus sûr de l'opinion de la nation.)

4. Im Ägyptischen Feldzug.

Der Ägyptische Feldzug Bonapartes verläuft in drei Abschnitten: 1. Von der Ausfahrt nach Ägypten bis zum Zuge nach Syrien. 2. Der Zug nach Syrien. 3. Von der Rückkehr aus Syrien bis zur Heimkehr nach Frankreich.

Am 19. Mai 1798 geht Bonaparte — damit beginnt der erste Abschnitt des Feldzuges — zu Toulon mit einem Teile der Orientarmee in See, er auf dem Admiralschiff Orient. Mit seinem Geschwader vereinigen sich die gleichzeitig aus Genua, Ajaccio und Civita-Vecchia ausgelaufenen Schiffe mit den Divisionen unter Baraguay-d'Hilliers, Vaubois und Desaix. Die ganze Flotte unter dem Admiral Brueys — Bonaparte hat den Oberbefehl über Land- und Seemacht — besteht aus 15 Linienschiffen (darunter 13 Schlachtschiffe), 15 Fregatten, 8 Korvetten und vielen Kriegsfahrzeugen, sie führt 2000 Geschütze und hat 300 Transportschiffe zu decken. Die Armee zählt 38 000 Mann auserlesene Truppen, von denen die meisten mit Bonaparte in Italien waren. Es stehen bei ihr die Divisionsgenerale Berthier, als Generalstabschef, die Vorgenannten (d'Hilliers, Vaubois, Desaix) und Kleber, Menou, Reynier, Dugua, die Brigadegenerale Lannes, Davout, Murat, Andréossy, die Obersten Marmont, Junot, Lefebvre, Bessières. Von seinen Angehörigen hat Bonaparte seinen Bruder Louis und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais bei sich.

Unter seinen Generalen ragt nächst Desaix Jean Baptiste Kleber hervor, 1753 zu Straßburg geboren, aus einer Handwerkerfamilie. Im Baufache in Paris, dann auf der Münchener Kriegsakademie gebildet, trat er 1776 in die östreichische Armee, kehrte jedoch, da er als Bürgerlicher keine Aussicht auf Beförderung hatte, 1783 nach dem Elsaß zurück und wurde Bauführer in Belfort. 1792 trat er in ein Freiwilligenbataillon ein, und im folgenden Jahre, nachdem er sich bei der Verteidigung von Mainz gegen die Preußen hervorgetan hatte, ernannte ihn Custine zum Brigadegeneral. Nach der Uebergabe von Mainz wurde er verhaftet und angeklagt, doch freigesprochen. Als Brigadegeneral in die Vendée geschickt, war er sehr erfolgreich.

1794 befehligte er als Divisionsgeneral bei der Nordarmee den linken Flügel beim Siege bei Fleurus und nahm Maastricht. 1796, unter Jourdan, besiegte er die Oestreicher und eroberte Frankfurt. Danach mit dem Direktorium verfeindet, nahm er seine Entlassung und blieb ohne Dienst, bis ihn Bonaparte für die ägyptische Expedition gewann. Ebenso talentvoll wie tapfer nennt der letzte in seinen Memoiren den General, der zu den Wenigen gehörte, deren Charakter ihm imponierte, auf deren Widerstand er einlenkte. In der Tat, Kleber ist die Mannhaftigkeit selbst, von einem Freimut, der keine Rücksichten kennt, von einer Festigkeit, die nicht zu erschüttern ist, von einem Stolz, der nicht zurückweicht. Schon sein Blick verrät, daß er seinen Wert kennt. Er — übrigens eine glänzende, martialische und dabei edle Erscheinung — er ist wohl gebildet, ein schwungvoller Geist, höchst menschenfreundlich, billig und gerecht und bei großen Dingen völlig Herr seiner selbst. Seine Fehler sind die des Gemütsmenschen; er ist leicht verletzt und leicht zornig, also bei aller Selbstsicherheit doch keine fertige Herrennatur. Aber seine militärische Tüchtigkeit, sein Feldherrntalent, seine Umsicht, seine Kaltblütigkeit und seine Heldenhaftigkeit, sein großer persönlicher Einfluß auf die Truppen, die ihn verehren und lieben, befähigen ihn für die ersten Stellen, zur Leitung der wichtigsten Unternehmungen. Ein Deutschfranzose, der zu den großen Kriegsmännern der Revolutionszeit gehört, ein General, wie ihn der Oberbefehlshaber der Orientarmee braucht.

Bonapartes erstes Glück ist, daß er dem englischen Geschwader unter Nelson entgeht. Der Admiral hatte — Bonaparte weiß das nicht — das in Toulon liegende Geschwader beobachtet, war aber wenige Tage vor dessen Ausfahrt durch Unwetter mit seinen vierzehn Schiffen verschlagen worden. Er sucht nun die französische Flotte, deren Bestimmung gut verheimlicht worden war, in Sizilien und Neapel, während Bonaparte die Zeit zur Eroberung Maltas benutzt. Die Insel war seit über zweihundert Jahren im Besitz des Johanniterordens (Karl 5. hatte sie ihm als Lehen des Königreichs Sizilien gegeben), doch in neuster Zeit hatten die Franzosen einige Ordensleute durch Bestechung gewonnen, überdies war die Bevölkerung revolutionär gesinnt. In dieser Lage, wo unter den Malteserrittern Verräter sind und die Soldaten keine Kampflust mehr haben, weicht der unfähige Großmeister von Hompesch nach kurzem Widerstande vor den Forderungen Bonapartes zurück, am 13. Juni 1798 liefert er ihm die starke Festung Lavalette aus. Danach werden die Ordensgüter beschlagnahmt, von den mit kärglichen Pensionen abgefundenen Rittern ziehen die einen in ihre Heimat, die andren treten in Bonapartes Armee ein. Schnell ordnet dieser die Verwaltung der Insel und setzt, nachdem er

ihr eine Besatzung gegeben hat, seine Fahrt nach Osten fort. Auf der Höhe von Candia bekommt er die Nachricht, daß er durch ein starkes englisches Geschwader verfolgt werde, doch er weiß, der Gefahr zu entgehen, indem er an der Südküste der Insel hinfährt. Unterdessen steuert Nelson an der Nordküste Afrikas nach Ägypten, und so eilig, daß er die Franzosen überholt und vor ihnen in Alexandria eintrifft. Er wendet sich von dort, um Wasser einzunehmen, sogleich nach Syrien, ein neues Glück für Bonaparte, der am 1. Juli, unmittelbar nach Nelsons Abfahrt, in Alexandria anlangt. Bonaparte beschließt, die Armee trotz des hohen Seeganges und der entfernten Küste unverzüglich auszuschiffen. „Admiral," sagt er nach Bourienne zu Brueys, „wir haben keine Zeit zu verlieren, das Glück gibt mir nur drei Tage, wenn ich sie nicht ausnutze, sind wir verloren." Am 3. Juli ist die Ausschiffung beendet, die Transportschiffe sind in die Häfen der Stadt gebracht, die Flotte ankert in der Bucht von Abukir. Schon in Toulon hatte Bonaparte die Truppen angefeuert, indem er ihnen greifbare Erfolge wie in Italien und jedem sechs Acker Grundes verhieß. Am 22. Juni sagte er auf hoher See in einem Armeebefehl: „Soldaten! Ihr steht im Begriff, eine Eroberung zu machen, deren Folgen für die menschliche Kultur und den Handel der Welt unberechenbar sind. Ihr bringt England den sichersten und empfindlichsten Schlag bei, bis Ihr ihm endlich den Todesstoß versetzt haben werdet. Wir werden einige ermüdende Märsche, mehrere Gefechte liefern, wir werden siegen, das Geschick ist für uns." Die Religion der Mohammedaner und ihre Muftis seien zu achten, und auch sonst sollten die Soldaten auf Zucht und Ehre halten. „Die Völker, mit denen wir zusammentreffen werden, behandeln die Frauen anders als wir; gleichwohl ist, wer ihnen Gewalt antut, überall ein Scheusal. Plünderung bereichert nur wenige, entehrt alle, zerstört die Hilfsquellen und macht uns denen verhaßt, die zu Freunden zu haben unser Nutzen erfordert. Die erste Stadt auf unsrem Wege hat Alexander gebaut. Bei jedem Schritte werden wir Erinnerungen großer Taten begegnen, würdig von Franzosen nachgeahmt zu werden." Jetzt, nach der leichten Eroberung von Alexandria am 2. Juli (sie besteht in einem vierstündigen Gemetzel), sagt er in einer arabischen Proklamation an die Bevölkerung Ägyptens, er sei als Freund des Sultans gekommen, um dessen Feinde, die Mameluken, zu vernichten und das ägyptische Volk aus der Tyrannei zu befreien. Alle Menschen seien vor Gott gleich, den auch er im Alkoran anerkenne. Er und seine Soldaten seien wahre Muselmanen. Er habe den Papst besiegt und die Malteserritter vernichtet. Fürs erste verfing dieses Auftreten wenigstens bei den Muselmanen der Städte.

Die Feinde, die Bonaparte zu besiegen hat, die Mameluken, sind ein Reitervolk turko-tatarischen Ursprungs. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren die Mameluken in Ägypten aus Kaufsklaven des Kalifen zu Herren geworden. Mit dem Emporkommen des Osmanentums büßten sie ihre Macht ein, doch gab der mächtige Sultan Selim 1., als er 1517 Ägypten zu einer türkischen Provinz machte, diese in die Verwaltung von vierundzwanzig Mamelukenbeys, wonach, beim Verfall der Türkenherrschaft, die Mameluken allmählich wieder unabhängige, nur förmlich dem Sultan untergebene Herren im Lande wurden. Ihre Führer waren seit 1773 Ibrahim-Bey in Oberägypten und Murad-Bey in Unterägypten. Seit dem Jahre 1790 hatte übrigens der französische Konsul Magallon in Kairo wiederholt an die Pariser Regierung Beschwerden über die Mameluken gerichtet und zur Eroberung Ägyptens aufgefordert. Für Bonaparte war das wilde Reitervolk ein nicht zu verachtender, doch keinesfalls ebenbürtiger Feind. Ibrahim und Murad verfügten über ungefähr 10 000 geübte Reiter, die Säbel, Wurfspieß und Flinte aufs beste zu handhaben wußten, sonst hatten sie nur schlecht bewaffnete Fellahhorden und eine Nilflottille mit einigen Kanonen. Die Araber, die den Türken ebenso feindlich waren, wie den Franzosen, kamen beim Kriege nicht in Betracht.

Am 7. Juli tritt Bonaparte den Marsch nach Kairo an, und zwar auf dem kürzern Wege, durch die Wüste, nicht über Rosette und den Nil entlang. Damit kommt für die Armee die erste furchtbare Mühsal. Nachdem Alexandria in seiner Verfallenheit und in seinem Schmutz den Truppen die erste Enttäuschung bereitet hat, bringt ihnen der Marsch ins Innere tausend Leiden. Sie murren nun, drohen mit Umkehr, machen den Feldherrn verantwortlich, nennen die Generale die Henker der Franzosen, verhöhnen und verwünschen die Gelehrten, die an der „Deportation“ schuld seien. Ein Paradies war ihnen versprochen worden, dagegen finden sie ein von Kultur entblößtes Land, armselige Fellahdörfer, wo es zwar viel Getreide, doch keine Mühlen und keine Backöfen gibt, und mit schlechtem Zisternenwasser sollen sie ihren glühenden Durst stillen. Viele sterben dahin oder töten sich, von Heimweh gequält, bis in die Reihe der höhern Offiziere reicht die Entmutigung. Endlich gelangte man bei Ramanieh an den Nil, aber nun schwärmte der Feind in der Nähe, so daß im geschlossenen Viereck, mit Artillerie, Train und Reiterei in der Mitte, auf dem hügeligen Sandboden marschiert werden mußte. Am 13. Juli gewann man mit der Masse der Armee Murads Fühlung, doch zog sich der Bey ohne Kampf wieder zurück, nur die beiden Nilflottillen versuchten, den Kampf aufzunehmen. (Aus diesem Scharmützel macht Bonaparte in seinem Be-

richt an das Direktorium vom 24. Juli eine Schlacht von Schebrachit, wo der Feind 300 Mann verloren habe. Nach Marmont fielen nur 4 oder 5 Mameluken, die sich ungestüm herangewagt hatten.) Am 19. Juli ist die Armee bis Omm Dinar, bis auf drei Meilen vor Kairo vorgerückt, unter neuer Mühsal geht es weiter nach Embabeh, wo Murad mit ungefähr 5000 Reitern und einem Haufen Fußvolk den Franzosen entgegentreten will, um die Hauptstadt zu schützen. Nun, am 21. Juli in der Schlacht bei den Pyramiden, gewinnt Bonaparte mit seiner Uebermacht seinen ersten Sieg über die Mameluken. Er stellt seine fünf Divisionen in Vierecken von sechs Mann Tiefe auf, bringt die Kanonen an die Ecken, den Stab und das Gepäck nach innen. Zunächst greift Murad die Division Desaix ungestüm an, zurückgewiesen, wirft er sich auf die Divisionen Reynier und Dugua, bei denen Bonaparte ist, doch ebenso erfolglos. Dann gibt er Fersengeld. Die Franzosen nehmen Murads Lager und machen reiche Beute. Der Erfolg ist: Murad-Bey entweicht mit seinem Heere nach Oberägypten, und Ibrahim-Bey, der mit seinem Heere jenseits des Nils gestanden hat, zieht mit ihm nach dem Rande der Syrischen Wüste, mit der Einnahme der Hauptstadt gehört Unterägypten den Siegern. Am 22. Juli wird Kairo besetzt, am 24. schlägt Bonaparte dort, im Palast Mohammed-Beys am Esbekieh-Platz, sein Hauptquartier auf.

Es folgt ein ungefähr halbjähriges Verweilen Bonapartes in Unterägypten. Wie schaltet und waltet er in dem eroberten Lande?

Wie Alexandria war Kairo mit seinen 300 000 Bewohnern für die Franzosen eine große Enttäuschung, denn auch hier fanden sie eine in Armut und Schmutz lebende Bevölkerung, bei der es für Fremde keine Behaglichkeit gab. Bonapartes Taktik ist einerseits, den Muselmanen durch militärische Strenge zu imponieren, andrerseits, ihnen nach dem Munde zu reden. Er geht sogleich vor mit Waffenabforderung, mit Einziehung von Kriegssteuern, mit Verhängung von Strafen über Widersetzliche. Am 31. Juli schreibt er dem General Menou: „Die Türken können nur durch die größte Strenge geleitet werden; täglich lasse ich 5 bis 6 Köpfe in den Straßen Kairos abschlagen. Bis jetzt haben wir sie schonen müssen, um den Ruf des Schreckens, der uns voranging, zu zerstören; heute im Gegenteil muß man den Ton annehmen, der sich gehört, damit die Völker gehorchen, und gehorchen heißt für sie fürchten." Wie er dagegen die Häupter des Volkes behandelt, ist z. B. aus dem Bericht zu ersehen, den die Scheiks und Ulemas von Kairo dem Sultan von Marokko am 1. September erstatten. Der Chefgeneral der französischen Armee, schreiben sie, habe der Stadt und jedermann, außer den Mameluken und ihren Anhängern, völlige Sicher-

heit versprochen und gesagt, „daß er für den Sultan Selim die aufrichtigste Zuneigung habe, ... Er hat befohlen, daß man fortfahre, die religiösen Gebräuche treu zu befolgen, ... Er hat uns versichert, daß er die Einheit Gottes anerkenne, daß die Franzosen unsren Propheten in Ehren hielten, ebenso wie den Koran, und daß sie die mohammedanische Religion für die beste Religion ansähen. Die Franzosen haben ihre Liebe für den Islam bewiesen, indem sie den muselmanischen Gefangenen, die auf Malta zurückgehalten wurden, die Freiheit gaben, in Venedig die Kirchen zerstörten und die Kreuze zerbrachen, indem sie den Papst verjagten, der den Christen befahl, die Mohammedaner zu töten, und ihnen das als eine religiöse Pflicht vorstellte ... Als die Franzosen sich (Roms) bemächtigt haben, haben sie die Muselmanen von diesem Feind befreit. So ist es uns erzählt worden ... Die Franzosen haben das bei Gelegenheit des Nilaustrittes herkömmliche Fest auf glänzende Art gefeiert. Sie haben sich bemüht, die Freude ins Herz des Muselmanen zurückzurufen. Sie haben viel Almosen unter die Armen von Kairo verteilt und große Speisungen veranstaltet. Mit derselben Freigiebigkeit haben sie das Fest der Geburt des Propheten gefeiert, immer mit dem Wunsche, den Muselmanen Freude zu machen ..."

Doch, so viele Bären Bonaparte den türkischen Häuptern aufband, so viele Schmeicheleien er an sie verschwendete, er befand sich inmitten einer Bevölkerung, die ihren Besiegern feindlich blieb. Sobald dem Ali Buonaberdis — so wurde Bonaparte genannt, nachdem er beim Nilfest im Burnus aufgetreten war —, sobald ihm ein Mißgeschick widerfuhr, konnte seine Lage höchst gefährlich werden. Das Mißgeschick aber ließ nicht lange auf sich warten. Kaum in Kairo, entschließt sich Bonaparte zu einem Zuge gegen Ibrahim, mit Lannes Division will er ihn aus Ägypten nach Syrien vertreiben. Die Truppen murren wieder, es fallen aufrührerische Reden, doch noch ehe eine Tat des Ungehorsams geschehen ist, bringt Bonaparte ohne Strafen, nur durch sein Wort, die Unwilligen zur Pflicht zurück. „So groß," sagt Savary in seinen Memoiren, „war das Vertrauen, das der General in sich selbst hatte, daß er bei diesem Stande der Dinge Kairo verließ." Der Zug war vergeblich, da Ibrahims Nachhut nicht zum Stehen zu bringen war. Bonaparte kehrte daher bald nach Kairo zurück, und dabei bekommt er von Kleber die Nachricht von der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir durch Nelson.

Wie kam es zu diesem Ereignis, wessen Schuld war es, wie verhielt sich Bonaparte danach, was waren die Folgen?

Nach der Ausschiffung der Armee war über die Flotte nichts entschieden worden. Bonaparte wünschte, daß sie in den alten Hafen

von Alexandria einliefe; wenn das nicht möglich sei, könne sie vielleicht auf der Reede von Abukir eine sichere Verteidigungsstellung einnehmen, sei auch das nicht möglich, so solle Brueys, unter Zurücklassung einiger Fregatten und der leichten Kriegsfahrzeuge, nach Korfu segeln. Der Admiral war also vom Oberbefehlshaber angewiesen worden, nach eignem Ermessen den einen oder den andren Befehl auszuführen. Nun war der Hafeneingang nicht für alle Schiffe befahrbar, dazu kam der Mangel an Lebensmitteln, Brueys sah sich also in der Bewegung gehindert, bei Abukir festgehalten. Noch am 31. Juli, dem Tage vor der Niederlage, schrieb ihm Bonaparte: „Ich denke, daß jetzt die fünfzig für die Flotte beladenen Boote angekommen sind . . . Ich werde noch etwa 30 Boote mit Korn für Ihr Geschwader abschicken.“ Und dann: „Sie müssen schnell im Hafen von Alexandria vor Anker gehen oder sich sogleich mit dem Reis und dem Korn, das ich schicke, versorgen und nach dem Hafen von Korfu absegeln.“ Das war wieder nur ein Entweder-Oder-Befehl, der übrigens zu spät kam. Brueys beschloß, auf der Reede von Abukir zu ankern — mit seiner verankerten Flotte begegnet er am 1. August dem Angriff der an Zahl geringeren Flotte Nelsons. Nachdem es diesem mit großer Kühnheit gelungen ist, Linienschiffe in den Rücken der Franzosen zu bringen, sehen sich die letzten zwischen zwei Feuer genommen. Der Orient fliegt in die Luft, Brueys und die Bemannung finden dabei den Tod. Schiff auf Schiff wird vom Feinde zerstört. Gerettet werden durch den Kontreadmiral Villeneuve nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten, diese und einige Fregatten, die vor der Schlacht in den Hafen von Alexandria gebracht worden waren, machen den Rest der französischen Flotte aus.

Bonaparte hat sich in seinen Berichten an das Direktorium und später, auf St. Helena, bemüht, die Schuld der Niederlage bei Abukir auf Brueys zu wälzen. Dem Direktorium schrieb er: „Als ich von Alexandria fortging, befahl ich dem Admiral, binnen 24 Stunden in den Hafen einzulaufen oder, wenn dies nicht möglich wäre, nach Korfu zu segeln.“ Dabei verschwieg er, daß er am 7. Juli an Kleber geschrieben hatte: „Das Geschwader wird bei Abukir ankern und zwar so, daß es durch die Batterien, die wir errichten, gedeckt ist.“ Er hatte also da, nach allem Hin und Her, doch die Entscheidung getroffen. Der Schiffsfähnrich Lachadenède zeichnete darüber auf: „Der Admiral kam ans Land, um die Befehle des Chefgenerals zu empfangen. In dieser Unterredung wurde vereinbart, daß, wenn man nicht in Alexandria einfahren könne, die Flotte sich bei Abukir vor Anker legen solle.“ Freilich, am 13. Juli schreibt Brueys an Bonaparte: „Diese Reede liegt doch zu offen, als daß ein Geschwader gegenüber einem über-

legenen Feinde eine militärische Stellung einnehmen könnte. Die Piloten hoffen, im alten Hafen endlich eine Durchfahrt gefunden zu haben." Darauf erwidert Bonaparte am 27. und am 30. Juli aus Kairo, nach allem nehme er an, daß die Flotte sich im alten Hafen befinde. Hob er damit die Vereinbarung vom Anfang des Monats förmlich auf, so kam auch das zu spät. Da Brueys wußte, daß Nelson nahe war, wollte er sich nicht von ihm beim Einfahren der Schiffe in den Hafen überraschen lassen — er mußte dort bleiben, wo er nach der Vereinbarung mit dem Oberfeldherrn war. Am 24. Juli schrieb er an Menou, er befinde sich wegen der zu Ende gehenden Lebensmittel vor der schrecklichsten Lage; wenn es zum Kampfe käme, sähe er sich dans le cas de ne pouvoir pas bouger faute de vivres. Nach allem fehlt der Beweis dafür, daß der Admiral den Befehlen Bonapartes entgegenhandelte. Dagegen steht fest, daß er auf Befehl Bonapartes auf der Reede von Abukir dem Feinde standhalten sollte, und daß Bonaparte diesen Befehl erst umstieß, als Brueys wegen Mangel an Lebensmitteln und wegen des Herannahens der englischen Flotte seinen Ankerplatz nicht mehr verlassen konnte. Die Hauptschuld an der Niederlage von Abukir fällt mithin Bonaparte zu. Er, der Oberbefehlshaber der Expedition, hatte vor dem Marsch ins Innere die Flotte in die Lage gebracht, worin sie zugrundeging. Im Uebrigen war Brueys kein Mann von Kopf, sondern schwankend, ohne sichern Blick und ohne Geistesgegenwart. Vor der Schlacht traf er nur ungenügende Sicherheitsmaßregeln; er versäumte es, ein Erkundigungsschiff auszusenden, und ließ sich am 1. August von Nelson, dessen Anwesenheit im östlichen Mittelmeere er kannte, überraschen. Dann, im Angesicht des Feindes, verlor er die Fassung; er berief einen Kriegsrat, obwohl längst beschlossen worden war, wie man dem Feinde begegnen werde, und er traf Maßregeln, die die vorhandene Unsicherheit vermehrten. Es war Bonapartes verhängnisvoller Grundfehler, Brueys mit dem Oberbefehl über die Flotte betraut zu haben.

Ueber Bonapartes Verhalten beim Empfang der Nachricht von der Zerstörung der Flotte wird berichtet, er habe die größte Selbstbeherrschung und Unerschütterlichkeit an den Tag gelegt. Nach Marmont sagt er zu diesem und den andren Offizieren, die ihn in Marmonts Zelt umgeben: „Wir sind also vom Mutterlande getrennt, ohne gesicherte Verbindung; wohlan, wir müssen verstehen, uns selbst zu genügen! Ägypten ist voll von ungeheuren Hilfsquellen; man muß sie entwickeln. Ehemals bildete Ägypten allein ein mächtiges Königreich: warum wäre diese Macht nicht neuzuschaffen und um die Vorteile zu mehren, die die heutigen Kenntnisse, die Wissenschaften, die Künste und die Industrie herbeiführen? Es

gibt keine Grenze, die man nicht erreichen könnte, kein Ergebnis, worauf man nicht hoffen könnte. Welche Stütze für die Republik, was für eine Angriffsstellung gegen die Engländer! Was für ein Ausgangspunkt für die Eroberungen, die der mögliche Zusammensturz des ottomanischen Reiches uns an die Hand geben kann! Teilweise kann uns von Frankreich immer Hilfe gesandt werden, die Trümmer des Geschwaders werden der Artillerie wichtige Hilfsmittel bieten. Wir werden leicht unüberwindlich werden in einem Lande, das nur Wüsten zur Grenze hat und flache und ungeschützte Küsten. Die große Aufgabe für uns, die Hauptsache, das ist, die Armee vor einer Entmutigung zu bewahren, die der Keim der Zerrüttung sein würde. Das ist der Punkt, wo die Charaktere von überlegener Art sich zeigen müssen: man muß den Kopf über die Sturmwellen erheben, und die Wellen werden bezähmt sein. Wir sind vielleicht bestimmt, das Aussehen des Orients zu verändern und unsre Namen denen anzureihen, die uns die alte und die mittelalterliche Geschichte mit dem größten Glanze in Erinnerung bringen." So erging er sich in erhabenen Phantasien, um den Eindruck des Geschehenen abzuschwächen.

Die Folgen der Niederlage bei Abukir wußte Bonaparte wohl zu ermessen. Er war — so erzählt er auf St. Helena — davon überzeugt, daß die Expedition mit einer Katastrophe enden werde, da jedes Korps, das sich nicht rekrutieren könne, sich ergeben müsse. Doch über die Aenderung der diplomatischen Lage blieb er noch monatelang in Ungewißheit. Er mußte sich zwar sagen, daß nach Abukir England und Rußland alles tun würden, um die Türkei zu sich herüberzuziehen, aber von dem Bündnis der Türkei mit Rußland zur Wahrung der türkischen Oberhoheit über die Jonischen Inseln und Ägypten, von der Kriegserklärung der Türkei an Frankreich am 1. September, von der Gefangensetzung des französischen Geschäftsträgers in Konstantinopel, von der mit russischer Hilfe erfolgten Besetzung der Jonischen Inseln durch die Türkei: von alledem hörte er erst nach geraumer Zeit, schrieb er doch am 11. Dezember 1798 an Talleyrand nach Konstantinopel, in der Meinung, er sei dort längst als Gesandter eingetroffen. Daß der Wind am Goldenen Horn umgeschlagen war, wurde ihm wohl Anfang Oktober zur Gewißheit, als er erfuhr, daß die Pforte überall die französischen Konsuln hatte verhaften lassen. Genaues wußte er nicht. Er hielt an der Hoffnung fest, daß Frankreich sich mit der Türkei verständigen werde. Unterdessen vollzog sich in der Bevölkerung Ägyptens ein Stimmungsumschlag, der den Franzosen gefährlich zu werden drohte.

Sogleich nach seinem Einzug in Kairo hatte Bonaparte mit großer Umsicht Verwaltungsmaßregeln getroffen. Er hatte für die Hauptstadt

einen Divan von neun Mitgliedern, die alle Scheiks waren, niedergesetzt. Diese Regierung hatte zwei Polizeibeamte, ein Komitee für die Lebensmittelversorgung und eins für die Totenbestattung zu ernennen, und täglich mußte sie Sitzung halten. Dem französischen Kommandanten war eine türkische Polizeiwache unterstellt. Aehnliche Einrichtungen bekamen die Provinzen. Es war Aufgabe des Divans, alle Beschwerden anzunehmen und sie Bonaparte zu übermitteln, den Frieden im Lande zu schirmen und die Bevölkerung aufzuklären. Die Verantwortlichkeit für die öffentliche Ruhe wurde einem Janitscharenaga und seiner Truppe auferlegt, auch er war auf die Verständigung mit dem französischen Kommandanten angewiesen. Was die Besteurung betraf, so hatte ein Intendant durch seine Beamten die Steuern in der Höhe der bisher an die Mameluken gezahlten zu erheben. Alles Eigentum wurde geschont, die frommen Stiftungen verblieben den Moscheen, auch in der Rechtsprechung blieb es beim Herkömmlichen. Dieses Verfahren behielt Bonaparte nach Abukir nicht bei; da die Armee in Geldnot geriet, mußten auch Steuern auf geistliche Güter und Häusersteuern eingeführt und allerlei Finanzpraktiken versucht werden, wodurch die Volksstimmung natürlich nicht verbessert wurde. Dazu kam die planmäßige Aufwiegelung des Volkes durch die türkischen Agenten, durch die in den Moscheen verlesenen Fermans des Sultans, die besagten, Bonaparte wolle den Islam zerstören, endlich das Gerücht, die Pforte habe Frankreich den Krieg erklärt und Achmed-Pascha, der Statthalter von Syrien (wegen seiner Grausamkeit Djezzar, der Schlächter, genannt), sei im Anmarsch, und die Franzosen wollten, ehe sie vor ihm weichen müßten, Kairo verbrennen. All dies führte Ende Oktober zum Aufstand von Kairo. Die Franzosen werden in ihren Häusern bestürmt, viele getötet, unter andren auch der Stadtkommandant und 25 kranke Soldaten. Doch Bonaparte läßt das aufständische Stadtviertel einschließen und dessen große Moschee bombardieren. So stellt er bald die Ruhe wieder her. Freilich blieb die Lage gefahrvoll; jede Sendung bedurfte der militärischen Bedeckung, kein Franzose war seines Lebens sicher, fort und fort waren unter den Eingeborenen Verdächtige zu entwaffnen oder zu verhaften, nur durch die Furcht konnte Bonaparte sein Regiment aufrechthalten. So schreibt er am 23. Oktober an Berthier: „Sie werden die Güte haben, Bürger General, dem Kommandanten des Platzes den Befehl zu geben, allen, die mit den Waffen in der Hand gefangen worden sind, die Köpfe abschlagen zu lassen. Sie werden diese Nacht an das Nilufer zwischen Bulek und Alt-Kairo geführt; ihre Körper ohne Köpfe werden in den Strom geworfen werden.“ Und am 27. Oktober an Reynier: „Jede Nacht lassen wir einige dreißig Köpfe abschlagen und viele von den Anführern; das wird, glaube ich, ihnen

eine gute Lehre sein." Aber in Ägypten sahen die Franzosen für sich ein Land des Elends. „Wir bewohnen ein Land," schreibt ein Offizier im September aus Alexandria, „wo jedermann sich bis zum Sterben mißfällt. Wenn die Armee es gekannt hätte, . . . so würde keiner von uns sich eingeschifft haben, und man würde millionenmal den Tod vorgezogen haben, anstatt uns in das Elend gebracht zu sehen, worin wir sind." Das war die Grundstimmung, die sich mit der Verschlimmerung des Zustandes zwischen Franzosen und Eingeborenen verschlimmern mußte.

Die ruhige Zeit nach dem Aufstande wurde von Bonaparte zur Ausbildung der innern Verwaltung benutzt, überdies kam sie den wissenschaftlichen Arbeiten seines Gelehrtenstabes zugute. Es war ein vierklassiges Institut d'Egypte gebildet worden, das sich mit Forschungen und Vorträgen über Landeskunde und Landeskultur befaßte. In der Zeitschrift La décadé égyptienne erschienen die Sitzungsberichte, in Büchern die Abhandlungen. (Als Zeitung für politische und örtliche Nachrichten erschien der Courier d'Egypte.) Das am 23. August 1798 eröffnete Institut hatte zum Präsidenten Monge, zum Vizepräsidenten Bonaparte, zum Sekretär den Physiker Fourier. Bonaparte, der übrigens bei seiner Heftigkeit mit den Gelehrten manchmal in Streit geriet, nahm die Sitzungen der Sektionen dazu wahr, sich über viele wichtige Dinge zu unterrichten. Er forderte Aeußerungen über die Verbesserung der Armeeverpflegung und über den Stand und die Verbesserung der Rechtsprechung und des Unterrichtswesens. Es wird nun, bei den umfassenden gelehrten Forschungen, das Material gesammelt, das dem von 1808 bis 1813 in Paris erscheinenden Werke Description de l'Egypte zur Grundlage dienen wird. Epochemachend aber wird für die Ägyptologie, daß ein französischer Offizier bei Rosette jenen in drei Sprachen abgefaßten Denkstein findet, der späterhin Champollion zur Entzifferung der Hieroglyphen von so großem Nutzen ist.

So gingen die Dinge in Kairo bis in den Dezember fort. Nachdem Desaix im Oktober Oberägypten erobert hatte — er schlug Murad bei Sediman —, nachdem Bonaparte in Unterägypten seine Herrschaft mit furchtbarer Strenge befestigt hatte, war unter friedlichen Beschäftigungen das Große erreicht worden: Die Vernichtung der Flotte hatte die Tatkraft der Franzosen nicht gelähmt, sie waren die Herren im Lande geworden und geblieben. Doch nun, Ende Dezember, sah sich Bonaparte veranlaßt, aufs neue den Kriegspfad zu beschreiten. Er war nach Suez gegangen, um die Spuren des Kanals, der im Altertum den Nil mit dem Roten Meer verband, aufzusuchen, und er fand sie. Da erfuhr er, daß Djezzar mit seinen Truppen aus

Syrien nach Ägypten aufgebrochen sei, und sogleich entschloß er sich, sich dem neuen Feinde entgegenzuwerfen.

Beim Beginn des zweiten Abschnitts des Feldzuges, vor dem Zug nach Syrien (Anfang Januar 1799) ist Bonapartes Lage die: Er ist seit dem Seesiege der Engländer bei Abukir ohne regelmäßige Nachrichten aus Frankreich, doch er weiß, daß England und die Türkei gegen ihn gemeinsame Sache machen wollen. Er weiß insbesondre: In Syrien hat sich eine türkische Armee gesammelt, unter Djezzar, zum Einfall in Oberägypten, ihr Vortrab unter Abdallah hat El Arisch, den Zugang nach Ägypten an der syrischen Grenze, besetzt, türkische Artillerie hat sich in Jaffa ausgeschifft, andre türkische Truppen stehen in Gaza, und eine zweite türkische Armee sammelt sich auf Rhodus, wahrscheinlich soll sie bei Abukir gelandet werden und in Unterägypten, unterstützt durch die englische Flotte, vorgehen. Für die Franzosen besteht also die Gefahr, zwischen zwei Armeen erdrückt zu werden, eine Gefahr, die durch die Möglichkeit des Wiederausbruchs von Unruhen in Ägypten vermehrt wird. Die Aufgabe ist: dem Feinde zuvorzukommen, durch Zurückwerfung Djezzars und Eroberung Syriens ein Zusammenwirken der beiden feindlichen Armeen zu verhindern und die Pforte zu einem freundlichen Verhalten gegen Frankreich zurückzuführen. Da winken Bonaparte neue Lorbeeren, und so laut auch die Truppen über seinen Entschluß murren, Ende Januar gibt er die Befehle zum Aufbruch, und am 10. Februar verläßt er mit den Divisionen unter Kleber, Reynier, Lannes und Bon, mit ungefähr 13 000 Mann, Kairo, um das Heilige Land zu erobern. (In Oberägypten bleibt Desaix, im Delta bleiben Dugua und Marmont.) Am schwersten fällt von vornherein ins Gewicht, daß Bonaparte seine Operationen zu Lande nicht durch Flottenoperationen an der syrischen Küste unterstützen, seine Eroberungen nicht vom Meere aus sichern kann.

Ueber den Verlauf des Feldzuges, den vor andren die Namen El Arisch, Gaza, Jaffa, Akka, Berg Tabor bezeichnen, im Folgenden das Wichtigste.

El Arisch wird am 20. Februar eingenommen; nachdem ein Truppenteil Djezzars geschlagen worden ist, ergibt sich die Besatzung gegen freien Abzug. Ende Februar ist die Armee in Palästina, sie kann sich von den Märschen durch die Wüste erholen. Demnächst wird Gaza ohne Schwierigkeit besetzt. Ernsten Widerstand leistet der Feind erst in Jaffa. Nachdem die Festung am 4. März eingeschlossen worden ist und der türkische Befehlshaber den französischen Unterhändler (Bonaparte nahm dazu einen Türken) hat köpfen lassen, setzen die Franzosen alle Kraft ein. Am 7. März wird Jaffa erstürmt und

unter der Garnison und den achttausend Bewohnern ein furchtbares Blutbad angerichtet. „Alles mußte," sagt Bonaparte selbst darüber, „über die Klinge springen, die Stadt, der Plünderung hingegeben, erlitt alle Schrecken einer mit Sturm genommenen Stadt." Und Eugen Beauharnais in seinen Memoiren: „Bei diesem Schauspiel faßte mich Entsetzen. Fast alle Einwohner von Jaffa waren ermordet worden, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts; die Erde war mit ihren Leichen wie besät, das Blut rieselte in den Straßen." Von den 4500 Mann der Besatzung fallen bei der sogenannten Erstürmung Jaffas über die Hälfte, 2000 halten sich in der Zitadelle und an andren Orten, bis zum folgenden Tage, wo sie sich gegen Zusicherung ihres Lebens ergeben. Diese Zusicherung, die zwei Offiziere (der eine ist Beauharnais) ohne Ermächtigung gaben, kam Bonaparte höchst ungelegen. Bourienne zufolge sagte er mit tief schmerzlichem Gefühl: „Was soll ich denn mit denen machen? Habe ich denn Lebensmittel, sie zu verpflegen, Schiffe, sie nach Ägypten oder nach Frankreich zu bringen? Den Teufel, was haben die mir da angerichtet!" Aber er faßte seinen Entschluß schnell — schon am Tage der Gefangennahme beginnt die Erschießung der Gefangenen. Dann, am 9. März, weist er Berthier zur letzten Exekution an: „Sie werden dem diensttuenden Generaladjutanten befehlen, alle Kanoniere und andre Türken, die die Waffen in der Hand gefangen worden sind, an das Meeresufer zu führen und erschießen zu lassen, indem er seine Vorsichtsmaßregeln trifft, damit keiner entkomme." In drei Tagen werden die Gefangenen, ungefähr 2240 Mann, erschossen oder ins Meer getrieben, keiner entkommt. Eine Exekution, wozu Berthier bei den widerwilligen Offizieren und Soldaten den Gehorsam erzwingen muß.

Bonaparte und andre haben späterhin die *Tötung der Gefangenen von Jaffa* zu rechtfertigen versucht, vor allem mit der Angabe, die freigelassenen Gefangenen von El Arisch hätten sich gegen ihr Versprechen nach Jaffa geworfen und seien dort mitgefangen worden. Aber auch wenn dem so wäre, bliebe die Frage, ob die Tötung der Gefangenen, diese furchtbare Kriegsmaßregel, zur Sicherheit der französischen Armee unumgänglich war. Das muß verneint werden, denn die Franzosen in Jaffa hatten nicht nur genug Lebensmittel zur Verpflegung der gefangenen Türken, sondern sie konnten sie auch nach Ägypten fortschaffen, teils auf dem Seewege, auf den erbeuteten Schiffen, teils in kleinen Scharen auf dem Landwege. Doch für Bonaparte kam es nicht auf das Mögliche, sondern auf das für seine Zwecke Nützliche an. Da er schnell vorwärts wollte, mußte ihm die Fortschaffung der Türken lästig sein; auf dem Landwege konnte sie nur nach und nach geschehen, und auf dem Seewege war übrigens mit den Engländern zu

rechnen. Und dann das Wichtigste, das Entscheidende für ihn: Er führte im Orient Krieg, wo barbarische Kriegsbräuche herrschten, wo er sich bisher nur durch eine militärische Schreckensherrschaft hatte behaupten können. Jetzt, in Syrien, von Gefahren umringt, schien es ihm nützlich, wieder einmal zur Abschreckung zu greifen. Beweis dafür ist vor allem seine Proklamation aus Jaffa an die Bevölkerung von Gaza, worin es heißt: „Die, die sich für meine Feinde erklären, kommen um. Das Beispiel, das soeben Jaffa und Gaza" (letztes wurde verschont) „liefern, soll Euch zeigen: So schrecklich, wie ich gegen meine Feinde bin, so gütig bin ich gegen meine Freunde." Die Tötung der Gefangenen war also für Bonaparte unmittelbar eine Entlastung, mittelbar eine nützliche Kriegsmaßregel. In diesem Sinne sagt er am 6. Dezember 1814 auf Elba zu dem Engländer Charles Standish zutreffend über seine Handlung: „Meine eigene Sicherheit verlangte die Vernichtung (der Türken von Jaffa.) Ich ließ sie alle zusammenschießen und bereue es nicht, denn im Kriege ist alles, was nützlich ist, legitim." Dabei bleibt freilich bestehn, daß er sich mit der Nützlichkeit über die Ehrlosigkeit hinwegsetzte, die darin lag, daß er den Gefangenen die Lebenszusicherung nicht hielt. Auch erwies sich die Nützlichkeit nur in geringem Umfange. Ueber Akka, das demnächst zu erobern war, schreibt Sidney Smith am 30. Mai 1798 an Nelson: „. . . die Kenntnis, die die Garnison von dem unmenschlichen Gemetzel in Jaffa hatte, machte sie rasend in ihrer persönlichen Verteidigung."

Nach der Eroberung von Jaffa gab Bonaparte ein Beispiel hohen Mutes durch seinen Besuch im Pestspital. Um seinen Soldaten die Furcht zu nehmen, half er einen an der Pest gestorbenen forttragen. Sein Auftreten war nach dem Zeugnis des Chefarztes Desgenettes und dem andrer geradezu heroisch. (Der Besuch im Pestspital wurde von Gros im Bilde verherrlicht.)

Den Höhepunkt erreicht der Zug nach Syrien mit der am 19. März beginnenden Belagerung von Akka (Saint-Jean d'Acre, das alte Ptolmais.) Bonaparte hat nun den ersten schweren Mißerfolg. Akka, wo Djezzar stand, war bei weitem stärker befestigt als El Arisch und Jaffa, dazu kam, daß die Engländer auf der Reede unter dem Kontreadmiral Sidney Smith die Festung mit Proviant und Verteidigungsmitteln versorgten, daß Djezzar von ihnen Kanoniere und zur Leitung der Verteidigung einen tüchtigen Genieoffizier bekommen hatte. Dieser war Picard de Phélipeaux, ehedem Bonapartes Mitschüler in der Pariser Militärschule, ein wegen der Revolution Ausgewanderter.

Bonaparte hatte besondren Grund, die rasche Bezwingung Akkas zu wünschen, denn er empfing zur Zeit vom Direktorium wichtige Nach-

richten, datiert vom 4. November 1798. Es wurde ihm mitgeteilt, daß sich die neapolitanischen Truppen unter östreichischen Feldherren anschickten, ins Feld zu ziehen, daß östreichische Truppen in die Schweiz eingedrungen seien, daß die Aushebung von 200 000 Mann angeordnet, die Rheinarmee Jourdan und die Armee von Italien Joubert unterstellt worden sei. Er möge, hieß es, nach den Umständen und nach seiner Einsicht handeln, das Direktorium könne ihn nicht unterstützen und lasse ihm deshalb keine Befehle oder Instruktionen zugehen. Und schließlich: „Nachdem die Rückkehr nach Frankreich im Augenblick so schwer zu bewirken ist, scheint es, daß Sie zwischen drei Wegen zu wählen haben: in Ägypten zu bleiben und sich so einzurichten, daß Sie gegen jeden Angriff der Türken gedeckt sind . . . oder nach Indien vorzudringen, wo . . . zweifellos viele sich zur Vernichtung der englischen Herrschaft anschließen werden, oder endlich nach Konstantinopel dem drohenden Feinde entgegenzugehen." Zeitungen neueren Datums, die dem Schreiben vom französischen Konsul in Genua beigelegt worden sind, unterrichten den General vom Kriege mit Neapel und Genua und auch vom Anmarsch der Russen, vom Ausbruch des zweiten Koalitionskrieges. Begreiflich, daß sich Bonaparte jetzt nach dem „Maulwurfshaufen" sehnte, daß er schnell neuen Kriegsruhm zu gewinnen trachtete, um damit nach Europa, wo Großes auf dem Spiele stand, zurückzukehren. Dem General Dommartin teilt er seine Absicht, nach Frankreich zurückzukehren, vertraulich mit; er will ihn und andre Generale dahin mitnehmen.

Aber Akka! Der erste Sturm, den Kleber widerriet, mißlang und diente nur dazu, die Belagerer zu schwächen und den Mut der Belagerten zu erhöhen. Und gerade jetzt mußte Kleber einem übermächtigen Entsatzheer, das sich bei Damaskus gebildet hatte, entgegenziehen. Er geriet in solche Bedrängnis, daß Bonaparte ihm zur Hilfe kommen mußte. Am 16. April errang dieser mit Bon und Murat in der Schlacht beim Berge Tabor einen glänzenden Sieg, der Feind war über den Jordan zurückgeworfen. Doch Akka war nicht zu bezwingen, auch der am 7. und 8. Mai mit größter Tapferkeit unternommene Sturm wurde abgeschlagen. Dann bei den Belagerern der Mangel an Munition, die Ausbreitung der Pest, in der Festung die Ankunft von Verstärkungen, die ein türkisches Geschwader gelandet hatte, und endlich die bevorstehende Landung einer türkischen Armee im Nildelta. Nachdem am 16. Mai wiederum vergeblich gestürmt worden war, und als die Truppen über das Oberkommando ernstlich murrten, verfügte Bonaparte am 20. Mai die Aufhebung der Belagerung und den Rückzug nach Ägypten.

Es folgt der leidenvolle Marsch von Akka nach Jaffa.

Ein Teilnehmer berichtet darüber: „Ein verzehrender Durst, gänzlicher Wassermangel, eine unmäßige Hitze, ein ermüdender Marsch in den glühenden Dünen entsittlichten die Leute und setzten an die Stelle edler Gefühle die grausamste Selbstsucht oder betrübende Gleichgiltigkeit. Ich sah, wie man verwundete Offiziere, deren Fortbringung befohlen war, und die ihre Träger bezahlt hatten, mit den Bahren im Stiche ließ. Amputierte und Verwundete wurden gleich den Pestkranken oder denen, die man dafür hielt, zurückgelassen. Unsrem Marsche leuchteten als Fackeln die kleinen Städte, Dörfer, Weiler und die reiche Ernte der Felder, die man angezündet hatte. Die ganze Gegend war im Feuer. Sterbende, Plünderer, Brandleger umgaben uns. Am Rande der Straße lagen Halbtote, die mit schwacher Stimme versicherten, sie seien nicht pestkrank, sondern nur verwundet, und, um zu überzeugen, den Verband aufrissen. Niemand glaubte ihnen. Die Sonne selbst, so klar und glänzend unter diesem Himmelsstrich, war verfinstert durch den Rauch unsrer unaufhörlichen Brandstiftungen. Das Meer zur Rechten, die Wüstenei, die wir selbst erzeugt hatten, zur Linken, vor uns der Mangel und die Mühsal, die uns erwarteten: das war unsre Lage." (Gefährlich überdies durch die Nablusen, die die Armee umschwärmten.)

Am 24. Mai langt die Armee in Jaffa an. Die fünf Tage seines Aufenthalts benutzt Bonaparte dazu, die Festungswerke zu sprengen und den weitern Rückzug vorzubereiten. Von den hergeführten Kranken und Verwundeten, ungefähr 2000, läßt er viele auf Schiffen fortbringen, die andren mußten auf dem Landwege mitgenommen werden. Aber wie die Kranken im Spital zum Aufbruch bringen? Auch in Jaffa herrscht die Pest und daher der Schrecken. Bonaparte gibt da wiederum ein Beispiel der Furchtlosigkeit und Besonnenheit. Er geht in das Pestspital, teilt den Kranken mit, die Mauern seien gesprengt, er müsse nach Ägypten zurück, um den dort herannahenden Feind zu bekämpfen. „In wenigen Stunden werden die Türken hier sein. Wer die Kraft hat, sich zu erheben, folge uns; man wird auf Bahren und Pferden fortgebracht werden." So befeuert er die meisten. Aber die pestkranken Soldaten — auch sie mitzunehmen wäre für die Armee eine Gefahr gewesen. Bonaparte bittet daher den Oberarzt Desgenettes, diese Kranken, damit sie nicht dem Feinde verfielen, durch eine Dosis Opium zu vergiften. Der Arzt weigert sich, sein Beruf, sagt er, sei, die Menschen zu heilen, nicht, sie zu töten. Doch andre lassen sich herbei, ungefähr 25 Kranken das Gift zu reichen. Ueber diesen Vorgang sagt später der Gefangene auf Elba zu einem Arzte, es wäre das Vernünftigste gewesen, den Soldaten Gift zu reichen, er würde unter Umständen die gleiche Behandlung für sich selbst begehrt haben.

Von Jaffa zieht die Armee über Askalon nach Gaza. Es folgt der neuntägige Rückmarsch durch die Syrische Wüste. Auf Befehl Bonapartes geht die ganze Armee zu Fuß — auch er selbst tut es lange Zeit —, damit alle Pferde für die Kranken dienen. Nach furchtbaren Leiden langt man Mitte Juni wieder in Kairo an. Die Armee ist nach einem Verlust von ungefähr 4500 Mann (eingerechnet 2300 Kranke und Verwundete) noch 8000 stark. Sie zieht am 14. im Triumph in die Hauptstadt ein — ein Schauspiel zur Täuschung der Eingeborenen.

Der syrische Feldzug war verloren. Jomini (Histoire critique et militaire des guerres de la Révolution III. 190) urteilt, es wäre weiser und militärischer gewesen, die Werke an der syrischen Grenze zu verstärken, bei El Arisch ein verschanztes Lager anzulegen und dort die feindliche Armee zu erwarten, mit der die tapfern und ausgeruhten Truppen leichtes Spiel gehabt haben würden. Aber kam nicht alles auf Zuvorkommen an? Wenn Bonaparte sich an der syrischen Grenze abwartend verhielt, wenn der Feind sich aufs Zaudern verlegte, so landete unterdessen die zweite türkische Armee in Unterägypten und der Plan, die erste Armee zu schlagen, ehe die zweite herangekommen wäre, war vereitelt. War also nicht doch Bonapartes Kriegsführung richtig? Er kam aus Syrien geschwächt zurück, aber er hatte den Feind zurückgeworfen, dessen Stützpunkte und Hilfsquellen schwer geschädigt, er hatte Djezzars Heerscharen zersprengt und Ägypten für längere Zeit vor einem Angriff von Syrien her gesichert. Natürlich, daß nach dem Mißerfolg bei der Belagerung Akkas sein Ehrgeiz bei weitem nicht befriedigt war, und begreiflich, daß er die Wahrheit über Akka zu verdecken suchte. Am 10. Mai, also eine Woche vor dem letzten vergeblichen Sturme, schreibt er dem Direktorium, sein Zweck sei erreicht, die Jahreszeit werde ungünstig, Ägypten rufe ihn, er werde, nachdem er die Festung in Trümmer geschossen habe, durch die Wüste zurückkehren. Am 27. schreibt er, er hätte Akka besetzen können, es aber der Pest wegen nicht getan. Und dem Divan von Kairo sagt er gar in einer Siegesbotschaft, er bringe viele Gefangene und Fahnen mit, er habe den Palast Djezzars der Erde gleich gemacht, ebenso die Wälle von Akka, er habe die Stadt bombardiert, so daß kein Stein auf dem andren geblieben sei, die Bewohner seien aufs Meer geflohen, Djezzar habe sich, verwundet, mit seinen Leuten in ein Fort zurückgezogen. Diese Lügen mochten für den Augenblick wirken. Seinen Soldaten suchte Bonaparte den Glauben beizubringen, sie hätten hoffen können, Akka in Kürze einzunehmen, da jedoch die Landung der Türken in Ägypten bevorstehe, wiege die Einnahme den Zeitverlust nicht auf. Eine Suggestion, um den Mut der Armee zu heben. Als sein Sekretär (Bourienne) ihm solche Ent-

stellungen des Sachverhalts vorhielt, erwiderte Bonaparte, er sei ein einfältiger Kleinigkeitskrämer und verstehe von solchen Dingen nichts. Und gewiß würde es seiner Sache in jeder Hinsicht schädlich gewesen sein, wenn er über Akka die nackte Wahrheit verkündet hätte. Später, auf St. Helena, konnte er beim Durchlesen seiner ägyptischen Proklamationen ausrufen: „Das ist etwas schwindelhaft." (C'est un peu charlatan.) Jetzt aber, vor neuen Kämpfen, gebot ihm die Klugheit, zu schwindeln, so gut es ging.

Endlich der dritte Abschnitt des Feldzuges, der Verlauf der Dinge von der Rückkehr aus Syrien bis zur Wiederankunft Bonapartes in Frankreich.

Ungefähr einen Monat nach dem Wiedereinzug in Kairo bekommt Bonaparte aus Alexandria von Marmont die Nachricht, hundert türkische Schiffe unter Bedeckung des englischen Geschwaders unter Sidney Smith hätten am 11. Juli bei Abukir 18 000 Mann gelandet. (In Wirklichkeit dürften es an die 15 000 gewesen sein.) Ibrahim und Murad erfahren auch davon; jener rührt sich wieder an der syrischen Grenze, und dieser sucht, mit einer Mamelukenschar nach Norden vorzudringen, beide wollen sich mit dem gelandeten Türkenheere vereinigen. Das hat sich auf der Landenge von Abukir verschanzt, dort will es Bonaparte so bald wie möglich angreifen. Er läßt Murad nach dem Süden zurücktreiben, Ibrahim beobachten, Desaix Oberägypten räumen, um seine Kräfte zusammenzuraffen, und marschiert mit ungefähr 8000 Mann unter Kleber gegen den Feind. Am 25. Juli 1799 erringt er bei Abukir einen glänzenden Sieg. Er umfaßt zuerst den linken Flügel des schlecht aufgestellten Türkenheeres und drückt ihn ins Meer, dann den rechten und bereitet ihm das gleiche Schicksal. Darauf bemächtigen sich Lannes Truppen mit höchster Tapferkeit einer beherrschenden Schanze, der feindlichen Mitte, die Murat mit seinen Reitern tollkühn umritten hat. Schließlich retten sich nur kleine Türkenscharen in das Fort auf der äußersten Spitze der Landzunge, wo sie sich nach einer Woche ergeben. Bonaparte kann nach Kairo schreiben: „Der Generalstab wird Sie von den Ergebnissen der Schlacht bei Abukir in Kenntnis gesetzt haben, einer der schönsten, die ich gesehen habe; von der gelandeten feindlichen Armee ist nicht ein Mann entkommen."

Zwei Monate später steht Bonaparte im Begriff, mit dem frischen Lorbeer von Abukir heimzukehren. Sehn wir, ehe wir ihm folgen, genauer, wie ihm im Laufe eines Jahres der Plan zur Heimkehr im Sinne gelegen hat und zum Entschluß gereift ist!

Am 8. September 1798 schrieb er dem Direktorium: „Ich er-

warte Nachrichten aus Konstantinopel." (D. h. von Talleyrand.) „Ich kann nicht, wie ich Euch versprach, im Oktober in Paris sein, wohl aber einige Monate später." Dann, am 7. Oktober: „Weiß ich einmal, welche Partei die Türkei ergreifen wird, und ist das Land hier besser geordnet, sind die Befestigungen weiter fortgeschritten, so werde ich mich entschließen, nach Europa zu kommen, besonders, wenn mich neue Nachrichten annehmen lassen, daß das Festland noch nicht zur Ruhe gekommen ist." Hiernach sendet ihm — wir wissen es schon — das Direktorium am 4. November einen Brief, der ihn erst im März, vor Akka erreicht und ihm den Vorsatz zur Heimkehr eingibt. Doch er blieb bis dahin keineswegs in Unwissenheit über die Dinge in Europa. Am 8. Februar des neuen Jahres, also kurz vor dem Zuge nach Syrien, ist nämlich der Reeder Hamelin, der Waren für die Armee gebracht hat, bei ihm und berichtet ihm über die durch die Fehler des Direktoriums eingetretene Verschlechterung der Lage Frankreichs. Im Beginn der Zusammenkunft — wir folgen Hamelins Bericht — war Bonapartes Aufregung so groß, daß er den Ankömmling derart mit Fragen bestürmte, daß das Antworten unmöglich war. Später fragte er ihn ordentlicherweise, doch auch mit wachsender Aufregung aus und ließ Bourienne die Antworten niederschreiben. So bekam er eine von Hamelin unterzeichnete Aussage, die er dem Direktorium sandte, obwohl er dem Reeder versprochen hatte, sie nicht aus seiner Mappe zu lassen. Zugleich, am 10. Februar, schrieb er dem Direktorium: „Wenn sich im Laufe des Monats März die von Hamelin empfangenen Berichte bestätigen, und wenn Frankreich mit den Königen in Kampf gerät, kehre ich nach Frankreich zurück." Die erwartete Bestätigung brachte dann, während der Belagerung von Akka, der erwähnte Brief des Direktoriums vom 4. November, aber er enthielt keine Aufforderung zur Rückkehr. Am 26. Mai 1799 schrieb das Direktorium wieder an Bonaparte; es teilte ihm mit, daß es dem Admiral Bruix aufgetragen habe, sein Geschwader mit der spanischen Flotte zu vereinigen, die Engländer im Mittelmeer zu schlagen und die Orientarmee heimzuholen. Wegen der Weigerung des spanischen Befehlshabers war das Unternehmen unterblieben. Bonaparte erfuhr von alledem nichts, da ihn der Brief nicht erreichte, doch wahrscheinlich bekam er durch die französischen Konsuln in Genua und Ancona Nachrichten über Tunis von seinen Brüdern. Genug, den Plan zur Heimkehr hatte er vom Sommer 1798 bis zum Sommer 1799 oft erwogen — er stand immer auf dem Sprunge nach dem „Maulwurfshaufen." Noch eine Waffentat, die ihm einen guten Abgang aus Ägypten ermöglichte, und die Gewißheit, daß die Dinge daheim schlecht standen, dann konnte er den Entschluß zur Heimkehr fassen. In der Nacht vor der Schlacht bei Abukir

sprach er, Miot zufolge, zu Murat das diesem rätselhafte Wort: „Diese Schlacht wird das Geschick der Welt entscheiden." Nun der glänzende Sieg — im Monat danach wird ihm auch die besagte Gewißheit und zwar von einer Seite, von der er sie am letzten erwarten konnte, von englischer. Sidney Smith, der mit seinem Geschwader vor Alexandria liegt und mit Bonaparte wegen Auslieferung der Kriegsgefangenen in Unterhandlung steht, teilt ihm nämlich übermütigerweise mit, daß Frankreich inzwischen in Italien Niederlagen erlitten habe, daß dort im April Scherer geschlagen und die Cisalpinische Republik aufgelöst worden sei. Bonaparte bekommt diese Mitteilung am 2. August in Alexandria und zugleich, zum Beweis der Wahrheit, ein Packet Zeitungen neuester Zeit. Smith bemerkt dazu, er sei beauftragt, die vom Direktorium gewünschte Rückkehr der Armee zu verhindern. Mit großer Erregung liest Bonaparte in den Zeitungen (Gazette de Francfort, Courier français de Londres), daß fast ganz Italien den Franzosen verloren, daß Jourdan im Schwarzwald geschlagen und über den Rhein zurückgewichen ist. Jetzt faßt er den Entschluß zur Heimkehr. Er sagt zu Marmont: „Ich bin entschlossen, nach Frankreich zurückzukehren, und ich denke, Sie mitzunehmen. Der Stand der Dinge in Europa nötigt mich, diesen großen Entschluß zu fassen. Unsere Armeen sind im Nachteil, und Gott weiß, bis wohin die Feinde nicht schon gedrungen sind. Italien ist verloren, und der Lohn so vieler Anstrengungen, so vielen vergossenen Blutes ist dahin. Aber was vermögen auch diese Unfähigen, die an der Spitze der Geschäfte stehen? Alles ist Unwissenheit, Unverstand oder Verdorbenheit bei ihnen. Ich, ich allein habe die Last getragen und durch fortwährende Erfolge dieser Regierung Bestand verliehen, die, ohne mich, sich niemals emporgebracht und behauptet hätte. Als ich mich entfernte, mußte alles zusammenstürzen. Warten wir nicht ab, bis die Zerstörung vollendet ist! Man wird in Frankreich die Kunde von meiner Heimkehr zugleich mit der Nachricht von der Vernichtung der türkischen Armee bei Abukir bekommen. Meine Gegenwart wird die Geister erheben, den Truppen das verlorene Selbstvertrauen und den gutgesinnten Bürgern die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft wiedergeben."

Natürlich teilt Bonaparte seinen Entschluß nur einigen Vertrauten mit; die Armee, die auf ihn sieht, darf nicht erschreckt, und überhaupt darf die Heimkehr nicht gefährdet werden. In aller Heimlichkeit werden im Hafen von Alexandria zwei Fregatten ausgerüstet. Dann, Mitte August, meldet Marmont Bonaparte nach Kairo, der Augenblick zur Abfahrt sei günstig. Sidney Smith war nämlich auf kurze Zeit nach Cypern gefahren, um Wasser einzunehmen. Sogleich, am 18. August, begibt sich Bonaparte nach Alexandria. Er sendet von

dort Kleber den Befehl, den Oberbefehl zu übernehmen. „Das Wohl des Vaterlandes," schreibt er ihm, „sein Ruhm, der Gehorsam und die außerordentlichen Ereignisse, die sich soeben zugetragen haben, bestimmen mich allein, mich mitten durch feindliche Geschwader hindurch nach Europa zu begeben. Ich werde mit meinen Gedanken und meinem Herzen stets bei Ihnen sein und jeden Tag meines Lebens für schlecht angewendet ansehen, wo ich nicht irgend etwas für die Armee tue, deren Oberbefehl ich Ihnen lasse . . ." Der Armee sagt er in seinem Tagesbefehl vom 22. August: „Soldaten! Die Nachrichten aus Europa haben mich bestimmt, nach Frankreich zu reisen. Ich überlasse den Oberbefehl der Armee dem General Kleber. Die Armee wird bald von mir hören; weiter brauche ich nichts zu sagen. Es wird mir schwer, die Soldaten zu verlassen, denen ich am meisten zugetan bin, aber das wird nur für den Augenblick sein, und der Oberbefehlshaber, den ich hier lasse, hat das Vertrauen der Regierung und das meine." Man sieht, jeder Satz berechnet, jedes Wort zweckmäßig. In der Nacht vom 22. auf den 23. August geht Bonaparte in See. Er fährt auf der Fregatte Le Muiron — Le Carrère heißt die zweite — und führt mit sich unter andren Berthier, Lannes, Marmont, Murat, Andréossy, Bessières, Duroc, Ganteaume, Monge, Berthollet, Eugen Beauharnais, Bourienne, Denon, dazu ein paar hundert Garden.

Und der Stand der Dinge in Ägypten? Die Armee war auf die Hälfte zusammenschmolzen, sie litt Mangel an Kleidung und Munition, sah sich inmitten einer feindseligen Bevölkerung und hatte mit dem Anmarsch eines neuen Türkenheeres zu rechnen. Ueberdies war Alexandria nur schwach befestigt, und das schwere Geschütz war in Syrien eingebüßt worden. Endlich, die Soldzahlung war mit 4 Millionen im Rückstand, der Oberfeldherr ließ Schulden zurück und leere Kassen. Daß unter solchen Umständen seine heimliche Abreise von vielen als Flucht bezeichnet wurde, war begreiflich. Aber er ging dahin, wo die größten Dinge auf dem Spiele standen — wer ihn kannte, wußte, daß er nicht der Mann war, der sein Heil in der Flucht suchte.*) Und wie die Dinge in Europa lagen, konnte die Orientarmee

---

*) Der Ausgang des ägyptischen Feldzuges ist: Nachdem auf englischen Schiffen ein großes Türkenheer in Ägypten gelandet und überdies dort wieder die Pest ausgebrochen ist, schließt Kleber am 28. Januar 1800 mit der Türkei den Vertrag von El Arisch, zur freien Rückkehr der Armee nach Frankreich. Aber England fordert unbedingte Unterwerfung. Daher greift Kleber wieder zu den Waffen und schlägt die vierfache Uebermacht der Türken am 20. März bei Heliopolis und erobert Kairo wieder. Nachdem jedoch Kleber am 14. Juni von einem Türken ermordet worden ist, geht das Kommando an den unfähigen Menou über. Unter ihm verläßt die französischen Fahnen der Sieg. Im März 1801

nur dann Hilfe von daheim erwarten, wenn dort eine Wendung zum Bessern eintrat. Wer aber war berufener dazu, sie herbeizuführen, als Bonaparte!

Die Frage drängt sich auf: Gab nicht Bonaparte, indem er sich zur Heimkehr entschloß, große Pläne für den Orient auf? Dachte er in Ägypten ernstlich daran, Frankreichs Waffen nach Indien zu tragen? Gewiß, in Paris hatte er berechnet, daß er im Herbst 1799 mit seiner ganzen Armee oder mit einem Teil davon nach Indien würde gehen können; ein Geschwader sollte in den Indischen Ozean entsandt werden, zur Hilfe bei der Eroberung der englischen Niederlassungen. Und in Ägypten forderte er Ende Januar 1799 von Kairo aus den Sultan von Maissur, Tippu Sahib, den entschiedensten Feind Englands, zu Verhandlungen auf. Auch knüpfte er mit dem Schah von Persien Verhandlungen an, um sich auf einem Zuge nach Indien Stützpunkte zu sichern. Ueberdies knüpfte er an die Eroberung von Akka große Hoffnungen, die auf Verstärkung seines Heeres durch Mameluken, durch die Araber Ägyptens, durch Drusen, Maroniten, und andre syrische Truppen, nur, daß er beim syrischen Feldzug nicht den Nebengedanken an Indien hatte, er wollte nur Djezzar zurückwerfen. Was hat es demnach mit seinen spätern Aeußerungen über seine großen Pläne in Ägypten für eine Bewandtnis? Im Jahre 1804 sagte er zur Frau von Rémusat: „In Ägypten fand ich mich der Fessel einer beengenden Zivilisation entledigt, ich träumte alles, und ich sah die Mittel, alles auszuführen, was ich geträumt hatte. Ich schuf eine neue Religion, ich sah mich auf dem Wege nach Asien, auf einem Elefanten, den Turban auf dem Kopfe und in der Hand einen neuen Koran, den ich nach meinem Belieben zusammengestellt hatte. Ich würde in meinen Unternehmungen die Erfahrungen der beiden Welten vereinigt haben, wobei ich zu meinem Vorteil das Gebiet der ganzen Geschichte ausbeutete, die englische Macht in Indien angriff und durch diese Eroberungen meine Verbindungen mit dem alten Europa wiederanknüpfte. Diese Zeit, die ich in Ägypten zugebracht habe, ist die schönste, weil die idealste, meines Lebens gewesen." Da schwelgt er in Gedanken an den Orient, der ihm, wie er vor der ägyptischen Expedition zu Bourienne sagte, der Ursprung aller Macht und Größe ist. Er vergißt dabei, daß er an Ort und Stelle die Dinge sehr nüchtern beurteilt

landen die Engländer 17 000 Mann bei Abukir unter Keith und Abercromby. Die Franzosen werden in demselben Monat geschlagen, dann auch am 9. April, bei Ramanieh. Darauf landet eine türkische Flotte neue Truppen; Menou verzettelt seine Streitkräfte, Kairo kapituliert am 23. Juni, Alexandria am 31. August. Schließlich werden die Trümmer der Orientarmee vertragsmäßig auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgebracht.

hatte. Wenn Ägypten gesichert sei, hatte er Bourienne gesagt, wenn er dort 15 000 Mann zurücklassen und mit 30 000 ausziehen könne, dann wolle er den Zug nach Indien wagen. „Er fühlte selbst viel zu gut," schreibt Bourienne in seinen (übrigens nur zum teil glaubwürdigen) Erinnerungen, „wie wenig alle diese Pläne mit unsren geringen Kräften, mit der Schwäche der Regierung und mit dem Abscheu der Soldaten vor der Wüste vereinbar waren." Kein Zweifel bei seiner Umsicht und Voraussicht: seinem Benehmen mit dem Sultan von Maissur und mit dem Schah von Persien lagen keine ernsten Absichten zugrunde, er streckte dabei nur Fühler aus, um von seinen gegen England gerichteten Vorsätzen auch den weittragendsten nicht ganz unbetätigt zu lassen. Mit andren Worten: Die Agitation in Indien gehörte zu seinem Programm. Und überhaupt, es war seine Art, großartige Möglichkeiten zu erörtern, sich mit großen Plänen zu tragen, er war ein Weltkriegsmann. Vor Akka, vor dem letzten Sturm auf die Festung, sagte er Bourienne zufolge: „Wenn ich Erfolg habe, werde ich in der Stadt die Schätze des Paschas finden und Waffen für 300 000 Mann . . . ich bewaffne ganz Syrien . . . ich marschiere auf Damaskus und Aleppo; ich vergrößere beim Vordringen im Lande meine Armee durch alle Unzufriedenen. Ich verkünde dem Volke die Abschaffung der Knechtschaft und der tyrannischen Regierung des Paschas. Mit Massenheeren komme ich nach Konstantinopel; ich stürze das türkische Reich um; ich gründe im Orient ein neues und großes Reich, das meinen Platz bei der Nachwelt sichern wird, und ich werde nach Paris über Adrianopel oder Wien zurückkehren, nachdem ich das Haus Oestreich vernichtet habe." Glaublich, daß, wie er zur Frau von Rémusat sagte, vor Akka seine Einbildungskraft starb, die unbezwingbare Festung gebot seinen Erobererphantasien Halt. Bemerkenswert ist, daß Bonaparte in späteren Jahren trotz der „gestorbenen Einbildungskraft" immer wieder auf seine orientalischen Pläne zurückkommt. 1804 sagt er de Pradt zufolge in Mainz: „In Europa gibt es seit 200 Jahren nichts mehr zu tun; nur im Orient kann man im Großen arbeiten." Nach Ségur ist sein Wort nach der Schlacht von Austerlitz: „Ja, wenn Akka in meiner Macht war, nahm ich den Turban, . . . Mit Arabern, Griechen, Armeniern hätte ich den Krieg gegen die Türken beendet . . . ich machte mich zum Kaiser des Orients und kehrte nach Paris über Konstantinopel zurück." Und 1806, nach Tilsit, sagt er Chaptal zufolge: „Ich werde erst dann Herr sein, wenn ich den Vertrag in Konstantinopel geschlossen haben werde." In alledem gibt sich die Einsicht kund: England, der Hauptfeind Frankreichs, muß im Orient besiegt werden, die große politische Aufgabe ist, dort die Völker gegen England zu organisieren. Und gewiß, wenn es

in Europa keine dringlichere Arbeit gegeben hätte, wäre der Orient für Bonaparte das Feld gewesen, das für seinen Ehrgeiz und seine Tatenlust gerade groß genug war. Da aber die Mittel fehlten, waren seine orientalischen Pläne zu jeder Zeit nur Zukunftsmusik; darüber konnte er sich nicht täuschen. Schließlich ist der sicherste Beweis dafür, daß er sich in Ägypten über Indien und über ein orientalisches Kaisertum seines Szepters nur phantasierend erging, die gespannte Aufmerksamkeit, womit er die Dinge in Europa verfolgte, um sich zur rechten Zeit mit ihnen zu befassen.

Nun die Heimkehr.

Da man auf die Segelschiffahrt angewiesen war, im Mittelmeer aber vom Frühjahr bis zum Herbst ein beständiger Nordwest den aus dem Südosten kommenden entgegenweht, war die Zeit für die Ausfahrt schlecht gewählt. Beim Hinsegeln an der Nordküste Afrikas wurden die beiden Fregatten oft um zehn Meilen zurückgeworfen, bis zum karthagischen Vorgebirge brauchten sie drei Wochen, und dabei die stete Sorge vor der Verfolgung durch englische Schiffe. Dann war die Enge zwischen Tunis und Sizilien zu durchfahren, wo ein Kreuzer von der Flotte Nelsons, die vor Syrakus ankerte, Wache hielt. Mit günstigem Winde, in der Nacht bei ausgelöschten Lichtern gelang es, an dem Kreuzer vorbeizukommen. Darauf steuerte man an der Westküste Sardiniens entlang und nach Korsika. Bonaparte sieht Ajaccio wieder. Er wird dort von Verwandten und Bekannten überlaufen, er zeigt seinen Begleitern den ehemaligen Besitz seiner Familie, jagt mit ihnen in den nahen Wäldern — es ist das letzte Mal, daß er in der Heimat weilt. Sein Aufenthalt in Ajaccio ist übrigens bestimmend für seinen nächsten Entschluß. Da er nämlich erfährt, daß die französische Armee in Italien an der Trebbia und am 15. August bei Novi (Joubert fällt dort) geschlagen worden ist, daß in das Direktorium, infolge eines Streites mit den Räten, neue Männer eingetreten sind: so entschließt er sich, seine ursprüngliche Absicht, auf den italienischen Kriegsschauplatz zu gehen und den Oberbefehl zu übernehmen, aufzugeben und sich sogleich nach Paris zu wenden. Er hielt es für unnötig, sich vorher in Italien neuen Kriegsruhm zu erwerben; wenn er jetzt in Paris erschien, erschien er als Retter in der Not — nach seinem Dafürhalten war die Birne reif. Er verläßt Korsika mit gutem Winde und segelt nach Toulon. Da, am 8. Oktober, als man schon den hyerischen Inseln nahe ist, wird ein englisches Geschwader gesichtet. Da es auf die Fregatten Jagd macht, will Bonapartes Admiral nach Korsika zurück, doch Bonaparte befiehlt, die Richtung nach Norden zu nehmen, im Notfall will er in einer Schaluppe ans Land flüchten. Diesen Mut belohnt das Glück, d. h. die Kurzsichtigkeit der Feinde. Die Engländer täuschen

sich über die Segelstellung der französischen Schiffe, glauben, sie steuerten nach Nordosten und fahren schnell dahin vorwärts. Dann hindert sie die Nacht, ihren Irrtum zu erkennen, die Fregatten entkommen und sind am Morgen des 9. Oktobers 1799 auf der Reede in Fréjus in Sicherheit.

Ueber die Heimkehr schreibt Marmont: „Wir fühlten uns einem allmächtigen Geschick verbunden. Wenn jemals ein Mensch an den Schutz einer göttlichen Hand hat glauben können, an eine leitende Macht, die über ihm wacht und alles, was zum Erfolg seiner Unternehmungen nötig war, vorbereitete, so ist es Bonaparte." Begreiflich, daß die Rückkehr Bonapartes aus Ägypten manchem Teilnehmer in solchem Lichte erschien, daß sie aller Welt für ein Wunder galt.

Das Urteil über Bonaparte im Ägyptischen Feldzuge wird lauten dürfen:

1. Er hat, wie im Ersten italienischen Feldzuge, größte Umsicht, Standhaftigkeit und Tatkraft gezeigt, als Feldherr, als Truppenführer (gewissermaßen als solcher) und als Organisator, d. h. bei der Verwaltung des eroberten Landes. Dennoch fällt die Hauptschuld an der Vernichtung der Flotte bei Abukir auf ihn. Auch fallen ihm die mangelhaft vorbereiteten, übereilten Stürme auf Akka zur Last.

2. Er unternahm den Zug nach Syrien, um die türkischen Heere, die ihn nach dem Seesieg der Engländer bei Abukir bedrohten, auseinanderzuhalten, zuerst das eine von ihnen, das erreichbare, zu schlagen. Der Zug war erfolgreich, hatte jedoch keinen ganzen Erfolg, wesentlich deshalb nicht, weil die Engländer bei der Verteidigung Akkas mitwirkten und die Franzosen zur See ohnmächtig waren. Die Tötung der Türken von Jaffa kann Bonaparte nicht als bloße Grausamkeit angerechnet werden, denn er verfolgte dabei, gegenüber einem barbarischen Feinde, seinen militärischen Nutzen.*) Ebenso war die Vergiftung der pestkranken französischen Soldaten eine Nützlichkeitsmaßregel.

3. Auf seine Pläne zum Vordringen nach Konstantinopel oder nach Indien ist kein Gewicht zu legen; er wußte, daß ihm dazu die

---

*) Man möge hier, zur Philosophie über den Krieg, bedenken, daß die wichtigen Handlungen im Kriege nicht nach sittlichen Regeln beurteilt werden können, da der Krieg überhaupt eine Verneinung der obersten sittlichen Regeln ist; er hebt die Geltung der Moral bis zur Grenze der Zweckmäßigkeit des kriegerischen Handelns auf. Jenseits dieser Grenze liegt die bloße Grausamkeit, die als unkriegerisch oder unmilitärisch wieder der sittlichen Beurteilung untersteht. Wenn beim Kriege zwischen Kulturvölkern die Tötung von Gefangenen unterbleibt, so kommt da als Folge gemilderter Sitten ein mildes Kriegsrecht zur Geltung. Aber auch in den Kriegen der Kulturvölker sind Fälle möglich, wo die Tötung der Gefangenen notwendig oder „nützlich und legitim" ist, sich also der sittlichen Beurteilung entzieht.

Kräfte fehlten, und hielt sich an die Zwecke, die für die ägyptische Expedition festgesetzt worden waren.

4. Als er Ägypten verließ, tat er es nicht, um sich einer schwierigen Lage zu entziehen, sondern, um in Frankreich als Retter in der Not aufzutreten, um die Leitung der Republik in die Hände zu bekommen, die reife Birne endlich zu pflücken.

5. Der Gründer des Konsulats.

Wir stehen vor dem großen Wendepunkte im Leben Bonapartes, dem Staatsstreiche vom 18. und 19. Brumaire, wodurch er einen Platz in der Regierung erlangt und seiner Tatkraft, wie seinem Ehrgeize, das weiteste Feld öffnet.

Von seiner Fahrt nach Ägypten bis zu seinem Wiederauftreten in Frankreich — zur Würdigung des letzten müssen wir nun Genaueres wissen —: wie waren in dieser Zeit von fast anderthalb Jahren die französischen Dinge verlaufen? Um das Ergebnis vorwegzunehmen, es war gekommen, was zu erwarten gewesen war, die Regierung, die Bonaparte am 13. Vendémiaire und am 18. Fructidor gestützt hatte, hatte sich abgenutzt und war schließlich, als das Glück die französischen Waffen verließ, dem Ansturm ihrer Gegner erlegen.

Natürlich, daß das Direktorium vom September 1797 (Barras, Rewbell, Larevellière, Merlin, François de Neufchâteau) seines Daseins nicht froh wurde, denn es war keine regelrechte politische Geburt, sondern ein Erzeugnis der rohen Gewalt. Ueber die gemäßigten Republikaner, die Royalisten, die Reaktionäre aller Art hatte es triumphiert, aber wenn es danach Freunde, politische Stützen haben wollte, so mußte es sich den Jakobinern ergeben, d. h. das Werk vom 9. Thermidor verleugnen, der Schreckensherrschaft des Proletariats wieder Raum geben. Das Direktorium beschritt den Mittelweg; in dem Streben, sich nach rechts zu verteidigen und sich nach links seine Verbindungen zu erhalten und zu stärken, regierte es mit einem gemilderten Terrorismus. (Petite Terreur nennt man wohl die Zeit nach dem 18. Fructidor.) Es unterdrückte die gegnerische Presse, ächtete Adel und Priester, nötigte durch seine Finanzpolitik mehr als hunderttausend Besitzende zur Auswanderung und verschickte politische Gegner in die Kolonien. Aber dadurch waren die Jakobiner nicht zu befriedigen, sie wollten den Sturz einer Regierung, die ihnen nur halb

zu Willen war. In ihren trotz des Verbots bestehenden Klubs eiferten sie gegen die Verdorbenheit Barrasens und seiner Genossen und spielten sich selbst als politische Tugendbolde auf. Insbesondere spitzten sie sich auf die nächsten Ergänzungswahlen. Diese, im April 1798 unter jakobinischem Druck vollzogen, brachten die Anhänger des Direktoriums in die Minderheit. Das Direktorium nun, statt alle Wahlen durch die Fünfhundert für ungültig erklären zu lassen, ließ nur die sechzig jakobinischen dafür erklären — das war der Staatsstreich vom 22. Floréal (11. Mai 1798.) Hiernach suchte das Direktorium, durch neue strenge Maßregeln gegen Ausgewanderte und Priester (auch Todesurteile wurden gefällt), die Jakobiner zu gewinnen, aber es erkannte, daß es auch sie unter seine unversöhnlichen Gegner zu rechnen hatte.

Die Krisis für das Direktorium kam im Frühling 1799. Als die französischen Heere in Italien und am Rhein gegen die Zweite Koalition unglücklich kämpften, als Jourdan, vom Erzherzog Karl geschlagen, von der Donau nach dem Rhein zurückgedrängt worden war, als Masséna sich beim Vordringen in die Schweiz festgehalten sah, und Scherer auf dem südlichen Kriegsschauplatze bis hinter den Mincio hatte zurückweichen müssen, als Moreau, Scherers Nachfolger, durch die Oestreicher und Russen unter Melas und Suworow bei Cassano an der Adda am 27. April so geschlagen worden war, daß die französische Herrlichkeit in Oberitalien zusammenbrach: da hatte das Direktorium der öffentlichen Meinung gegenüber einen schweren Stand, man schob ihm die Schuld an allem Unglück zu. Die Folge war: Die Neuwahlen verhalfen der Opposition zur Mehrheit, die Regierung sah sich um die letzte Geltung gebracht, von allen verlassen und von allen verachtet. Zu einem neuen Staatsstreiche aber fand sie weder Mut, noch Kraft, sie erkannte, daß sie das Feld räumen müsse. Schon vor den Wahlen war eine wichtige Veränderung im Direktorium vor sich gegangen, statt des ausgelosten Rewbells war der französische Gesandte in Berlin, Sieyès, zum Direktor gewählt worden, ein Gegner der geltenden Verfassung und der bisherigen Regierungsweise, ein Mann, von dem zu erwarten war, daß er alles aufbieten werde, eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen. Und nun, nach den Wahlen, gingen die Radikalen im Verein mit den Gemäßigten auch gegen drei andre Direktoren vor. Zunächst entsetzten sie Treilhard seines Amtes, wegen eines Formfehlers bei seiner Wahl, und dann zwangen sie, mit dem Hinweis auf die heillose Verwirrung der Finanzen, auch Merlin und Larevellière zum Rücktritt. An die Stelle der verdrängten Direktoren traten: Gohier, Präsident des Kassationshofes, der Divisionsgeneral Moulins und Roger-Ducos. Bis auf Barras, den man verschonte, weil

er nichts bedeutete, war also das Direktorium erneuert worden. Das war der Staatsstreich vom 30. Prairial (vom 18. Juni 1799), der des Gesetzgebenden Körpers gegen die Regierung.

Die unmittelbare Folge war natürlich die Neubesetzung der Ministerämter. Talleyrand sollte durch einen Mann mit reinen Händen ersetzt werden. Die Wahl fiel auf Reinhard, der übrigens mit Talleyrand befreundet war, und weil er abwesend war, erst am 5. September eingeführt werden konnte. Justizminister wurde Cambacérès, Finanzminister Lindet und Kriegsminister der General Bernadotte. Der letzte mußte bald zurücktreten, da er der Regierung wegen seiner Vertrautheit mit den Jakobinern gefährlich schien. Besonders wichtig war die Ernennung Fouchés zum Polizeiminister, denn er war der Mann, dessen das Direktorium zur Bändigung der Jakobiner bedurfte. Bemerkenswert, daß Barras und Sieyès, die einander verabscheuten, Fouché an die Spitze des ministère de la Police générale brachten, jeder in der Absicht, ihn für die eignen Pläne zu benutzen. Für die Oeffentlichkeit war freilich Josef Fouché (1763 zu Nantes geboren) der Schreckensmann par excellence. Er, der bei den Oratorianern für das Lehrfach ausgebildet worden war, war beim Ausbruch der Revolution Advokat geworden. In den Konvent gewählt, schloß er sich den Montagnards an und stimmte für die Hinrichtung Ludwigs 16. In demselben Jahre (1793) ging er als Konventsmitglied mit den Kommissaren des Wohlfahrtsausschusses nach Lyon und leitete dort das furchtbare Blutgericht über die Aufständischen. Nach seiner Rückkehr nach Paris traf ihn der Haß Robespierres, der ihn aus dem Jakobinerklub ausschließen ließ. Infolgedessen gehörte Fouché zu denen, die auf den Sturz des Diktators hinarbeiteten. Im August 1795 wurde er als Terrorist aus dem Konvent ausgeschlossen und ins Gefängnis geworfen. Die Amnestie vom Oktober desselben Jahres gab ihm die Freiheit wieder. Drei Jahre später war er Gesandter bei der Cisalpinischen Republik in Mailand, doch wurde er bald abberufen, weil er die Umgestaltung der Verfassung plante. Zuletzt war er Gesandter im Haag, nur Wochen, doch mit Erfolg.

Als Fouché — späterhin sehn wir genauer auf ihn — als Fouché Ende Juli 1799 sein neues Amt antrat, war er, wie gesagt, für die große Menge der Franzosen der Typus des Jakobiners, aber er hatte sich längst dem Jakobinertum entfremdet. Er, der alle Schulen durch war, kam mit einem Programm, das mit dem des Direktors Sieyès harmonierte. Er wollte die lästige, zügellose jakobinische Partei vernichten, um den reaktionären Parteien jeden Vorwand und jede Gelegenheit zur Reaktion zu nehmen, und sein Hauptziel war,

einer Restauration, einer Wiederherstellung des Zustandes vor der Revolution, durch die Erhebung eines Generals zum Diktator den Weg zu versperren.

Wie groß die Macht der Jakobiner bisher noch gewesen war, bewiesen die beiden Gesetze, die sie kürzlich gegen die Adligen und gegen die Besitzenden, mit Hilfe ihres Anhangs unter den Neutralen, durchgesetzt hatten. Das Gesetz über die Geiseln (loi des otages) ermächtigte die Ortsbehörden, bei Unruhen, wenn sie von den Gemeinden kein Geld bekommen konnten, die Angehörigen von Ausgewanderten als Geiseln gefangen zu setzen oder finanziell haftbar zu machen. Ein fürchterliches Gesetz, weil es viele Unschuldige ins Verderben brachte und überhaupt der Willkür weiten Spielraum ließ. Das zweite Gesetz, das über das Zwangsanlehen (emprunt forcé), legte den Besitzenden eine fortschreitende Abgabe von 100 Millionen gegen eine nichtige Deckung auf. Ein wahres Verhängnis für das Land, weil das Kapital dem Verkehr entzogen, der Verbrauch herabgesetzt, das ohnehin kümmerliche Erwerbsleben wieder einmal schwer geschädigt wurde. So durften die Dinge nicht weitergehn, wenn sich das Direktorium behaupten wollte. In dem wider das Verbot geöffneten Club de manège sprachen jakobinische Abgeordnete aus dem Rat der Fünfhundert täglich davon, das Direktorium zu stürzen und das Schreckensregiment zurückzuführen. Sieyès erkennt die Gefahr und greift ein, er läßt den Klub schließen. Für die Regierung geht nun Fouché planmäßig gegen die Jakobiner vor. Zwei, drei Monate später, und er hat mit ungemeiner Geschicklichkeit und großer Tatkraft sein nächstes Ziel erreicht. Die jakobinische Partei ist gesprengt, ihre Klubs sind geschlossen, ihre Zeitungen unterdrückt, ihre Abgeordneten mundtot gemacht, die Reaktionäre sind gezügelt, die Zuneigung der Gemäßigten, der Konservativen, der führenden Klassen der Republik sind der Regierung und ihrem Polizeiminister gewonnen.

Aber die hochpolitische Nummer auf dem Programm der neuen Regierung, wie stand es damit? Was Sieyès zur Stütze des Direktoriums wollte, war die Diktatur eines unpolitischen Generals, wobei er der Gründer eines neuen Regiments, der politische Macher, der maire du palais hätte sein können. Hoche wäre sein Mann gewesen, ein Ehrgeiziger wie der in der Ferne weilende Bonaparte war es gewiß nicht, ebensowenig der ehrgeizige, jakobinische Bernadotte oder gar der rohe Brune. Sieyès richtete sein Augenmerk auf Joubert, der jung, liebenswürdig, von festem Charakter und ein Republikaner ohne Eifer war. Auf Fouchés Rat rief er den General nach Paris und gab ihm das Kommando über die Armee von Italien. Der Plan war: Wenn Joubert zum Sieger über Oestreich geworden wäre, sollte er

heimkehren und als militärischer Diktator der Regierung zur Seite treten. Aber Joubert fiel im August bei Novi, und Sieyès war genötigt, sich nach einem andren Degen umzusehen. Er wandte sich an Moreau, doch es blieb zweifelhaft, ob er bei dem unschlüssigen Manne zum Ziele kommen würde. Genug, zu der Zeit, als Bonaparte auf der Heimfahrt war, stand für sein Schicksal in Frage: ob er in Frankreich eine durch einen militärischen Diktator gestützte Regierung vorfinden würde, oder ob sich ihm die Gelegenheit, die entscheidende Rolle zu spielen, noch bieten würde.

Merkwürdig, wie ihm im Sommer 1799 die Birne reifte! Wenn die französischen Waffen gegen Oestreich siegreich gewesen wären, sicherlich, zu einer besondren Nachfrage nach dem Manne des 13. Vendémiaire, nach dem Drahtzieher des 18. Fructidors, nach dem Stürzer der Republik Venedig, nach diesem sonderbaren Republikaner würde es dann nicht gekommen sein. Aber nach den Niederlagen erinnerte sich die Nation seines Feldherrngenies, der Gedanke drängte sich ihr auf: „Wenn Bonaparte die Armee von Italien geführt hätte, ständen die Dinge anders! Ja, weshalb war er, der beste General der Republik, in dieser kritischen Zeit im Orient? Natürlich, daß viele glaubten, Barras, Rewbell und Genossen hätten den General nach Ägypten geschickt, um sich seiner zu entledigen, natürlich, daß die Frage nach der Urheberschaft der ägyptischen Expedition öffentlich aufgeworfen und leidenschaftlich erörtert wurde. Talleyrand behauptete, den Plan zur Expedition bei seinem Amtsantritte vorgefunden zu haben. Wer seine Denkschriften über die orientalischen Dinge kannte, wußte, was von der Behauptung zu halten war. Unter dem neuen Direktorium ging der Streit weiter. Im Parlament forderte die radikale Opposition ein gerichtliches Vorgehen gegen die alten Direktoren — am 12. August wird das verworfen — und wandte sich gegen die neuen, weil sie die Orientarmee im Stiche ließen. Zu denen, die die Mär von der Deportation Bonapartes verbreiteten, gehörten übrigens auch Lucien und Josef. Das nächste Ergebnis in der Sache war: Am 18. September rief der Kriegsminister Reinhard im Auftrage des Direktoriums den General Bonaparte „und die Tapfern mit ihm" zurück. Ueberdies wurde Spanien ersucht, mit der Türkei über die Rückkehr der Orientarmee zu verhandeln. Ja, um die öffentliche Meinung zu befriedigen, sollte Ägypten aufgegeben werden, wenn die Armee dadurch zu retten wäre. Aber der Erfolg dieser Maßnahmen blieb ungewiß, bis auf weiteres war das ägyptische Unternehmen für die Regierung eine schwere Sorge. Da trat auf dem europäischen Kriegsschauplatze eine große Wendung ein: Ende September besiegte Masséna die Oestreicher und die Russen in der Schweiz, Anfang Oktober Brune die Engländer

in Holland — die Zweite Koalition war erschüttert, von außen hatte die Französische Republik vorläufig nichts zu besorgen. Wenn jetzt Bonaparte heimkehrte, würde er die Birne nicht völlig reif finden?

Wir werden die französischen Dinge vor der Heimkehr Bonapartes, Ende des Sommers 1799, folgendermaßen beurteilen dürfen.

1. Auf allen Gebieten der innern Staatsverwaltung waren die Zustände unhaltbar. Die Finanzen befanden sich in der größten Verwirrung, die überhaupt unzweckmäßige, ungerechte Finanzgesetzgebung war mit den Gesetzen über die Geiseln und die Zwangsanleihe auf einen heillosen Weg geraten. Im Heerwesen waren die Grundübel: das Gesetz vom 5. September 1798 über die Militärkonskription, das Tausenden und Abertausenden ermöglichte, sich der Dienstpflicht zu entziehen, dann die ungenügende Ausrüstung der Truppen und ihre Verpflegung durch gewinngierige Armeelieferer. In der Rechtspflege ging es so zu, wie es bei den furchtbaren Parteikämpfen und den ungeheuerlichen Gesetzen gegen Angehörige von Ausgewanderten und gegen Geistliche zugehen mußte, allenthalben herrschte Verfolgungssucht, Willkür, schreiendste Ungerechtigkeit und Härte. Erziehung und Unterricht, alle staatliche Fürsorge für das Volkswohl lagen im argen. Alle Erwerbskreise, von diesen Zuständen und den Kriegen der Republik tief berührt, befanden sich in einer schweren Krisis, der schlechten Politik entsprach die verderblichste wirtschaftliche Stockung.

2. Die Gesamtheit der Franzosen war durch die schärfsten Parteigegensätze mannigfach gespalten. Zunächst war da die bunte Masse der Parteigänger der Revolution, im Kampfe gegen die Reaktionäre, gewillt, die Wiederaufrichtung des Ancien Régime, die eine rührige Minderheit zu gunsten Ludwigs 18. plante, mit allen Mitteln zu verhindern. Unter den Republikanern gab es die Gemäßigten und die Radikalen. Jene wollen eine friedliche Republik, diese eine erobernde, jene sind blutrünstige Jakobiner, die zur Vertilgung ihrer Gegner das alte Schreckensregiment wiedereinführen, jedenfalls das Proletariat an die Gewalt bringen möchten, diese sind Bourgeois, Leute, die zu behalten wünschen, was sie haben, und daher Antiterroristen, soweit ihr politischer Mut ausreicht. Was die Republikaner da trennt, ist die soziale Frage, die seit dem Auftreten Babeufs Gestalt gewonnen hat, der Bavoubisme. Die, die bei der Teilung des Raubes an der alten Gesellschaft leer ausgegangen sind, wollen, daß der Staat sich aller Güter bemächtige, daß er die Armen in Staatswerkstätten versorge, die Forderungen der Kommunisten verwirkliche. Das Rote Gespenst geht um und schreckt die gemäßigten Republikaner, so daß sie eine starke Hand ersehnen, jemand, der den Umsturz von links, ebenso wie den von

rechts, zu verhüten vermöchte. Nicht zu übersehn, daß die Jakobiner in der Armee und in allen Verwaltungen großen Anhang haben. Drei Parteien treten also hervor. Erstens: Die Anhänger des Ancien Régime, die die Wiederherstellung des Königtums erstreben, aber nicht wagen, sich offen als Royalisten zu bezeichnen. Zweitens: Die gemäßigten Republikaner, die die liberale Republik befestigen wollen, den antifeudalen, modernen Staat der Freiheit und der Gleichheit vor dem Gesetz. Drittens: Die radikalen oder avancierten Republikaner, auch Jakobiner oder Anarchisten genannt, die sich viel vom Programme Babeufs angeeignet haben und die Diktatur des Proletariats wollen, d. h. zuletzt den sozialistischen oder kommunistischen Staat. Kurz, Konstitutionelle oder Verfassungsfreunde, daneben Verfassungsfeinde, royalistische und jakobinische (auch die letzten nun nichtig, weil ohne Zentrum und Organisation), das war die große Spaltung in der politischen Welt.

3. Die Regierung, das Direktorium vom 30. Prairial, war ohne Einheit der Gesinnung, denn für Aufrechthaltung der Verfassung des Jahres 3 waren nur Gohier und Moulins, Sieyès wollte die Verfassung zu gunsten der ausübenden Gewalt umgestalten, und zu ihm hielt Roger-Ducos und gewissermaßen auch Barras. Ueberdies war Fouché darauf aus, einem Diktator den Weg zu bahnen. Im Rat der Fünfhundert war die Mehrheit entschieden republikanisch, d. h. gegen eine Diktatur. Dagegen war der von Sieyès beherrschte Rat der Alten von dem Bestreben erfüllt, die Regierungsgewalt zu stärken, sie durch eine militärische Diktatur zu stützen. Das Volk überhaupt war nach allen Wechselfällen der Revolutionszeit gleichgültig in der Politik, es wollte Ruhe, aber nach einer Staatsumwälzung hatte es kein Verlangen. Und auch die neue Bourgeoisie, die Menge der großen und kleinen Nationalgutbesitzer, die sich durch den neuen Sozialismus der radikalen Republikaner bedroht sahen, und dazu die Wiederherstellung des Königtums zu fürchten hatten, auch sie trugen nur Begehr nach einer starken Hand zum Schutze des Privateigentums, aber nicht nach einer Aenderung der Regierungsform.

In Summa: Bei der großen Menge der Nation und bei der großen Mehrheit der politischen Welt war das Bedürfnis nach Ordnung und Sicherheit im Staate so groß, daß jemand, der stark genug erschien, sie herzustellen, für ein Attentat auf die Verfassung, zur Aufrichtung einer militärischen Diktatur in der Republik, auf viele Helfer, für einen Staatsstreich zu gunsten des Friedens im Staate auf die größte Nachsicht rechnen konnte, aber nach der politischen Diktatur eines Militärs verlangte nur die reaktionäre Minderheit, die davon naiver Weise die Wiederherstellung der alten Dynastie hoffte.

4. Als der kommende Mann galt zur Zeit in Frankreich niemand. Für Bonaparte wirkten im Stillen nur seine Brüder, Josef und Lucien — mit ihnen und Josefine hatte auch Fouché angeknüpft —, und jene, die schon vor der ägyptischen Expedition bereit gewesen wären, ihm bei einem Staatsstreiche beizustehen. Aber er wurde von der Nation zurückersehnt, weil sie nach den Niederlagen im Kriege seine Abwesenheit als einen Notstand, als die Quelle des Unglücks ansah. Er stand in dem Denken der Nation da als der unvergleichliche capitaine, als der Unbesiegte, der Sieger schlechthin. Kam er, so hob ihn sicherlich die allgemeine Gunst empor, gründeten sich sicherlich alle Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft auf sein Genie und seine Tatkraft. Er war fortgegangen als der Stifter des Friedens von Campo Formio. Sein Werk war vernichtet worden, nur er konnte es wiederherstellen, die Quelle der Uebel zum Versiegen bringen, den Krieg beendigen, die Revolution schließen. Keine Frage: Obwohl die Nation nicht daran dachte, sich einen Gebieter zu geben — die Birne war reif, so reif, daß Bonapartes bloßes Kommen aus ihm den kommenden Mann, den ersten politischen Mann machen mußte!

Die Heimkehr Bonapartes, was für ein Ereignis für Frankreich!

Wenn wir uns an den Mittelpunkt des französischen Lebens hindenken — in Paris war im Sommer 1799 die gesellschaftliche und politische Daseinslust tief gesunken. Die Niederlagen im Kriege hatten hier auf alles und alle einen besonders starken Einfluß ausgeübt; Handel und Wandel stockten, kein Luxus (wie bezeichnend, daß die Modezeitungen nicht mehr erschienen!), keine Equipagen, keine Empfänge, die Oper geschlossen, die andren Theater von einem ärmlich gekleideten Publikum besucht, die herkömmlichen Sommervergnügungen ohne Anziehungskraft, überall das Vertrauen in die nächste Zukunft erschüttert, die Gemäßigten in der Furcht vor den Jakobinern, eine Regierung, die keine Gewähr für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe bot, kurz, eine zerfahrene, niedergedrückte, hoffnungsarme Welt. In der letzten Septemberwoche beginnt die Besserung; am 23. die Siegesnachricht von Brune aus Holland, eine Woche später die von Masséna aus der Schweiz, endlich kann man wieder aufatmen. Es folgen andre gute Nachrichten, man bekommt die Gewißheit: Der äußere politische Horizont ist geklärt, der schwerste Druck ist beseitigt. Das ist der Augenblick, wo Bonaparte zu Fréjus landet, für Paris, für ganz Frankreich eine himmlische Ueberraschung. Die Siegesberichte des Oberfeldherrn der Orientarmee haften noch auf den Mauern aller Gemeinden, als die Frage: Warum kommt er nicht zurück? urplötzlich

beantwortet ist. Wunderbar, der Mann, der der Nation gefehlt hat, den eine Welt zu fürchten hat, ist den Engländern durchs Garn gegangen, er ist wieder da! Zuletzt hat man von seinem Siege bei Abukir gehört. Am 28. September ließ das Direktorium dem Rate der Fünfhundert die Nachricht mitteilen, unter Beifallsstürmen wurde sie zweimal verlesen. Das war der Tag, an dem die Räte beschlossen, daß die Armee von der Schweiz, die von Batavien und die des Orients ne cessent pas de bien mèriter de la patrie. Nun also, wo alle jubeln und die Bedeutung der errungenen Siege übertreiben, nun die Kunde: Bonaparte ist in Fréjus gelandet! Die erste Wirkung auf die politischen Kreise ist hier Verblüffung, dort Raserei. Das Direktorium verbirgt nur schlecht seinen Aerger darüber, daß der General zu einer Zeit kommt, wo die äußere Gefahr beschworen ist. Die Parteien sehen sich in ihren Plänen gestört, sie erkennen sofort, daß sie mit dem Heimgekehrten, ja nur mit ihm zu rechnen haben, daß die politische Lage völlig verändert ist. Aber bei den Fünfhundert, welche Begeisterung! Auf die kühle Mitteilung von der Landung des Generals (fast beiläufig, am Ende einer langen Regierungsbotschaft) erheben sich alle Republikaner wie elektrisiert von ihren Sitzen und brechen in den Ruf Vive la République aus. (Demnächst wählen sie Lucien Bonaparte zu ihrem Präsidenten.) Auf den Straßen Jubel und Musik, in den Theatern unendliche Freudenausbrüche. Am folgenden Tage, nach allem, was man von dem Heimgekehrten hört, steigert sich die allgemeine Ausgelassenheit und Spannung aufs höchste.

Was erlebt und wie verhält sich Bonaparte in diesen Tagen?

In Fréjus verbreitete sich die Kunde von seiner Ankunft schnell, viele aus der Küstenbevölkerung begaben sich in Barken auf die Reede, um ihn an Land zu holen. Niemand bestand auf der Quarantäne; man wußte den Feind jenseits der Alpen und erklärte: Wir wollen lieber die Pest als die Oestreicher. In Fréjus sagte ein Volksredner zu Bonaparte: „Schlagen Sie den Feind, General, und vertreiben Sie ihn, dann machen wir Sie zum König, wenn Sie es wollen.“ Ein Wort, das der Angeredete mit gut gespieltem Unwillen zurückweist, und das auch sonst kein Echo hat. Dann die Reise nach Paris, nur Stunden nach der Landung. Bauern der Provence geleiten den General in der Nacht mit Fackeln, um ihn vor Wegelagern zu schützen. Am 10. Oktober ist er in Aix und meldet dem Direktorium seine Ankunft. Er habe, schreibt er, aus den vor Akka empfangenen Depeschen geschlossen, daß der Krieg auf dem Festlande bevorstehe, und sich seitdem gesagt, daß er nicht lange mehr von Frankreich fern bleiben dürfe. Das Direktorium kenne den Ausgang der Schlacht bei Abukir, Ägypten sei für Frankreich gesichert. Durch englische Zeitungen habe er die Niederlagen

Jourdans und Scherers erfahren, er sei auf der Stelle abgereist, obgleich er nur schlechte Schiffe gehabt habe. „Ich habe geglaubt, die Gefahren nicht in Anschlag bringen zu müssen; ich mußte mich dort befinden, wo meine Gegenwart am nützlichsten sein konnte. Von diesen Gefühlen beseelt, hätte ich mich in meinen Mantel gehüllt und wäre ich auf einer Barke abgereist, wenn ich keine Fregatten gehabt hätte . . ." Er kündigt sich also als der Retter an, als der, der es auf sich genommen hat, die Waffenehre Frankreichs wiederherzustellen. Nach einem Aufenthalt von Stunden setzt er seine Reise fort. Besonders glänzend ist der Empfang in Lyon. Im Uebermaß der Freude tanzt das Volk in den Straßen, man umarmt einander, die Häuser sind geschmückt, am Abend festlich erleuchtet, das Haus, wo der General abgestiegen ist, belagern Massen, die ihm Huldigungen darbringen, ein Stück, mit dessen Aufführung er gefeiert wird, trägt den Titel Le Héros de retour. Natürlich, daß von dem Manne, der Gegenstand des allgemeinen Gespräches ist, die Zeitungsschreiber jede Aeußerung, die sie erhaschen, berichten. Weiter geht die Reise, ein wahrer Triumphzug. Auf die Kunde, daß Bonaparte sich nähert, schmückt man die Poststationen, die Häuser in Stadt und Dorf, die Gehöfte mit den Landesfarben, schmücken sich die Menschen damit, Bürger und Bauern, auf seiner ganzen Fahrt geben ihm jubelnde Mengen das Geleit, wo er erscheint, läutet man ihm zu Ehren die Glocken. Von Lyon nach Paris nimmt er vorsichtshalber einen andren Weg als den, den er seinen Boten angegeben hat. Daher verfehlen ihn seine Frau und seine Brüder, die ihm entgegenreisen. Ganz unerwartet trifft er am 16. Oktober früh um sechs Uhr in der Hauptstadt ein, in seinem kleinen Hause in der Rue de la Victoire — als Paris erwacht, ist der Ersehnte schon da.

Vom Wiederauftreten Bonapartes in Paris bis zur Gründung des Konsulats durch die Verkündung der Konsularverfassung verlaufen nur vier Wochen. Wir müssen uns da unterrichten: über das erste Benehmen und die ersten politischen Schritte des Heimgekehrten, über die Verschwörung zum Staatsstreich, über den Staatsstreich vom 18. und 19. Brumaire, besonders über die Haltung Bonapartes am 19., über das consulat provisoire, besonders über die Schöpfung der Verfassung des Jahres 8.

Bonapartes erstes Benehmen war berechnete Zurückhaltung. So sehr man ihn feierte, in den Fehler, sich sogleich breit hinzustellen, verfiel er nicht. Das große Publikum bekam ihn kaum zu Gesicht, im Theater saß er in vergitterter Loge, er trug, um bürgerliche Gesinnung zu zeigen, die Uniform des Instituts, dessen

Sitzungen er fleißig besuchte, er entzog sich fast allen Festen, die ihm angeboten wurden, je mehr andre Wesens von ihm machten, desto weniger schien er geneigt, darauf einzugehen. Sein erster Besuch galt Gohier, dem Präsidenten des Direktoriums, der seither Josefinen den Hof gemacht hatte. Um seine eigenmächtige Heimkehr zu erklären, sagt er ihm: „Präsident, die Nachrichten, die wir in Ägypten empfingen, waren so beunruhigend, daß ich keinen Augenblick zögerte, Ihre Gefahren zu teilen.“ Gohier antwortet: „Die Gefahren waren groß, aber wir haben sie rühmlich besiegt. Sie kommen genau zur rechten Zeit, mit uns die Triumphe Ihrer Waffengefährten zu feiern.“ Am folgenden Tage, am 17. Oktober, feierlicher Empfang beim Direktorium. Die Hand an den Degen legend, versichert der General, daß er ihn „niemals anders, als zur Verteidigung der Republik und ihrer Regierung ziehen werde.“ Worte, deren schlecht verhüllter Kern war: Ich bin da, und ich werde handeln! Aber nun umdrängen ihn die Parteien, in seinem Hause bildet sich eine Art Hof um ihn. Da kommen fast alle, die im politischen, im militärischen und im sozialen Leben etwas zu bedeuten haben oder etwas bedeuten wollen. Vor allen sind zu nennen: die Direktoren Gohier, Roger-Ducos, Moulins, der Justizminister Cambacérès, der Kriegsminister Dubois de Crancé, der Polizeiminister Fouché. Dann die nächsten Vertrauten der Direktoren Gohier, Sieyès und Barras, die Führer der Radikalen und der Gemäßigten, ferner die hohen Militärs, Generale, die unter Bonaparte gedient haben, überhaupt Kriegsmänner von Ruf, des weitern Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, und endlich die eigentliche Clique des Hausherrn: Talleyrand, der Exminister des Auswärtigen, Regnault de Saint-Jean d'Angély, der Bonaparte in Italien und auf Malta gute Dienste geleistet hat, Roederer, der politische Zweifler, der alle Schulen durch ist, derzeit Kommissar des Direktoriums bei der Verwaltung des Seine-Departements, Cabanis, vormals mit Mirabeau befreundet, Volney, der berühmte Orientkenner, der 1788 seinen Landsleuten die Eroberung Ägyptens vorgeschlagen hatte, und General Bruix, der Exminister der Marine, ein ungemein tüchtiger Kopf. Eine Kunst fürwahr, all diese Leute, die kommen, um zu hören und gehört zu werden, so zu behandeln, daß keiner von ihnen sich vernachlässigt fühlt. Bonaparte versteht sich darauf, er ist die Leutseligkeit selbst. Er will zunächst die Parteien studieren, seine eignen Auffassungen und Wünsche deutet er nur an. Um es mit keinem zu verderben, gibt er sich keinem hin, damit alle auf ihn hoffen, läßt er allen ihre Hoffnungen — eine bestimmte politische Schmauslust scheint er nicht zu haben.

Aber natürlich, das Spiel kann nicht lange dauern; wenn Bonaparte sich nicht entschließt, so besteht die Gefahr, daß andre ihm zuvor-

kommen, daß der Rat der Fünfhundert durch Aufhebung der jüngsten verderblichen Gesetze — schon hat er sie erörtert — den Weg der Reformen betritt.

Der General tut daher die ersten politischen Schritte, er sieht sich nach Leuten um, die ihm zur Macht verhelfen könnten. Da ist zunächst der ihm wohl gesinnte Gohier; wenn er die Hand dazu böte, daß Sieyès, durch Ungültigkeitserklärung über seine Wahl, verdrängt und Bonaparte an seine Stelle gebracht würde, so könnte der Schein der Gesetzlichkeit gewahrt werden. Aber der jakobinische Gohier ist ein ehrenfester Konstitutioneller, er hat für solche Dinge kein Gehör und verweist Bonaparte auf die Verfassung, die für Direktoren das Alter von vierzig Jahren verlangt. Diese Melodie war dem General bekannt. Nicht mehr Entgegenkommen fand er bei Barras. Der ist zwar für eine Verfassungsänderung, wonach an die Spitze der Republik ein Präsident käme, aber er bezeichnet als seinen Kandidaten den ihm ergebenen General Hédonville und verweist Bonaparte auf den in einem neuen italienischen Feldzuge zu gewinnenden Ruhm. Ueber sich sagte er, er sei unbeliebt, verbraucht, zu nichts andrem mehr gut, als ins Privatleben zurückzukehren; eine geheuchelte, leicht zu durchschauende Wunschlosigkeit. Freilich, Barras war als Bundesgenosse nicht viel wert; wer es mit ihm hielt, mußte fürchten, sich bloßzustellen. Sollte sich Bonaparte nun, da es nichts mit Gohier und nichts mit Barras war, auf die Männer der Reitbahn stützen, auf die Jakobiner, die eine republikanische Diktatur wollten? Bernadotte, Augereau, Jourdan waren da die Ersten, und ihr Anhang in den untern Klassen, in der Armee und in der Verwaltung war nicht gering. Josef Bonaparte warb für seinen Bruder bei Bernadotte, doch ohne Erfolg, für die Diktatur eines Einzelnen waren diese Jakobiner nicht zu haben. Uebrigens fand Bonaparte auch bei Moreau, den er aufs schmeichelhafteste behandelte, keine Gegenliebe. Der General weigerte sich, sich mit den Plänen zu einem Staatsstreich bekannt machen zu lassen, er wollte jedenfalls nichts andres tun, als dem Oberbefehlshaber gehorchen. So blieb nur die Verständigung mit Sieyès übrig, den Bonaparte ebenso haßte, wie dieser ihn.

Emanuel Josef Sieyès, 1748 zu Fréjus geboren, war Geistlicher gewesen und hatte seit dem Anfang der Revolution eine wichtige Rolle gespielt. Als Abgeordneter des dritten Standes hatte er sich 1789 einen Namen gemacht, durch seinen hervorragenden Anteil an der Umwandlung der Generalstände zur Nationalversammlung und an der Erklärung der Menschenrechte, und nicht zuletzt durch seine Schrift Que c'est ce que le tiers état? Von den Tagen der Gesetzgebenden Versammlung her galt er als Autorität in Verfassungsfragen,

als einer der ersten politischen Theoretiker, die Einteilung Frankreichs in Departements, die Zerstörung des Provinzgeistes, war wesentlich ihm zu verdanken. Obwohl er sich in der Legislative und im Konvent zurückhielt, war er doch der eigentliche Führer der gemäßigten Republikaner, der Girondisten. Er stimmte für die Hinrichtung Ludwigs 16. und war Anhänger Robespierres. Im April 1795 lehnte er die Präsidentschaft des Konvents ab, weil dieser auf seine Verfassungspläne nicht einging, und begab sich mit Rewbell nach Holland, wo er den Frieden schloß. In demselben Jahre lehnte er auch den Eintritt ins Direktorium ab. Dann saß er im Rate der Fünfhundert, und zuletzt, vor seinem Eintritt ins Direktorium, war er kurze Zeit Gesandter in Berlin. Ein merkwürdiger Mann dieser ehemalige Abbé, den Robespierre den Maulwurf der Revolution genannt hatte. Ein guter Denker, scharfsichtig, weitblickend, von souveräner Intuition und unverwüstlicher Ruhe, ein düsteres Gemüt und gewöhnlich schweigsam, sonst von bündiger Beredsamkeit, ein fleißiger Arbeiter, sehr brauchbar bei den laufenden Geschäften, ein geschickter Unterhändler, in den täglichen Parteikämpfen schlau, gerieben, von kalter Berechnung, und doch als Staatsmann ein arger Träumer, ein Wolkenwandler, ein fürchterlicher Ideologe, trotz seiner Zweiflernatur voller Einbildungen. Gewissermaßen kennt er die Menschen, d. h. er, der Ehrgeizige und Habsüchtige, weiß, was andre ihm gönnen, er kennt seine Freunde und seine Feinde. Zwar ist er zu philosophisch, als daß er rachsüchtig sein könnte, aber nur scheinbar ist er schlicht und wohlwollend, in Wirklichkeit ist er hochmütig, spöttisch, bemüht, durch ein geheimnisvolles, unergründliches Gebaren seine Ueberlegenheit über andre zu sichern.

Bonaparte konnte sich jetzt daran erinnern, daß Sieyès ihn am 13. Vendémiaire die Hoffnung der Republik genannt hatte, aber er sah in ihm natürlich nichts als den Mann, der ihm im Wege war. Als er ihn bei einem Mahle nicht beachtete, rief der Direktor wütend: „Sehen Sie das Betragen dieses kleinen unverschämten Menschen gegen ein Mitglied der Regierung, die ihn hätte erschießen lassen sollen.“ Von vornherein war also die Stimmung: Keiner der beiden konnte den andren ausstehen. Doch Bonaparte hatte Sieyès so nötig, wie dieser ihn. Da war es von größter Wichtigkeit, daß der Direktor mit Lucien und Josef, überhaupt mit den nächsten Vertrauten des Generals, über einen Plan zur Verfassungsänderung schon einig war. Dieser Plan, wofür auch viele gemäßigte Republikaner in den beiden Räten gewonnen waren, ging dahin: zur Stärkung der Regierungsgewalt die fünf Direktoren durch zwei oder drei auf zehn Jahre gewählte Konsuln zu ersetzen, einen Senat mit Mitgliedern auf Lebenszeit und ein nach allgemeinem Wahlrecht gewähltes Abgeordnetenhaus einzu-

führen. Der Rat der Alten, dessen Mehrheit für diese Verfassungsänderung war, sollte die Verlegung der beiden Räte nach St. Cloud beschließen, um die jakobinischen Abgeordneten unter den Fünfhundert dem Einfluß der Pariser Vorstädte zu entziehen; ein Beschluß, wozu die Verfassung des Jahres 3 die Alten ermächtigte. War man draußen, so sollte die Verfassungsänderung durch die Alten den Fünfhundert empfohlen und nötigenfalls aufgedrängt werden. Der letzte Punkt war es, wobei die Hilfe eines volkstümlichen Generals erforderlich war, und diese — das sah Sieyès wohl ein — konnte jetzt nicht bei Moreau, sondern nur bei Bonaparte gesucht werden. (Moreau, der gleichzeitig mit dem letzten in Paris aus Italien eintraf, sagte zu Sieyès: „Das ist Ihr Mann, er wird Ihren Staatsstreich weit besser ausführen als ich.")

Endlich, nachdem ihm Lucien eine Woche hindurch zugeredet hat, entschließt sich Bonaparte zum ersten Schritt. Am 27. Oktober besucht er Sieyès und Roger-Ducos, worauf ihm der Gegenbesuch gemacht wird. Man einigt sich bald. Mit der heimlichen Zusammenkunft Bonapartes mit Sieyès im Hause Luciens am 1. November bekommt die Verschwörung zum Sturz der Verfassung des Jahres 1795 Gestalt. Bonaparte war nicht der Meinung Sieyèsens, daß den Räten ohne weiteres der Entwurf einer neuen Verfassung vorzulegen sei, sondern er wünschte, daß eine Kommission von Räten ihn zunächst prüfe, daß man unterdessen aus ihm, Sieyès und Roger-Ducos eine vorläufige Regierung bilde. Das war, abgesehen davon, daß Bonaparte bei der Verfassungsänderung ein Wort mitsprechen wollte, gewiß ratsam, da die Gegner vor einem Verfassungssturz längst auf ihrer Hut waren. Im Rate der Fünfhundert hatte am 3. September der Radikale Briot ausgerufen: „Ich verkündige es im Angesichte von ganz Frankreich, man bereitet uns einen Staatsstreich vor." Ebenso hatte Jourdan am 10. September den Staatsstreich prophezeit, indem er dem Direktorium vorwarf, es halte eine monarchische Verfassung bereit. Und am 13. September hatte Lucien Bonaparte auf seine Bemerkung, man müsse die Regierung kräftigen und den Geist der Parteiung bannen, scharfen Widerspruch erfahren. Man rief ihm zu: „Ja, schafft eine Diktatur!" Eine Andeutung, die er mit der Phrase abzuwehren für nötig fand: „Es ist keiner unter uns, der nicht bereit wäre, den ersten niederzustoßen, der es wagte, sich als Diktator Frankreichs zu benehmen." Noch mehr, am 24. September hatte der Rat der Fünfhundert auf Verlangen der Radikalen einen Beschluß gefaßt, wonach als Verräter am Vaterlande erklärt und mit dem Tode bestraft werden sollten: alle Generale, Minister, Direktoren, Abgeordnete und andre Bürger, die die Aenderung der Verfassung erstreben würden. Vorsicht

war also geboten. So unbehaglich es Sieyès war, daß erst eine Kommission seinen Verfassungsentwurf prüfen sollte, so gewiß er war, daß in einer vorläufigen Regierung Bonaparte den ersten Platz einnehmen würde: das von dem General gewünschte Verfahren konnte er nicht verwerfen. Darauf, nach der Einigung zwischen Bonaparte und Sieyès, stand in Frage, wen man zur Verschwörung förmlich heranziehen sollte, und wen man ohne weiteres als Bundesgenossen ansehen könnte. Mit Gohier war keinesfalls etwas anzufangen, er mußte in seiner Vertrauensseligkeit gehalten werden, was Fouché und Josefine besorgen konnten (und in der Tat besorgten). Auch war der unzuverlässige Barras aus dem Spiele zu lassen. Als er sich jetzt plötzlich bereit erklärte, für Bonaparte einzutreten, wies ihn dieser mit Redensarten ab. Mit dem Direktor Roger-Ducos — Moulins war wie Gohier zu behandeln — war die letzte Einigung leicht, da er längst mit den Absichten des ihm befreundeten Sieyès vertraut war und ihm ein Platz in der vorläufigen Regierung zufallen sollte. Danach waren die in die Verschwörung einzuweihenden oder die natürlichen Bundesgenossen: die Anhänger der beiden Direktoren in der Regierung, in der Verwaltung, im Institut, ihre Mehrheit im Rat der Alten und die ihnen ergebene Minderheit der Fünfhundert. Dazu kamen die Pariser Stadtbehörden und die Verwaltung des Departements von Paris, bei der Réal mächtig war, und die Polizei, deren Untätigkeit Fouché verbürgte. Der letzte war zwar nicht förmlich für die Verschwörung verpflichtet worden, doch er war stiller Mitarbeiter, bereit, dem Spiel, das er völlig kannte, zuzusehen und sich dem Erfolgreichen anzuschließen. Glaublich auch, daß Finanzleute, die bei der Verschwörung ihren Nutzen sahen, für die ersten Ausgaben Geld zu Verfügung stellten. Endlich das Wichtigste, die Armee, sich mit ihr zu benehmen, war Bonapartes Sache. Ohne weiteres konnte er unter den Pariser Truppen auf die beiden Regimenter zählen, die mit ihm in Italien gewesen waren, dann auf das Regiment, aus dem Murat hervorgegangen war, ferner auf die achtundzwanzig Generaladjutanten der Nationalgarde, die er (Bonaparte) nach dem 13. Vendémiaire ernannt hatte, und ebenso auf die Offiziere der Garden des Direktoriums und der beiden Räte. So leicht da die Verständigung war, besondre Schwierigkeiten waren auch von den wenigen Generalen, die sich abseits hielten, nicht zu befürchten. Augereau zählte nicht. Jourdan erklärte, daß er mit der Herstellung einer starken Regierung einverstanden sei, „freilich unbeschadet der großen revolutionären Grundsätze.“ Bernadotte versprach auf Bitten Josefs, seines Schwagers, dem Staatsstreiche nichts in den Weg zu legen. Wie Moreau wollte der Stadtkommandant Lefebvre dem höchsten Befehlshaber gehorchen. Allen Generalen war schließlich

Bonapartes Wort einleuchtend: „Was können Generale von einem Advokatenregiment hoffen? Sie brauchen einen Chef, der sie zu schätzen, zu verwenden, zu unterstützen weiß.“

Am 6. November, nach dem Ehrenmahl, das die Räte Bonaparte und Moreau in der Kirche St. Sulpice gaben, traf Bonaparte mit Sieyès die letzte Verabredung. Damit der Rat der Fünfhundert dem Staatsstreiche nicht durch Reformen zuvorkäme, wurde beschlossen, ihn am 18. und 19. Brumaire (am 9. und 10. November) auszuführen. Am ersten Tage sollte der Rat der Alten unter dem Vorgeben, eine jakobinische Verschwörung sei im Werke, die Uebersiedelung der beiden Räte nach St. Cloud beschließen und Bonaparte zum Oberbefehlshaber aller Truppen und Garden in Paris ernennen. Am zweiten Tage sollte das Direktorium zum Rücktritt gebracht und die vorläufige Regierung der drei Konsuln eingesetzt werden. Nun waren die letzten Vorbereitungen zu treffen. In der Nacht vom 8. zum 9. November stellte ein Ausschuß des Rates der Alten heimlich die Vorlagen fertig, die am nächsten Tage zur Abstimmung gebracht werden sollten. Beide Räte wurden zum nächsten Morgen einberufen, doch unter Uebergehung (oder verspäteter Einberufung) der Abgeordneten, deren Gegnerschaft feststand. Bonaparte endlich bestellte zur frühen Stunde des nächsten Morgens die Generale und höhern Offiziere in sein Haus, unter dem Vorwand einer Revue.

Nach allem war der Stand der Dinge unmittelbar vor dem Staatsstreich, soweit Bonaparte in Frage kam, der:

1. Er hatte es durch sein geschicktes Benehmen erreicht, daß ihm bei seinem Streben nach der politischen Macht niemand ernstlich in den Weg getreten war, sondern daß fast alle Parteien auf ihn Hoffnungen setzten. Er hatte sich schließlich mit den Mächtigsten verbunden, mit Sieyès und den gemäßigten Republikanern, mit der Bourgeoisie, die in der Revolutionszeit zu Besitz gekommen war und zu ihrem Schutze eine feste antijakobinische Regierung wünschte.

2. Er hatte bei seiner Heimkehr schon eine Verschwörung vorgefunden, aber er veränderte den ersten Plan zum Staatsstreich so wesentlich, daß er für seine persönlichen Wünsche und überhaupt zweckmäßig wurde. Bedenken erregen konnte es freilich, daß der Staatsstreich auf zwei Tage verteilt war.

3. In den Tagen vor dem Staatsstreich sah in Paris die politische Welt, mit Ausnahme der Vertrauensseligen, auf Bonaparte, nur, daß die wenigsten ahnten, daß sein Emporkommen den Sturz der Republik bedeuten werde. Die Birne war so reif, daß eine nur

einigermaßen geschickte Hand sie pflücken konnte. (Dennoch scheint Bonaparte nicht frei von Unentschlossenheit gewesen zu sein. Vielleicht trieb ihn besonders Fouché vorwärts, der als Bändiger der Jakobiner der bedeutendste Vorarbeiter des Staatsstreiches war.)

Wir wenden uns den Vorgängen vom 18. und 19. Brumaire, dem Staatsstreich zur Gründung des Konsulates, zu.

Am 18. Brumaire tritt um sieben Uhr am Morgen der Rat der Alten in seinem Sitzungssaale in den Tuilerien zusammen. Das Spiel der Verschworenen beginnt mit der Rede des Abgeordneten und Saalinspektors Cornet. Er sagt pathetisch, daß den Räten die größten Gefahren drohten. „Werden keine Maßregeln ergriffen, so wird der Brand das Vaterland verzehren; die Ueberlebenden werden vergeblich Tränen auf seiner Asche weinen. In diesem Augenblick ist noch Rettung möglich; wird er nicht benutzt, so hat das Vaterland aufgehört, zu bestehen, sein Skelett wird eine Beute der Geier, die sich um seine blutigen Knochen streiten werden. Der Kommission der Saalinspektoren ist bekannt, daß die Verschwörer in Masse nach Paris strömen, und daß die dort anwesenden nur das Signal erwarten, ihre Dolche zu erheben." Darauf stellt Regnier den Antrag: „Gemäß den Artikeln 102, 103 und 104 der Verfassung dekretiert der Rat der Alten: 1. Die Legislative ist nach Saint-Cloud verlegt, wo beide Räte im Schlosse tagen werden. 2. Sie werden am 19. Brumaire dort am Mittag zusammenkommen, bis wohin jede Sitzung untersagt ist. 3. General Bonaparte ist mit der Durchführung des Dekrets betraut und bekommt, um für die Sicherheit der Kammern sorgen zu können, den Befehl über die Garde des Gesetzgebenden Körpers, über die Nationalgarden und die Garnison von Paris. Jeder Bürger hat ihm auf sein Verlangen Beistand zu leisten. 4. Er hat vor dem Rat der Alten zu erscheinen, um sein Dekret zu empfangen und den Eid zu schwören. 5. Das Dekret wird den Fünfhundert und dem Direktorium mitgeteilt und durch den Druck öffentlich bekannt gemacht." Nachdem dieser Antrag, mit dem Bonaparte betreffenden verfassungswidrigen dritten Teil, ohne Erörterung angenommen worden ist, wird auch eine Kundgebung an die Nation angenommen. Der Rat der Alten, heißt es darin, habe die Maßregeln beschlossen, um die Parteien, die die Volksvertretung unterjochen wollten, zu bändigen und den innern Frieden zu sichern.

Unterdessen wartet Bonaparte in seinem Hause, umgeben von den zur Revue befohlenen Militärs, auf die Mitteilung über das Dekret, das ihm den Oberbefehl überträgt. Cornet überbringt sie ihm gegen zehn Uhr, und sogleich macht der General seine Umgebung damit

bekannt. Er fragt sie, ob er in dieser Gefahr des Vaterlandes auf sie zählen könne. Man antwortet ihm mit Säbelschwenken, worauf er zu Pferde steigt und mit großem Gefolge über die Boulevards und die Place de la Concorde, wo gerade das Standbild der Freiheit ausgebessert wird, nach den Tuilerien zieht. Sieyès, auch zu Pferde (er hatte kürzlich reiten gelernt) und von zwei Adjutanten begleitet, kommt durch den Louvre dahin. Auch Roger-Ducos stellt sich ein, dagegen bleiben Gohier, Barras und Moulins im Luxembourg, wo sie zu ihrem Erstaunen bemerken, daß die Direktorialgarde fortgezogen ist.

Die Dinge entwickeln sich schnell. Bonaparte, in den Tuilerien angekommen, geht unverzüglich mit seinem Stabe in den Sitzungssaal der Alten, um das Dekret anzunehmen und den Eid zu schwören. In einer kurzen Ansprache an die Versammlung spricht er davon, daß die Republik dem Tode nahe gewesen sei. „Eure Weisheit hat diese Verfügung getroffen, die das öffentliche Wohl sichert; unsre Arme werden sie auszuführen wissen. Wir wollen eine Republik, die sich auf eine wahre Freiheit, auf die bürgerliche Freiheit, auf die Nationalvertretung gründet. Wir werden sie haben, ich schwöre es in meinem und im Namen meiner Waffengefährten." Seine Begleiter rufen: „Wir schwören es!" Und obgleich der General nichts von der Aufrechthaltung der Verfassung gesagt, sondern im Gegenteil seine Absicht auf eine Verfassungsänderung deutlich bekundet hatte, spendeten ihm viele Abgeordnete und die Zuhörer auf den Galerien Beifall. Die Sitzung wird geschlossen, die nächste soll am folgenden Tage in St. Cloud gehalten werden. Als nun der Rat der Fünfhundert zusammentritt, hält der Präsident Lucien ihm das Dekret der Alten entgegen; eine Sitzung darf nicht statthaben, wie die Alten haben sich die Fünfhundert am folgenden Tage in St. Cloud einzufinden. Die Abgeordneten gehen in höchster Aufregung auseinander, unter Hochrufen auf die Verfassung des Jahres 3. Eine andre Szene folgt der kurzen im Rate der Alten. Bonaparte begibt sich zu Pferd in den Tuileriengarten zur Truppenbesichtigung. Nicht grade mit schwungvoller Beredsamkeit sagt er den Truppen, er werde sie bald wieder zum Siege führen, doch zunächst müßten die Aufwiegler entwaffnet werden. Und in einer Proklamation an die Nationalgarde und an die Armee läßt er sich aus: „Die Republik ist seit zwei Jahren schlecht verwaltet; Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr dem Uebel ein Ende machen würde; Ihr habt sie mit einer Einträchtigkeit gefeiert, die mir Verpflichtungen auflegt; ich werde sie erfüllen, wie Ihr Eure Schuldigkeit tun werdet, wenn Ihr Eurem General mit derselben Energie, derselben Festigkeit, demselben Vertrauen zur Seite steht, die ich stets bei Euch gefunden

habe. Die Freiheit, der Sieg, der Friede werden der Republik ihren alten Rang in Europa wiederverschaffen, den ihr nur Unfähigkeit oder Verrat rauben lassen konnten." Also „die Verräter" zu beseitigen, darauf kam es jetzt an. Sieyès und Roger-Ducos hatten der Verabredung nach abgedankt, wenn auch Barras zur Abdankung gebracht worden war, war das Direktorium auf zwei Mitglieder verringert und nicht mehr handlungsfähig. Bonaparte sendet Talleyrand und Bruix zu Barras, um ihn zum Rücktritt aufzufordern. Während diese ihrer Sendung obliegen, kommt wie gerufen Botot, Barrasens Geheimsekretär, in den Tuileriengarten und bemüht sich, in Bonapartes Nähe zu gelangen. Der General erblickt ihn, zieht ihn heran und nimmt die Gelegenheit wahr, Barras und die Direktoren insgesamt laut vor den Truppen bloßzustellen, gegen sie eine Rede zur Verbreitung durch die Presse loszulassen. „Was habt Ihr," herrscht er den Sekretär an, „aus dem Frankreich gemacht, das ich Euch so glänzend zurückließ? Ich hinterließ den Frieden und finde den Krieg! Ich ließ Euch Siege und finde Niederlagen! Ich ließ Euch die Millionen Italiens und finde überall Plünderung und Elend! Was habt Ihr aus den hunderttausend Franzosen gemacht, die meine Ruhmesgenossen waren? Sie sind tot! Dieser Zustand kann nicht länger währen. Er würde uns in drei Jahren zum Despotismus führen. Wir aber wollen die Republik, gegründet auf die Gleichheit, auf die Moral, auf die bürgerliche Freiheit und auf die politische Duldsamkeit. Bei einer guten Verwaltung werden alle die Parteiungen bald vergessen sein, in die man die Bürger hineinzwang, und sie werden wieder Franzosen sein dürfen. Die Verteidiger des Vaterlandes aber werden wieder jenes Vertrauen genießen, worauf sie ein so gutes Recht erworben haben." Darauf flüstert Bonaparte Botot zu, daß seine Gefühle für Barras dieselben seien wie seither. Der Sekretär geht fort, um zu berichten, was er gehört hat. Er findet Talleyrand und Bruix bei seinem Herrn, dem sie ein Schreiben an den Gesetzgebenden Körper zur Unterzeichnung vorgelegt haben, seine Rücktrittserklärung. Barras, vielleicht durch eine große Geldsumme gefügig gemacht, unterzeichnet und verläßt sogleich unter Bedeckung die Stadt. Endlich das letzte Werk des Tages, das Vorgehen gegen die Direktoren Gohier und Moulins. Gohier war am Abend vorher mit seiner Frau von Josefine zum Frühstück eingeladen worden; offenbar gedachte Bonaparte, ihn zu übertölpeln. Doch Gohier kam nicht, und als er von seiner Frau das im Laufe des Vormittags Geschehene erfuhr, begab er sich mit Moulins in die Tuilerien, um dem General Vorstellungen zu machen. Bonaparte begegnet den beiden Direktoren mit spöttischer Freundlichkeit. „Mit Freuden sehe ich," sagt er, „daß Sie unsren Bitten und den

Ihrer Kollegen nachgeben. Sie werden sich — da Sie dem Vaterland ergeben sind — uns anschließen, um die Republik zu retten.“ Gohier will die Ehre der Rettung für das Direktorium. Bonaparte fragt: „Mit welchen Mitteln denn? . . . etwa mit den, die Ihnen Ihre Verfassung gibt? Sehen Sie doch nur, wie sie von allen Seiten zusammenstürzt! Diese Verfassung kann nicht länger bestehn.“ Gohier erwidert: „Wer hat Ihnen das gesagt? Verräter, die weder den Willen, noch den Mut haben, ihr zu gehorchen!“ Er beschwört den General, den Weg der Gesetzlichkeit nicht zu verlassen. Bonaparte sieht, daß Gohier nicht einzuschüchtern ist, ebensowenig Moulins. Beide Direktoren weigern sich, vom Amte zurückzutreten. Sie kehren in den Louvre zurück, den Moreau auf Befehl Bonapartes umzingelt hält. (So stand Moreau, der sich geweigert hatte, sich in die Verschwörung einweihen zu lassen, an wichtiger Stelle; er hielt das Rumpfdirektorium hinter Schloß und Riegel.) Das Ergebnis des Tages war: Die Legislative war nach St. Cloud verlegt, aus dem Bereiche der Pariser Vorstädte entfernt, das Direktorium, die Exekutive, war außer Tätigkeit gesetzt; damit und mit den andren Maßnahmen war die Verfassung beiseite geschoben, Bonaparte, mit der höchsten militärischen Gewalt bekleidet, war Herr der Lage oder schien es zu sein.

Die Nacht vom 18. auf den 19. Brumaire verläuft ohne wichtige Ereignisse. Bei der Beratung über die am nächsten Tage einzunehmende Haltung rät Sieyès, dreißig oder vierzig der entschiedensten Radikalen unter den Fünfhundert verhaften zu lassen, vor allen Jourdan und Augereau, aber Bonaparte, voll Zuversicht auf seine Volkstümlichkeit, auf die Sieghaftigkeit seines Auftretens, weist den Rat zurück. Er wollte keine Furcht zeigen und überhaupt nicht zu den alten Gewaltmitteln greifen, nur daß er Fouché ermächtigte, die zwölf Stadtbehörden von Paris außer Tätigkeit zu setzen und ihre Macht auf die Kommissare des Direktoriums zu übertragen, deren Ergebenheit sich Réal versichert hatte. Dann ein letztes Schwanken bei den Verschworenen; einige Abgeordnete fürchten, daß die Errichtung einer Diktatur im Rate der Fünfhundert auf Widerstand stoßen wird, und schlagen Bonaparte vor, sich mit der Umgestaltung des Direktoriums und mit einer Direktorstelle zu begnügen. Der General antwortet unwillig, ein Direktorium bestehe nicht mehr, was Frankreich erwarte, sei nicht eine Palastrevolution, sondern eine Umgestaltung der Verfassung, eine Art von zeitweiliger Diktatur oder, wenn dieses Wort Mißtrauen erwecke, eine Konzentration der vollziehenden Gewalt — das wäre das einzige Heilmittel. Darauf einigt man sich, planmäßig zu verfahren, d. h. den Räten die Einsetzung einer vorläufigen Konsularregierung und die Vertagung vorzuschlagen.

Am 19. Brumaire versammeln sich die beiden Räte gegen Mittag im Schlosse zu St. Cloud. Der Rat der Alten tagt im ersten Stock, der Rat der Fünfhundert in der Orangerie, auf dem Platz vor dem Schlosse stehen die Parlamentsgarden unter Murat. Die Stimmung der Abgeordneten, die sich vor der Sitzung im Park ergehen, ist sehr erregt und dem Fortgang des Staatsstreiches nicht günstig. Die einen, die zur gestrigen Sitzung zu spät eingeladen worden waren, heischen Aufklärung, die andren sagen, das Dekret sei ihnen abgelistet worden, alle wollen nur einen Regierungswechsel, keinen Verfassungssturz. Nach ein Uhr beginnen die Räte ihre Sitzungen. Bonaparte befindet sich mit seinem militärischen Gefolge im ersten Stock, er, Sieyès und Roger-Ducos sind in einem Zimmer abgesondert, wo sie über das, was bei den Räten vorgeht, Bericht bekommen. Der Bericht aus dem Rat der Fünfhundert lautet schlecht. Der Abgeordnete Gaudin hatte da, von den Verschworenen vorgeschickt, das Wort genommen. Wegen der Gefahren, die der Republik drohten, hatte er schnelles Einschreiten gefordert, nämlich die Niedersetzung eines Ausschusses, der über die Mittel zur Rettung der Republik berichten sollte — dadurch sollte die Beratung über die Verfassungsänderung gekürzt werden. Aber der Antrag Gaudins erregte bei den Radikalen einen Entrüstungssturm. Man ruft: Keine Diktatur! Nieder mit den Diktatoren! Es wird der Antrag des Radikalen Grandmaison angenommen, wonach jeder Abgeordnete beim Aufruf den Eidschwur auf die Verfassung zu erneuern hat. Hiernach konnte Bonaparte nicht mehr unklar darüber sein, daß die Versicherungen zur Beruhigung über das Schicksal der Republik, die er durch Saliceti den Jakobinern gemacht hatte, vergeblich geblieben waren. Die Radikalen trauten ihm nicht, und sie zogen jetzt auch die unentschlossenen unter den Gemäßigten auf ihre Seite — dem Verfassungssturz wirkte im Rate der Fünfhundert die Mehrheit entgegen. Darauf hatte der General nicht gerechnet. Ein Glück, daß die Eidesleistung langwierig war, daher konnte der Rat der Alten die Zeit zu einem entscheidenden Schritte benutzen. Aber jemand mußte ihn vorwärtstreiben. Sieyès fand nicht den Mut dazu. (Er ließ einen Wagen am Schloßgitter bereithalten; bei einer üblen Wendung der Dinge wollte er sich unter dem Schutze der Truppen in Sicherheit bringen.) Bonaparte dagegen sagte zu seiner Umgebung: „Man muß ein Ende machen," und kurz entschlossen begab er sich in den Rat der Alten.

Auch hier hatte sich nach Eröffnung der Sitzung die Opposition gerührt; die Mitglieder, die am Tage vorher nicht rechtzeitig zur Sitzung eingeladen worden waren, forderten Aufklärung über die Verlegung der Räte nach St. Cloud. Darauf hatten Sieyèsens Anhänger durch-

gesetzt, daß die Sitzung unterbrochen bleiben sollte, bis die Nachricht vom Zusammentritt der Fünfhundert gekommen wäre. Um dreieinhalb Uhr kommt vom Geheimsekretär des Direktoriums die zumteil unwahre Nachricht, vier Direktoren hätten ihren Rücktritt erklärt und der fünfte Direktor sei durch Bonaparte unter Aufsicht gestellt worden, das Direktorium bestehe nicht mehr. Man beschließt, den Brief den Fünfhundert zu senden, damit sie eine Kandidatenliste aufstellen. Wieder wird die Sitzung unterbrochen. Da entsteht plötzlich Unruhe, Bonaparte ist gekommen. Die Sitzung wird wiederaufgenommen.

Bonaparte im Rate der Alten — er ist von Bourienne, Berthier, Josef und von seinen Adjutanten begleitet — wird förmlich zur Teilnahme an der Beratung aufgefordert und ergreift sogleich das Wort. Er sagt: Die Republik steht auf einem Vulkan. Er und seine Waffengenossen seien dem Rufe der Kammer gern gefolgt, und nun werde er dafür verleumdet. Man habe von einem Cäsar, einem Cromwell gesprochen, ihm den Plan der Gründung einer Militärherrschaft untergeschoben. Wenn er die Freiheit des Landes hätte unterdrücken wollen, hätte er wiederholt Gelegenheit dazu gehabt, er hätte nur dem Drängen seiner Kameraden, den Bitten seiner Soldaten seit seiner Rückkehr aus Italien nachgeben brauchen. Dann erging er sich wieder in Allgemeinheiten über die Gefahren, die der Republik, die ohne Regierung sei, drohten. Der Rat der Alten sei nun zum Handeln berufen, er möge rasch handeln, es gelte, die Freiheit und die Gleichheit zu retten. Da ruft jemand: „Und was ists mit der Verfassung?" Der General antwortet: „Die Verfassung? Ihr habt sie verletzt am 18. Fructidor, am 22. Floréal, am 30. Prairial. Die Verfassung? Von allen Parteien wird sie angerufen, und alle haben sie geschädigt. Sie kann uns nicht zum Heile gereichen, denn niemand achtet sie mehr. Suchen wir das Mittel, jedermann die Freiheit zu sichern, die ihm zukommt, und die ihm die Direktorialverfassung nicht zu gewährleisten vermochte!" Als einige Abgeordnete Aufklärung über die drohenden Gefahren begehren, greift der Redner in seiner Verlegenheit zu der Lüge, Barras und Moulins hätten ihm Umsturzpläne anvertraut, ihn aufgefordert, an die Spitze einer Partei zu treten, die alle Männer von liberalen Gesinnungen stürzen solle. Auf die Aufforderung des Präsidenten Lemercier, das Komplott zu enthüllen, weiß er nichts andres vorzubringen als neue Klagen über die Unzulänglichkeit der Verfassung. Schließlich wendet er sich mit komischem, erkünsteltem Pathos an die Grenadiere, die draußen an der Türe stehn und ihn gar nicht hören können. Er redet sie mit Schmeichelreden an, drückt ihnen sein Vertrauen darauf aus, daß sie ihn schützen würden, wenn irgend ein vom Auslande bezahlter Redner ihn in die Acht

erklären wolle. „Wenn er darauf antrüge, mich außer dem Gesetz (hors la loi) zu erklären, so würde ich mich an meine tapfern Kameraden wenden: an Euch, Ihr Grenadiere, deren Mützen, an Euch Ihr wackern Soldaten, deren Bajonette ich im Hintergrunde sehe! Erinnert Euch, daß mich der Gott des Krieges und des Glücks begleiten!" Diese Phrasen zeigten, daß der General völlig den Kopf verloren hatte. Bourienne flüsterte ihm zu: „General, Sie wissen nicht mehr, was Sie sprechen," und bewog ihn, sich zurückzuziehen. Hierauf wurde die Sitzung wieder unterbrochen.

Was für eine Szene, Bonaparte bei den Alten! Fast nur Ungeschicklichkeiten, nur Torheiten hatte er begangen, und das inmitten seiner Mitverschworenen, die er mit seinen haltlosen Worten ebenso bloßstellte wie sich selbst. Nach seinen unzusammenhängenden, wirren Aeußerungen, nach der ganzen Hohlheit seines Auftretens lag zutage: Die Republik war keineswegs in Gefahr, die jakobinische Gefahr war nur der Vorwand, worunter ein Ehrgeiziger die höchste Gewalt an sich bringen wollte. Und überhaupt, was hatte der General nötig, sich als Bürge für das Dasein einer jakobinischen Verschwörung aufzuspielen? Wie unklug, sich darüber einem Verhöre auszusetzen; als ob es nicht Sache des Rates der Alten gewesen wäre, selbst die Gründe für seinen Beschluß zu erbringen!

Was nun, nachdem es mit dem Ein-Ende-machen bei den Alten nichts gewesen war? Sofort begibt sich Bonaparte in den Rat der Fünfhundert, wo inzwischen die Eidesleistung vor sich gegangen war und unter wachsender Aufregung eine Erklärung der Alten über die Gründe der Verlegung der Räte nach St. Cloud erwartet wurde. Die Erklärung blieb aus, dagegen kam ein Brief von Barras, worin es hieß, daß er vor dem zurücktrete, den der eigne Ruhm und das Vertrauen der Nationalvertretung in gleich hervorstechender Weise ausgezeichnet hätten. Da, als die Jakobiner über Barrasens Rücktritt Aufklärung begehren, erscheint plötzlich Bonaparte mit seinen Offizieren und vier Grenadieren. Er läßt seine Begleiter zurück und geht auf den Präsidentensitz zu. Seine Dreistigkeit entfesselt bei der Opposition einen Sturm der Entrüstung. Die Radikalen rufen: „Bewaffnete im Saale!" Die Mutigsten von ihnen werfen sich dem General entgegen, er wird hart angefaßt, gestoßen, nach dem Ausgange gedrängt. Erstaunt und erschreckt hört er die Rufe hors la loi! hors la loi! Er verliert einen Augenblick die Besinnung, sinkt seinen Grenadieren in die Arme und wird von ihnen hinausgeführt.

Damit, mit dem Versagen beider Räte, ist die Krisis da: Bonaparte ist mit seiner Absicht, den Staatsstreich mit den Alten und den

Fünfhundert ohne Gewalttaten auszuführen, gescheitert, er hat die Wahl, zurückzuweichen oder Gewalt anzuwenden.

Nachdem Bonaparte die Fünfhundert verlassen hat, verlangen die Jakobiner, daß Lucien sofort über die Aechtung des Generals abstimmen lasse, andre wollen, daß sein Oberbefehl für nichtig erklärt werde, da ihm die Alten ihn ohne Befugnis übertragen hätten, wieder andre fordern, daß sich der gesamte Rat den Truppen zeige, um sie zum Schutz der Verfassung aufzurufen. Dazu kommen die Anträge: Der Gesetzgebende Körper erklärt seine Sitzung für dauernd, er kehrt nach Paris zurück, die Truppen von St. Cloud stehn zu seinem Befehl. Lucien erkennt, daß alles auf dem Spiele steht. Er sieht sich umringt, von Interpellanten bestürmt, er überläßt das Präsidieren dem Vizepräsidenten und geht zur Tribüne, um für seinen Bruder zu sprechen. Doch in dem Tumult kann er sich kein Gehör verschaffen. Man wendet sich jetzt auch gegen ihn, der Ruf nach Aechtung seines Bruders erschallt von neuem. Lucien hat die Geistesgegenwart, einen ihm vertrauten Ordner mit der Botschaft an den General zu senden, die Sitzung müsse für zehn Minuten unterbrochen werden, sonst stehe er für nichts.

Während dieser Vorgänge hat sich Bonaparte vor dem Saale wieder erholt. Als er gehört hatte, daß man ihn in die Acht erklären wolle, hatte er durch ein Fenster hinausgerufen: „Ins Gewehr!" und der Ruf war von Schar zu Schar weitergegeben worden. Dann war der General hinausgeeilt, zu Pferde gestiegen und durch die Parlamentsgarden bis zu den Linientruppen geritten. Um sie gegen die Fünfhundert aufzureizen, hatte er ihnen gesagt, in der Versammlung wären vom Auslande bestochene Verräter, die ihn ermorden wollten, was um so glaublicher erschien, als er sich in der Aufregung das Gesicht blutig gekratzt hatte. Wie gerufen kommt nun Luciens Bote. Sofort läßt Bonaparte seinen Bruder durch ein Pikett Grenadiere ins Freie holen, und viele Abgeordnete folgen ihrem Präsidenten dahin. Jetzt kommt es darauf an, die Garden zum Einschreiten zu bewegen. Lucien steigt zu Pferde, schildert den Garden den Tumult der jakobinischen Abgeordneten, wovon der General bedroht und angegriffen worden sei. „Franzosen!" ruft er aus, „der Präsident des Rates der Fünfhundert erklärt Euch, daß die weitaus größte Mehrheit dieser Versammlung im Augenblicke von einem Häuflein Abgeordneter terrorisiert wird, die mit Dolchen bewaffnet sind, die Tribüne belagern, ihre Kollegen mit dem Tode bedrohen und ihnen die abscheulichsten Beschlüsse zumuten. Ich erkläre, daß diese verwegenen Verbrecher, ohne Zweifel von der englischen Regierung bezahlt, sich gegen den Rat der Alten empören, indem sie die Aechtung des Generals fordern, der mit der Ausführung des Dekrets dieses Rates beauftragt ist. Ich erkläre, daß diese kleine

Zahl von Wütenden sich selbst durch ihre Angriffe auf die Freiheit dieser Versammlung außerhalb des Gesetzes gestellt hat. Ich übertrage den Kriegern die Sorge, die Mehrheit der Volksvertreter zu befreien, damit wir, von den Bajonetten gegen die Dolche geschützt, in Frieden über den Nutzen der Republik beraten können. Ihr werdet als Abgeordnete Frankreichs nur die anerkennen, die sich mit ihrem Präsidenten in Eure Mitte begaben. Die, die in der Orangerie zurückblieben, um über die Aechtung abzustimmen, jagt hinaus! Diese Räuber sind nicht mehr die Vertreter des Volkes, sondern die des Dolches." Dem fügt der General hinzu: „Und wer Widerstand leistet, den tötet. Mir folgt, denn ich bin der Gott des Tages." Aber Lucien forderte seinen Bruder leise auf, um alles in der Welt zu schweigen. Die Soldaten rufen Vive Bonaparte! Doch sie rühren sich nicht. Erst als Lucien einen Degen gegen die Brust seines Bruders zückt und ruft: „Was mich betrifft, so schwöre ich, meinen eignen Bruder zu durchbohren, wenn er jemals die Freiheit der Franzosen verletzen sollte," erst da sind die Garden gewonnen, zumal da sie jetzt den Trommelschlag bei den Linientruppen hören, die zum Vorgehen ohne sie bereit sind. Auf einen Wink Bonapartes führt Murat die Garden in die Orangerie. Die Abgeordneten werden hinausgetrieben, die Zuhörer auf den Tribünen fliehen durch die Fenster. In Wahrheit hat Lucien die Sache der Verschworenen gerettet, auf den Gesetzgebenden Körper den Säbel gelenkt, der Republik den Todesstoß versetzt, seinen Bruder auf den Schild gehoben.

Lucien ist auch der, der am Abend des 19. Brumaire die Verschwörung zum Ziele führt. Er schildert dem Rate der Alten, mit ebensolchen Entstellungen wie den Garden, die Vorgänge bei den Fünfhundert und fordert ihn auf, Beschluß zu fassen, „damit die Rutenbündel der Konsuln, dieses ruhmreiche Zeichen der republikanischen Freiheit der alten Welt, erhoben werden, um unsre Verleumder zu entwaffnen und das französische Volk zu beruhigen, dessen allgemeine Zustimmung Eure Arbeit heiligen wird." Die Alten beschließen darauf ihre Vertagung und die der Fünfhundert, sie ernennen eine vorläufige Regierung von drei Konsuln und wählen eine Kommission zur Beratung der neuen Verfassung. Danach, am späten Abend, versammelt Lucien etwa dreißig von den Fünfhundert (nach manchen Angaben ist die Zahl höher), ein Rumpfparlament, dem er vorsitzt, um ihm den Schein der Gesetzlichkeit zu geben. Die Tribünen sind wieder von Neugierigen gefüllt. Es werden die Vorlagen zur Verfassungsänderung eingebracht und einem Ausschuß überwiesen. In dessen Namen berichtet Boulay de la Meurthe (der vordem, beim vorigen Staatsstreich, über das Gesetz vom 19. Fructidor berichtet hatte); er verwirft die Ver-

fassung des Jahres 3 und verurteilt die Politik des gestürzten Direktoriums. Hierauf beschließt das Rumpfparlament: Es gibt kein Direktorium mehr. Ein Komitee von drei Konsuln, Sieyès, Roger-Ducos, Bonaparte, übernimmt vorläufig die Regierung. Es ist mit aller direktorialen Macht bekleidet und beauftragt, die Ordnung in der Verwaltung, die Ruhe im Innern und einen ehrenvollen und dauerhaften Frieden nach außen herzustellen. Der Gesetzgebende Körper vertagt sich bis zum 20. Februar 1800, nachdem er 61 namentlich aufgeführte Abgeordnete ihres Mandats verlustig erklärt und eine Kommission von 25 Abgeordneten gebildet haben wird, die mit einer Kommission des Rates der Alten und den Konsuln die dringenden Geschäfte der Polizei- und der Finanzverwaltung erledigen, eine neue Repräsentativkonstitution und ein neues bürgerliches Gesetzbuch ausarbeiten soll. — Die Kommission wird gewählt, die gefaßten Beschlüsse werden den Alten mitgeteilt. Diese vernichten der Form halber ihre frühern Beschlüsse und bestätigen die des Rumpfparlaments. Der letzte Akt ist: Die drei Konsuln schwören in beiden Räten unverbrüchliche Treue der Souveränität des Volkes, der Französischen Republik, der Freiheit und Gleichheit und dem Repräsentativsystem. Lucien feiert vor dem Rumpfparlament die Rettung der Freiheit; sie habe, sagt er, nun die toga virilis angelegt. „Volksvertreter!" ruft er am Schluß aus. „Wenn die Freiheit im Ballspielhause zu Versailles geboren wurde, so ist sie in der Orangerie von Saint-Cloud befestigt worden!"

Bonapartes letzte Tätigkeit in der Nacht vom 19. auf den 20. Brumaire ist das Entwerfen einer Proklamation an das Volk. Er lügt da, im Rate der Fünfhundert seien zwanzig Mörder, „bewaffnet mit Dolchen," auf ihn losgestürzt und hätten nach seiner Brust gezielt, auch hätten sie den eigenen Präsidenten mit dem Tode bedroht. Er habe ihn ihrer Wut entrissen, worauf die Grenadiere den Saal geräumt hätten. „Die Verschwörer, eingeschüchtert, zerstreuten sich, die Mehrheit aber, vor ihren Anschlägen nunmehr sicher, kehrte frei und ruhig zurück; sie vernimmt die Vorschläge, die ihr zum öffentlichen Vorteil gemacht werden, und berät und beschließt das heilsame Gesetz, das für die Republik gelten soll. Die Ideen der Erhaltung, der Sicherheit und der Freiheit (conservatrices, tutélaires, libérales) sind wieder in ihre Rechte getreten." Wie die von St.-Cloud heimkehrenden Grenadiere, die das ça ira, das alte Befreiungslied, sangen, so mochten die Bürgerlichen, die den 19. Brumaire gemacht hatten, glauben, der Freiheit eine Gasse gehauen zu haben. Wohl glaublich, daß Bonaparte nicht zufrieden mit sich war. Wenigstens berichtet Bourienne, daß ihm der General, als er in der Frühe des 11. Novembers mit ihm nach Paris zurückkehrte, sagte: „Ich habe heute wohl

viel dummes Zeug geredet, ich weiß mit Versammlungen noch nicht auszukommen; es wird schon besser werden."

Die Wahrheit über die Haltung Bonapartes am 19. Brumaire ist: Er hatte seinen Absichten schlecht gedient. Da er, allzu sicher, den Widerstand der Räte nicht genügend in seine Berechnung gezogen hatte, war er bei den Alten und bei den Fünfhundert mit unüberlegten, unzweckmäßigen, seiner Sache schadenden Reden, überhaupt planwidrig aufgetreten. Er hatte sich keineswegs als das Haupt, als der Leiter der Verschwörung gezeigt, sondern in der Krisis, bei den Fünfhundert, hatte er so den Kopf verloren, daß er zum lächerlichen Deklamator geworden war und ihm die Furcht die Sinne benommen hatte. Um den Erfolg des Tages hatte er nur ein militärisches Verdienst, insofern als er Lucien zu den Garden hatte holen lassen, aber das war auf Lucien zurückzuführen, der ihn im kritischen Augenblick von der Notwendigkeit, die Sitzung der Fünfhundert zu unterbrechen, verständigen ließ. Auch daß es zu dem militärischen Eingreifen gekommen war, hatte er wesentlich Luciens Auftreten zu verdanken, wenngleich die Linientruppen jedenfalls den Rat der Fünfhundert gesprengt hätten.

Wie stehn die Dinge nach dem Staatsstreich? Was geschieht während des consulat provisoire zur Beseitigung der alten Zustände, zur Gründung des Konsulats?

Kein Zweifel, mit Ausnahme einer ohnmächtigen Minderheit war alle Welt in Frankreich mit dem 18. und 19. Brumaire, mit dem politischen Emporkommen des Generals Bonaparte zufrieden; man sah nun den tatkräftigsten und ruhmvollsten Mann der Zeit mit der Führung der Staatsgeschäfte befaßt, hinter ihm stand das Heer, und er erschien als der Mann der politischen Mäßigung — fürwahr, eine neue Zeit brach an, wo eine feste Hand die Zügellosen zügeln würde! In der Oeffentlichkeit, in der Gesellschaft und in der Presse, auf den Straßen und in den Theatern war vornehmlich von Bonaparte die Rede, seine Mitkonsuln bedeuteten dem Publikum nichts. Und wirklich hatte der General in der neuen Regierung das Uebergewicht. Zwar war er nicht förmlich der Erste, denn nach dem Vorschlage seiner Kollegen wurde kein Präsident gewählt, sondern der alphabetischen Reihe nach kam an jeden Konsul das Amt des consul du jour. Auch teilten sich die Konsuln anfänglich genau die Geschäfte, wobei Bonaparte nur die militärischen gänzlich überlassen waren. Aber bei seiner Erfahrenheit, seinem organisatorischen Talent, seiner Arbeitslust und Arbeitskraft änderte sich das bald; Roger-Ducos zog sich im Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit zurück, und Sieyès ließ seine Hauptsorge die neue Ver-

fassung sein. Bonaparte regierte, und dabei tat er alles, um seine Volkstümlichkeit zu sichern und zu steigern. Dazu dienen ihm, der sich übrigens wie bisher bürgerlich kleidet, die Ausfragungen der Zeitungsschreiber; was er ihnen sagt, ist darauf berechnet, sein Tun in der Vergangenheit und seine Absichten ins beste Licht zu setzen. Ferner läßt er sich eine kluge Behandlung der Royalisten angelegen sein; er verspricht ihnen Rücksicht, wofern sie auf ihre Chimäre, die Einsetzung Ludwigs 18., verzichten. Ebenso klug behandelt er die Jakobiner; nur die von ihren Klubs werden vorläufig geschlossen, die sich gegen die Regierung erklärt haben. Dann die gesetzgeberischen Maßnahmen der Konsuln mit den Kommissionen der Räte: die Aufhebung des Gesetzes über die Geiseln, schon in den ersten Tagen nach dem Staatsstreich (Bonaparte geht in das Staatsgefängnis, den Temple, um selbst den Gefangenen die Freiheit zu verkünden), die Zurückziehung des Gesetzes über die Zwangsanleihe und die Vermehrung der Staatseinkünfte durch einige neue Finanzgesetze. In der Geldfrage lag für die neue Regierung die Hauptschwierigkeit, denn das Direktorium hatte leere Kassen hinterlassen, die Einnahmen waren unsicher, für das laufende Jahr war ein Fehlbetrag von 300 Millionen Franken zu erwarten. Daß nach dem Staatsstreich die fünfprozentige Rente stieg, daß nach der Aufhebung des Gesetzes über die Zwangsanleihe sich Geldleute fanden, die der Regierung mit einigen Millionen aushalfen und eine Staatslotterie ermöglichten, das waren verheißungsvolle Zeichen der Zeit. Entscheidend, rettend für den Augenblick war einerseits die Einführung einer Kriegs- und Wehrsteuer, andrerseits die Aenderung der Steuererhebung. Die Kriegssteuer bestand in einem Zuschlag von 25 vom Hundert auf die Grund- und Personalsteuer. Durch die Wehrgesetznovelle wurde eine Wehrsteuer festgesetzt, wonach jeder vom Dienst befreite entweder 300 Franken zu zahlen oder einen Ersatzmann zu stellen hatte. Fahnenflüchtige, die nach dem geltenden Gesetz das Erbrecht verloren hatten, konnten es wiederbekommen, wenn sie 1500 Franken zahlten und sich zum Dienste stellten. So flossen 12 Millionen in die Staatskasse. Ueberdies halfen die Einschränkung des Staatserfordernisses, die Verschiebung der Ausgaben für die Marine bis nach dem Frieden und die Ernährung der wieder siegreichen Armeen auf Feindeskosten, über die gegenwärtigen Schwierigkeiten hinweg. Was die Steuererhebung betraf, so verließ die Regierung die Praxis der Revolution, indem sie das Steuerwesen von den Ortsbehörden wieder an den Staat brachte, in jedem Bezirk staatliche Steuereinnehmer einsetzte, die Deckung zu hinterlegen hatten. Das hieß bei der Finanznot der Zeit die Axt an eine der Wurzeln des Uebels legen. Uebrigens saßen in dem Ministerium, das die Konsuln ernannt hatten: Cambacérès

als Justizminister, Bourdon als einstweiliger Marineminister, Reinhard als Minister des Auswärtigen und Platzhalter für Talleyrand, Fouché als Polizeiminister, Laplace, der große Gelehrte, als Minister des Innern, Berthier als Kriegsminister und Gaudin, ein ausgezeichneter Finanzbeamter, als Finanzminister.

Achten wir nun auf das Hauptwerk unter dem provisorischen Konsulat, auf die Schöpfung der Verfassung des Jahres 8!

Der Mann, auf den es zunächst ankam, von dem alle Welt, besonders die Ausschüsse der beiden Räte, das Heil erwarteten, war Sieyès. Was wollte er? Die Ideen verwirklichen, womit er 1795 beim verfassunggebenden Konvent Fiasko gemacht hatte, und die darauf hinausliefen, die politischen Gewalten so zu regeln, daß sie einander die Wage hielten. Sieyèsens Forderung ist: Man muß die politische Gewalt verteilen, damit der Despotismus nicht aufkomme, und man muß sie zentralisieren, damit die Anarchie vermieden werde. Beides, Verteilung und Zentralisierung, findet er bei der Verfassung des Jahres 3 verfehlt, und mit Grund. Der größte Uebelstand bei der Direktorialverfassung war, daß vollziehende Gewalt und gesetzgebende keinen gesetzlichen Einfluß auf einander hatten. Das Direktorium konnte die beiden Räte, denen allein die Gesetzgebung zustand, nicht auflösen; beim Streit mit ihnen gab es keinen Schiedsrichter, jede ernste Meinungsverschiedenheit zwischen der Regierung und den Parlamenten trieb zum Staatsstreich. Also war weder die Ordnung, noch die Freiheit gesichert. Die Verfassung, die die Revolution organisieren, eine republikanische Autorität hatte herstellen sollen, hatte eine Regierung hergestellt, die nichts andres war als die Nachfolgerin des tyrannischen Konvents. Nach welchen Grundsätzen soll nun das Verfassungsleben geregelt werden? Sieyès will die Verwirklichung des Nationalwillens, wobei er vier Grundformen annimmt: 1. Die verfassunggebende, die die Staatsform bestimmt. 2. Die petitionierende, wodurch die Einzelnen ihre Bedürfnisse zu erkennen geben. 3. Die regierende, die die Bedürfnisse der Gesamtheit bedenkt und befriedigt. 4. Die gesetzgebende, die die für die Bedürfnisse der Gesamtheit erforderlichen Einrichtungen trifft. Jede dieser Grundformen des Nationalwillens soll ihre Vertretung haben. Daher das Tribunat, das den Vorteil der Bürger, die Regierung, die den allgemeinen Staatsvorteil vertritt, die Legislatur, die über die Anträge der Regierung und des Tribunats entscheidet, und die Konstitutionsjury, die über die Verfassungsmäßigkeit der Gesetze und der Rechtspflege wacht. Hiernach die Hauptfrage: Durch wen und wie sollen die politischen Gewalten gebildet werden? Sieyès antwortet: Durch das souveräne Volk, aber nicht im Wege des

allgemeinen unmittelbaren Wahlrechts, sondern des allgemeinen mittelbaren. Denn das Volk, sagt er (hier erkennt man am deutlichsten, wie er mit unbestimmten Begriffen arbeitet), will nichts andres, als daß die weisesten, redlichsten und eifrigsten Männer an die Gewalt kommen, und diese Männer kann es nicht ohne weiteres ermitteln, es muß daher Vertrauensmänner wählen, denen es die unmittelbare Ausübung seines Wahlrechts, die Wahl der Abgeordneten und der Beamten überträgt. So kommt Sieyès zur Listenwahl. Bei dieser Wahlmethode haben die fünf Millionen Urwähler Frankreichs 500 000 Kandidaten zu wählen, die die Kommunalnotabilität bilden und gesetzlich zu den Gemeindeämtern geeignet sind. Sie wählen aus ihrer Mitte 50 000 Departementsnotabeln, die Kandidaten für die Departementsämter, und diese aus ihrer Mitte 5000 Nationalnotabeln, die Kandidaten für den Gesetzgebenden Körper und für die zentralen Staatsbehörden bis zum Minister hinauf. Zu den Nationalnotabeln sollen auch alle gehören, die seit zehn Jahren Abgeordnete oder höhere Staatsbeamte sind, und die Listen dieser Notabeln, die bis 1802 fertig sein sollen, behalten zehn Jahre die Gültigkeit. Die Bildung der Staatsgewalten geschieht folgenderweise. Die Nationalnotabeln wählen aus ihrer Mitte die Mitglieder zweier Kammern, die des Tribunats, das seine eignen Gesetzentwürfe oder die der Regierung bespricht, doch nicht darüber abstimmt, und die des Gesetzgebenden Körpers, der über die ihm vom Tribunat vorgelegten Gesetzentwürfe ohne Erörterung abstimmt. An der Spitze des Staates soll mit reichen Einkünften der Großwähler (Grand-Electeur) stehen; er hat die Republik zu vertreten, Gesetze und Staatsverträge zu unterzeichnen, die beiden höchsten Beamten, die Konsuln, zu ernennen und zu entlassen und sich im übrigen in nichts zu mischen. Dem einen Konsul fallen das Kriegsressort, die Armee und das Auswärtige zu, dem andren das Friedensressort, die Gesamtheit der Aemter der inneren Verwaltung, beide sind zur obersten Leitung und zur Ernennung der Staatsräte, der Minister und der hohen Beamten ihrer Ressorts berufen. Endlich die vierte Staatsgewalt, die Konstitutionelle Jury. Sie besteht aus achtzig auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern, ergänzt sich selbst durch Zuwahl, erwählt aus den Nationalnotabeln den Großwähler und die Abgeordneten zum Tribunat und zum Gesetzgebenden Körper, beseitigt verfassungswidrige Gesetze, und wenn der Großwähler oder sonst ein hoher Beamter seine Amtsgewalt mißbraucht, so kann die Jury ihn absorbieren, zu ihrem Mitglied ernennen, also ihn absetzen und ihm die Möglichkeit, eine zweite Stelle zu bekleiden, nehmen.

Die Absichten des Verfassungsplanmachers wird man dahin zusammenfassen können: Sieyès will die unmittelbare Leitung des

Staates der rohen, unentwickelten Demokratie entrücken, er will die Aera des Schreckens schließen, die Herrschaft der Straße beendigen, die Revolution zur Vernunft bringen, er will die Aufrechthaltung der großen revolutionären Grundsätze nicht wechselnden Parlamentsmehrheiten anheimgeben, er will die politische Vertretung des Volkes, die politische Gewalt, an die bringen, die nicht zur Straße gehören, an die Gebildeten und an die Besitzenden, an die Bourgeoisie, er will das Régime représentatif, aber aufgrund eines Wahlverfahrens mit mehrfacher Siebung und mit Staatsgewalten, von denen jede sich nur nach einer Richtung hin wesentlich betätigen darf. Das Ergebnis ist, was es sein kann, eine Verfassung, die mit der Natur der Menschen und mit der Art der Geschäfte im Staate unvereinbar ist. Ein gesetzgeberischer Umstandskrämer und Angstmeier hat da seine Theorien ausgesponnen, er mutet der Nation zu, ihr politisches Leben nach seinen ausgeklügelten Vorschriften einzurichten.

Worin besteht B o n a p a r t e s M i t w i r k u n g b e i d e r V e r f a s s u n g s s c h ö p f u n g?

Selbstverständlich, daß er Sieyèsens Entwurf nicht viel Geschmack abgewinnen kann, denn für ihn ist die Hauptsache eine mächtige Exekutive. Darüber hatte er vor dem Frieden von Campo Formio, als es sich um die Republikengründungen in Italien handelte, vertraulich an Talleyrand geschrieben, die Exekutive sei der wahre Repräsentant der Nation," der Gesetzgebende Körper dagegen: „Ohne Rang in der Republik, ohne Augen und Ohren für das, was ihn umgibt, würde er keinen Ehrgeiz haben und uns nicht mehr mit tausend Gelegenheitsgesetzen überschwemmen." So ist nun der Gegensatz: Während Sieyès keiner der politischen Gewalten eine überragende Stellung einräumen will, nur daß er seine Konstitutionelle Jury allen andren Gewalten als Hüterin der Verfassung voranstellt, fordert Bonaparte eine Regierung, neben der alle andren Gewalten, besonders der Gesetzgebende Körper, zur Nichtigkeit herabgedrückt sind, weil der der Regierung zur Seite stehende, von ihr abhängige Staatsrat allein die gesetzgeberische Initiative hat, so daß der gesetzgebende Nationalwille völlig ausgeschaltet ist. Die beiden Konsuln Sieyèsens, der Friedenskonsul und der Kriegskonsul — Bonaparte hält dafür, daß zwischen ihnen Streit unvermeidlich sei. Er sagt: „Der eine hätte nur eine Umgebung von Richtern, Verwaltungsbeamten, Finanzmännern und dergleichen, der andre von Epauletten und Degen. Der eine müßte für seine Heere Geld und Rekruten verlangen, der andre würde ihm beides verweigern." Und der Großwähler könne den Streit nicht schlichten. „Wenn er sich streng an die Obliegenheiten hält, die Sie ihm zuweisen, so wird er ein Scheinkönig sein, der wesenlose Schatten eines König-

lichen Müßiggängers. Gibt es einen Mann, der charakterlos genug wäre, sich in einer solchen Komödie zu gefallen? Wie konnten Sie sich einbilden, daß ein einigermaßen begabter und ehrenhafter Mensch sich in die Rolle eines von Millionen gemästeten Schweines schicken werde . . . wenn ich Großwähler wäre, so würde ich bei der Ernennung der beiden Konsuln zu diesen sagen: Wenn Sie ohne meine Genehmigung einen Minister ernennen oder ein Schriftstück unterzeichnen, so werde ich Sie absetzen. Auf diese Art würde ich das untätige Staatsoberhaupt in einen tätigen, absoluten Monarchen verwandeln. Sie werden einwenden, daß dann der Senat den Großwähler absorbieren könne. Das wäre aber schlimmer als schlimm und würde nur noch klarer beweisen, daß in diesem Verfassungsentwurfe niemand sichergestellt ist." Über Sieyèsens Wahlmethode urteilt Bonaparte: So wird aus der direkten Wahl eine illusorische und metaphysische Beteiligung an der Wahl.

In den nächsten Wochen nach dem 19. Brumaire wogt der Kampf zwischen Bonaparte und Sieyès hin und her. Bei den langwierigen Verhandlungen ist der eine so hartnäckig wie der andre. Bald droht Sieyès, nachdem er mit bitterm Spott über den Gegner seinen Verfassungsentwurf verteidigt hat, Frankreich anzurufen und sich aufs Land zurückzuziehen, bald droht Bonaparte, die Verfassungsfrage als Machtfrage zu behandeln. Vergeblich sucht Boulay de la Meurthe, der Vorsitzende der Kommission der Fünfhundert, Sieyès nachgiebig zu machen, dieser will keine Aenderung an seinem Werke zulassen. Natürlich nutzt Bonaparte die sich daraus ergebende Mißstimmung der Kommissionen gegen Sieyès aus; er bestärkt sie in ihrer ungünstigen Meinung über dessen Pläne und fordert sie zum Handeln auf. Bonaparte und Sieyès meiden einander. Zwar bringt Talleyrand sie wieder zusammen, doch die sechsstündige Erörterung ist vergeblich. Bonaparte droht, dem Lande zu zeigen, daß Sieyèsens Plan ein Attentat auf die Freiheit sei. Lucien erschwert gar die Lage durch unüberlegte Vorschläge. Das Ende des Zwiespaltes ist nicht abzusehn. Um die öffentliche Meinung nicht zu erregen, lassen die Kommissionen verkünden, daß die Prüfung des Verfassungsentwurfes begonnen habe, und daß sie bald den Bericht darüber hören würden. Einige Tage nachher ändert Bonaparte seine Taktik. Da ihm seine Freunde vorstellen, daß es bei dem Ansehen, das Sieyès genieße, gefährlich sei, ihn in die Opposition zu treiben, läßt er ihn um eine neue Zusammenkunft bitten. Bei ihr sind Roederer, Talleyrand und Boulay de la Meurthe anwesend — der letzte hat für den Großwähler die Einsetzung eines Premierkonsuls vorgeschlagen —, Bonaparte ist nun sanft, achtungsvoll, verbindlich, und so hat er Erfolg. Sieyès will sich mit seinem

Gegner einigen; bei den folgenden Verhandlungen gesteht er viele Aenderungen und Streichungen an seinem Werke zu.

Der nach Bonapartes Forderungen, von ihm gestaltete Verfassungsentwurf, der zur Verfassung des Jahres 8 wird, besagt und bestimmt folgendes.

1. Die Staatsautoritäten sind: das Volk, der Erste Konsul und seine zwei Mitkonsuln, der Staatsrat, der Senat, das Tribunat und der Gesetzgebende Körper. Zur vollziehenden Gewalt gehören die Konsuln, die Minister und der Staatsrat.

2. Das Volk ist souverän. Es übt das allgemeine Wahlrecht aus. Bürger sind alle 21 Jahre alten Franzosen, ausgenommen die Dienstboten. (Mit dem Vorschlage, das Wahlrecht an einen Zensus zu knüpfen, also den suffrage censitaire der Verfassung des Jahres 3 beizuhalten, drang Bonaparte nicht durch.) Das Wahlrecht ist aber mittelbar, indirekt. Die Urwähler wählen unter sich Vertrauensmänner, die Kommunalnotabeln, diese unter sich die Departementsnotabeln, und diese unter sich die Nationalnotabeln, die Bewerber um die Mitgliedschaft im Gesetzgebenden Körper und um die Stellen der zentralen Staatsbehörden bis zu den Ministerien. Die Notabelnlisten (gab Sieyès zu) treten erst im Jahre 9 in Kraft, behalten zehn Jahre Gültigkeit und werden alle drei Jahre durchgesehn. In die Liste der Nationalnotabeln werden (gegen Sieyèsens Vorschlag) alle bei der ersten Bildung der politischen Gewalten ernannten eingetragen. (D. h. Bonaparte bringt seine Parteigänger, die er in die politischen Stellen gebracht hat, auf die ersten Listen und macht so alle folgenden Einschränkungen hinfällig.) Uebrigens bestimmt der Artikel 24: „Die Bürger Sieyès und Roger-Ducos, die beiden ausscheidenden Konsuln, werden zu Mitgliedern des sénat conservateur ernannt; sie werden sich mit dem zweiten und mit dem dritten Konsul vereinigen, und diese vier Bürger werden die Mehrzahl des Senates ernennen, der sich selber ergänzen und dann zu den Wahlen schreiten wird, die ihm übertragen sind."

3. Der Erste Konsul ist das Haupt der Regierung. Er wird vom Senat auf zehn Jahre gewählt und ist wiederwählbar. Er ernennt und entläßt die Minister, die Gesandten und Verwaltungsbeamten. (Nach dem Gesetz vom 28. Pluviôse des Jahres 8 ernennt er, was die letzten angeht, die Präfekten, Unterpräfekten, die Maires, die Generalräte und Munizipalräte.) Er ernennt ferner die Land- und Seeoffiziere, die Richter, mit Ausnahme der Mitglieder des Kassationshofes und der Friedensrichter. Sein Wille, als Verwaltungsverordnung kundgegeben, hat Gesetzeskraft. Er ist Leiter der Diplomatie und oberster Kriegsherr. Er hat die gesetzgeberische Initiative aufgrund

der nur dem Staatsrate anvertrauten Abfassung von Gesetzen. Er unterzeichnet die vom Gesetzgebenden Körper angenommenen Gesetze und Verträge. Er ernennt auch die Mitglieder des Staatsrates. Er und seine Mitkonsuln sind unverantwortlich, aber ihre Amtshandlungen müssen zu ihrer Giltigkeit von einem Minister gegengezeichnet sein. Der zweite und der dritte Konsul haben den ersten nur zu beraten. (La décision du premier consul suffit.)

4. Der Staatsrat. Seine Mitglieder werden (wie gesagt) vom Ersten Konsul ernannt, und zwar aus den Nationalnotabeln. Der Staatsrat hat die Verwaltungsrechtspflege zu besorgen und unterstützt (wie gesagt) die Regierung durch die Abfassung von Gesetzen.

5. Der Senat. Er wird aus den Nationalnotabeln gewählt, hat 80 Mitglieder, die 40 Jahre alt sein müssen und auf Lebenszeit gewählt sind. Er ergänzt sich selber, aber dadurch, daß er jedesmal von drei Bewerbern, die ihm Regierung, Tribunat und Gesetzgebender Körper vorschlagen, einen wählt. Er ernennt aus den Nationalnotabeln die Mitglieder der Regierung, des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers, er ernennt ebenso die Kassationsräte und die Mitglieder des obersten Rechnungshofes, und er hat das Recht, verfassungswidrige Gesetze und Handlungen für nichtig zu erklären, doch nur dann, wenn Regierung oder Tribunat sie ihm als verfassungswidrig bezeichnet haben.

6. Das Tribunat, auf 100 Mitglieder beschränkt, wird (wie gesagt) vom Senat aus den Nationalnotabeln gewählt, es ist zu einem Fünftel jährlich zu erneuern. Seine Mitglieder müssen 25 Jahre alt sein und sind wiederwählbar. Es prüft die ihm von der Regierung überwiesenen Gesetzesvorlagen, stimmt aber nur darüber ab, ob seine beauftragten Mitglieder im Gesetzgebenden Körper für oder gegen die dort eingebrachten Vorlagen sprechen sollen. Es bekommt von allen Gesetzesvorschlägen Kenntnis. Auch hat das Tribunat eine allgemeine Aufsicht, es kann nämlich vor dem Senate klagen wegen verfassungswidriger Handlungen der Regierung und verfassungswidriger Dekrete. Ueberdies ist es die Stelle, an die die Bürger ihre Petitionen richten müssen. Wenn das Tribunat sich vertagt, setzt es eine Dauerkommission nieder.

7. Der Gesetzgebende Körper (Corps législatif) zählt 300 Mitglieder, wird (wie gesagt) vom Senat aus den Nationalnotabeln gewählt. Er stimmt über die ihm zugewiesenen Vorlagen nach Anhörung der Tribunen und der Regierungsvertreter (Staatsräte) ohne Erörterung ab. Seine Mitglieder müssen 30 Jahre alt sein, sie sind wiederwählbar, jährlich ist ein Fünftel von ihnen zu erneuern. Die Sitzungsperiode dauert vier Monate.

8. An Gehalt oder Diäten beziehen jährlich: der Erste Konsul 500 000 Franken, die beiden andren Konsuln 150 000, jeder Staatsrat 10 000, jeder Senator ebensoviel, jeder Tribun 15 000 und jedes Mitglied des Gesetzgebenden Körpers 10 000. Alle Konsuln bekommen Wohnung in den Tuilerien.

9. Zum Staatshaushalt stellt jährlich ein Gesetz die Einnahmen und Ausgaben fest. Aber die Regierung legt dieses Gesetz vor, und der Gesetzgebende Körper hat es im ganzen anzunehmen oder im ganzen zu verwerfen.

10. Die Minister sind verantwortlich, doch können sie nur infolge einer Entscheidung des Staatsrates verfolgt werden.

Die Mängel dieser „republikanischen" Verfassung" lassen sich dahin zusammenfassen:

Die Volkssouveränität war nur Schein, denn das Volk hatte weder seine Vertreter zu wählen, noch durch sie Gesetze zu machen, noch durch sie Einnahmen und Ausgaben des Staates zu regeln. Von der Preßfreiheit sagte die Verfassung nichts. Auch war die persönliche Freiheit oder Sicherheit nur schlecht gewährleistet, denn Artikel 75 verbot den Bürgern, einen Beamten vor Gericht zu fordern, wenn nicht die Körperschaft, der er angehörte, Vollmacht dazu gegeben hatte. Ueberhaupt stand die Verantwortlichkeit der Regierungsbeamten nur auf dem Papier. Von Freiheiten in Gemeinde, Arrondissement und Departement war in der Verfassung nicht die Spur. Die Regierung war ohne ein gesetzliches Mittel, die Entscheidung der beiden Kammern (des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers) zu unterdrücken, die Kammern waren ohne ein solches Mittel gegenüber dem Willen des Ersten Konsuls. Die Ungleichheit der Staatsgewalten mußte zu Streit führen, wenn nicht der alle überragende, fast allmächtige Erste Konsul jeden Streit im Keime erstickte. Im ganzen war die Verfassung unmethodisch, kein politischer und administrativer Kodex, sondern nur eine organische Ordnung der obersten Gewalten. Die Exekutivgewalt war in der Verfassung das Wesentliche. (Mit Recht konnte Bonaparte zu Lafayette über Sieyèsens Verfassungsplan und seine eigne Verfassung urteilen: „Sieyès brachte überall nur wesenlose Schatten an: eine Scheingesetzgebung, eine Scheinregierung; irgendwo mußte jedoch eine Wesenheit sein, und wahrlich ich habe sie angebracht." Wie gesagt, die Wesenheit war die vollziehende Gewalt, Bonapartes Allgewalt, alles andre war auch bei seiner Verfassung Schein.)

Das Letzte zur Fertigmachung der Verfassung war die Wahl der drei Konsuln, deren Namen in die Urkunde aufgenommen werden sollten. Larevellière berichtet darüber in seinen Memoiren, Bonaparte habe sich, als es zum Votieren kam, der Urne bemächtigt,

er habe die Bulletins ins Feuer geworfen und Sieyès aufgefordert, Namen zu nennen. Sieyès, erstaunt und einen Augenblick sprachlos, habe nicht gewagt, sich selbst vorzuschlagen, sondern als Ersten Konsul Bonaparte bezeichnet. Dann habe Bonaparte auch Namen für die andren Konsuln gefordert und deren Eigenschaften angegeben. Sieyès habe Cambacérès und Lebrun genannt, und Bonaparte habe darauf mit Schwung erklärt, daß diese Uneigennützigkeit edel sei, würdig einer antiken Seele, und daß sie nicht besser belohnt werden könne, als durch Sieyèsens Ernennung zum Präsidenten des Senats. Sieyès habe in seiner Verwirrung geschwiegen. Mag der Vorgang so oder anders gewesen sein, in der Tat wurden die Aemter, wie angegeben, verteilt. Bonaparte erledigte die wichtigste Personenfrage, indem er selbst das Amt des Ersten Konsuls übernahm, und Sieyès mit dem Vorsitz im Senat absand. Dazu paßt es, daß er demnächst für Sieyès, um ihn der neuen Regierung öffentlich zu verpflichten, ein Nationalgeschenk fordert und zur Genehmigung bringt.

Die letzte unmittelbare Folge des Staatsstreiches ist: Am 13. Dezember wird die neue Verfassung den Kommissionen vorgelegt, mit dem Bedeuten, sie ohne weiteres anzunehmen. Bonaparte drängt, er stellt in Aussicht, sich nötigenfalls mit dem Entwurf an das Volk zu wenden. Doch die Kommissionen leisten keinen Widerstand, sie wählen durch Zuruf die Konsuln und nehmen ebenso die Verfassung an. Nun ernennen Sieyès, Roger-Ducos (der Senator geworden ist) und Lebrun nach ihrem Belieben 29 Senatoren, diese ergänzen sich vorläufig auf 60, der Senat ist damit gebildet. Er wählt die Tribunen und die Gesetzgeber. Bonaparte wählt seine Minister: Talleyrand für Reinhard, Lucien für Laplace, Abrial für Cambacérès, Forfait zum Marineminister. Endlich wählt er auch die Mitglieder des Staatsrates. Mit dessen erster Sitzung, am 25. Dezember, tritt die neue Regierung an. (Die Annahme der Verfassung vom Volke folgt erst im Januar 1800, wo 3 Millionen für sie und 1500 gegen sie stimmen.)

In der Kundgebung, worin die Konsularregierung am 15. Dezember 1799 die Verfassung des Jahres 8 dem Volke empfiehlt, heißt es, die Verfassung sei auf die echten Grundsätze der Repräsentativregierung gegründet, auf die geheiligten Rechte des Eigentums, der Freiheit und der Gleichheit, sie gewährleiste die Rechte der Bürger und die Wohlfahrt des Staates. Und am Schluß: „Die Revolution ist in den Grundsätzen befestigt, die sie begonnen haben. Sie ist beendigt!"

In die Sprache der Wahrheit übertragen, hätten die Schlußsätze lauten können: Die Revolution hat sich den politischen Grundsätzen, wovon sie ausging, entfremdet. Zwar, der feudale Staat, der

Staat der bevorrechtigten Stände ist dahin, der dritte Stand ist emporgekommen. Aber da ist die Verfassung des Jahres 8, die gesetzliche Diktatur eines Einzelnen — was bedeutet nun der dritte Stand! Die Revolution ist zu Ende, denn die Republik ist dem General Bonaparte ausgeliefert, sie besteht nur noch dem Namen nach!

6. Der General auf Freiersfüßen, der Gatte Josefinens.

Nachdem wir dem General Bonaparte auf seinen militärischen und politischen Wegen, in seinem öffentlichen Leben nachgegangen sind, bleibt uns übrig, ihm auch auf dem Hauptwege seines Privatlebens nachzugehen, bei seinem Freien, seinem Lieben und seinem Ehestand.

Wer die erste Flamme des jungen Bonaparte war, steht dahin; vielleicht, daß er sein erstes Liebesgeplänkel als Leutnant zu Valence mit Caroline de Colombier hatte, einem anmutigen und liebenswürdigen Mädchen, vielleicht, daß da die Rede von Heirat war, Genaues ist nicht bekannt. Sicher dagegen ist, daß er einige Jahre später, 1794, auf Freiersfüßen ging, und zwar bei Eugénie Désirée Clary, nachmals Braut des Generals Duphot, dann Gattin Bernadottes und später an dessen Seite Königin von Schweden und Norwegen.

Eugénie, nun erst vierzehn Jahre alt, doch geistig entwickelt, war die Tochter eines reichen Marseiller Seidefabrikanten, sie war im Kloster erzogen worden und hatte, bald nachdem sie nach Unterdrückung der Klöster ins Elternhaus zurückgekehrt war, ihren Vater verloren. Das war im Anfang des Jahres 1794 gewesen. In demselben Jahre wurde Josef Bonaparte mit der Familie Clary bekannt. Diese bestand aus der verwitweten Mutter, den Töchtern Julie und Eugénie und zwei Söhnen, von denen der ältere das Familienhaupt war, der jüngere noch in den Kinderschuhen steckte. Josef fand an Eugénie Gefallen; wie sie erzählt, war er mit ihr versprochen, als er seinen Bruder, den General, bei Frau Clary einführte. „Seine Ankunft," so erzählt Eugénie als Königin dem Baron Hochschild, „führte bald einen Wechsel in unseren Zukunftsplänen herbei. Nicht lange, nachdem wir bekannt geworden waren, sagte er uns: ‚In einer guten Haushaltung muß der eine der Gatten dem andren nachgeben. Du, Josef, bist ein unentschiedener Charakter und ebenso Désirée, aber Julie und ich, wir wissen, was wir wollen. Du wirst also besser Julie heiraten. Was Désirée

betrifft,' fügte er hinzu, indem er mich auf seine Knie nahm, ‚so wird sie meine Frau sein.' So wurde ich die Braut Napoleons." Natürlich, die beiden Bonapartes waren bei ihrer unsichern Lebenslage darauf aus, in eine wohlhabende Familie hineinzuheiraten. Mit Madame Clary wird festgesetzt, daß Julie in Kürze Josefs Frau werden soll und Eugénie, sobald sie ihr sechzehntes Jahr erreicht habe, die des Generals. Josef, derzeit Armeelieferer, heiratet im Sommer 1794 Julie, aber daß aus seinem Bruder und Eugénie ein Paar werde, stand nicht in den Sternen geschrieben. In den ersten Monaten nach ihrer Verlobung schreiben beide einander oft; die wenigen Briefentwürfe Eugeniens, das einzige, was von dem ganzen Briefwechsel erhalten ist, lassen erkennen, wie die Dinge zwischen ihnen standen. Eugenie schreibt da unter andrem: „Ich schreibe Dir, ohne zu wissen, wo und wie Dich mein Brief erreichen wird, ich weiß nicht, warum Du vergessen hast, mir Deine Adresse von Aix mitzuteilen. Wenn Du es gewollt hättest, würdest Du sogar 2 Worte haben schreiben können, an Deine gute Eugenie" (so nennt er sie gewöhnlich), „die seit Deiner Abreise keine Ruhe hat, der alles mißfällt, die, fern von ihrem Freunde, den sie so liebt, von allem beunruhigt wird. Du weißt, wie ich Dich liebe, aber ich könnte es Dir niemals so gut sagen, wie ich es fühle. Die Abwesenheit und die Entfernung vermögen nichts über das Gefühl, das Du mir eingeflößt hast; mit einem Wort: mein Leben gehört Dir. Es ist ein Volksvertreter angekommen, ein Freund Josefs. Er hat uns gesagt, daß man sich in Paris die Zeit vertreibt. Ich hoffe, daß die geräuschvollen Freuden dieses Landes bei Dir die stillen von Marseille nicht in Vergessenheit bringen werden, und daß Deine Spaziergänge im Bois de Boulogne mit Madame T. . . . nicht die an den Flußufern mit Deiner guten kleinen Eugenie aus Deinem Gedächtnis auslöschen werden. Schreib mir so bald wie möglich, nicht um mich über Deine Anhänglichkeit zu beruhigen, unsere Herzen sind ja zu gut vereinigt, als daß sie sich jemals trennen könnten, sondern über Deine Gesundheit, die nicht sehr gut war, als Du abreistest. O, mein Freund, sorge für Dein Leben, um das Deiner Eugenie, die ohne Dich nicht leben kann, zu erhalten. Halte mir ebenso gut den Schwur, womit Du mir Liebe geschworen hast, wie ich Dir den halten werde, den ich Dir geschworen habe . . . ich hoffe, daß Du von Deiner Seite, wie ich von der meinen, alles tun wirst, was den Augenblick unsrer Vereinigung fürs Leben schleunig herbeiführen kann. Vergiß nicht, was Du mir versprochen hast; sende mir so bald wie möglich Dein Bild; das wird ein großer Trost für Deine Freundin sein!" Also milde Vorwürfe, Eifersucht und Angst, herzliche, doch ernste, bündige Ermahnungen, in jeder Zeile Liebe und Liebessorgen, im ganzen ein Herz, das Unheil ahnt. Offenbar ist der Brief

Eugeniens im Frühjahr 1795 geschrieben, einige Zeit nach dem 10. Mai, wo Bonaparte von der Armee von Italien über Marseille in Paris eingetroffen war. Wirklich kommt nun für Eugenie die schmerzliche Wendung. Der General in der Hauptstadt will das Leben genießen, er will in der großen Welt vorwärtskommen, und dabei ist ihm seine Verpflichtung gegen die gute kleine Eugenie, gegen das schlichte, gefühlvolle Mädchen in der Provinz hinderlich. Wie er in Paris um sich schaut, erkennen wir z. B. aus seinem Briefe vom 12. Juli an Josef. Da schildert er, wie Paris jetzt (im Jahre nach dem Sturze Robespierres) wiederauflebt. „Der Luxus," schreibt er, „das Vergnügen, die Künste nehmen in erstaunlicher Weise zu. Die Equipagen, die Stutzer erscheinen wieder und erinnern sich nur wie nach einem langen Traume, daß sie einmal zu glänzen aufgehört hatten. Alles drängt sich hier zusammen, was zerstreuen und das Leben angenehm machen kann. Man reißt sich von trüben Betrachtungen los, und wie könnte man auch schwarzsehen in diesem Aufwand von Geist, in diesem lebhaften Treiben? Die Frauen sind überall, im Theater, auf den Spazierwegen, in den Büchereien. In der Studierstube des Gelehrten sieht man die hübschesten Persönchen. Hier ist der einzige Ort der Erde, wo die Frauen verdienen, das Steuer zu führen. Die Männer sind aber auch völlig vernarrt in sie, denken nur an sie und leben nur für sie. Eine Frau braucht nur sechs Monate in Paris gewesen zu sein, um zu wissen, was ihr zukommt, und wie weit sich ihre Macht erstreckt." Und in einem andren Briefe: „Dieses große Volk überläßt sich ganz dem Vergnügen; Bälle, Schauspiele und die Weiber, die hier die schönsten von der Welt sind, bilden die Hauptsache." Wenn Josef solche Briefe im Familienkreise vorlas, mußte der kleinen Eugenie wohl bange werden. Der Bräutigam schrieb ihr, seitdem er in Paris war, selten, er beschränkte sich oft darauf, sie in einem Briefe an Josef zu erwähnen. Ja, es war kein Zweifel: in seinen Gefühlen war eine Veränderung vorgegangen. Eugenie erfuhr von seinem eifrigen Verkehr mit einer schönen und reichen Dame — vielleicht bereitete man sie auf das Kommende vor. Wie dem auch war, sie fühlte sich vernachlässigt, verletzt und stellte das Schreiben nach Paris bis auf Weiteres ein. Aber ihr Schweigen gibt Bonaparte die Gelegenheit, es zum Bruche zu treiben. Anfang September schreibt der General an Josef, er sei so närrisch, sich verheiraten zu wollen, die Sache mit Eugenie müsse zum Ziele kommen oder brechen (il faut bien que l'affaire d'Eugénie se finisse ou se rompe. J'attends ta réponse avec impatience.) Wie dieses Entweder-Oder und diese Ungeduld gemeint seien, erklärt er schon zwei Tage später, wo er an seine Schwägerin Julie schreibt, sie solle Eugenie von der Veränderung seiner Gefühle unterrichten. Das Ende ist: Eugenie

gibt auf den Rat ihrer Mutter und Josefs dem General sein Wort zurück.

Wie das Mädchen litt, wie die Dinge zugingen, zeigt deutlich ein Brief, den Eugenie an den Treulosen nach seiner Heirat mit Josefine richtete, vielleicht ohne ihn abzusenden. Zu schweigen, sich stolz zurückzuziehen, den Geliebten fortan nur wie einen Anverwandten zu behandeln, ist der Leidenschaftlichen nicht gegeben. Zum wenigsten will sie über das, was geschehen ist, noch einmal zu ihm sprechen, um alles zu erklären, auf beiden Seiten Recht und Unrecht festzustellen, sich das Herz zu erleichtern. Daher schreibt sie: „Sie werden ohne Zweifel erstaunt sein, nach meinem langen Schweigen diesen Brief von mir zu bekommen, aber ich kann meinem Wunsche, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen, nicht länger widerstehen. Wenn ich Ihre Liebe, Ihre Freundschaft nicht mehr habe, möchte ich wenigstens Ihre Achtung haben, das ist der einzige Trost, der mir bleibt. Sie sind mir böse gewesen, weil ich nicht auf Ihren letzten Brief geantwortet habe. Es ist wahr, ich habe unrecht gehabt, aber verdiente dieser leichte Fehler einen so großen Zorn? Uebrigens war ein wenig Groll und Eifersucht die Ursache davon, daß ich das Briefschreiben einstellte. Man hatte mir gesagt, daß Sie einer schönen und reichen Dame den Hof machten, . . . diese Nachricht brachte mich gegen Sie auf und war die Ursache all meines Unglücks. Aber, sagen Sie mir, verdiente ich, mit so viel Grausamkeit behandelt zu werden? Erinnerten Sie sich unserer Verbindlichkeiten nicht mehr? Hatte ich Ihnen nicht versprochen, wenn ich mich änderte, Sie davon zu benachrichtigen und Ihnen die Pfänder meiner Liebe, die Sie noch haben, abzufordern? Habe ich es getan? Sie sind es daher, der unrecht hat. Sie haben mich für den Rest meines Lebens unglücklich gemacht, und ich habe noch die Schwachheit, Ihnen alles zu verzeihen. Sie sind also verheiratet! Es ist der armen Eugenie nicht mehr erlaubt, Sie zu lieben, an Sie zu denken. Und Sie sagten, daß Sie mich liebten . . . Sie verheiratet! ich kann mich an diesen Gedanken nicht gewöhnen, er tötet mich, . . . niemals werde ich mich mit einem andren verbinden, niemals werde ich mich verheiraten, mein Unglück lehrt mich die Männer kennen und meinem Herzen mißtrauen. Ich ließ Sie durch meinen Bruder um mein Bild bitten, ich erneuere meine Bitte. Es muß Ihnen sehr gleichgültig sein, besonders jetzt, wo Sie das einer ohne Zweifel zärtlich geliebten Frau besitzen; der Vergleich, den Sie machen müssen, kann nur zu meinem Nachteil sein, da Ihre Frau in allem der armen Eugenie überlegen ist, die sie vielleicht nur durch ihre äußerste Anhänglichkeit an Sie übertrifft . . . . gegenwärtig bleibt mir nur der einzige Trost, Sie von meiner Beständigkeit überzeugt zu wissen, danach wünsche ich mir nur den Tod.

Das Leben ist eine schreckliche Strafe für mich, da ich es Ihnen nicht mehr widmen kann. Ich wünsche Ihnen alles Glück und Gedeihen in Ihrer Ehe, ich wünsche, daß die Frau, die Sie gewählt haben, Sie ebenso glücklich mache, wie ich es mir vorgenommen hatte, und wie Sie es verdienen. Aber bei all Ihrem Glück, vergessen Sie nicht ganz Eugenie und beklagen Sie ihr Schicksal."

Man sieht, die Liebe hat bei beiden nichts Ungewöhnliches, sie verläuft nach dem bekannten Schema: Unbesonnenheit bei ihm, der sich noch nicht kennt, und vertrauensvolle Hingabe bei ihr, die noch keine Herzenserfahrung gemacht hat, darauf Gleichgültigkeit bei ihm, Mißtrauen und Qual bei ihr, endlich, als sie grollend schweigt, benutzt er die Gelegenheit, ihr die Aenderung seiner Gefühle kundzugeben und den förmlichen Bruch herbeizuführen, wonach sie, mit dem bedeutsamen Werde glücklich! und zugleich mit der Zusicherung ihrer ewigen Liebe, sich in ihr Schicksal findet. Uebrigens erfüllt Bonaparte Eugeniens Wunsch, sie nicht zu vergessen, er erweist sich ihr Zeit seines Lebens als ein großer Gönner.

Von Eugenie zu Josefine — auf das Vorspiel folgt in Kürze das Hauptspiel, das Stück, wo geheiratet wird, und wo vielleicht — wir werden es erfahren — die Rachegöttin das Hochzeitsmahl vergiftet.

Nach Auflösung seines Verlöbnisses mit Eugénie Clary geht der General Bonaparte in Paris eifriger als je auf Freiersfüßen. Er will ein Heim haben, einen finanziellen Rückhalt, einen Rahmen für seine Person, und so macht er, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Oktobers 1795, der reichen und angesehenen Witwe Permon, einer Korsin, die seiner Familie seit langem befreundet ist, einen Heiratsantrag. Aber die Dame, die bedeutend älter ist als er, faßt den Antrag scherzhaft auf und gibt ihm einen Korb. Bald nach diesem Mißgeschick hat es Bonaparte wieder mit einer Witwe zu tun, es ist Josefine, mit der er, wie wir schon wissen, in den Hafen der Ehe gelangt.

Joséphine de Beauharnais, des Mädchennamens Rose Tascher de la Pagerie, war 1763 auf Martinique geboren worden, wo ihr Vater Offizier bei der Küstenartillerie und nebenher, in kümmerlichen Verhältnissen, Landwirt war. Ihre Familie stammte aus dem Orléanais und war von altem französischen Adel. Im Kloster zu Fort Royal (Fort de France) erzogen, war Josefine 1789 nach Paris gekommen und dort durch ihre Tante, die mit dem Marquis de Beauharnais offen in wilder Ehe lebte, mit dessen Sohn, dem Vicomte Alexandre de Beauharnais, verheiratet worden. Alexander liebte sie nicht, er nahm sie, weil er durch Heirat Herr über sein Ver-

mögen wurde. Er fand seine junge Frau häßlich, plump von Figur, ohne Haltung, von gezwungenem Wesen, für ihn hatte sie die Augen einer Kleinstädterin, und ihre Gedanken über eheliche Liebe, über Zärtlichkeit und Eifersucht hielt er für närrisch. Weil sie arm, ohne Bildung und Erziehung für die Gesellschaft, ohne entours oder vornehme Umgebung war, konnte er sie nicht bei Hof einführen, doch abgesehn davon, war er überhaupt nicht der Mann dazu, aus der Sechzehnjährigen etwas Rechtes zu machen. Der Vicomte war ein Geck, ein Pedant, ein Phrasenheld, und er hatte alle Leidenschaften eines zügellosen reichen jungen Mannes, vor allem liebte er das schöne Geschlecht. Daher sah sich Josefine bald vernachlässigt und betrogen, von Eheglück erlebte sie nichts. Die Gatten trennten und vereinigten sich wieder und wieder, schließlich fiel Alexander auf Martinique in die Netze einer Bekannten seiner Frau, einer Kreolin, und brachte sie mit nach Paris, wo er, um sich ins Recht zu setzen, gegen Josefine die Scheidungsklage wegen Untreue anstrengte. Aber Josefine — sie hatte ihrem Manne 1781 einen Sohn (Eugen) und 1783 eine Tochter (Hortense) geboren —, Josefine ging aus dem Prozeß makellos hervor, so daß die 1783 ausgesprochene Scheidung ihrer Ehe ganz zu ihren Gunsten ausfiel. Sie lebte nun, wie schon zur Zeit der letzten Trennung von dem Vicomte, im Kloster Panthemont, in einem großen Stift für Damen der vornehmsten Welt, und dort machte sie selbst eine große Dame aus sich. Sie lernte ihren Körper beherrschen, sich anmutig, wie eine Salondame bewegen und in dem Tone sprechen, der dem Worte den Reiz verleiht. Sie lernte verführerisch auftreten, sagen, was sie nicht meinte, scheinen, was sie nicht war. Sie ritt, jagte, besuchte die Komödie, lauter Gelegenheiten, wobei sie sich durch Nachahmung andrer vornehme Lebensart aneignen konnte. Aber zu dem Dasein, das Josefine nach ihrer Scheidung führte, gehörte Geld und wieder Geld, und da der Vicomte de Beauharnais die vereinbarte Rente nicht regelmäßig zahlte, sah sich die junge, reizende, lebenslustige und kokette Frau nach andren Stützen um — der zahlungsfähige Liebhaber wurde der Leitstern ihres Lebens, sie wurde wie tausend andre Frauen der eleganten gemischten Gesellschaft, worin sie sich bewegte. Vom Beginne der Revolution bis 1791 weilte Josefine auf Martinique bei ihrer kranken Mutter, als jedoch auf der Insel Unruhen ausgebrochen waren, begab sie sich wieder nach Paris. Hier verlebt sie, mit ihrem ehemaligen Gatten wiedervereinigt, eine kurze glückliche Zeit, wo sie Salon hält und „wirkliche" Gesellschaft bei sich sieht. Alexander spielt jetzt eine große Rolle. Er, der im Anfang der Revolution als Abgeordneter des Adels entschieden für die konstitutionellen Grundsätze eingetreten war, ist Präsident der Gesetzgebenden Versammlung. Dann wird ihm ein Kommando bei der

Rheinarmee übertragen, dem freilich seine Fähigkeiten nicht entsprachen. Man legte ihm die Wiedereroberung der Festung Mainz durch die Preußen zur Last, daher nahm er seinen Abschied. In demselben Jahre (1793) wird Alexander wegen Vaterlandsverrats eingekerkert, zum Tode verurteilt, und kurz vor dem Sturze Robespierres wird er hingerichtet. Unter der Schreckensherrschaft, der er verfiel, hatte auch Josefine zu leiden gehabt, auch sie, die sich als sans-culotte montagnarde zu bezeichnen pflegte, wurde eingekerkert, weil man ihr Beziehungen zu girondistischen Ministern und Verwendungen für adlige Familien vorwarf. Nach dem 9. Thermidor wurde sie von Tallien, der im Verein mit Barras Robespierre aufs Blutgerüst gebracht hatte, aus dem Gefängnis befreit. Dann, im Uebergang zur Direktorialzeit, war sie bemüht, sich und ihren Kindern wieder ein Dasein zu schaffen. Sie zog im Oktober 1794 nach der Rue Chantereine 6, allerhand Anleihen halfen ihr da aus. Weiterhin, bis übers Jahr, hatte sie wohl manchen hilfreichen Liebhaber, bekanntlich den General Hoche und den Direktor Barras, aber da sie verschwenderisch war, geriet sie tief in Schulden. (Hoche schreibt übrigens in betreff seines Bruches mit ihr: „Was Rosa angeht, so mag sie mich fortan in Ruhe lassen, ich trete sie meinem Stallknecht Vanacre ab." Diesem riesigen Kerl hatte Josefine Rosa, Barras zufolge, besondre Gunst erwiesen; sie beschenkte ihn heimlich, so mit ihrem Bilde in goldener Kapsel mit goldener Kette.) Nach allem war es, als Bonaparte mit Josefine bei Barras bekannt wurde, sehr fraglich, ob sie einen Mann finden würde, der bereit und fähig war, ihr ein Retter, ein Versorger zu werden.

Der General Bonaparte war im Sommer 1795 seinem Aeußern nach nicht grade der Mann, in den sich eine Frau von Ansprüchen verlieben konnte. Bei seiner Kleinheit hatte er einen stark entwickelten Oberkörper, seine Beine waren unverhältnismäßig kurz. „Seine Züge," schreibt Frau Junot, die spätere Herzogin von Abrantès, „waren eckig und scharf, seine Hände klein, länglich und fein, sein Haar lang und schlecht gekämmt, er trug keine Handschuhe, seine Stiefel waren schlecht gemacht und schlecht gewichst; sein Aussehen war infolge seiner Magerkeit und seiner gelben Hautfarbe kränklich, wurde aber belebt durch zwei Augen, die von Schärfe und Willenskraft leuchteten." Ueber sein Wesen urteilt Frau von Bourienne: „Sein Charakter war kalt, oft finster, sein Lächeln falsch und oft schlecht angebracht. Er hatte Augenblicke wilder Heiterkeit, die mich unangenehm berührten und nicht zu ihm hinzogen." Das galt für die Zeit vor dem 13. Vendémiaire, nach diesem Tage war der General ein gemachter Mann, dessen Auftreten aller Welt und nicht zuletzt der schönen imponierte. Seine gesellschaftlichen Talente waren nicht groß, aber zum wenigsten war er nicht

wie tausend andre. Bald einsilbig oder schweigsam, bald feurig beredt, bald sanft und bald heftig, war er für die Frauen, je nach dem, anziehend oder abstoßend, doch immer einer, der etwas bedeutete.

Und Josefine, welche Figur machte sie gegenwärtig? Lucien Bonaparte, der ihr nicht wohlwollte, sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „Inmitten dieses großen Kreises hübscher Frauen, die allgemein für galant galten, hatte die Exmarquise von Beauharnais nichts von dem, was man Schönheit nennen könnte, aber doch gewisse kreolische Anklänge in den geschmeidigen Bewegungen ihrer kaum mittelgroßen Gestalt, ein Gesicht ohne natürliche Frische, dem aber die Kunstgriffe der Toilette beim Glanz der Kronleuchter zu Hilfe kamen, kurz, ihre Person war nicht ohne einige Reste der anziehenden Anmut ihrer Jugend." Dagegen sagt Arnault über Josefine in seinen Erinnerungen eines Sechzigjährigen: „Die Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung, die Gutmütigkeit ihres Charakters, das Wohlwollen, das ihren Blick beseelte und nicht nur in ihren Reden, sondern auch im Ton ihrer Stimme zum Ausdruck kam, eine gewisse Gleichgültigkeit, die den Kreolen eignet, die sich in ihrer Haltung, in ihren Bewegungen verriet und sie sogar dann nicht verließ, wenn sie sich beeilte, gefällig zu sein, all das verlieh ihrem Wesen einen Reiz, der die blendende Schönheit ihrer beiden Nebenbuhlerinnen (Récamier und Tallien) aufwog." Am bemerkenswertesten ist wohl ein Frauenurteil, das der Frau von Rémusat. Sie, die Josefine seit 1793 kannte, schreibt in ihren Erinnerungen über sie: „Ohne grade hübsch zu sein, hatte ihre ganze Person doch einen besondren Reiz. In ihren Zügen war Feinheit und Harmonie, ihr Blick war sanft, ihr sehr kleiner Mund wußte schadhafte Zähne geschickt zu verbergen, ihre etwas bräunliche Gesichtsfarbe milderte sich unter der roten und weißen Schminke, die sie mit Talent verwendete, ihr Wuchs war tadellos, all ihre Gliedmaßen edel und zart, die geringste ihrer Bewegungen leicht und elegant. Sie war Kreolin, sehr kokett, und ihre Bildung war sehr vernachlässigt. Aber sie wußte, was ihr abging, und stellte sich in der Unterhaltung nicht bloß. Sie besaß einen feinen Takt und verstand es gut, den Leuten angenehme Dinge zu sagen. Leider fehlte es ihr an Ernst der Empfindung und wahrer Seelengröße."

Wie diese beiden Menschen zusammenkamen, die zweiunddreißigjährige verlotterte Weltdame und der kürzlich zum Löwen des Tages gewordene General Bonaparte — er selbst erzählt darüber auf St. Helena folgendes. Als nach dem 13. Vendémiaire den Bürgern die Ablieferung der Waffen anbefohlen war, wäre Eugen Beauharnais mit der Bitte bei ihm erschienen, ihm zu erlauben, den Degen seines Vaters zu behalten. Nach gegebener Erlaubnis wäre Josefine gekommen, um

sich zu bedanken. Danach hätte er ihr seinen Adjutanten und seine Karte geschickt, und sie hätte ihn mit andren, unter ihnen Frau Tallien, zu Tische geladen. „Sie behandelte mich ausgezeichnet, setzte mich an ihre Seite, neckte mich: es war eine liebenswürdige Frau, aber sehr intrigant. Ich lud sie meinerseits, mit Barras, zum Mittagessen. Endlich kam es so weit, daß wir uns in einander verliebten. Barras hat mir einen Dienst geleistet, als er mir riet, sie zu heiraten; sie gehöre zur Gesellschaft des alten und zugleich des neuen Regimes, sagte er, das würde mir Rückhalt geben, meinen Beinamen des Korsen verwischen, mich vollständig französisch machen, da ihr Haus das beste von Paris sei. Und ich wollte unbedingt Franzose sein; unter allen Beschimpfungen, die damals gegen mich geschleudert wurden, war mir die ‚Korse‘ am empfindlichsten." Vielleicht ist diese Erzählung ungenau, insbesondere dürfte die Geschichte von Eugen und dem Degen seines Vaters eins von den Phantasiestückchen des Gefangenen von St. Helena sein. Sicher ist, daß der General Bonaparte die Witwe Beauharnais Ende des Sommers 1795 in den Salons der Thermidorianer, bei Barras und Genossen traf, und daß er sich bald leidenschaftlich in sie verliebte. Josefine angelte ihn — das bezeugt, wie er selbst, auch Lucien —, indem sie ihm Aufmerksamkeiten erwies. Aber schwerlich brauchte sie große Kunst aufzuwenden, der General war ja der galanten Weltdame gegenüber noch durchaus Anfänger. Wenn sie ihn betören wollte, brauchte sie sich nur zu ihm herabzulassen, ihn auf Freundes Fuß zu behandeln, das benahm ihm sicherlich alle Vernunft. Freilich, Ende Oktober schien er „abschnappen" zu wollen, Frau Permon war nämlich gerade Witwe geworden. Am 28. lockte ihn Josefine mit einem klagenden Briefchen. „Sie besuchen," schrieb sie, „gar nicht mehr eine Freundin, die Sie liebt? Haben Sie sie ganz aufgegeben? Sie tun unrecht daran, denn sie ist Ihnen herzlich zugetan. Kommen Sie morgen, am Septidi, zum Frühstück zu mir; ich muß Sie sehen und mit Ihnen von Ihrem Vorteil reden. Guten Abend, mein Freund, ich umarme Sie." Also bis dahin hatte der Fisch noch nicht angebissen, am Widerhaken der Angel saß er noch nicht fest. Aber da Madame Permon den General abwies, nahm er wohl unverzüglich das Freundschafts- und Liebesanerbieten Josefinens an. In einem seiner ersten Liebesbriefe an sie jubelt er: „Ich wache auf, voll von dir. Dein Bild und der berauschende gestrige Abend haben meinen Sinnen keine Ruhe gelassen. Süße, unvergleichliche Josefine, was für eine sonderbare Wirkung üben Sie auf mein Herz aus? Sind Sie mir böse, sehe ich Sie traurig, sind Sie unruhig . . . meine Seele ist gebrochen vor Schmerz, und für Ihren Freund gibt es keine Ruhe. Aber gibt es deren mehr für mich, wenn ich mich dem tiefen Gefühl hingebe, das mich beherrscht,

und an Ihren Lippen, an Ihrem Herzen die Flamme auffsauge, die mich verzehrt? O, in dieser Nacht wurde ich es inne, daß Ihr Bild nicht Sie selbst ist. Du reisest am Mittag um Zwölf, ich werde Dich in drei Stunden sehen. In der Erwartung, mio dolce amor, tausend Küsse, Du aber gib mir keine, denn sie versengen mir das Blut!"

Uebrigens liegt ein Brief Josefinens vor, worin sie ihrer besten Freundin über ihr Verhältnis zu Bonaparte eingehend berichtet. „Man will," schreibt sie, „daß ich mich wiederverheirate! Alle meine Freunde raten mirs, meine Tante befiehlt es mir fast, und meine Kinder bitten mich darum! Warum sind Sie nicht bei mir . . ., um mich zu überreden, daß ich diese Verbindung, die die Bedrängnis meiner jetzigen Lage beseitigen soll, nicht ablehnen darf? Ihre Freundschaft würde Sie in betreff meines Vorteils klar sehen lassen, und ich würde mich ohne Schwanken entscheiden, sobald Sie gesprochen hätten. Sie haben bei mir den General Bonaparte gesehen: nun wohl, er ists, der den Waisen Alexanders von Beauharnais ein Vater, seiner Witwe ein Gatte sein kann! Lieben Sie ihn? fragen Sie mich. — Aber . . . nein. Haben Sie also Abneigung gegen ihn? — Nein; aber ich befinde mich in einem Zustande von Lauigkeit, der mir mißfällt, und der den Gläubigen in religiöser Hinsicht das Aergerlichste ist. . . . ich wünschte Ihre Ratschläge, die der immerwährenden Unentschlossenheit meines schwachen Charakters ein Ende machen würden. Einen Entschluß fassen ist meinem kreolischen Sichgehenlassen, das es unendlich bequemer findet, dem Willen andrer zu folgen, immer lästig erschienen. Ich bewundere den Mut des Generals, die Ausdehnung seiner Kenntnisse in allen Dingen, worüber er gleich gut spricht, die Lebhaftigkeit seines Geistes, die ihn den Gedanken der andren, beinahe ehe er ausgesprochen ist, begreifen läßt; aber ich gestehe, ich bin erschreckt über die Herrschaft, die er über alles, was ihn umgibt, scheint ausüben zu wollen. Sein forschender Blick hat etwas Sonderbares, was unerklärlich ist, was aber sogar unsren Direktoren imponiert: Urteilen Sie, ob er eine Frau nicht einschüchtern muß! Endlich, das, was mir gefallen müßte, die Kraft einer Leidenschaft, wovon er mit einer Energie spricht, die keinen Zweifel an seiner Ernsthaftigkeit erlaubt, ist grade das, was die Zustimmung hemmt, die ich ihm oft bereitwillig gebe. Nachdem meine erste Jugend dahin ist, darf ich da wohl hoffen, diese heftige Zärtlichkeit, die bei dem General einem Anfall von Wahnsinn gleicht, mir lange zu erhalten? Wenn er nach unsrer Vereinigung aufhörte, mich zu lieben, wird er mir nicht das, was er für mich getan haben wird, zum Vorwurf machen? Wird er nicht bedauern, nicht, wie er konnte, eine glänzendere Heirat gemacht zu haben? Was werde ich dann antworten, dann tun? Ich werde weinen. — Eine nette Zuflucht! rufen Sie aus. — Mein Gott,

ich weiß, daß das zu nichts führt; aber es ist zu jeder Zeit das einzige Hilfsmittel, das ich gefunden habe, wenn man mein armes, so leicht zu erkältendes Herz verwundete . . . Barras versichert, daß, wenn ich den General heirate, er ihm zur Erlangung des Oberbefehls über die Armee von Italien behilflich sein werde. Gestern sprach Bonaparte mit mir von dieser Begünstigung, worüber seine Waffenbrüder schon murren, obgleich sie noch nicht bewilligt ist. ‚Glaubt man denn,' sagte er mir, ‚daß ich Begünstigung nötig habe, um emporzukommen? Alle werden eines Tages nur zu glücklich sein, wenn ich ihnen die meine zuteil werden lasse. Mein Degen ist an meiner Seite, und mit ihm werde ich es weit bringen.' Was sagen Sie von dieser Erfolgsgewißheit? Ist sie nicht ein Beweis von Selbstvertrauen einer übermäßigen Eigenliebe? Ein Brigadegeneral, der die Häupter der Regierung begünstigt! . . . Ich weiß nicht, aber manchmal nimmt mich diese lächerliche Sicherheit so ein, daß sie mich alles für möglich halten läßt, was mir dieser sonderbare Mensch in den Kopf setzen würde; und wer kann berechnen, was er bei seiner Einbildungskraft unternehmen würde? . . . Hortense wird mehr und mehr liebenswürdiger; ihr Oberkörper entwickelt sich, und wenn ich wollte, hätte ich eine schöne Gelegenheit, ärgerliche Betrachtungen über die verwünschte Zeit anzustellen, die die einen auf Kosten der andren verschönert! Glücklicherweise habe ich andre Dinge im Kopfe, wahrhaftig, und ich gleite über die schwarzen Gedanken nur so hin . . . Ohne diese Heirat, die mich quält, würde ich sehr froh sein, allem zum Trotz; . . . Ich habe mir eine Gewohnheit aus dem Leiden gemacht, und wenn ich für neuen Kummer bestimmt wäre, ich glaube, daß ich ihn ertragen würde, vorausgesetzt, daß meine Tante, meine Kinder und Sie mir blieben."

Eine Dame, eine Weltdame, die da plaudert. Josefine, sieht man, steht vollkommen über der Sache, und sie verbreitet sich darüber mit so viel Geist und so anmutig, daß man sie für eine vortreffliche, keineswegs oberflächliche Frau halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie anders lebt und liebt, als sie schreibt.

Genug von der ersten Liebeszeit. Die Tatsachen sind: Bonaparte lernte Josefine im Oktober 1795 kennen und wurde bald ihr Geliebter. Auf die Honigmonate folgte die Heirat. Der General ließ sich am 7. Februar 1796 mit der Witwe Beauharnais aufbieten, und am 9. März in Gegenwart Josefs, Barrasens und Talliens (der Zeugen), bürgerlich trauen, also drei Tage, bevor er Paris verließ, um den Oberbefehl über die Armee von Italien anzutreten. Danach, während er im Lande der Apenninen weilt und kriegt, kommt die Liebe aufs Papier. Sehn wir, wie sie sich da ausnimmt!

Die Briefe des Generals Bonaparte an

Josefine folgen einander in der ersten Zeit nach seiner Abreise wie die Tage. Er schreibt fast auf jeder Station an sie, und auch nachdem er am Ziel ist, in der kurzen Zeit, wo er sein Heer organisiert, sendet er ihr eine Liebesbotschaft über die andre. Er schreibt unter andrem: „Wenn ich bereit bin, das Leben zu verfluchen, lege ich die Hand auf mein Herz, Dein Bild ist dort, ich betrachte es, die Liebe ist für mich das unbedingte Glück, und alles ist lachend, außer der Zeit, wo ich mich von meiner Freundin abwesend sehe." Er zeigt Josefinens Bild jedem, er betet am Abend davor, und als das Glas, das es bedeckt, zerbrochen ist, gerät er in düstere Stimmung. Die Scherben sind ihm eine Vorbedeutung des Todes, er sagt zu Marmont in Tortone: „Meine Frau ist sehr krank oder untreu." Ein andermal, nachdem ein Brief von seiner „anbetungswürdigen Freundin" sein Herz mit Freude erfüllt hat, schreibt er: „Seit ich Dich verlassen habe, bin ich immer traurig gewesen. Es ist mein Glück, bei Dir zu sein. Ohne Unterlaß rufe ich mir Deine Küsse, Deine Tränen, Deine liebenswürdige Eifersucht zurück, und die Reize der unvergleichlichen Josefine entzünden unaufhaltsam eine lebendige, brennende Flamme in meinem Herzen und in meinen Sinnen. Wann werde ich doch . . . alle meine Augenblicke bei Dir zubringen können, nichts zu tun haben, als Dich zu lieben und nur an das Glück zu denken, Dir es zu sagen und zu beweisen? . . . seit ich Dich gesehen habe, fühle ich, daß ich Dich noch tausendmal mehr liebe. Seitdem ich Dich kenne, bete ich Dich täglich mehr an . . . Ach, ich bitte Dich, laß mich einige Deiner Fehler sehn; sei weniger schön, weniger anmutig, weniger zärtlich, vorzüglich weniger gut; hauptsächlich sei weniger eifersüchtig und weine nie; Deine Tränen rauben mir die Vernunft und glühen in meinem Blute. Glaube fest, daß es nicht in meiner Gewalt steht, einen Gedanken zu haben, der nicht Dir gehörte . . . Komm zu mir, damit wir, ehe wir sterben, doch zum wenigsten sagen können: So viele Tage waren wir glücklich!!" (Marmirolo am 17. Juli 1796.) In andren Briefen sendet er seiner „süßen Josefine" tausend Millionen Küsse. Er verspricht ihr „Liebe ohne Grenzen und Treue, die jede Prüfung besteht." Den liebenswürdigen Kindern, Eugen und Hortense, soll sie etwas Hübsches schicken. „Gib ihnen die Versicherung, daß ich sie liebe wie meine eignen Kinder. Was Dir oder mir gehört, verschmilzt in meinem Herzen dermaßen, daß gar kein Unterschied stattfindet." Da er eifersüchtig ist, wünscht er all ihre Briefe von andren zu lesen, „denn hierdurch würden alle Gewissensbisse und alle Befürchtungen verscheucht werden." Komisch, sie hat seinem Boten gesagt, sie hätte ihm nichts aufzutragen. „O pfui, Du häßliche, grausame Tyrannin, Du niedliches, kleines Ungeheuer! Du lachst meiner Drohungen, meiner Torheiten. Ach, Du weißt es wohl, wenn ich Dich in mein Herz einschließen

könnte, so würde ich Dich da ins Gefängnis setzen. Gib mir Nachricht, daß Du heiter, ganz gesund und sehr glücklich bist." (Marmirolo am 19. Juli.) „Bist Du nicht die Seele meines Lebens, die Empfindung meines Herzens? . . . Leb wohl, Du Schöne und Gute, ganz Unvergleichliche, ganz Göttliche, tausend verliebte Küsse." (Castiglione am 21. Juli.) Er nennt sich den zärtlichsten Liebhaber. „Ich bin in Verzweiflung, meine Freundin, daß Du zu glauben vermagst, mein Herz könnte sich andren als Dir öffnen; es gehört Dir durch das Recht der Eroberung, und diese Eroberung soll fest und ewig sein." Da es ihr mißfällt, daß er ihre Briefe (die an sie nach Italien gesandt werden) öffnet, „so soll dies der letzte sein," womit er es so macht . . . „mein Herz ist Dein für das ganze Leben." (Castiglione am 22. Juli.) „Schreckliche Unruhe" erfaßt ihn, wenn sie nicht schreibt. „Du, der die Natur Sanftmut, Anmut und alles gegeben hat, was gefällt, wie kannst Du den vergessen, der Dich so heiß liebt? . . . Denk an mich, lebe für mich, sei oft bei Deinem Geliebten und glaube, daß es nur ein einziges Unglück für ihn gibt, das ihn in Schrecken setzt, nämlich das, nicht mehr von seiner Josefine geliebt zu sein. Tausend recht süße, zärtliche, ausdrucksvolle Küsse." (Brescia am 31. August.) „Ich lebe garnicht, wenn ich entfernt von Dir bin; denn das Glück meines Lebens ist bei meiner süßen Josefine." (Alexandria am 1. September.) Er hat ihre Briefe an die „Lippen gedrückt, und der Schmerz der Trennung, tausend Meilen Entfernung sind verschwunden." Hinwiederum jammert er, als wolle er sich in allen Tonarten versuchen: „Was bleibt Ihnen noch übrig, mich sehr beklagenswert zu machen? Mich nicht mehr zu lieben? Ach, das ist schon der Fall! Mich zu hassen? Nun, ich wünsche es, denn alles, außer dem Hasse, erniedrigt sich." (Modena am 17. Oktober.) Dann der Liebespurzelbaum: „Ich liebe Dich garnicht mehr; im Gegenteil, ich verabscheue Dich. Du bist häßlich, sehr ungeschickt, sehr dumm, Du bist ein Aschenbrödel. Du schreibst mir garnicht, Du liebst Deinen Mann nicht; . . . Wer mag der wunderbare neue Liebhaber sein, der all Ihre Augenblicke in Anspruch nimmt, Ihre Tage tyrannisiert und Sie abhält, sich mit Ihrem Gatten zu beschäftigen?" (Mailand am 13. November.) Ja, „bis zum Rasendwerden" liebt er sie. „Was mich betrifft, so ist das Geschick und der Zweck meines Lebens, Dich allein zu lieben, Dich glücklich zu machen und nichts zu tun, was Dir zuwider sein könnte . . . Wenn ich Dir all meine Wünsche, all meine Gedanken, alle Augenblicke meines Lebens opfre, dann gehorche ich nur dem Uebergewicht, das Deine Reize, Dein Charakter und Deine ganze Persönlichkeit über mein unglückliches Herz zu erringen gewußt haben. . . . Möge das Schicksal auf mein Herz alle Leiden und

allen Kummer legen, meiner Josefine aber schöne, glückliche Tage schenken." (Mailand am 28. November.)

So ist er. Und wie ist sie?

Man erkennt es schon aus den Briefen, sie läßt ihn zappeln, sein stürmisches Begehren, seine Raserei, seine Sentimentalität — man bedenke, daß sie eine große Dame ist, und was sie hinter sich hat! — diese Kinderkrankheit, diese Schülerhaftigkeit in der Liebe, das ist nicht ihr Fall. Madame Bonaparte in Paris hat Dinge vor, die zu einem schwärmerischen Liebesbriefwechsel mit ihrem Gatten geradeso passen wie die Faust aufs Auge. Sie will sich vergnügen, es genügt ihr nicht, „auf tausend Meilen" geliebt zu werden — der Gatte, der nicht bei ihr ist, darf sich nicht wundern, wenn ihm Hörner wachsen. Im April 1796, nach seinen Siegen, fordert Bonaparte Josefine auf, nach Italien zu kommen. Er mahnt: „Schnell! ich sage es Dir voraus, wenn Du zögerst, wirst Du mich krank finden. Die Mühsale und Deine Abwesenheit, das ist zuviel auf einmal . . . Nicht wahr, Du kommst, um Dich zu erholen? Du kommst, um hier an meiner Seite, an meinem Herzen, in meinen Armen zu sein! Mach Dir Flügel! Komm, komm!" Aber das lockt sie nicht, sie genießt in Paris, wo man sie notre dame des victoires nennt, die Ehren seiner Siege und sie hat, sagt man, einen neuen Liebhaber, einen von neunzehn Jahren. „Wenn es wahr wäre," schreibt ihr der Gatte, „fürchte den Dolch des Othellos!" Sie lächelnd: „Er ist drollig, Bonaparte!" So findet sie ihn, der an Carnot schreibt: „Ich bin in Verzweiflung, meine Frau kommt nicht, sie hat sicher einen Geliebten, der sie in Paris zurückhält; Fluch über alle Weiber." Dann kommt Josef, um Josefine zur Abreise zu drängen, aber sie schützt Krankheit vor, schwindelt, sie sei im Beginn der Schwangerschaft. Nun schreibt der General reumütig: „Ich bin so sehr im Unrecht bei Dir, daß ich nicht weiß, wie ich es büßen kann. Ich klage Dich an, daß Du in Paris bleibst, und Du warst krank! Verzeih mir, meine gute Freundin; die Liebe, die Du mir eingeflößt hast, hat mir die Vernunft genommen . . ." Gleichzeitig schreibt der überlistete Ehemann an Josef: „Mein Freund, ich bin in Verzweiflung. Meine Frau, alles, was ich auf der Welt liebe, ist krank. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Schreckliche Ahnungen erfüllen mich. Ich beschwöre Dich, mir zu sagen, was los ist, wie sie sich befindet. Wenn wir seit unsrer Kindheit durch das Blut und die zarteste Freundschaft vereinigt waren, ich bitte Dich, widme ihr Deine Sorgen, tu für sie das, was mein Glück sein würde, selbst zu tun . . . Beruhige mich wieder. Sprich offen mit mir. Du kennst mein Herz, und Du weißt, wie glühend es ist. Du weißt, daß ich nicht geliebt habe, daß Josefine die erste Frau ist, die ich anbete. Ihre Krankheit bringt mich zur Verzweiflung. Alle Welt verläßt mich,

niemand schreibt mir. Ich bin allein, meinen Befürchtungen überliefert, meinem Unglück . . . Wenn es ihr gut geht, so daß sie die Reise machen kann, wünsche ich mit Inbrunst, daß sie komme. Es tut mir not, sie zu sehen, sie an mein Herz zu drücken. Wenn sie mich nicht mehr liebte, würde ich nichts mehr auf der Welt zu suchen haben." Wahrscheinlich fand Josefine auch diesen Brief, den ihr Josef wohl mitteilte, drollig, denn erst als Bonaparte droht, seine Entlassung zu nehmen und nach Paris zu kommen, erst da sieht sie ein, daß es keinen Vorwand mehr für sie gibt, die Reise nach Italien hinauszuschieben. Sie reist unter Tränen und Seufzen, in Begleitung Josefs und Junots ab. Auch Herr Hippolyte Charles, ein junger Offizier, gehört zu ihrer Reisegesellschaft, und er ist schuld daran, daß die Reise besonders langsam von statten geht. Endlich, nach einem Vierteljahr der Liebesqual hat Bonaparte die Gattin in Mailand unter seinem Dache, er hält seine süße Josefine wieder in seinen Armen. Schade nur, daß er so bald eine Bitternis zu kosten hat. Er erfährt, was es mit dem Herrn Charles auf sich hat, er sieht sich genötigt, ihm Beine zu machen. Und natürlich, fortan, während des Jahres, das Josefine in Italien verweilt, läßt er sie nicht ohne Ueberwachung — er ist seines Paradieses nur sicher, wenn er es unter Verschluß hat.

Trotz aller Feste und Huldigungen, die Josefine als Gattin des siegreichen französischen Oberfeldherrn erlebte, fand sie den Aufenthalt in Italien so wenig schön, daß sie aufatmete, als sie wieder in Paris war. Nicht lange war sie dort, als ihr Ehestand abermals eine Unterbrechung erfuhr, nämlich im Mai 1798, als sich Bonaparte nach Ägypten begab. Würde sie nun eine Probe von Weibestreue ablegen? Der Mann war ein Narr, der es von ihr erwartete.

In Ägypten — fragen wir vor allem: Wie hält es Bonaparte selbst dort im Umgang mit dem andren Geschlecht? Das Wort von der Treue, die jede Prüfung besteht, wie spaßhaft, daß er so etwas aus Italien an Josefine geschrieben hatte! Daß er, der feurige junge Mann, weit von der Heimat, fern von seiner Göttlichen, wie der heilige Antonius von Padua leben werde, war nicht anzunehmen. Aber auch nur dem Scheine nach wie ein verheirateter Mann und als der untadlige Stiefvater Eugens, der bei ihm war, sich zu betragen, fiel ihm garnicht ein. Im Gegenteil, als Naturmensch, als Kamerad unter Kameraden war ihm verschiedenes „ganz egal." So verführte er in Kairo eine junge Offiziersfrau, Madame Pauline Fouré, gleichviel, daß er da schon böse Dinge über Josefine in Malmaison gehört hatte. „Eines Tages in Ägypten," so gibt Taine den Vorgang wieder, „als er bei der Tafel mehrere französische Damen hatte, ließ er eine hübsche Person, deren Mann er soeben nach Frankreich gesandt hatte, an seiner Seite sitzen;

plötzlich gießt er über sie, wie aus Versehen, eine Flasche Wasser aus, und unter dem Vorwande, die Unordnung der nassen Kleidung wiedergutzumachen, zieht er sie mit sich in seine Wohnung und bleibt dort mit ihr lange, zu lange, während die Tischgenossen . . . warten und einander anblicken." Nach diesem unverhüllten Streich, (den andre anders, doch ähnlich erzählen), ist Pauline Bonapartes anerkannte Geliebte. Unsre orientalische Souveränin heißt sie bei den Soldaten — es lohnt sich nicht, dieser leichten Schürze weiter Beachtung zu schenken. Genug, Bonaparte legte sich in Ägypten im Verkehr mit dem schönen Geschlechte keinen Zwang auf.

Josefine daheim tut mit dem starken Geschlecht desgleichen. Sie gibt sich wieder mit Herrn Charles ab, viele können es wissen, daß sie ihren Mann betrügt. Am 25. Juli 1798, so bald schon nach seiner Abreise, schreibt der General aus Kairo an Josef: „Ich kann in 2 Monaten in Frankreich sein; ich empfehle Dir meinen Vorteil. Ich habe viel häuslichen Kummer, denn der Schleier ist gänzlich gelüftet. Du allein bleibst mir noch auf Erden. Deine Freundschaft ist mir teuer, und es fehlte mir nur, um ein Menschenfeind zu werden, daß ich auch sie verlöre, und daß auch Du mich verrietest. Das ist eine traurige Lage, alle Gefühle für ein und dieselbe Person in einem einzigen Herzen zu haben. Du verstehst mich. Sieh zu, daß ich bei meiner Rückkehr ein Landhaus habe, bei Paris oder in Burgund, wo ich den Winter zubringen und mich einschließen kann. Ich bin angewidert von der menschlichen Natur. Ich brauche Einsamkeit und Absonderung. Die Größe langweilt mich, mein Gemüt ist verdorrt, der Ruhm erscheint mir fade. Mit 29 Jahren habe ich alles ausgekostet, es bleibt mir nur übrig, ohne weiteres ein Egoist zu werden! Ich will mein Haus bewahren, ich werde es nie jemand überlassen, wer es auch sei. Ich weiß nicht mehr, wozu ich lebe. Adieu, mein einziger Freund . . ."

Im Oktober 1799 bricht über Josefine, die Ungetreue, das erste schwere Ungewitter in ihrem zweiten Ehebunde herein. Der aus Ägypten Heimgekehrte hört von seiner Mutter, seinen Brüdern und Schwestern über die Aufführung seiner Frau so viel Schlimmes, daß er sich entschließt, mit ihr zu brechen. Da ist es fürs erste vergeblich, daß seine politischen Freunde ihm vorstellen, daß er sich nicht lächerlich machen, daß er nicht als betrogener Ehemann auftreten dürfe, daß er Josefine ja später verstoßen könne. Er will nichts hören, er rast, er legt Josefinens Wertpapiere und Kostbarkeiten beim Pförtner seines Hauses nieder, er schließt sich in sein Zimmer ein und wartet auf ihre Rückkehr — wir wissen, seine Frau ist ihm entgegengereist und hat ihn verfehlt. Als sie kommt, hat sie ihre ganze Torheit und ihre ganze Schuld begriffen. Die Ehe mit dem General sollte für sie eine Versorgung sein;

nun wohl, sie steckt wieder tief in Schulden, sie ist jetzt siebenunddreißig und sieht älter aus als sonst Frauen ihres Alters, sie ist mit der Ehre ihres Gatten aufs leichifertigste umgegangen, sie hat so gelebt, als ob er nicht wiederkäme — wenn er sie verstößt, was wird dann aus ihr werden? Sie klopft an seine Türe, vergeblich, sie kniet dort nieder und schluchzt, umsonst, er rührt sich nicht, er öffnet nicht. Darauf läßt sie ihre Kinder kommen. Sie knieen mit ihr nieder und flehen mit ihr, endlich öffnet sich die Türe. Bonaparte, wortlos, die Augen in Tränen, das Gesicht von dem langen inneren Kampfe verzerrt, breitet seine Arme aus, er verzeiht und ohne Bedingung. Er sagt sich wohl, daß er sein Weib nicht zu behüten verstanden, daß er ihr die Möglichkeit zur Untreue gelassen habe, deshalb will er vergeben und vergessen. Natürlich auch, daß er schließlich wünscht, sich nicht bloßzustellen, und daß, nachdem er jedes Für und jedes Wider erwogen hat, die reuige Sünderin, das Weib seiner Sinne, wieder verlockend für ihn ist. Aber fortan — das macht er zur Regel — soll kein Mann mit ihr allein sein, Tag und Nacht soll sie überwacht sein. Er bezahlt nach der Aussöhnung mehr als zwei Millionen an Schulden für sie. Fürwahr, sie hat einen Versorger!

Wir lassen hier den Faden des Kapitels Bonaparte und Josefine fallen, wir werden ihn später wiederaufzunehmen haben.

Ueberblick.

Napoleon Bonaparte vor seinem Konsulat.

Wie steht nun, nach den sechs Jahren 1794 bis 1799, der General Bonaparte da? Wir haben ihn kennen gelernt als Feldherrn, als Diplomaten, als Politiker oder Staatsmann (die beiden letzten Worte seien hier fort und fort auf die innere Politik bezogen), und auch mit seinem Privatleben sind wir in einem wichtigen Punkte vertraut geworden. Vom Feldherrn brauchen wir nicht weiter zu handeln, er steht uns nach der besondren Betrachtung beim italienischen Feldzuge vor Augen, doch über den Diplomaten und über den Politiker des inhaltreichen Zeitabschnittes müssen wir noch den Ueberblick erlangen.

Als Diplomat zeigt sich Bonaparte zunächst, wenn er sich über Fragen der äußern Politik mit der eignen Regierung benimmt, und was fiele da mehr auf als seine Selbständigkeit im Urteilen und im Tun!

Er überschaut und beherrscht das Direktorium, d. h. er teilt dessen Einbildungen nicht, er läßt sich durch unzweckmäßige Instruktionen oder Weisungen nicht beirren, nicht binden, wie er nach seinem Kopfe Krieg führt, führt er nach seinem Gutdünken auch die dem Kriege folgenden Verhandlungen. Er nimmt sie als etwas, wofür er der Berufene und Maßgebende ist, in die Hand. Man sehe seinen Briefwechsel mit dem Direktorium und mit den Ministern — unverkennbar, daß er die Zügel hält, daß er das Ziel und die Mittel zum Ziele wählt, daß er seinen eignen Weg geht, nicht den Weg andrer. Wie gewandt und bündig, wie fest und beharrlich, wie sachlich und (verhältnismäßig) weitblickend, welch ein gesammelter Kopf, was für ein überlegener Geist, was für ein Führer auch mit der Feder! Er, der Eroberer sieht im eroberten Lande Menschen und Dinge, wie sie sind, deshalb baut er nur auf sein Schwert und hält alles, wobei nicht mit der französischen Waffengewalt gerechnet wird, für Romane. Wie er, um seinen Willen durchzusetzen, das Direktorium behandelt, ist ergötzlich. So oft es angebracht ist, sucht er, sich als das bloße Werkzeug der Pariser Machthaber hinzustellen. Ich bin, schreibt er einmal, „an völlige Verleugnung meines Urteils gewöhnt." Ja bittet er nicht bei jeder wichtigen Angelegenheit um Ratschläge? Freilich, nur wartet er ihr Eintreffen nicht ab, er stellt die Regierung vor Tatsachen, er ist fertig, ehe sie anfängt, wenn sie aufsteht, legt er sich schon wieder zu Bett. Aber das soll sie nicht falsch deuten, er konnte nicht anders, er hat sich zur Eigenmächtigkeit aus Not, zum Vorteil des Vaterlandes und jedenfalls mit schwerem Herzen entschlossen. So versichert er, und darüber ist nicht gut mit ihm zu streiten. Er hat die Dinge unter den Händen, und man darf ihn nicht verstimmen. Er weiß, daß die Regierung gegen ihn ohnmächtig ist, weil sie ihn nicht entbehren kann, daher ist bei erheblichen Meinungsverschiedenheiten stets sein letzter Trumpf, um seine Entlassung zu bitten. Wenn er seinen Willen nicht haben soll, ist er plötzlich äußerst ruhebedürftig, ein Kranker, einer, der nicht mehr auf den Gaul kann, er will dann à la Cincinnatus den Pflug zur Hand nehmen oder in die Menge der friedlichen Bürger zurückkehren — was das bedeutet, die Direktoren wissen es und lassen ihn gewähren.

Des weitern zeigt er sich als Diplomat bei Feinden oder Fremden vor dem Kriege, nach dem Siege, nach der Eroberung. Wenn er mit seinem Heere die Grenzen eines fremden Landes überschreitet, daß sich nur niemand beunruhige — er kommt als Befreier! In Italien die Fürsten, der große Tyrann und die kleinen Tyrannen, in Ägypten die Mameluken, von ihnen will er die Unterdrückten losmachen — beim Haupte Jupiters, beim Barte des Propheten, er kommt zu den Völkern als Freund! Aber natürlich, Freund kann er nur Freunden sein, für

seine Feinde dagegen ist er schrecklich wie das Feuer des Himmels, wer ihm ungemessene Freundschaftsdienste verweigert, verfällt seinem Grimm, wer sich empört, verliert seinen Kopf. Gewöhnlich fängt er mit Schmeichelei an, die Ueberlieferungen, die Sitten, die Sittlichkeit, die Religion eines Volkes sind ihm sozusagen heilig. Die Italiener, die er in seinen Briefen nach Paris als hanswurstig, als feige, als Gesindel schildert, sie liebt er als die Nachfahren der Helden des alten Roms, und die Ägypter, die Anhänger des Propheten, die ihm in Wirklichkeit für eine Räuber- und Mördergesellschaft gelten, sie mögen sich dessen versichert halten: Er ist der wahre Muselmann! Zu betören, einzulullen, in Sicherheit zu wiegen, aber auch die Folgen des Widerstandes anzudeuten, also abzuschrecken, darauf kommt es ihm bei seinen Kundgebungen an. Er ist Schönredner mit nüchterner, kalter Berechnung. Seine Begeisterung für Italiens Kunstschätze und wissenschaftliche Schätze sei echt oder gemacht, jedenfalls vergißt er darüber die Rolle des Freundes der Enkel von Brutus und Scipio. Er läßt von den Schätzen viel, sehr viel einpacken und nach Frankreich senden, bald vertragsmäßig, bald ohne Vertrag, er bedingt sich aus, er nimmt, mit Freundlichkeit, mit List oder Gewalt, Eroberung, Raub, Diebstahl, alles geht da auf eine Karre. Selbstverständlich liegt ihm am meisten am Gelde, und seine „Freunde“ sind die Nächsten dazu, es ihm zu geben. In diesem Punkte spricht er sogleich deutlich, nur daß er rücksichtsvollerweise das Geldeintreiben besagten Freunden überträgt. Die Dummheit, nach Rom zu marschieren, wenn der Papst zahlen soll, macht er nicht, er bleibt in der Nähe, bedroht ihn nur und wartet die Geldbeschaffung ab. Wer verstünde sich besser auf die Handhabung des Klingelbeutels oder der Sammelbüchse als der Heilige Vater! Was im allgemeinen von den Versprechungen des französischen Oberfeldherrn zu halten ist, darüber kann kein Zweifel sein. Am schlimmsten fahren die bei ihm, die ihm weder Freund, noch Feind sein wollen, die Neutralen. Er läßt sich ihre Neutralität gefallen, doch er berücksichtigt sie nur solange, wie es ihm bequem ist, wird sie ihm lästig, weil er mit seinem Heere vorwärts will, so hat er Vorwände genug, die Zwirnsfäden der Neutralität zu zerreißen. Dann ist der Neutrale geliefert. Er macht ihm alles zum Vorwurf, er beutet die eignen Mißgriffe und Nichtsnutzigkeiten gegen ihn aus, er zettelt, um Geld von ihm zu bekommen, einen kleinen Streit an, um ihn in Furcht zu halten, sieht er sich genötigt, „heftig zu werden, zu übertreiben, sich bitter zu beklagen,“ die geringste Meinungsverschiedenheit mit ihm wird da dem andren verhängnisvoll, das kleinste Haar, das einem Franzosen gekrümmt wird, genügt dem Unverschämten, dem Fürchterlichen, der neutralen Macht einen Strick zu drehen. Auch nach Venedig kam er als Freund, aber

schließlich, nachdem er der Republik einen Schutzvertrag bewilligt hatte, gab er sie preis, er ging als Verräter. Niemand von denen, die nicht an seinem Strange ziehen, soll sich vor ihm in Sicherheit glauben. Derzeit (am 12. August 1796) beteuerte er Toscana, daß es seine feste Absicht sei, „die vollkommene Harmonie, die zwischen ihm und Seiner königlichen Hoheit herrsche, in keiner Weise zu stören.“ Doch an Miot in Florenz schrieb er, er solle nicht verfehlen, es ihm zu melden, wenn der Großherzog nach Wien reise, damit man ihn unterwegs gefangen nehmen könne. Wie doppelzüngig, wie schuftig er ist — alldie, bei denen etwas zu holen ist, machen in dem Punkte mit ihm ihre besondren Erfahrungen. Sittliche Anwandlungen hat er nur, wenn er jemand, entweder aus Verlegenheit oder aus Bequemlichkeit, auf den Leim locken will. Wenn er in der Klemme ist, trieft er von menschenfreundlichen Gesinnungen, schreibt er dem Gegner philosophische Briefe, Episteln über die Segnungen des Friedens, über das Wohl der Völker. Sehr schön, mit vollkommener Ehrerbietung schreibt er dem Papst, nur daß er etwas von Pfaffengesindel oder von albernen Schwätzern murmelt, wenn er mit den Gesandten Seiner Heiligkeit zu verhandeln hat.

Aber bei den großen diplomatischen Geschäften, bei den Verhandlungen über Vorfrieden und Frieden mit einer Großmacht, ist er da nicht ein vorzüglicher Diplomat? Man muß anerkennen: er ist sehr sachkundig, sehr gewandt, höchst ausdauernd, er weiß, den andren mit unbestimmten, dunkeln Reden hinzuhalten, nur der beste Unterhändler ist ihm gewachsen. Aber ein feiner Diplomat ist er nicht, dazu ist er, alles in allem, nach Wahl der Mittel und Gebaren, ein viel zu struppiger Geselle. Wenn er es nicht für zweckmäßiger hält, es mit Schmeicheleien zu versuchen, tritt er so hochmütig, so prahlerisch drohend, so herausfordernd und unverschämt auf, daß er den Mann von Bildung von vorneherein verleugnet. Er will Schrecken einflößen, einschüchtern, verblüffen, das ist selbstverständlich, aber zu Zeiten, wenn ihn die Ungeduld packt, ist er brutal, dann beleidigt, beschimpft er den andren, verliert er alle Selbstbeherrschung und rast wie ein Verrückter. Wenn er als Diplomat irgend eine Rolle durchzuführen imstande ist, so ist es die der zähesten Begehrlichkeit. Das ist gewiß, er ist der Gerissensten einer, ein Lügner aus Gewohnheit, von der Macht der Wahrheit hat er keinen Begriff. Kurz, seine diplomatischen Mittel sind unfein, grob, wenn er mit ihnen zum Ziele kommt, so nur deshalb, weil man ihn fürchtet.

Bei dem Politiker muß man, um gerecht zu urteilen, das Wasser berücksichtigen, worin er zu schwimmen hat. Die Revolution hatte die Republik geboren, die Republik, zu ihrer Selbsterhaltung, die republikanische kriegerische Propaganda ins Leben gerufen, die Politik,

die die siegreichen Generale zur politischen Arbeit berief, denn was das Schwert schuf, mußte das Schwert erhalten. Der General Bonaparte hat als Staatengründer, als Staatslenker oder Politiker bei fremden Völkern, ungemeine Tatkraft und nicht geringe Klugheit gezeigt. Sein großes Organisationstalent muß jedem in die Augen fallen. Er weiß, Ordnung zu schaffen, was für eine und auf wie lange, das sind besondre Fragen. Der springende Punkt bei seinen politischen Schöpfungen ist: Er braucht Geld. Daher muß er die fremden Völker wieder und wieder zur Ader lassen, und dabei können sie nicht zu Kräften kommen. Er zündet ihnen „das heilige Feuer der Freiheit" an, aber er brät sie daran. Wo er — übrigens wie die meisten Generale der Revolutionszeit ein Kriegsmann mit tiefen Taschen — wo er hinkommt, fordert er, nimmt er, was er übrig läßt, das ist für die Katze. Seine Werke auf politischem Gebiete sind also nur scheinbar bedeutend, innerlich sind sie hohl, für die Dauer sind sie unhaltbar. Was er aufrichtet, das ist die Gleichheit aller unter seinem Despotismus, die französische Säbelherrschaft unter republikanischen Formen, Blendwerke für die Menge, in Wirklichkeit eine Tyrannei, die erst da aufhört, wo nichts mehr zu holen ist.

So ist er draußen, bei Fremden. Was für ein Politiker ist er bei den inneren Angelegenheiten seines eigenen Landes? Gewiß ist eins: Er will an die Macht. Und es ist nicht zu überhören, daß er die Republik sehr schön im Munde führt. Seine Feinde, sagt er, müßten über seine Leiche zur Zerstörung der Republik schreiten, und „schlimm für die, die nicht an die Tugend glauben, und die meine verdächtigen." Will er denn etwas andres, als die bestehende Ordnung stützen? Hat er nicht in Italien seine Soldaten zu unversöhnlichem Kriege gegen die Feinde der Verfassung des Jahres 3 aufgerufen? Dies und noch einiges mehr hat er gesagt, geredet, geschrieben. Aber seine Motive, aber seine Taten! Er stützt die Machthaber, weil er sie als Deckung vor den Angriffen seiner Widersacher braucht, weil sie grade die Leute sind, denen er überlegen ist, und die er übertölpeln kann. Wenngleich er sich keiner Partei hingibt, die Partei der Regierenden ergreift er stets, d. h. so lange wie die Birne für ihn noch nicht reif ist. Im Uebrigen verachtet er die Advokaten in Paris gründlich, für diese Unfähigen zu arbeiten, das wäre das letzte, was ihm in den Sinn kommen könnte. Nach seinen Siegen im Frühjahr 1796 hat er sich entdeckt, nach Lodi hat er — wenn man es glauben könnte — angefangen, sich für etwas Besondres zu halten. Sagen wir: Von da an fühlte er sich mehr als je zu einer großen politischen Rolle berufen. Er sieht dann, die nächsten Jahre hindurch, den Wirrwarr auf der politischen Bühne der Französischen Republik und bleibt dabei unbefangen, kühl urteilend, er spielt bei jedem In-

trigenstück mittelbar oder unmittelbar mit, aber mit Vorsicht. Er will die Hände frei haben, er will jedenfalls sein eignes Glück machen, nicht das der andren. Er hängt an niemand und an nichts, nicht an Personen und nicht an Grundsätzen. Er ist Plauderer, nicht Theoretiker, er schwärmt gelegentlich, wenn er andre bei Mut halten will, oder aus Eitelkeit, in phantastischer Stimmung, sonst ist er rein praktisch. Er hat über andre keine Illusionen, aber wie er sich beträgt, können andre tausend über ihn haben, er ist Schauspieler. Zwar fehlt ihm das Talent für die Rednerbühne, doch sonst, in dem, was er sagt oder schreibt, wieviel berechnetes Pathos, wieviel gesuchte Einfachheit und Zurückhaltung, wieviel Verstellung, wieviel Schein! So viele bewundernswerte Leistungen er aufzuweisen hat, so gelassen er auf Anerkennung warten könnte: er ist immer darauf aus, sich in Szene zu setzen. Er liebt die action d'éclat, alles dient ihm, der vorwärts will, zur Reklame. Man muß die Meisterschaft bewundern, womit er sich seine Umgebung dienstbar macht, so daß sie ihm (wie Marmont sagt) mit dem Vorgefühl einer unbegrenzten Zukunft dient. Glaube niemand, daß er in irgend einer Sache von Bedeutung planlos sei! Er plant immer sein Glück, seinen Ruhm, seinen Vorteil, seinen Machtgewinn. Und bei all seinem Planen und Tun zeigt sich: Er kennt die Franzosen, er kennt ihre Schwächen. Das erste Volk des Erdkreises, la grande nation, das sind Worte, die er in Gebrauch bringt. Man halte überhaupt fest, daß er wie keiner die Kunst versteht, andre zu überreden, ihre Haut zu Markte zu tragen. Ein fürchterlicher Schmeichler, seinen Freunden wie seinen Feinden!

Hier ein Urteil über ihn aus der Zeit nach dem Frieden von Campo Formio. „Ich sah ihn," schreibt Frau von Staël, „zum erstenmal . . ich hatte Männer gesehn, die der Achtung sehr wert waren, ich hatte auch rohe Männer gesehn; in dem Eindruck, den Bonaparte auf mich machte, war nichts, was mich an die einen oder andren erinnern konnte. Bei den verschiedenen Gelegenheiten, die ich während seines Aufenthalts in Paris zum Zusammentreffen mit ihm hatte, bemerkte ich ziemlich schnell, daß sein Charakter nicht durch Worte, deren wir uns gewöhnlich bedienen, erklärt werden könnte; er war weder gut, noch heftig, noch sanft, noch grausam, in der Weise der uns bekannten Individuen. Ein solches Wesen, das ohnegleichen war, konnte weder Zuneigung fühlen, noch hervorrufen; da war mehr oder weniger als ein Mensch; in seiner Haltung, seinem Geist, seiner Sprache prägt sich eine fremdartige Natur aus . . . anstatt, daß ich mich beruhigte, als ich ihn öfter sah, schüchterte er mich alle Tage mehr ein. Ich fühlte dunkel, daß keine Wallung des Herzens auf ihn wirken könnte. Er betrachtet ein menschliches Geschöpf wie eine Tatsache oder eine Sache, und nicht wie seinesgleichen.

Er haßt nicht mehr, als er liebt; alle übrigen Geschöpfe sind ihm Zahlen. Die Kraft seines Willens besteht in der unerschütterlichen Berechnung seiner Selbstsucht; ein geschickter Spieler, wofür das Menschengeschlecht die Gegenpartei ist, der er vorsätzlich sein Schach und Matt bietet ... Jedesmal, wenn ich ihn sprechen hörte, war ich betroffen von seiner Ueberlegenheit; sie hatte nichts zu tun mit der der Männer, die durch das Studium und die Gesellschaft unterrichtet und gebildet worden sind ... Aber seine Gespräche zeigten die Spur der Umstände, wie der Jäger die der Beute hat ... Ich nahm in seiner Seele etwas wie einen kalten und schneidigen Stahl wahr, der erstarren ließ, indem er verwundete; ich nahm in seinem Geist eine tiefe Ironie wahr, der nichts Großes, nichts Schönes entgehen könnte, nicht einmal sein eigner Ruhm, denn er verachtete die Nation, deren Stimmen er begehrte ... Alles war bei ihm Mittel oder Zweck; ... er sah die Dinge nur aus dem Gesichtspunkte ihrer unmittelbaren Nützlichkeit an; ein allgemeiner Grundsatz mißfiel ihm wie eine Albernheit oder wie ein Feind."

Wie steht der Erste Konsul nach allem im Anbruch der Konsularzeit vor Frankreich und vor Europa da?

In Frankreich hat er in vier Jahren sein Glück gemacht. In dieser Zeit hat er einen unvergleichlichen Waffenruhm erlangt, und er ist infolgedessen in der Politik emporgekommen, im Staate der erste Mann geworden, sein Degen, wovon er hoffte, daß er ihn weit brächte, hat ihn in kürzester Frist wahrlich weit gebracht. Aber ist dieser Mann der gute Genius der französischen Nation? Erscheint er dazu berufen, ihr Friede, Ordnung, Gedeihen zu verschaffen? Es ist wahr, er vor allen hat die Regierung auf den Weg der Staatsstreiche gedrängt, er hat den 13. Vendémiaire und den 18. Fructidor gemacht, er hat die Verfassung des Jahres 3 beseitigt (da erkennt man am besten den Wert seiner Schwüre), aber das letzte Verbrechen war deshalb nicht groß, weil nur wenige es ihm übelnahmen. Wesentlich ist: Er hat im Staate die Militärmacht über die Zivilmacht erhoben. Das mußte kommen. Denn wer hätte dem revolutionären Wirrwarr, dem grauenhaften Unfrieden, dem Schrecken der Straße ein Ende machen können, wer anders, als ein Mann des Schwertes? Aber Ehrgeiz, Ruhmsucht, Herrschsucht, das sind die Punkte, wo Vaterlandsliebe und Weisheit scheitern. Ein echter Patriot hätte nicht in kritischer Zeit Frankreich seines besten Heeres beraubt, um für sich im Orient neuen Ruhm zu gewinnen, ein Weiser, ein Staatsmann hätte nicht die Verfassung des Jahres 8 geschaffen, diese Satire auf den Staat der Freiheit und Gleichheit, diese Schnürbrust für den politischen Körper eines großen zivilisierten Volkes. Gewiß, und dennoch, dieser Mann, der so unverkennbar ein Despot ist,

er ist die Hoffnung der Nation, denn er ist ihr Ruhm und ihre Sicherheit. Im Kriege wie im Frieden ist er am Ende des Jahrhunderts der Revolution der Eine, der alle überragt, der Einzige, der bei allen Franzosen zählt.

Und außerhalb Frankreichs? Nun, die Völker Europas müssen auf ihn mit Bewunderung sehen, die Fürsten des Erdteils mit Grauen. Ein kriegerisches Genie ist da aufgestanden, überhaupt ein Mann, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Seine bedeutenden Eigenschaften, seine große Voraussicht, seine eherne Selbständigkeit, sein Mut, wofür es keine Katastrophen gibt, seine ungeheure Tatkraft, sein vollkommenes Herrentum, seine Kunst, andre seinem Willen zu unterwerfen, sein ungemeines Organisationstalent, all das verbindet sich mit seinen schlechten Eigenschaften, mit seiner Treulosigkeit, seiner Falschheit, seiner maßlosen Ruhmsucht und unbändigen Herrschsucht. Seine Talente dienen der kältesten Selbstsucht, das ist das Gefährliche. Dieser Mann, der nun in Frankreich an der Spitze steht, durch den Krieg ist er emporgekommen — daß er ein Mann des Friedens sei, daß er es sein könnte, wenn er es sein wollte, wer könnte es glauben? Wenngleich er sich in der auswärtigen Politik nur an die Aufgabe hielt, die die Revolution gestellt hatte, an die, die sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs und die französischen Klientelstaaten bei Europa zur Anerkennung zu bringen: ein Mann des Friedens wäre für solche Gewalt- und Raubpolitik nicht brauchbar gewesen. Bei seinem Tatendrang ist die Frage: Der glänzende Empfang, den das französische Volk dem aus Ägypten Heimgekehrten bereitet hat, zu welchem Drama wird er das Vorspiel sein? Am 18. Brumaire hat sich Frankreich einen Herrn gegeben. Wird nun der, der das waffengewaltigste Volk beherrscht, nicht Europa, nicht die Welt beherrschen wollen? Oder wird er Frankreich und der Welt Gutes bringen, wird er der Mann sein, den die aus den Fugen gegangene Zeit braucht?

Dritter Abschnitt.

Der Erste Konsul Bonaparte.

1799—1804.

1. Auswärtige Politik, Krieg und Frieden.

A. Bis zum Zweiten italienischen Feldzug.

(Bis zum Krieg des Jahres 1800.)

Der 18. Brumaire ist der große Wendepunkt im Leben Bonapartes, denn er verschafft ihm die „entscheidende Rolle auf der politischen Bühne" — das glänzende Vorspiel ist zu Ende, das große Spiel beginnt.

Lassen wir die innere Politik zunächst beiseite, so ist die dringendste Frage: Welche Einsichten und Absichten brachte der Erste Konsul zur Leitung der französischen Diplomatie mit? Oder auch: Was für eine diplomatische Lage, nach Gegenwart und Vergangenheit, fand er vor, und wie stellte er sich dazu?

Vor allem, Bonaparte sah in der Hauptsache klar, er wußte so gut wie irgendwer, daß der springende Punkt in der auswärtigen Politik Frankreichs England war. Und das war es ja nicht erst seit dem Beginn der kriegerischen Propaganda der Republik, sondern seit vier Menschenaltern. Ludwig 14. hatte bei seinen Eroberungskriegen (dem um die spanischen Niederlande und dem um die pfälzische Erbschaft) die Briten unter seinen Feinden gesehen, an der großen Wiener Allianz, deren Seele England war, war er schließlich gescheitert. Ludwig 15. hatte fast ein Jahrzehnt hindurch einen Land- und Seekrieg gegen England geführt, wonach Frankreich im Frieden zu Paris (1763) u. a. Kanada verlor und England, auch indem es bis 1784 die Eroberung Ostindiens vollendete, seine Vorherrschaft zur See gesichert sah. Ueberdies unterstützte England im Siebenjährigen Kriege (1756—1763) Preußen gegen Oestreich, Rußland und Frankreich mit Geld und Truppen. Unter Ludwig 16. stand Frankreich durch seine Teilnahme am Nordamerikanischen Freiheitskrieg wiederum gegen

England im Felde. Das Ancien Régime hatte also der Revolution die Feindschaft gegen das Britenreich hinterlassen, d. h. den Kampf gegen eine Macht, die zur See und im Welthandel die Vorherrschaft beanspruchte und natürlich bei jeder internationalen Verwicklung Frankreichs zu dessen Feinden hielt. Doch die diplomatische Hinterlassenschaft der Bourbonen war von der Revolution nicht unmittelbar übernommen worden. Vor allen war Mirabeau, der seit Ende 1790 als Berichterstatter des diplomatischen Komitees ein Wort mitzusprechen hatte, kein Eroberungspolitiker gewesen. Er wollte an die Stelle der dynastischen Eroberungs- und Ausdehnungspolitik des alten Europas eine Reihe von Bündnissen gesetzt sehen, die sich auf gegenseitige wirkliche Vorteile gründeten. Nach der Erzählung seines Stiefsohnes empfahl er auf seinem Sterbebett (1791) Talleyrand ein Bündnis Frankreichs mit England, also die vollkommene Abkehr von der überlieferten französischen Diplomatie. Und Talleyrand, Mirabeaus Nachfolger im diplomatischen Komitee, brachte es dahin, daß die Verfassunggebende Versammlung den Verzicht auf Eroberungen zum Grundsatz des Staates erklärte. Dann kam der Sturz der Monarchie und zugleich der Umschwung in der äußern Politik der Revolution. Denkwürdig, wie Talleyrand die soeben zur Macht gekommene Konventsregierung vor dem Aufgeben der Friedenspolitik warnte. (Frieden hatte Frankreich seit 1783, seit dem Frieden zu Versailles, der den Nordamerikanischen Freiheitskrieg schloß.) In seiner Denkschrift an Lebrun vom 25. November 1792 „über Frankreichs gegenwärtige Beziehungen zu den übrigen europäischen Staaten" geht Talleyrand von dem Grundsatz aus, die Politik eines freien Staates müsse sich auch bei den auswärtigen Beziehungen von den Ueberlieferungen der willkürlichen Regierungen lossagen. Anstelle der veralteten Begriffe von Vorrang oder Suprematie, des lächerlichen Anspruchs, andren zu befehlen, trete der einzig gerechtfertigte Anspruch, im eignen Hause Herr zu sein. „Die Herrschaft der Illusion ist für Frankreich zu Ende. Man wird sein reifes Alter nicht mehr durch alle diese erhabenen politischen Betrachtungen verführen, die so lange und auf so bedauernswürdige Art seine Kindheit irregeleitet und verlängert hatten . . . Alle Hebel der alten Politik sind gebrochen oder dem Brechen nahe, und die, die noch bestehen, sind für Frankreich nicht mehr brauchbar . . . Frankreich muß auf seine eignen Grenzen beschränkt bleiben; es schuldet das seinem Ruhme, seiner Gerechtigkeit, seiner Vernunft, seinem Vorteil und dem der Völker, die durch es frei sein werden." Demgemäß muß Frankreich seine Bundesgenossen wählen. Nur solche Bündnisse seien haltbar, die zum Schutze nach außen geschlossen worden wären. Die von Frankreich befreiten Völker würden mit der Republik einen Nutzens- und Bruderbund

schließen. Am wichtigsten sei das Verhältnis zu England. Nach dem Sturze der Monarchie habe anstelle des Bündnisses zwischen Oestreich und den Bourbonen eine nationale Allianz zum Schutze der Freiheit zu treten. Mit England sei eine Uebereinkunft zum Vorteil des Handels beider Länder geboten, wobei die Unabhängigkeit der Kolonien des einen und des andren Landes das Ziel sei. In England möge man sich nicht durch Vorurteile der merkantilen Routine betören lassen, sondern Unabhängigkeit gewähren, bevor sie erzwungen werde. Das Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika zeige, welche Vorteile der Handel zwischen jenen Staaten und England durch die Unabhängigkeitserklärung gewonnen habe. Die französischen und englischen Flotten sollten vereint den Stillen Ozean und die Meere des Südens dem Freihandel erschließen. Nach einer Revolution sei es geboten, dem Handel neue Wege zu bahnen und den Leidenschaften ein frisches Feld der Tätigkeit zu öffnen. — Das war die Stimme der staatsmännischen Weisheit, aber sie fand weder hüben, noch drüben Gehör. Vergeblich bemühte sich Talleyrand 1792 in London um ein Bündnis, und daheim wurde er wegen seiner Denkschrift vom Konvent angeklagt und verbannt. Der Umschwung ist: Seit dem Herbst 1791 sind in der Konstituante die am Königtum festhaltenden Konstitutionellen (Feuillants) zur geringen Minderheit geworden, die republikanische Linke herrscht, ihre gemäßigte Gruppe, die Gironde, stürzt im Frühjahr 1792 unter Führung Brissots das monarchistische Ministerium, diesem folgt ein girondistisches, d. h. die Politiker der Weltherrschaft der revolutionären Ideen kommen zur Macht, der König wird zur Kriegserklärung an Oestreich genötigt, das Königtum wird gestürzt, das republikanische Frankreich geht zum Angriffskrieg über, denn die Machthaber wollen die eigne Republik durch die Republikanisierung der europäischen Monarchien sichern, wollen allenthalben den Triumph der Demokratie (wovon sie selber abhängen) herbeiführen. In den folgenden Kriegsjahren, im Ersten Koalitionskriege (1792—97) ist England, das hergebrachtermaßen den „Zahlmeister der Koalition“ macht, wiederum die Seele des Widerstandes gegen Frankreich. Die Einsetzung des Direktoriums (1795) änderte an der auswärtigen Politik der Republik nichts. Das Direktorium, d. h. jeweilig seine Mehrheit, setzte aus den gleichen hochpolitischen und finanziellen Gründen, die die Konventsregierung bestimmt hatten, die Angriffspolitik fort. Scharf hielt es, soweit es überhaupt planmäßig verfuhr, sein Augenmerk auf England gerichtet. Es war darauf aus, die Quellen des englischen Reichtums abzugraben, es wühlte gegen England in Konstantinopel, in Persien und in Indien, es plante ernstlich die Landung in England und die Sperrung der europäischen Häfen für dessen Handel, es ging endlich

mit höchstem Eifer auf Bonapartes Plan zur Expedition nach Ägypten ein. Und auch Sieyès, gewissermaßen der Vorläufer Bonapartes, hatte noch 1798, als Gesandter in Berlin, das Direktorium gegen England scharf zu machen versucht. In einem Berichte nannte er die Nordseeküste „den für Frankreich wichtigsten Teil des Erdballes, wenn man bedenkt, daß dann das Direktorium dem englischen Handel alle Märkte und alle Häfen des Festlandes verschließen könnte, von Gibraltar bis Holstein, oder sogar bis zum Nordkap.“

Also bis zum Beginn der Konsularzeit, das ganze Jahrzehnt der Revolution hindurch, waren, von wenigen erleuchteten Köpfen abgesehen, die Männer, die sich in Frankreich mit der äußern Politik abgaben, entschieden englandfeindlich. Und nun, Ende 1799, hatte die französische Diplomatie die Wahl: entweder Verzicht auf die revolutionäre Propaganda und Eroberungspolitik und auf die damit verbundene Zurückdrängung des englischen Handels, und dann Friede und friedlicher Wettbewerb mit England, oder Fortsetzung der Angriffspolitik, und dann Krieg mit England und seinen Verbündeten auf Tod und Leben.

Welche Wahl der Erste Konsul treffen würde, konnte das für die Staatslenker in aller Welt zweifelhaft sein? Es lag zutage: der Bedränger Englands im Mittelmeer und im Orient und der Stifter des Friedens von Campo Formio billigte im wesentlichen die revolutionäre Eroberungspolitik. Er hatte zwar nicht zu den revolutionären Brauseköpfen gehört, die die Welt aus den Angeln heben wollten, sondern er war mit einer gewissen Mäßigung aufgetreten. Ein erleuchteter Jakobiner, der die französische Politik von 1793 für verwerflich hielt, der 1796/97 den Papst in Rom, die Bourbonen in Neapel ließ und Oestreich mit Venedig abfand, um es nicht zum unversöhnlichen Feinde Frankreichs zu machen. Aber freilich, wenn z. B. ein Mann wie Carnot nicht in der künstlichen Anschwellung des Staatskörpers, sondern im Frieden und in der friedlichen Ausbildung der innern Verhältnisse die Gewähr für die Dauer der Republik sah, wenn er wenigstens die „Vergrößerungspläne auf das wirklich Notwendige beschränken“ wollte, so lebte in Bonaparte nichts von diesem Geiste weiser Beschränkung. Er gehörte nicht zur Partei der alten Grenzen, sondern er wollte für Frankreich die sogenannten natürlichen Grenzen, und überdies für die Mutterrepublik von der Nordsee bis nach Italien hinein einen Wall von hilfspflichtigen Tochterrepubliken. Er wollte, auch als Merkantilist der unkritische Sohn seiner Zeit, Englands Macht zur See und im Welthandel nicht nur einschränken, sondern vernichten. Kurz, er begehrte für Frankreich die Vorherrschaft in aller Welt. Wenn Talleyrand jetzt ihm, wie früher dem Direktorium, riet, Italien auf-

zugeben, um einen dauerhaften Frieden zu gewinnen, was war das für ein Ansinnen! Was für Frankreich weise gewesen wäre, war das auch für den Sieger von Italien weise, für den Mann, der nun an der Macht war und sich an der Macht halten wollte? Wenn Bonaparte den Vertrag von Campo Formio preisgab, beging er dann nicht in den Augen vieler politischen Selbstmord? Sicherlich, er hätte dazu aus seiner Haut fahren, werden müssen, was er nie gewesen war, ein Mann des Friedens. Zwar auch er wollte den Frieden, aber den von Frankreich vorgeschriebenen, la paix glorieuse. Die Einsicht, daß die Völker zu ihrem Gedeihen des Friedens in der Unabhängigkeit bedürfen, fehlte ihm insofern durchaus, als er gewohnt war, den Vorteil andrer seinem Ruhm- und Machtbedürfnis unterzuordnen. Nein, von ihm war kein diplomatischer Frontwechsel zu erwarten. Er stand im wesentlichen auf dem Boden der Diplomatie, worauf Konvent und Direktorium gestanden hatten, und kein Zweifel, er allein in dem neuen Frankreich hatte das Zeug dazu, das überspannte auswärtige Programm der radikalen Jakobiner zu verwirklichen.

Was war es also um seine diplomatischen Absichten, um seine Absicht in der Hauptsache, gegenüber England? Man weiß darüber genug, wenn man weiß, daß der General Bonaparte am Tage nach Campo Formio an Talleyrand schrieb: „Oestreich ist Frankreich nicht gefährlich. Unser wahrer Feind ist England. Wir müssen es vernichten, damit es uns nicht vernichtet. Der gegenwärtige Augenblick ist uns günstig. Werfen wir uns angespannt auf die Vermehrung unsrer Marine und vernichten wir England, dann liegt Europa zu unsern Füßen." Hier ist der Leitsatz der napoleonischen Diplomatie ausgesprochen: England besiegen heißt Europa beherrschen! Oder auch: Europa unterwerfen, um England zu vernichten, das ist Frankreichs Heil!

Wir stellen über die diplomatischen Einsichten und Absichten Bonapartes im Beginn der Konsularzeit folgendes fest.

Der Erste Konsul hielt in der äußern Politik im wesentlichen an der Aufgabe fest, an deren Lösung die Diplomaten in der Konvents- und in der Direktorialzeit (und in der letzten auch er selbst) gearbeitet hatten, an der bourbonischen Angriffspolitik, und zwar nach Maßgabe des ausschweifenden Programms der Revolution, des revolutionären Frankreichs, das sich zur Weltherrschaft berufen glaubte. Er stand nicht, wie vordem u. a. Mirabeau, Talleyrand und Carnot, kritisch, mit wahrhaft überlegenem Urteil dieser Politik gegenüber, sondern hielt es für wünschenswert und möglich, daß Frankreich England vernichte, d. h. aus seiner Weltstellung verdränge, und daß es Europa seinem Willen unterwerfe. Er wollte also für Frankreich

weit mehr als die nationale Unabhängigkeit, er jagte für die Republik dem „veralteten Begriffe von Vorrang und Suprematie" nach, dem „lächerlichen Anspruch, andren zu befehlen," ihm war „die Herrschaft der Illusion" keineswegs für Frankreich zu Ende, und „die Hebel der alten Politik" hielt er durchaus noch nicht für gebrochen. Er wollte (siehe seinen Brief an Talleyrand vom 7. Oktober 1797!) für Frankreich die Stelle des „Schiedsrichters Europas," er wollte die „Wage von Europa" nach Frankreichs Gefallen fallen und steigen lassen, er hielt es für möglich, „zu jenen großen Ereignissen" zu gelangen, die die „erhitzte und begeisterte" (jakobinische) „Einbildungskraft vor sich sieht." Der Erste Konsul war also der Vertreter einer exzentrischen Diplomatie, kein Mann des Friedens, sondern ein Mann des Krieges. Und selbstverständlich: keinesfalls war er der Mann dazu, das Werk im Stiche zu lassen, das er durch glänzende Kriegstaten aufgerichtet hatte.

Sehen wir nach diesen Erinnerungen und allgemeinen Erwägungen zunächst auf das diplomatische Programm des neuen Machthabers, dann auf seine ersten diplomatischen Schritte, auf seine Verhandlungen mit England und Oestreich über den Frieden, und endlich auf seine Umwerbung des neutralen Preußens!

Von dem diplomatischen Programm des Ersten Konsuls, d. h. von einer förmlichen Feststellung seiner Ziele in der auswärtigen Politik, kann insofern gesprochen werden, als programmatische Darlegungen vorhanden sind, die von einem Dritten an Talleyrand gerichtet wurden, und die genau die Grundlinien der äußern Politik enthalten, die Bonaparte als Konsul (und als Kaiser) innegehalten hat. Das sind die beiden Denkschriften Guttins über ein Bündnis Frankreichs mit Rußland (die erste noch aus der letzten Zeit des Direktoriums), Schriften, die der neuen Regierung vorlagen, und die übrigens die diplomatischen Gedanken, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich vorherrschten, mit vollkommener Klarheit wiedergaben.

Natürlich war es für den Ersten Konsul bei seinem Regierungsantritt eine Hauptfrage, ob er zur Fortsetzung des Krieges gegen die Zweite Koalition Bundesgenossen fände, und so richtete er sein Augenmerk auf Rußland, das kurz vor dem 18. Brumaire von der Bundesgenossenschaft mit Oestreich zurückgetreten war und auch mit England nicht mehr auf gutem Fuße stand. Schon 1796, nach dem Tode Katharinas 2., hatte das Direktorium durch preußische Vermittlung mit Rußland anzuknüpfen versucht. Aber der neue Zar, Paul 1., war Antirevolutionär, er trat als Verteidiger angestammter Rechte auf und

war nicht gesonnen, den Machthabern an der Seine auch nur den kleinen Finger zu reichen. Daher nahm Paul 1799 anfänglich mit höchstem Eifer am Kriege gegen die Französische Republik teil. Wie verheißungsvoll war es dann für diese, daß die Wiener Kriegsführung in St. Petersburg stark verdroß, daß Thugut in Italien Ansprüche erhob, die den Wünschen des Zaren nach Wiederaufrichtung der umgestürzten Throne durchaus zuwiderliefen, daß der Zar das Mißlingen der englisch-russischen Expedition nach Holland (August bis Oktober, unter dem Herzog von York) der englischen Leitung zur Last legte, daß Rußland im Herbst des Kriegsjahres unter den Feinden Frankreichs nicht mehr mitzählte! Gelang es nun diesem, das Zarenreich zum Bundesgenossen zu gewinnen, so war die Weltlage gründlich verändert und füglich zu Frankreichs großem Vorteil zu benutzen. Das ist Guttins Thema in seinen Denkschriften. Er, der zwölf Jahre in Rußland gelebt hatte, dort Inspektor der kaiserlichen Manufakturen gewesen war und eine genaue Kenntnis der russischen Verhältnisse besaß, betont vor allem, daß für Rußland eine Teilnahme an der Koalition gegen Frankreich unzweckmäßig oder schädlich sei. Denn, wenn die Koalition siege, würden Oestreich und England Rußland Fesseln anlegen, England im Mittelmeer, und Oestreich hinsichtlich der Türkei und bei der Ausdehnung nach Westen. Alle Mächte, die den alten Zustand Europas wollten, seien Feinde der russischen Ausdehnung. Wenn aber Frankreich siege, bekomme Rußland freie Hand. Mithin bestehe zwischen beiden Reichen eine Vorteilsgemeinschaft und das Bedürfnis nach einem Bündnis. Für die Ruhe Europas sei schließlich ein Opfer erforderlich, die Vertreibung der Türken nach Asien, also die Ausdehnung Rußlands auf Kosten der Türkei. Dabei würde Ägypten, das Frankreich besetzt halte, diesem zufallen. So Guttin am 26. November 1799. Anscheinend richtet sich die Spitze seines Bündnisplanes gegen Oestreich, in Wirklichkeit ist sie gegen England gerichtet. Das geht klar hervor aus seiner ersten Denkschrift (vom 25. Oktober). Da fordert Guttin für Frankreich Ägypten und Land auf dem asiatischen Ufer der Dardanellen, die Republik soll die Meerengen beherrschen und damit den Handel auf dem Schwarzen Meer. Und dann stellt er als letztes Ziel des französisch-russischen Bundes die Vernichtung der Weltstellung Englands hin, und zwar durch gemeinsamen Angriff auf die englischen Besitzungen in Indien. Frankreich soll von Ägypten aus vorgehen und Rußland ihm vom Kaspischen Meere her die Hand reichen. Aber für die türkischen Erwerbungen Rußlands, und dafür, daß Rußland die Jonischen Inseln, die es unlängst Frankreich abgenommen hat, behalten darf, dafür soll Frankreich gehörig entschädigt werden. Nicht nur, daß Guttin im Mittelmeer für Frankreich den Löwenanteil

fordert, Korfu, Kreta, Samos, Mytilene, Zypern und Sizilien, überdies soll Polen mit der Verfassung von 1791 wiederhergestellt werden, wenngleich als russische Sekundogenitur, indem dort Pauls zweiter Sohn, Konstantin, auf den Thron käme. Oestreich sei für seine polnischen Landesteile auf Kosten der Türkei zu entschädigen und Preußen für die seinen durch das östreichische Schlesien und einige deutsche Bistümer. Also auch die deutsche Frage, die Säkularisation in Deutschland, zieht Guttin in sein Programm hinein. Demnach ist es im Kerne folgendes:

1. Kampf gegen England. Gegen England soll sich Frankreich die Herrschaft im Mittelmeer und in Ägypten sichern, in dem letzten, um von dort aus nach Indien hinüberzugreifen und die dortige englische Herrschaft zu vernichten. Ein allgemeiner europäischer Bund soll Englands Seeherrschaft ein Ende machen.

2. Kampf gegen Oestreich. Oestreich soll endgültig aus Italien vertrieben und durch Säkularisation um seinen Einfluß im Deutschen Reiche gebracht werden. Als vorwiegend slavisch-magyarischer Staat soll es seinen Schwerpunkt im Südosten finden.

3. Bündnis mit Rußland. Rußland soll sich an der europäischen Türkei bereichern dürfen, aber dafür Oestreich einen Anteil an der türkischen Beute gönnen und sich durch die Wiederherstellung Polens ein Hindernis für seine Ausdehnung nach Westen in den Weg legen lassen. Mit andren Worten: Rußland, dessen Vorteil in der Weltpolitik gewissermaßen gewesen wäre, die mitteleuropäischen Staaten sich im Kampfe gegen die Französische Republik schwächen zu lassen, sollte sich zum Werkzeuge der französischen Machtgelüste hergeben.

Wenn, wie gesagt, Bonaparte Ende 1799 dieses Programm nicht förmlich aufgestellt hat, so war es doch, wie seine Handlungen zeigen werden, das seine.

Wir achten auf die ersten diplomatischen Schritte des Ersten Konsuls.

Natürlich, obgleich Bonaparte auf Krieg sann, um Frankreich wieder in die Lage von Campo Formio zu bringen, trat er doch, vor allem aus Rücksicht auf die Friedenssehnsucht daheim, zunächst als Friedensengel auf; er bot England und Oestreich zu Weihnachten 1799 den Frieden an, gleichsam als wollte er ihnen und aller Welt sagen: Das Konsulat ist der Friede!

Die Verhandlungen Frankreichs mit England über den Frieden leitet Bonaparte am 25. Dezember, gegen alles Herkommen, mit einem Briefe an Georg 3. ein. „Ist es denn unmöglich," fragt er den König, „sich zu verständigen? Soll der Krieg, der seit acht Jahren die vier Weltteile verheert, ewig dauern?

Wie ist es möglich, daß die beiden aufgeklärtesten Nationen Europas, die mächtiger und stärker sind, als zu ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit unbedingt nötig wäre, das Gedeihen des Handels, die innere Wohlfahrt und das Glück der Familien dem eiteln Begriff der Größe zum Opfer bringen? Sollten sie denn nicht begreifen, daß der Friede sowohl das höchste Bedürfnis wie der höchste Ruhm ist?" Dieser Brief wurde seltsam bestätigt durch die gleichzeitige Proklamation Bonapartes an die Armee. „Soldaten!" lautete sie, „indem ich dem französischen Volke den Frieden versprach, war ich Euer Organ; ich kenne Eure Tapferkeit. Ihr seid die Männer, die Holland, den Rhein und Italien eroberten und den Frieden unter den Mauern des erschreckten Wiens bewilligten. Soldaten! nicht mehr sind es Eure Grenzen, die verteidigt werden müssen, sondern in die feindlichen Staaten müßt Ihr einfallen. Keiner ist unter Euch, der nicht mehrere Feldzüge mitgemacht hätte, der nicht wüßte, daß das Wesentlichste beim Soldaten die Fähigkeit ist, die Entbehrungen mit Standhaftigkeit zu ertragen. Mehrere Jahre einer schlechten Verwaltung können nicht in einem Tage gut gemacht werden ... Soldaten, wenn es an der Zeit sein wird, werde ich in Eurer Mitte sein, und Europa wird sich erinnern, daß Ihr von der Rasse der Tapfern seid." Ebenso verweist Bonaparte die Armee von Italien, nachdem er sie Masséna unterstellt hat, auf Siege, die ihrer Not ein Ende machen würden. Er rasselte also sehr laut mit dem Säbel, während er sich um den „höchsten Ruhm," die Herbeiführung des Völkerfriedens, bewarb.

Welche Aufnahme fand der Erste Konsul mit seinem Friedensanerbieten in England bei der Regierung und beim Parlament?

Auch im englischen Volke war nach so vielen Kriegsjahren die Friedenssehnsucht groß, aber William Pitt (der jüngere Pitt), seit 1783 Minister des Auswärtigen, kam dieser Sehnsucht nicht entgegen. Man muß sich dabei an seine politische Vergangenheit erinnern. Er war keineswegs von Haus aus ein Gegner Frankreichs. Vor der Revolution, 1787, hatte er mit diesem einen Handelsvertrag geschlossen und dabei der Opposition im englischen Parlamente kräftig die Spitze geboten. Als Fox, als Vertreter des maßlosen Merkantilismus, gesagt hatte, Frankreich sei von Natur der Feind Englands und darauf aus, sein eigenes Uebergewicht in Europa festzustellen, da erwiderte Pitt, daß die Vorstellung, England sei unabänderlich zur Erbfeindschaft gegen Frankreich verpflichtet, kindisch sei. Und auch nach Ausbruch der Revolution, von 1789 bis Ende 1793, befolgte Pitt Frankreich gegenüber unerschütterlich die Politik des Friedens. Im Februar 1790 sagte er im Parlament, Frankreich habe nun eine Periode der Aufregung und heftiger Zuckungen durchzumachen, aber früher oder später

müsse die Krisis mit der Herstellung der Ordnung endigen. Der Zeitpunkt dafür scheine ihm noch fern zu sein, doch wenn, wie er hoffe, das Ergebnis die Feststellung jener Freiheit sein werde, die sich aus geordneten Zuständen und guter Regierung ergebe, so werde Frankreich eine der glanzvollsten Mächte Europas sein, zwar furchtbarer als je, aber auch — so hofft der Minister — weniger gefährlich für seine Nachbarn. Er könne nicht mit den Augen des Neides auf einen benachbarten Staat blicken, wo sich die gleichen Gefühle regten, die das Merkmal jedes Engländers seien. — Natürlich beruhten solche Reden und die strenge Neutralität Englands wesentlich darauf, daß Pitt die Aufrechthaltung des Weltfriedens für das Wohl seines Landes für unentbehrlich hielt. Aber mit dem Beginn der kriegerischen Propaganda der Französischen Republik wurde er in andre Wege gedrängt; er sah, daß er die Gefährlichkeit der Revolution für Frankreichs Nachbarn zu gering geschätzt hatte, er erkannte, daß der Konvent sich nicht mit der Eroberung Belgiens zu begnügen gedachte, sondern auch das neutrale Holland begehrte, mit dem England 1788 einen Schutzvertrag geschlossen hatte. Die Bedrohung Hollands durch die Französische Republik, das wars, was Pitt in das Lager der Ersten Koalition hineingetrieben hatte. Und nun, Ende 1799, sah der Minister in Frankreichs Macht ebendies für Englands Handel so wichtige Holland, die 1795 gegründete Batavische Republik, dann die Seemacht Spaniens, das industriereiche Belgien, die Küsten des europäischen Festlandes, ja fast den ganzen europäischen Markt. Dagegen hatte England von Frankreich und dessen Verbündeten beträchtliche koloniale Gebiete erobert, und es war stark genug, sie festzuhalten. Aber nicht nur das, Pitt hielt jetzt sogar Frankreichs völlige Niederlage für möglich, wenn die Zweite Koalition fest bliebe und den Krieg energisch fortsetze. Vor allem war er überzeugt, daß sich Bonaparte, von dem er für den Frieden Europas nichts Gutes hoffte, als Diktator des beweglichen Franzosenvolkes nicht lange behaupten werde. Ueberdies erwartete er in Kürze die Vertreibung der Franzosen aus Ägypten und die Eroberung des von England blockierten Maltas. Und endlich rechnete er mit der Landung einer englischen Flotte in Brest, wodurch dem royalistischen Aufstand ein Stützpunkt gegeben werden sollte. (Die Sache war mit Ludwig 18. verabredet worden, Brest war „für den König besetzt zu halten.") So gewichtig die Gründe Pitts gegen einen Friedensschluß mit dem Frankreich vom Ende 1799 waren, unklug war es, daß der Minister das Anerbieten des Ersten Konsuls rundweg ablehnte, und verfehlt, daß er dafür neben der angebrachten Begründung auch eine unangebrachte geben ließ. Am 4. Januar 1800 erging durch Lord Grenville, Staatssekretär des Ministeriums des Auswärtigen, zur Antwort auf Bona-

partes Brief an Georg 3., eine Note an Talleyrand. Der König, schreibt Grenville, sehe keinen Grund, von den Formen abzuweichen, die in Europa seit langem bei diplomatischen Verhandlungen eingeführt seien. Er habe oft Beweise für seinen Wunsch nach Wiederherstellung eines dauernden Friedens gegeben und nicht um eiteln Ruhm gekämpft, sondern um die Rechte und um das Glück seiner Untertanen, gegen einen von ihm nicht hervorgerufenen Angriff. Er könne von Verhandlungen mit der durch eine neue Revolution entstandenen Regierung Frankreichs nichts erwarten. Zu dem so wünschenswerten allgemeinen Frieden werde es nicht eher kommen können, als bis die Ursachen des Krieges beseitigt seien. Diese lägen in dem Geiste der Zerstörung, womit Frankreich in Europa und in aller Welt vorgegangen sei. Solange dieses System herrsche, bleibe nur ein offener und fester Widerstand übrig. Auf die einfache Beteuerung friedlicher Gesinnungen könne der König sein Vertrauen nicht gründen, dagegen werde es ihm zu besondrer Freude gereichen, wenn er (après l'expérience de tant d'années de crimes et de malheurs) die Ueberzeugung erlange, daß in Frankreich bessre Grundsätze herrschten, daß man dort die Pläne des riesenhaften Ehrgeizes völlig aufgegeben habe, die Pläne der Zerstörung, die das Bestehen der bürgerlichen Gesellschaft in Frage gestellt hätten. Diese Ueberzeugung könne nur aus Tatsachen hervorgehen, und da würde die natürlichste und beste Gewähr für einen Systemwechsel die Wiederherstellung der alten Dynastie sein, die Jahrhunderte hindurch Frankreichs Gedeihen und Ansehen in der Welt gesichert habe. Diese Wiederherstellung würde alle Hindernisse, die den Friedensverhandlungen entgegenständen, beseitigen, sie würde zum Frieden in Europa führen. Doch sehe der König nicht ausschließlich hierin die Möglichkeit für einen dauernden Frieden, er beanspruche nicht, Frankreich die Form seiner Regierung vorzuschreiben. Der König verlange nur, daß die innern Zustände Frankreichs genügende Bürgschaft für den Frieden böten, und da solche Bürgschaft gegenwärtig fehle, müsse England mit seinen Verbündeten den Krieg zur Verteidigung fortsetzen. — In London konnte man hiernach die Sache für erledigt ansehen. Doch am 14. Januar richtet Talleyrand an Grenville eine lange Erwiderung. Er schiebt darin der Politik Pitts die Verantwortung für den Beginn und die Entwicklung des Krieges zu. Er weist das Verlangen nach Wiederherstellung der Bourbonen zurück, dabei daran erinnernd, daß auch der Gründer der gegenwärtig in England herrschenden hannoverischen Dynastie durch Wahl zur Macht gekommen sei. Zudem habe die Dynastie Englands schon früher mit den aus der Revolution hervorgegangenen Regierungen Frankreichs verhandelt und daher nun keinen triftigen Grund, Vorschläge zurückzuweisen, die der Wunsch, so vielem

Jammer und Elend ein Ende zu machen, hervorgerufen habe. Schließlich holt Talleyrand nach, was Bonaparte in seinem Briefe unterlassen hat, er schlägt die Ernennung von Bevollmächtigten vor, die zu Dünkirchen oder sonstwo die Verhandlung zur „Wiederherstellung des Friedens und der Freundschaft zwischen der Französischen Republik und England" unverzüglich zu beginnen hätten. „Dafür bietet der Erste Konsul die Ausstellung der nötigen Pässe an." Das hieß: Frankreich fordert nicht eine allgemeine Friedenskonferenz, sondern eine Sonderverhandlung mit England über den Frieden mit diesem. Darauf gibt Grenville am 18. Januar eine Antwort, die im wesentlichen seine Note vom 4. bestätigt.

Nach diesen Vorgängen, also nachdem sich die englische Regierung für die Fortsetzung des Krieges entschieden hatte, kam Bonapartes Friedensanerbieten im englischen Parlament zur Verhandlung. Bei den Debatten (Anfang Februar 1800) war es der Opposition leicht, zu zeigen, welchen Fehler das Ministerium begangen habe, indem es der neuen französischen Regierung gegenüber für die Bourbonen eintrat, aber der Regierung ihr Mißtrauen gegen Bonaparte vorzuwerfen, das war das Unklugste, was die Gegner tun konnten. Im Oberhause wies Grenville auf Bonapartes Vergangenheit, auf seinen Anteil an der auswärtigen Politik des Direktoriums hin. Die Nichtachtung des Völkerrechts und der Rechte des Individuums, die Plünderungen, die Verletzung der Verträge, die das Direktorium selbst unterzeichnet, die Feindseligkeiten, die es mitten im Frieden gegen die kleinen Staaten verübt hat: „Wem sind die meisten Handlungen, wovon ich soeben gesprochen habe, zu verdanken, wenn nicht Bonaparte? Wer hat mit Sardinien Frieden gemacht und ihn wieder gebrochen? Bonaparte. Wer hat mit dem Großherzog von Toscana einen Vertrag geschlossen und ihn zerrissen? Bonaparte. Wer hat den Großherzog von Parma trotz seiner Neutralität gebrandschatzt? Bonaparte. Wer war schuld, daß Venedig Krieg führen mußte, wenn nicht Bonaparte? Und wer hat Venedig, nachdem er Frieden mit ihm geschlossen und ihm eine Verfassung gegeben hatte, mit gebundenen Händen an Oestreich ausgeliefert? Bonaparte. Auch daß Genua zu Boden geworfen und gedemütigt wurde, daß der Reichtum und die Unabhängigkeit dieser Republik verloren gingen, ist Bonaparte zu verdanken, und sein Werk ist es, daß die Schweiz durch lügenhafte Friedens- und Bündnisanträge verleitet wurde, ihre Rechte und Freiheiten aufzugeben." Nach allem bleibe nur der Krieg übrig. Man habe noch immer das Frankreich der Revolution vor sich, es gelte noch immer den Kampf gegen die Politik der Jakobiner. Diese wuchtige Rede verschaffte der Regierung eine übergroße Mehrheit. — Im Unterhause

verteidigte als Erster Dundas die Regierung, indem auch er auf die völlige Unzuverlässigkeit Bonapartes hinwies. Alle, die mit ihm unterhandelten, seien betrogen worden, so viele Verträge er geschlossen habe, so vielmal habe er sein Wort gebrochen. Auf die Vorschläge eines solchen Mannes eingehen, hieße ihn anerkennen, ihn in seiner Stellung befestigen, sich zu seinem Werkzeuge hergeben, eine Rolle, wozu sich ein englischer Minister nicht hätte verstehen können. Von der Opposition erwiderte Whitbread, daß man sich durch eine Ablehnung der Unterhandlung aus solchen Gründen dazu verurteile, überhaupt nicht mit Frankreich zu unterhandeln, solange Bonaparte — dessen Persönlichkeit der Redner preisgibt — am Ruder sei. Und Erskine rief aus (mit Anlehnung an ein berühmtes Wort Burkes über Amerika): „Lassen Sie uns um Gottes Willen nicht nach dem Charakter und nach den Versprechungen der französischen Regierung fragen, sondern zusehn, was wir mit ihr ausrichten können." Acht Jahre der Beschimpfungen und Beleidigungen, hätten sie etwa dazu gedient, die durch die Revolution hervorgebrachten Uebelstände zu vermindern? Die blinde Hartnäckigkeit habe zur Niederlage führen müssen, und jetzt habe man Bonaparte einen Dienst geleistet, indem man durch eine ungeschickte Verteidigung der Sache der Bourbonen den Unwillen des französischen Volkes erweckt habe. „Was würden Sie," fragte ein andrer Redner (Pierney) „dazu sagen, wenn der siegreiche General Bonaparte erklärte, daß er nur mit den Stuarts unterhandeln wolle?" — Endlich die Rede, womit Pitt der Opposition allen Wind aus den Segeln nimmt. Aufgrund seiner Kenntnis der Vergangenheit sieht der Minister voraus, welche Rolle Bonaparte in naher Zunkunft spielen wird. England werde dann der einzige Zufluchtsort vor den Europa bedrohenden Uebeln sein, die Klippe, woran diese jetzt so drohend auftretende Macht zerschellen werde. Nur England sei den Angriffen der französischen Revolution unerreichbar geblieben. Diese Sicherheit müsse dem Lande erhalten werden, das Werkzeug, das dereinst zur Befreiung der Welt nötig sei, müsse gerettet werden. Besser den Krieg fortführen, als mit einem Manne ohne Treu und Glauben unterhandeln. Auf den Vorwurf, daß er die alte Dynastie Frankreichs unterstützt habe, erwidert Pitt, daß für England und ganz Europa die Wiederherstellung der Bourbonen von großem Nutzen sein, daß daraus die Sicherheit für die internationalen Verbindungen erwachsen würde. Bei der Erschöpfung Frankreichs könne sich die jetzige Regierung nur durch Raub, Beschlagnehmung und Eroberung aufrechterhalten. Komme der Erbe der Bourbonen auf den Thron, so werde er genug damit zu tun haben, die inneren Schäden zu heilen, die Frankreich in zehn Jahren des Bürgerkrieges erlitten habe, jedenfalls werde eine geraume Zeit vergehen, bis er so mächtig ge-

worden sei, daß er Europa gefährlich werden könne. Demnach ruft Pitt England und alle Gegner Frankreichs in Europa zu neuem Kampfe auf. Er wendet sich an das englische Nationalgefühl, an den englischen Unabhängigkeitssinn, an den Sinn für Englands Nutzen und Größe, und das Unterhaus folgt ihm, indem es seine Politik des Mißtrauens gegen den Ersten Konsul billigt. England, das englische Volk, soweit es im Parlament zur Vertretung kommt, will den Krieg!

Auch die Verhandlungen über den Frieden mit Oestreich leitet Bonaparte mit einem Brief an den Souverän des feindlichen Staates ein. An demselben Tage, wo er an Georg 3. schreibt, schreibt er an Franz 2.: „Fremd jedem Trachten nach eitelem Ruhm, ist mein erster Wunsch, neues Blutvergießen zu verhindern. Alles läßt voraussehen, daß in dem nächsten Feldzuge zahlreiche und geschickt geführte Armeen die Zahl der Opfer, die der Wiederausbruch des Krieges schon gekostet hat, verdreifachen werden. Der bekannte Charakter Eurer Majestät läßt mir über den Wunsch Ihres Herzens keinen Zweifel; wenn nur er gehört wird, so sehe ich die Möglichkeit, die Vorteile beider Nationen in Einklang zu bringen." Auch hier machte also Bonaparte schöne Worte, doch keine greifbaren Vorschläge. Daher schreibt Thugut am 25. Januar 1800 an Talleyrand zur Antwort, der Kaiser, dessen Herz immer für den Frieden gewesen sei, habe mit Vergnügen die friedlichen Dispositionen des Ersten Konsuls wahrgenommen, der ja am besten die Uebel des Krieges kenne, aber Frankreich selbst habe bisher dem Frieden zu viele Hindernisse bereitet, als daß man nun leicht auf ihr Verschwinden hoffen könne ... „man weiß nicht, ob der Erste Konsul, um den Frieden herbeizuführen, auf die wirklichen Ursachen des Krieges zurückgehen will; ob er für die Zukunft dessen Quelle verstopfen und all das aufhören lassen will, was eine falsche Politik, unheilvoll für Frankreich selbst, bisher an Bedrohung des Bestehens anderer Mächte geboten hat, ... Und der General Bonaparte, der alle Leiden Frankreichs kennt, hat er den festen Willen, ihnen abzuhelfen, indem er die Geister zu den universellen Grundsätzen des Völkerrechts zurückführt, die das Band der Nationen ausmachen und ihnen vorschreiben, wechselseitig ihre Ruhe und ihre Unabhängigkeit zu achten? Würde er die nötige Macht haben, mit Erfolg diese glückliche und letzte Revolution zu versuchen? Solcher Art sind bis heute die Zweifel und die Befürchtungen des Kaisers, die nur Tatsachen und wirkliche Proben von Billigkeit und Mäßigkeit zerstreuen können." — Hiernach wechseln beide Teile noch mehrmals Noten. Am 28. Februar schreibt Talleyrand an Thugut: Bonaparte habe immer dafür gehalten, daß der Vertrag von Campo Formio geeignet gewesen sei, die Vorteile der beiden Mächte zu vereinigen, er habe ihn geschlossen als einen gemäßigten Friedens-

vertrag, wobei er nicht für gut gehalten habe, die derzeitigen militärischen Ereignisse auszunutzen. Der Erste Konsul „will nur arbeiten an dem Abschluß eines ehrenvollen Friedens, der das Gleichgewicht Europas nicht aufs Spiel setzt." Er (der Minister) sei beauftragt, vorzuschlagen: „1. Daß der Vertrag von Campo Formio zur Grundlage der Verhandlungen genommen werde. 2. Daß der Kaiser und König in Italien einen Ersatz für das erlange, was ihm in Deutschland durch den Vertrag von Campo Formio versprochen worden, und daß die weitern Entschädigungen, die (er) würde wünschen können, gleichfalls in Italien festgestellt würden, jedoch derart, daß sie nicht der Dauer des Friedens und dem politischen Gleichgewicht Europas schadeten. 3. Daß für die kleinen Staaten Europas ein Garantiesystem aufgestellt werde, geeignet, in seiner ganzen Kraft das Völkerrecht wiederaufzurichten, worauf das Glück und die Sicherheit der Nationen wesentlich beruhe." Ob nicht, fragt Talleyrand schließlich, ein Waffenstillstand wünschenswert sei, um nicht durch einen neuen Feldzug die Friedensfrage noch verwickelter zu machen. — Wieder einen Monat später, am 24. März, erwidert Thugut: „Der Kaiser kann hinfort zur Grundlage der Verhandlungen den Vertrag von Campo Formio nicht zulassen, da schon die Erfahrung bewiesen hat, daß er keineswegs geeignet ist, als Grundlage eines dauerhaften Friedens zu dienen." Alle seine Bestimmungen seien „unmittelbar nach seinem Schluß durch Frankreich selbst verkannt und bestritten worden." Man müsse von der gegenwärtigen Lage der kriegführenden Mächte ausgehen. — Ueber die Frage des allgemeinen Friedens, die er hier übergeht, äußert sich Thugut in seiner Note vom 2. Mai an Talleyrand, doch völlig ausweichend. Da die französische Regierung, erklärt er, keinen Erfolg gehabt habe, wolle sich der Kaiser mit seinen Verbündeten über den allgemeinen Frieden benehmen. Sonderverhandlungen dazu zwischen Oestreich und Frankreich seien verfrüht, Oestreich könne sich nicht von seinen Bundesgenossen trennen, indem es für seinen Teil die Feindseligkeiten einstelle. — Endlich schiebt Talleyrand in seiner Note vom 6. Juni (Schlußnote) die Schuld am inzwischen erfolgten Wiederbeginn des Krieges dem Kabinett von St. James zu, „das sich durch das schwere Mißgeschick des Festlandes bereichere, das allem Blutvergießen gleichgiltig gegenüberstehe. „Der Welthandel, den der Krieg ausschließlich in seine Macht bringt, bringt die Opfer wieder ein, die (der Krieg) ihm kostet." (So konnte sich Talleyrand auch der merkantilistischen Denkweise anpassen, wenn ihm gute Gründe fehlten.)

Was ist die Wahrheit über das Friedensanerbieten des Ersten Konsuls an England und das

an Oestreich und über die Haltung dieser Mächte zu dem Anerbieten?

1. Zur Beurteilung der Diplomatie Bonapartes und der Englands und Oestreichs im Winter 1799/1800 ist vor allem die Weltlage Frankreichs in der Revolutionszeit und seine politische Lage in Europa im Beginn der Konsularzeit zu berücksichtigen. Da ist zu sagen:

a) Seit ungefähr zwei Jahrhunderten rang Frankreich mit England um die Vorherrschaft in Europa und in aller Welt, befand es sich mit ihm in einem politischen und handelspolitischen Ringen, das zu vielen Kriegen zwischen beiden Ländern Veranlassung gab. Das handelspolitische Ringen war das Wesentliche, und es beruhte auf dem Merkantilismus (auch Colbertismus genannt, nach Colbert, dem Finanzminister Ludwigs 14.), auf der merkantilistischen Staatspraxis, die den eignen Staat gegen fremde Staaten nach Möglichkeit absperrte. Es herrschte die Auffassung, der internationale Handel sei ein Kampf, der Schade oder Verlust des einen Staates sei der Nutzen oder Gewinn des andren; der Reichtum eines Staates bestehe vorwiegend in seinem Besitz an barem Gelde, und daher müsse seine Handelsbilanz so geregelt werden, daß die Einfuhr an Waren kleiner sei als die Ausfuhr, mithin das Inland vom Ausland einen Ueberschuß an barem Gelde bekomme. Die Praxis der merkantilistischen Staaten bestand in hohen Schutzzöllen, in einem Fremdenrecht, das ein hartes Ausnahmerecht war, in Sperrung der Meere, in Kolonial- und Handelskriegen, in Aussaugung der eignen Kolonien, überhaupt in tausend handelspolitischen Feindseligkeiten und Gewalttätigkeiten. Nun, 1799, war England seit ungefähr einem Menschenalter die vorherrschende Seemacht geworden, und das vor allem auf Kosten Frankreichs. Die handelspolitische Hinterlassenschaft, die der Erste Konsul antrat, war im wesentlichen der scharfe Gegensatz Frankreichs zu England im Seerecht. Obwohl nämlich die Regierung Ludwigs 14. und die nachfolgenden königlichen Regierungen an dem Grundsatz festhielten, neutrale Flagge decke feindliches Gut, hielt England an dem entgegengesetzten fest, feindliche Ware dürfe auch aus neutralen Schiffen weggenommen werden. Danach wurde in Frankreich, im Beginn der Revolution, das Wort von der englischen Anmaßung zum Stichwort. Unter der Konventsregierung kam der Streit neuerdings zum Ausbruch. Zu Anfang des Ersten Koalitionskrieges lud Frankreich die neutralen Mächte ein, in allen seinen bisher geschlossenen Häfen seiner Kolonien Handel zu treiben. Aber als England sich der Koalition anschloß, ordnete es an (November 1793), daß Schiffe mit Gütern aus feindlichen Kolonien oder mit für solche bestimmten Gütern zur Prise zu machen seien. Es verwarf also den Grundsatz: Frei Schiff, frei Fahrt. Gegen diese englische

Tyrannei auf dem Meere wandte sich das Direktorium mit aller Schärfe, fast hätte es sich in einen Krieg gegen Nordamerika gestürzt, weil dieses 1797 durch einen Vertrag mit England die englische Auffassung des Seerechts anerkannt hatte. Gesetzgeberisch war das Direktorium gegen England durch das Gesetz vom 1. Januar 1796 vorgegangen, wodurch die Einfuhr englischer Waren nach Frankreich verboten und jedes Schiff mit englischen Waren, das in französische Häfen kam, mit Beschlagnahme bedroht wurde, überdies waren alle englischen Waren, die sich in Frankreich befanden, einzuziehen. Im Januar 1798, als Bonaparte mit dem Plan zur Landung in England beschäftigt war und überhaupt auf die französische Politik großen Einfluß hatte, brachte das Direktorium wieder ein Vergeltungsgesetz gegen England durch. Danach war jedes Schiff unter jeder Flagge auf See, wenn es englische Ware führte, gute Prise, und jedem Schiffe, das auf seiner Fahrt einen englischen Hafen berührt hatte, war das Einlaufen in einen französischen Hafen verboten. Das bedeutete: Die Gewalttätigkeit Englands zur See seit den Tagen Ludwigs 14. hatte Frankreich schließlich dahin gebracht, zur Vergeltung die Rechte der neutralen Seeschiffahrt zu vernichten, den Neutralen den Vertrieb englischer Waren und jeden Handelsverkehr mit England bei Strafe des Verlustes ihrer Schiffe zu verbieten.

Das Ergebnis, der status quo war also: Im Beginn der Konsularzeit stand Frankreich, wie das ganze übrige Europa, unter dem Drucke der Uebermacht Englands zur See und im Welthandel, und der Merkantilismus, der in dem Frankreich der Revolution herrschte, hatte als Hauptnummer auf seinem Programm die Vernichtung Englands oder dessen Verdrängung aus seiner Weltstellung.

b) Die politische Lage Frankreichs in Europa war im Beginn der Konsularzeit infolge des Krieges von 1799 folgende. Die Republik hatte zwar fast ganz Italien verloren (Oestreich hielt die Lombardei, Piemont und die Legationen besetzt), aber in der Schweiz, am Rhein und in Holland, der Batavischen Republik, war ihre Stellung unerschüttert. Die Zweite Koalition war durch den Bruch des Zaren mit Oestreich geschwächt und auch Rußlands Bundesverhältnis zu England war zerrüttet. Wollte Frankreich nun an dem Vernichtungskampfe gegen England festhalten, so mußte die äußere Politik des Direktoriums fortgesetzt werden. Das heißt: Frankreich mußte sich zum Schaden des englischen Handels in Holland, in Belgien und am Rhein behaupten, es mußte, um im Mittelmeer zu herrschen, Oestreich wieder aus Italien

vertreiben, sich selbst in Mailand, Genua, Rom, Neapel, und etwa auch in Venedig, die tatsächliche Herrschaft sichern. Und natürlich mußte im Zusammenhang damit auch die Orientpolitik der Republik in der alten, englandfeindlichen Bahn bleiben.

Mit andren Worten: Beim Festhalten an der bisherigen Politik gegen England war die Lage des konsularischen Frankreichs in Europa friedlos, sah sich die Republik auf den Kampf gegen die Zweite Koalition, als auf eine conditio sine qua non zur Niederzwingung Englands, angewiesen.

2. Wenn feststeht, daß Ende 1799 die internationale Lage in Europa hoch kriegsschwanger war, wenn ferner feststeht, daß der Erste Konsul nach seiner Vergangenheit und nach seinem politischen Charakter kein Mann des Friedens war, so ist von vornherein gewiß, daß er der Mann seiner kriegsschwangeren Zeit war und nicht der Mann dazu, der französischen Diplomatie die Richtung auf die Herstellung eines dauernden Friedens zu geben. Aber seine Diplomatie im Winter 1799/1800 ist nicht aufgrund dieser Gewißheit zu schätzen, sondern wesentlich nach seinem derzeitigen Verhalten in Worten und Handlungen. Da liegt folgendes zutage:

a) Bonaparte versprach sich von seinem Friedensanerbieten nicht die Herbeiführung des Friedens. Er konnte das nicht, weil er an dem Vertrage von Campo Formio festhielt, und weil er wußte, daß Oestreich diesen Vertrag, den es durch seine Eroberungen in Italien zumteil nichtig gemacht hatte, nicht mehr anerkannte. (Das Gegenteil hätte ja bedeutet, daß Oestreich bereit gewesen wäre, seine Eroberungen wiederaufzugeben, was sich natürlich Bonaparte und Talleyrand nicht im Traume einfallen ließen.) Daß Bonaparte mit dem Wiederausbruch des Krieges rechnete, ergibt sich vor allem daraus, daß er schon am 4. Dezember 1799, also drei Wochen vor seinem Friedensanerbieten, an Berthier schrieb wegen eines Operationsplanes für die Rheinarmee, der mit Moreau und Clarke zu vereinbaren sei. Des weiteren fallen ins Gewicht seine Proklamationen an die Armee. Aus ihnen geht hervor, daß er den Feinden Frankreichs nur die Wahl ließ zwischen einem für die Republik ehrenvollen Frieden (à la Campo Formio) und dem Krieg. (Nur als nebensächlich sei hier erwähnt, daß Bonaparte seinem Brief an den König von England dadurch eine gute Aufnahme bei der englischen Regierung zu sichern suchte, daß er vor der Absendung dem Lord Auckland, Pitts Kollegen, durch den Pariser Bankherrn Perregeaux mitteilen ließ, daß die französische Regierung ernstlich den Wunsch nach Frieden habe.) Dann geben zwei Aeuße-

rungen Bonapartes zu seinem Bruder Lucien, dem neuen Minister des Innern, zur Sache Aufschluß. „Die Eröffnungen," sagte der Erste Konsul zu Lucien, „die wir heute England machen, werden kein ernstes Ergebnis haben." Und zu demselben in einer undatierten Note: „Wenn ich den Krieg nicht nötig hätte" (si la guerre ne m'était pas nécessaire, das hieß offenbar: Wenn ich den Vertrag von Campo Formio, den ich brauche, ohne Krieg wiederherstellen könnte,) „so würde ich die Wohlfahrt Frankreichs mit den Gemeinden beginnen." Zu diesen, mit den Ereignissen gleichzeitigen Aeußerungen Bonapartes kommen spätere, solche des gestürzten Kaisers. Auf St. Helena sagt er, ganz in Uebereinstimmung mit seinen vormaligen Worten und Handlungen: „Napoleon" (er spricht von sich selbst in der dritten Person) „brauchte damals Krieg: die Feldzüge in Italien, der Friede von Campo Formio, die Feldzüge in Ägypten, der 18. Brumaire, die Einstimmigkeit des Volkes für seine Erhebung zur höchsten Magistratur, hatten ihn ohne Zweifel sehr hoch gestellt; aber ein Friedensvertrag, der den von Campo Formio beeinträchtigt und alle seine italienischen Schöpfungen vernichtet hätte, hätte die Einbildungskraft entmutigt und ihm (Bonaparte) genommen, was ihm zur Beendigung der Revolution nötig war, zur Herstellung eines endgiltigen und dauernden Systems; das fühlte er. Er erwartete mit Ungeduld die Antwort des Londoner Kabinetts. Diese Antwort erfüllte ihn mit einer geheimen Genugtuung. Je mehr Grenville und Chatham sich darin gefielen, die Revolution zu beleidigen und diese Geringschätzung zu zeigen, die das Erbteil der Oligarchie ist, desto mehr dienten sie den Interessen Napoleons, der zu seinem Minister sagte: ‚Diese Antwort konnte nicht günstiger sein.'" Und noch einen andren Gesichtspunkt bringt Napoleon auf St. Helena in seinen Memoiren vor, indem er sagt: „Der Friede in dieser Epoche hätte die Republik verdorben; der Krieg war für sie notwendig, um die Energie und die Einheit des Staates, der schlecht organisiert war, aufrechtzuhalten. Das Volk hätte eine große Verminderung der Steuerlast und die Entlassung eines großen Teiles der Armee gefordert, so daß sich Frankreich nach zwei Jahren des Friedens höchst unvorteilhaft auf dem Schlachtfelde präsentiert hätte." (Siehe da, der Mann des Friedens!)

Nach allem: Bonaparte rechnete im Winter 1799/1800 nicht auf den Frieden.

b) Danach konnte Bonapartes Absicht bei seinem Friedensanerbieten nur die sein, den Wiederausbruch des Krieges zu verzögern, und zwar vor allem zu den nächstliegenden Zwecken, der Friedenssehnsucht in Frankreich wenigstens scheinbar entgegenzukommen, der Not der französischen Finanzen vorläufig abzuhelfen, den Royalisten-

aufstand daheim niederzuschlagen und für die Fortsetzung des Krieges (Oestreich stand kriegsbereit in Italien und am Rhein) die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Dazu kam, daß Frankreich von dem Verluste Maltas und Ägyptens bedroht war. Um diese Verluste abzuwenden, war auch Zeit zur Vorbereitung der Gegenwehr (von Expeditionen über See) erforderlich. — Welche Bedeutung der Erste Konsul insbesondre der Geldfrage beilegte, ergibt sich z. B. aus seinem Briefe an Talleyrand vom 13. Januar 1800, wo er sagt: Wenn Frankreich Holland für die Räumung von Vlissingen 50 oder 55 Millionen herausziehen könnte, so würde ihm (Bonaparte) eine Verhandlung über die Räumung ebenso wichtig sein wie die Verhandlung mit London und Wien. (Wichtig, d. h. als diplomatischer Theaterstreich war diese letzte Verhandlung ihm wichtig.) Zwei andre Noten an Talleyrand von demselben Tage, die sich auf Portugal und Hamburg beziehen, behandeln ebenfalls das Thema Gelderpressung. Dann, was den Royalistenaufstand betrifft, so beauftragt der Erste Konsul den General Brune, den neuen Befehlshaber der Westarmee, am 14. Januar 1800, den Aufstand schleunigst durch einen entscheidenden Sieg zum Schluß zu bringen, denn davon hänge der Friede Europas ab. (c'est á sa fin qu'est désormais attaché la paix de l'Europe.) „Diplomatische Gründe von der größten Wichtigkeit fordern, daß die Engländer in den fünf ersten Tagen des Pluviôse" (21. bis 26. Januar) „wissen, daß beträchtliche Truppen Georges" (den von England unterstützten Royalistenführer) „verfolgen, damit sie die Nachricht nach England senden." Diese Weisung an Brune wird völlig verständlich, wenn man sie mit der Note Talleyrands vom 14. Januar zusammenstellt, worin die Ernennung von Bevollmächtigten zu Friedensverhandlungen vorgeschlagen wird. Offenbar sollte Englands Antwort darauf durch Brunes übermächtiges Vorgehen gegen die Royalisten in der Vendée beeinflußt werden. Daß Grenville schon am 18. Januar eine Absage nach Paris senden werde, wurde, wie der Befehl an Brune zeigt, dort nicht erwartet.

Alles in allem, dürfte das Friedensanerbieten Bonapartes so zu charakterisieren sein: Es war ein diplomatisches Manöver, darauf berechnet, Zeit zu gewinnen und in Beziehung auf den Wiederausbruch des Krieges die Feinde Frankreichs förmlich ins Unrecht zu setzen. Der Erste Konsul (das ist keine Doktorfrage) wollte Friedensverhandlungen, aber nicht den Frieden. (Ein in seinem Sinne ehrenvoller war ja ohne Krieg nicht zu haben.)

3. Die Frage nach der höhern Zweckmäßigkeit der anscheinend

friedlichen, in Wirklichkeit kriegerischen Haltung des Ersten Konsuls im Winter 1799/1800 ist mit dem Hinweis darauf zu erledigen, daß erleuchtete Zeitgenossen Bonapartes voraussahen, was eintraf, nämlich daß sich die auswärtige Politik des revolutionären Frankreichs im wesentlichen für Frankreich als unhaltbar und ungeheuer schädlich erweisen würde. Wenn es Bonaparte gelang, die französische Nation von ihrer Unlust zur Fortsetzung des Krieges zu einer gewissen Begeisterung dafür hinzureißen, so liegt auf der Hand, daß das das Werk der Schlauheit, nicht das der Weisheit war. Staatsmännische Weisheit hätte die Politik der revolutionären Propaganda und Eroberung, der starke, nicht aus der Welt zu schaffende konservative Mächte entgegenstanden, aufgegeben, wäre allmählich von der Politik der sogenannten natürlichen Grenzen zur Politik der alten Grenzen zurückgekehrt. Dazu bot der Beruf zur Völkerbefreiung, den sich die Französische Republik zuschrieb, den besten Anlaß. Das heißt: Eine weitsichtige französische Diplomatie konnte das Heil ihres Landes nur in der Anerkennung des Grundsatzes der nationalen Unabhängigkeit für jede Nation erblicken, daher mußte sie den Uebergang suchen von der Knechtung der Völker zur Aufstellung und Betätigung des Nationalitätsprinzips. Eine schwierige Aufgabe, die in jahrelanger Arbeit nur von einem Staatsmann von hohen geistigen und sittlichen Eigenschaften hätte gelöst werden können, eine Aufgabe, wofür Bonaparte ganz ungeeignet war. Er wollte sich an der Macht halten, und dazu brauchte er, wie er glaubte, neuen Kriegsruhm, die Wiederherstellung der Lage Frankreichs nach Campo Formio. (Uebrigens hätte Oestreich Frankreich wahrscheinlich zugestanden: das linke Rheinufer, zum mindesten von Basel bis Mainz, dann Luxemburg, Belgien, Nizza und Savoyen, also einen Landgewinn, der die kriegsmüde französische Nation vollauf befriedigt hätte.) Aber schließlich: Bonapartes politische und handelspolitische Anschauungen waren im wesentlichen die der Revolution, er trieb, so ehrgeizig und machtgierig er war, im Beginn seines Konsulats die äußere Politik, die er zum Vorteil Frankreichs glaubte treiben zu müssen.

Die Umwerbung des neutralen Preußens, die Bonaparte im Monat des Staatsstreiches inszenierte, hatte zum Ziel, Preußen entweder bei seiner Neutralität festzuhalten oder zu einem Bündnis mit Frankreich zu verlocken. Was für politische Auffassungen und Wünsche in Berlin herrschten, lag zutage. Das Preußen unter Friedrich Wilhelm 3. stand mit Frankreich auf dem Boden des Basler Friedens (1795), der nicht etwa die Folge preußischer Nieder-

lagen im Kriege gewesen war, sondern die Folge, das Werk einer Staatskunst, die die Verteidigung des Deutschen Reiches in Gemeinschaft mit dem darin vorherrschenden Oestreich nicht für Preußens Nutzen ansah. Diese Politik, so begreiflich, einerseits bei der Mißgunst Oestreichs unter Thugut gegen die norddeutsche Großmacht, und andrerseits bei dem Drange der letzten nach Unabhängigkeit und unbehinderter Erwerbung polnischen Landes, diese Politik war die der Kurzsichtigkeit. Denn, wenn Frankreich, durch Preußens Neutralität gestärkt, seine ganze Kraft gegen Oestreich wandte und es überwältigte, so wurde der Einfluß Preußens in Deutschland gefährdet, das Deutsche Reich konnte dann leicht ein Tummelplatz französischer Intrigen und Machtgelüste werden, was für Preußen noch schlimmer sein mußte als für Oestreich mit seinen vielen fremden Völkerschaften. Aber in Berlin wollte man nun einmal bei dem großen Ringen der konservativen Mächte Europas mit dem revolutionären Frankreich beiseite stehen, und das, um sich die Lasten des Krieges zu ersparen, um Norddeutschland den Frieden zu bewahren (die Phrase für den preußischen Eigennutz), und um schließlich, im günstigen Augenblick mit gesparter Kraft als Schiedsrichter in Europa aufzutreten und dabei größeren Gewinn einzuheimsen, als es vielleicht sogar nach einem glücklichen Kriege möglich gewesen wäre. Diesen Wünschen zu huldigen, diesen Einbildungen zu schmeicheln, das war das Verfahren, das Bonaparte einschlug. Er sandte nach Berlin seinen Adjutanten Duroc, einen schlichten Mann, der sich zum Auftreten am preußischen Hofe sehr gut eignete. Anscheinend war dabei sein einziger Zweck, den Regierungswechsel in Paris anzuzeigen, aber selbstverständlich, die neue Regierung mußte etwas über ihre Gesinnungen mitteilen. Daher gab Bonaparte dem General Duroc den Auftrag: den Umschwung in Paris als Rückkehr zur Ordnung und zu bessern politischen Ueberlieferungen zu schildern, die friedlichen Absichten des Ersten Konsuls zu beteuern, und den König und seine Regierung in dem Gedanken zu bestärken, daß für Preußen, wenn es nicht, etwa bei Erwerbung der Hansastädte, ein Bündnis mit Frankreich schlösse, die Neutralität das Beste sei, nämlich das Mittel, in Europa die Rolle des Schiedsrichters zu gewinnen. Duroc wurde in Berlin aufs beste aufgenommen, ja Friedrich Wilhelm stellte ihn seinem Hofe mit den Worten vor: Je vous présente l'aide-de camp du plus grand homme que je connaisse. Aber mit dem Bündnisvertrag hatte der General kein Glück. Demnächst schickte Bonaparte als ordentlichen Gesandten den General Beurnonville nach Berlin; auch das war eine wohlberechnete Wahl, weil sich der neue Gesandte besonders dazu eignete, Preußens Feindschaft gegen Oestreich zu nähren. Wie sehr der Erste Konsul bemüht war, dem Berliner Hof zu schmeicheln,

zeigte sich z. B. auch darin, daß er um eine Büste Friedrichs des Großen bat, um damit einen Saal der Tuilerien zu schmücken.

Am wichtigsten bei der Umwerbung Preußens war schließlich, daß Bonaparte Preußen dazu benutzen wollte, bei Rußland und Pfalzbayern für Frankreich zu vermitteln, d. h. diese Staaten der Zweiten Koalition abtrünnig zu machen. Dazu ließ er dem Berliner Kabinett die Einbildung, daß er, nach Preußens guten Diensten, zu einer Aenderung der Rheingrenze bereit sein werde. Im März 1800 behandelte er nämlich gegenüber dem preußischen Gesandten in Paris die Frage der Rheingrenze derart als eine offene, daß die preußische Regierung glauben konnte, Bonaparte werde sich beim allgemeinen Frieden mit einem Teile des linken Rheinufers begnügen. Und dazu stellte er die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz und Italiens in Aussicht und räumte Preußen ausdrücklich eine wichtige Mitwirkung bei den künftigen Friedensverhandlungen ein. Zu Bemühungen Preußens bei Pfalzbayern kam es nicht, da dieses sich durch seinen Hilfsgeldervertrag mit England vom 16. März bereits der Zweiten Koalition angeschlossen hatte. Aber in St. Petersburg konnte Preußen für Frankreich Schritte tun, und es ließ sich in der Tat angelegen sein, für den Ersten Konsul beim Zaren gut Wetter zu machen. Freilich sind die preußischen Bemühungen von keiner Bedeutung neben der unmittelbaren Bonapartes um Paul I., wovon in der Folge zu sprechen sein wird.

B. Der Zweite italienische Feldzug.

(Krieg des Jahres 1800.)

Um den Mut, den Wagemut und die Tatkraft des zur Fortsetzung des Krieges entschlossenen Ersten Konsuls schätzen zu können, muß man die Schwierigkeiten kennen, die er im Winter 1799/1800 im Heerwesen zu überwinden hatte. Von den im Felde stehenden Heeren der Republik kamen nur schlimme Nachrichten. Die Rheinarmee unter dem General Lecourbe war kurz vor dem 18. Brumaire über den Rhein und den Neckar gegangen; nach dem Befehl des Direktoriums sollte sie vor dem Winter so weit wie möglich in Deutschland vordringen, um sich in Feindesland zu ernähren. Doch Anfang Dezember wurde sie bei Sinsheim von den Oestreichern geschlagen und über den Rhein zurückgeworfen. Der Donauarmee unter Masséna war befohlen worden, aus der Schweiz nach Schwaben vorzudringen, die Armee von Italien unter Championnet sollte den Po überschreiten, aber beide Armeen waren zum Vorgehen nicht imstande. Nun vereinigte Bonaparte die Rheinarmee und die Donauarmee zur Neuen Rheinarmee unter Moreau und

übertrug Masséna den Oberbefehl über die Armee von Italien, er sollte Ende Januar zum Angriff übergehn. Aber der General berichtete dem Ersten Konsul: „Die Armee ist von allem entblößt und marschunfähig. Seit sieben Monaten ist kein Sold gezahlt worden. Wir haben keine Fourage, keine Vorräte, keine Fortschaffungsmittel. Ich habe alle Truppen auf halbe Ration gesetzt und gehe selbst mit gutem Beispiel voran." Wie stark die gesamte französische Waffenmacht Ende November 1799 war, ist ungewiß. Nach den amtlichen Angaben betrug sie 385 000 Mann; davon sollten 100 000 in Frankreich, 25 000 in Batavien, 62 000 am Rhein, 83 000 in der Schweiz, 56 000 in Italien stehen und 57 000 die Armee von England ausmachen. So ungewiß der Heeresbestand ist, so gewiß ist, daß von einem Heeresersatz überhaupt nicht die Rede sein konnte. Zum Beispiel, Masséna meldet Bonaparte, daß acht Konskribiertenbataillone, die ihm zur Verstärkung gesandt worden seien, statt der Sollstärke 10 250 nur 310 Mann stark seien; ein Bataillon habe 22 Konskribierte gezählt statt 1500. Diese Zustände offenbaren die allgemeine Kriegsunlust und die furchtbare Finanznot, die den kriegerischen Absichten des Ersten Konsuls entgegenstanden. Die finanziellen Reformen und Notbehelfe, die das vorläufige Konsulat (consulat provisoire) eingeführt hatte, waren nicht gering anzuschlagen, aber für die Kriegsführung mußte das Geld wiedermal auswärts gesucht werden. Mit andren Worten: Der kriegerische Staatschef der Französischen Republik war auf Gelderpressung angewiesen, also auf ein Geschäft, worin er ungemein bewandert war. In Italien, wo die Franzosen zur Zeit keinen Spielraum hatten, war wenig zu holen, nur Genua konnten ein paar Millionen abgenommen werden. Ebensoviel nahm Bonaparte Holland ab. (Daß er Marmont nach Amsterdam sandte, um bei den Finanzleuten, gegen Hinterlegung von Krondiamanten und Verpfändung des Ertrages der Staatsforsten, 12 Millionen aufzubringen, trug ihm nur Spott und kühle Ablehnung ein.) Besser fuhr er bei Hamburg. Da dieser Staat auf Englands Wunsch irische Rebellen mit französischen Offizierspatenten ausgeliefert hatte, drohte ihm Bonaparte mit Frankreichs Feindschaft, ließ ihm aber gleichzeitig gegen Zahlung von 5 Millionen Freundschaft anbieten, worauf der hamburgische Senat es vorzog, in die „offene" Freundeshand einzuschlagen. Doch was bedeuteten die wenigen erpreßten Millionen bei dem Heeresbedürfnis Frankreichs daheim und im Auslande! Und wie schlimm stand es jedenfalls — auch dann, wenn größere Geldmittel vorhanden gewesen wären — um die Heeresverwaltung! Bonaparte arbeitete mit Berthier mit größtem Eifer an ihrer Verbesserung. Auch ließ er für den Heeresersatz ein Gesetz beschließen, wonach unter gewissen Bedingungen die Stellvertretung zu-

lässig war. Er erhöhte den Lohn der Truppen und führte die Verleihung von Ehrenwaffen für Tapferkeit ein. Eine andre Maßregel, die Fortsetzung des Krieges volkstümlich zu machen, war die Zurückrufung des verbannten Carnots und seine Ernennung (im März) zum Kriegsminister an Berthiers Stelle, galt doch Carnot als der Organisator der Siege in der Zeit der schweren Not, in der Kindheit der Republik. Aber der Haupttrumpf, den der Erste Konsul ausspielte, war die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit den Herrschern von England und Oestreich und ihren Regierungen. Da hatte es die Nation vor Augen: die Feinde Frankreichs wollten den Frieden nicht, sie hatten sich nicht einmal zu Friedensverhandlungen herbeigelassen, der Krieg mußte fortgesetzt werden! Am 8. März erlassen die Konsuln eine Proklamation an die Nation; sie rufen die Vaterlandsliebe auf, fordern Geld, Waffen, Soldaten und versprechen übrigens, daß der Erste Konsul auch inmitten der Schlachten nicht aufhören werde, nach Frieden zu trachten, daß er nur für das Glück Frankreichs und für die Ruhe der Welt kämpfen werde. Auch das Wort vom Kampfe um die heiligen Interessen der Menschheit fand in dem Aufruf seine Stelle.

Die unmittelbaren Vorbereitungen Bonapartes für den Feldzug in Italien sind die Bildung der Reservearmee und die Aufstellung des Kriegsplanes.

Schon Ende Januar, nachdem England seine Ablehnung des Friedensanerbietens bestätigt hatte (2. Note Grenvilles, vom 14. Januar), gibt der Erste Konsul dem Kriegsminister Berthier seine Absicht kund, eine Reservearmee von 60 000 Mann aufzustellen, deren Befehligung ihm, dem Konsul, vorbehalten bleibe. Die Armee soll sich sammeln in Lyon, Dijon und Châlons sur Marne. Darüber faßt die Regierung am 8. März, dem Tage der Kundgebung an die Nation, förmlich Beschluß; danach ist die ganze Armee in Dijon zu sammeln und alles, was sich auf sie bezieht, streng geheim zu halten. Da es dem Ersten Konsul nach der Verfassung versagt ist, ein Kommando zu bekleiden, wird Anfang April Berthier (den, wie gesagt, Carnot ersetzt) mit dem Oberbefehl über die Reservearmee förmlich betraut. Doch ihre Aufstellung — die Arbeit liegt auf Carnot und Berthier — geht schlecht von statten. Ende April erläßt deshalb Bonaparte einen Aufruf an das junge Frankreich. „Zu den Waffen, zu den Waffen! Auf nach Dijon!“ lautet sein Ruf. Der Erfolg war äußerst gering, bis Ende Mai fanden sich nur 120 Freiwillige in Dijon ein. (Man erinnere sich an Bonapartes Brief an Talleyrand vom 7. Oktober 1793: „dieser Aufschwung der Begeisterung, der nur einmal kommt.“) Schließlich kam die Reservearmee wesentlich durch den Zuzug von Truppen von der Westarmee, die nach Beendigung der

Royalistenaufstände frei geworden war, also durch die Gestellung ehemaliger Soldaten, auf die Zahl von 30 000 Mann. Eine Armee mit gutem Kern, doch unfertig, denn alle Anstrengungen des Ersten Konsuls hatten nicht vermocht, sie mit Waffen, Schießbedarf, Lebensmitteln und Fahrzeugen hinreichend zu versehen. Uebrigens war Dijon nur scheinbar der Sammelpunkt für die Reservearmee, ihre Bestandteile wurden nach der Schweiz in Marsch gesetzt. Dadurch wurden die Oestreicher getäuscht; nach ihren Nachrichten stand die Reservearmee zu Dijon nur auf dem Papier.

Wie war — um auf den Kriegsplan zu kommen — im Beginn 1800 die militärische Lage Frankreichs gegenüber der Zweiten Koalition?

In Oestreich hatte wenige Wochen nach dem 18. Brumaire Erzherzog Karl in einem Rundschreiben die vordern Reichskreise davor gewarnt, die kaum begonnenen Rüstungen im Vertrauen darauf, daß der Friede nahe sei, einzustellen. Jetzt sei es „mehr als je an der Zeit, die Anstrengungen zu verdoppeln, die Streitkräfte zu vermehren und den zur Selbstverteidigung reichsschlußmäßig erneuerten und bestätigten Entschluß mit allem Ernste und aller Tätigkeit zu vollziehen." (Doch welch ein Zustand im Deutschen Reiche! Die Reichskriegskasse war bei den vorjährigen Einnahmen mit über 6 Millionen zurück, die Aussicht in das neue Finanzjahr war so trüb wie möglich.) Der Erzherzog, körperlich leidend und durch Thuguts Eigenwilligkeit in militärischen Dingen tief verstimmt, legte Ende 1799, zur Befriedigung des Ministers, den Oberbefehl über das östreichische Heer am Oberrhein nieder. An seine Stelle kam der tapfere, aber beschränkte Kray, und nach Italien kam, als Nachfolger Suworoffs, Melas.

Um die östreichische Heeresleitung in Italien, die militärischen Gegenspieler Bonapartes, sogleich ins Auge zu fassen — bei der Wahl des Oberfeldherrn, des Nachfolgers des hoch begabten, jung gestorbenen Prinzen Friedrich von Oranien, zeigte Thugut keine glückliche Hand. Michael Friedrich Benedikt Ritter von Melas, geboren 1729 als Sohn eines Pfarrers in Siebenbürgen, war im Siebenjährigen Kriege Adjutant Dauns gewesen. Als Nachfolger Beaulieus hatte er 1796 die geschlagene Armee nach Tirol zurückgeführt. Im Frühjahr 1799 übernahm er widerstrebend den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen unter Suworoff, mit dem er leidlich auszukommen verstand. In der Schlacht an der Trebbia trug er viel zum Erfolge bei, und bei Novi bewirkte er, durch seinen aus eignem Antrieb unternommenen Angriff auf den rechten Flügel der Franzosen, die Entscheidung. Aber Melas fühlte sich, nach seinem Alter und nach seiner Befähigung, den Aufgaben eines Oberbefehlshabers nicht gewachsen; er bat wiederholt um

Entlassung und blieb nur auf ausdrücklichen Befehl an seiner Stelle. Melas war ein guter, tapferer Soldat, doch ohne Kenntnisse, schwach von Verstand, ein Wackelkopf. Bei seinen einundsiebzig Jahren neigte er zu Gemächlichkeit und Ruhe, und er war überhaupt dermaßen arbeitsscheu, daß ihm jeder willkommen war, der ihm die Last der Geschäfte abnahm. Diesem unfähigen Greise, diesem uniformierten Faullenzer steht als Chef des Generalstabes zur Seite Anton Freiherr von Zach, geboren 1747 zu Pest als Sohn eines Arztes, also derzeit ein Fünfziger. Er war 1779 Professor an der Militärakademie zu Wiener-Neustadt gewesen, und in den Türkenkriegen und in Belgien war er emporgestiegen, bis zum Obersten. Im Jahre 1796 gehörte Zach zum Generalquartiermeisterstab Beaulieus. Er verteidigte unter Wurmser Mantua. 1798 wurde er Chef des Generalstabes unter Kray, vom 7. bis zum 27. Juli leitete er die Belagerung Mantuas. Dann kam er zu Melas, auf dessen Wunsch. Zach ist, im Gegensatz zu Melas, ein Mann von ausgebreiteten Fachkenntnissen, von scharfem Verstande und Voraussicht, höchst fleißig und entschlossen; wenn er maßgebend sein wird, für Bonaparte ein nicht zu verachtender Gegner.

Also in Deutschland Kray anstelle des Erzherzogs Karl, in Italien Melas mit Zach anstelle des Prinzen Friedrich von Oranien. Thugut rechnete nur mit der Fortsetzung des Krieges. Am 3. Januar 1800 drang er auf Beschleunigung der ungarischen Aushebungen. Kein Augenblick, schrieb er dem Grafen Colloredo, sei zu verlieren, da die Franzosen höchst wahrscheinlich losschlagen würden, wenn man es am wenigsten erwarte. Jetzt endlich (da England den östreichischen Ansprüchen in Italien nicht widersprach) brachte Thugut das Verhältnis Oestreichs zu England in Ordnung, indem er den Anleihevertrag von 1797 annahm. Geld zur Fortsetzung des Krieges war also vorhanden, und durch die Hilfsgelderverträge Englands mit Pfalzbayern, Württemberg und dem Kurfürsten von Mainz konnte, bei genauer Innehaltung der Bestimmungen, der Schade, den die Koalition durch den Austritt Rußlands (das im März auch mit England brach) erlitten hatte, ausgeglichen werden. Der Stand der Heere Frankreichs und Oestreichs war dieser: In Italien stand Masséna mit 30 000 Mann auf der Linie Genua-Savona-Col di Tenda, 10 000 seiner Truppen hielten die Alpenpässe besetzt. Melas stand mit 80 000 Mann in Piemont, 20 000 hatte er in Oberitalien, in Toscana und in der Romagna in Garnisonen. Moreau stand im Elsaß und in der Schweiz mit 120 000 Mann, ihm gegenüber, jenseits des Rheins, bei Donaueschingen, Kray mit einer ebenso großen Armee. Mithin: während auf dem deutschen Kriegsschauplatze die Gegner gleich stark waren, hatte in Italien Oestreich die große Uebermacht.

Natürlich war bei der Aufstellung des Kriegsplanes die erste Frage: Auf welchem Kriegsschauplatz ist die Entscheidung zu suchen? Bonaparte konnte darüber keinen Augenblick im unklaren sein. Im Frühjahr 1797 hatte er — um seine Phrase zu gebrauchen — unter den Mauern Wiens den Frieden diktiert; gewiß hätte er damals den Stoß ins Herz des Feindes geführt, wenn es für ihn nicht geraten gewesen wäre, in Leoben Halt zu machen. Es kam also jetzt wiederum auf „die Mauern Wiens" an. Das heißt: Für Frankreich handelte es sich um die Rheingrenze, um die kürzeste Linie Paris-Wien; denn, wenn die Franzosen in Italien siegten, war Oestreich nur geschwächt, wenn sie aber in Deutschland siegreich blieben, am Rhein oder an der Donau, waren sie Herren im Deutschen Reiche. Die Strategie gebot demnach, Masséna an der Küste von Genua nur das zur Verteidigung notwendige zu senden und die ganze übrige Heereskraft gegen Kray, den östreichischen Oberfeldherrn in Deutschland, zu gebrauchen. Nach Krays Besiegung war entweder in Wien der Friede zu schließen oder, wenn er nicht zu haben war, mußte man nach Italien hinübergreifen, um Melas im Rücken zu fassen, ihn von seinen Verbindungen abzuschneiden und entscheidend zu schlagen. So dachte Bonaparte. Er sagt darüber, in Uebereinstimmung mit seinem Verhalten, in seinen Memoiren: „Napoleon, die Lage Frankreichs bedenkend, erkannte, daß von den beiden Grenzen die deutsche . . . die vorherrschende war, die von Italien die nebensächliche. In der Tat, wenn die Armee der Republik am Rhein geschlagen worden und in Italien siegreich geblieben wäre, so hätte die östreichische Armee in das Elsaß, in die Franche-Comté oder in Belgien eindringen und ihre Erfolge ausnutzen können, ohne daß die in Italien siegreiche französische Armee irgend eine Diversion hätte ausführen können, die geeignet gewesen wäre, sie aufzuhalten . . . Wenn die französische Armee an der vorherrschenden Grenze siegreich war, während die an der nebensächlichen italienischen Grenze geschlagen wurde, so war alles, was man fürchten konnte, die Wegnahme von Genua, ein Einbruch in die Provence, oder vielleicht die Belagerung von Toulon; aber eine Abteilung der Armee von Deutschland, die von der Schweiz in das Potal hinabstiege, würde sofort die siegreiche feindliche Armee in Italien und in der Provence aufhalten. Er folgerte nun, daß man der Armee von Italien nichts über das senden müsse, was nötig war, sie auf 40 000 Mann zu bringen, und daß man alle Kräfte der Republik im Bereiche der vorherrschenden Grenze vereinigen müsse . . . Die Absicht des Ersten Konsuls war, sich im Monat Mai mit diesen beiden Armeen" (der Neuen Rheinarmee und der Reservearmee) „nach Deutschland zu begeben, mit schnellem Zuge den Krieg über den Inn zu tragen; aber die Ereignisse zu Genua Anfang April" (Massénas

Einschließung) „bestimmten ihn, die Feindseligkeiten am Rhein beginnen zu lassen, als sich die Reservearmee gesammelt hatte. Der Erfolg an dieser Grenze war nicht zweifelhaft; alle Kräfte Oestreichs waren auf Italien gerichtet worden.“ Der Kriegsplan, den Bonaparte dem Kriegsminister diktierte und Moreau senden ließ, war demnach: Der Erste Konsul wollte, gedeckt durch den Rhein, seine ganze Armee bei Schaffhausen und Stein sammeln, bei Schaffhausen den Rhein überschreiten und plötzlich übermächtig in der linken Flanke und im Rücken Krays erscheinen, ihm den Rückzug abschneiden und ihn gegen den Rhein drängen. War das erreicht, so stand der Weg nach Wien offen. „Diese Bewegung hätte in zwei Wochen den Feldzug entschieden; die Umstände dafür konnten nicht günstiger sein . . . der Erfolg konnte nicht fehlen.“ So vorzüglich dieser Plan war (auch deshalb, weil bei dem unwahrscheinlichen Falle des Mißlingens der Rückzug durch die Schweiz gesichert war), Bonaparte stand von der Ausführung ab. Moreau wollte nämlich auf seine Absichten nicht eingehen und nicht unter ihm dienen. Mitte März ließ er durch seinen Generalstabschef, Desolle, in Paris erklären, daß er seine Entlassung fordere, falls der Erste Konsul auf dem Ueberschreiten des Rheins bei Schaffhausen (statt in der Nähe Straßburgs) bestehe. Bonaparte sah — so sagt er in seinen Memoiren —, daß sein Kriegsplan von Moreau nicht begriffen wurde, und hielt es für „unmöglich, einen kommandierenden General zu verpflichten, einen Plan auszuführen, den er nicht verstand . . .“ Da er derzeit mit dem General nicht brechen wollte, gab er nach; er nahm — so berichtet Desolle — Moreaus Plan „mit Widerstreben zwar, aber ohne die geringste Aenderung zu befehlen,“ an. Die Bedeutung dieses Vorganges war: Bei der ersten großen Probe, die Bonaparte als kriegsverständiges Staatsoberhaupt zu bestehen hatte, versagte er, er wich mit seinem großartigen Kriegsplane vor dem Eigenwillen eines Feldherrn, der hervorragend, aber doch zweiten Ranges war, zurück. Er überließ ihm die Art der Kriegseröffnung, wählte sich, um eine besondre Rolle spielen zu können, zum Kriegsschauplatz Italien, wo die Kriegsentscheidung nicht zu suchen war, stellte also sein Bedürfnis nach neuem Kriegsruhm über das oberste strategische und über das oberste diplomatische Erfordernis. Wir werden sehen, wie er sich, nach solcher Grundverfehlung, in dem folgenden Feldzuge zwar im großen und ganzen wieder als Meister zeigt, aber wie er doch — als ob ihn der Geist der Kriegskunst verlassen hätte — erst im letzten Augenblick dazu kommt, das Glück bei der Stirnlocke zu fassen.

Nachdem entschieden war, daß Moreau bei der Wahl des Ortes zum Ueberschreiten des Rheins freie Hand haben sollte, sandte ihm Carnot Ende März nach den Beschlüssen der Konsuln den Befehl, Mitte

April mit der Hauptmasse seines Heeres den Rhein zu überschreiten, in Schwaben und Bayern einzudringen und unterdessen einen Teil der Rheinarmee nach der Schweiz zu werfen. Damit würde die kürzeste Verbindung zwischen den östreichischen Truppen in Deutschland und den in Italien unterbrochen und für die Reservearmee der Weg zum Eingreifen freigemacht werden. „Die Absicht des Ersten Konsuls ist es, die Schweiz zu sichern, mit den letzten Divisionen der Reservearmee, weil diese Divisionen weniger kriegsgewohnt sind als die Truppen der Reserve der Rheinarmee, und dann diese letzten mit dem Kern der Reservearmee zu vereinigen, in Italien über den St. Gotthard und den Simplon einzudringen, um sich in der Ebene der Lombardei mit der Armee von Italien zu vereinigen." Bonapartes strategischer Grundgedanke war also nicht der nächstliegende, von Nizza aus nach Genua vorzudringen und Masséna unmittelbar zur Hilfe zu eilen. (Nur anfänglich plante er, Melas zwischen sich und Masséna zu bringen und diesen zu entsetzen.) Nein, er faßt den Plan: Masséna vorläufig sich selbst zu überlassen, in der lombardischen Ebene im Rücken des Feindes zu erscheinen, den Feind dorthin auf sich zu ziehen, also Masséna nur mittelbar Luft zu machen, und möglicherweise alles in einer großen Schlacht zu Ende zu bringen. Er sucht — da erkennt man wieder den großen, den kühnen Feldherrn — die Kriegsentscheidung auf der Rückzugslinie des Feindes, nicht an der Riviera, sondern in der Lombardei. Demgemäß berät der Erste Konsul noch im März Masséna. Er möge, schreibt er ihm, vier Fünftel seiner Truppen bei Genua sammeln und damit auf einen Punkt vorstoßen, wodurch er sicherlich Teilerfolge haben werde, da von den Oestreichern eine konzentrische Operation getrennter Kolonnen zu erwarten sei. „Der Feind wird nach der östreichischen Weise drei Angriffe machen . . . weichen Sie zweien dieser Angriffe aus und finden Sie sich mit allen Kräften gegen den dritten ein." Dann, am 9. April, befiehlt Bonaparte dem General, sich streng in der Verteidigung zu halten; erst wenn im Rücken des Feindes die Reservearmee erschienen sei, solle er über Turin mit ihrem rechten Flügel Verbindung suchen. Aber Melas handelte schneller, als Bonaparte voraussetzte. (Davon später.) Am 1. Mai begibt sich der Erste Konsul von Paris nach der Schweiz zur Reservearmee, die nach seinem Befehl am Fuße des St. Bernhards bereitsteht. Am 12. ist er in Lausanne und beschließt sogleich den Uebergang.

Was war Oestreichs Kriegsplan? Kray in Deutschland war aufgetragen, die Schweiz zu erobern. Dazu war ihm in Wien eine Verstärkung von 25 000 Mann bewilligt worden, die von der Armee in Italien zu ihm stoßen sollte. Melas hatte die italienische Riviera zu erobern, sofort danach die Hilfstruppen für Kray nach

Wallis zu senden, gleichzeitig mit dem Eindringen Krays in die nördliche Schweiz. Ein Plan, der Ende Februar wohl durchgeführt werden konnte, wenn der östreichische Feldherr schnell handelte, denn derzeit waren Massénas Heer in Italien und Moreaus Heer in der Schweiz nicht in der besten Verfassung.

Der Zweite italienische Feldzug Bonapartes verläuft von Mitte Mai bis Mitte Juni 1800. Man kann dabei zwei Abschnitte unterscheiden: 1. Vom Uebergang über die Alpen bis zum Einzug in Mailand. 2. Vom Einzug in Mailand bis zur Uebereinkunft von Alessandria. (Der dritte Abschnitt des Feldzuges, von der Uebereinkunft von Alessandria bis zum Frieden, kommt später nebensächlich in Frage, da Bonaparte nur mittelbar daran beteiligt ist.) Die Vorgänge im folgenden.

Der erste Abschnitt des Feldzuges hat zum Vorspiel die östreichische Vorwärtsbewegung, die Anfang April beginnt, für den Vorteil der Oestreicher viel zu spät. Obwohl Melas durch die Spione seines Generalstabs weiß, daß die französische Reservearmee vor Ende April nichts unternehmen kann, benutzt er die Zeit bis dahin nicht dazu, den Feldzug in der Riviera zu beendigen, so daß danach seine Armee, mit freiem Rücken und freier Flanke, den über die Alpen vorgehenden Franzosen hätte entgegentreten können. Zachs Plan war, die Operationen Ende Februar zu beginnen, mit ganzer Kraft, ehe die Alpen gangbar geworden wären, nach der Riviera zu eilen. Waren Genua und Savona erobert, so sollte mit einem Teil des Heeres an der Roja eine feste Stellung eingenommen und mit der Hauptmacht über den Großen St. Bernhard gegen Bern vorgegangen werden, um die Franzosen aus der Schweiz zu vertreiben. Aber Melas läßt sich überreden, die Feldzugseröffnung bis zum Beginn der milden Jahreszeit zu verschieben. Bis auf weiteres ist er erfolgreich. Am 4. April geht er mit seinen 70 000 Mann zum Angriff über, auf Masséna, der seine 30 000 zur Sperrung der Zugänge nach der Riviera weitläufig aufgestellt hat. Masséna, so glänzend er sich verteidigt, wird zurückgedrängt; er wirft nach zwei Wochen die eine Hälfte seines Heeres nach Genua, die andre Hälfte, unter dem General Suchet, weicht über den Var zurück. Melas zieht in Nizza ein. Auch er teilt sein Heer, der eine Teil, unter General Ott, belagert Genua, der andre, unter General Elsnitz, sucht den Uebergang über den Var zu erzwingen. Im Beginn des Feldzuges stehn also die Dinge — Bonaparte ist darüber Ende April unterrichtet — auf dem Punkte: In Oberitalien ist nur noch Genua von den Franzosen besetzt, und dort kann sich Masséna, schlecht versorgt, vielleicht bis Ende Mai halten. — Gegen Mitte Mai beginnt

Bonaparte die Operationen: Die Reservearmee, die er verfassungswidriger Weise in Wirklichkeit befehligt, besteht aus der Avantgarde unter Lannes, zwei Armeekorps unter Duchesne und Victor, einer Kavalleriedivision unter Murat, der Artillerie ist Marmont vorgesetzt. Am 10. Mai hat Bonaparte in Genf die Ordre de bataille ausgegeben. (An demselben Tage trifft Carnot von seiner Beratung mit Bonaparte zu Lausanne bei Moreau auf dem süddeutschen Kriegsschauplatze ein. Er überbringt im Auftrag des Ersten Konsuls den Befehl der Regierung, 25 000 Mann von der Rheinarmee über den St. Gotthard nach Italien zu senden. Bonaparte dringt auf Eile, „weil ohne diese Eile die Reservearmee geschlagen werden würde." Moreau, der inzwischen den Feldzug in Deutschland doch wesentlich nach dem Plane Bonapartes eröffnet hatte, der Ende April in der Nähe des Bodensees den Rhein überschritten, am 3. Mai bei Engen und Stockach, am 5. bei Moeskirch, am 9. bei Biberach die Oestreicher geschlagen und sich damit den Weg nach Wien geöffnet hatte, Moreau gab zwar widerwillig ein Viertel seines Heeres ab, doch er erkannte wohl, daß Bonapartes Lage nach dem Falle Genuas, bei der Uebermacht der Oestreicher, verzweifelt werden konnte.) — Am 15. Mai beginnt der Uebergang über den Großen St. Bernhard. Ohne besondre Schwierigkeiten überschreitet an dem Tage Lannes mit einer Brigade der Vorhut den Berg. Die Pferde wurden am Zügel geführt, die Geschützrohre auf ausgehöhlte Baumstämme gelegt, von Soldaten gezogen. Am 16. Mai besetzt Lannes, nach Ueberwindung geringer östreichischer Streitkräfte, Aosta, nun ist der Uebergang der Reservearmee und ihre Ausbreitung im Tale der Dora Baltea gesichert. Am 18. ist Berthiers Hauptquartier in Aosta — erst jetzt erfährt Melas den Uebergang. Aber ein ernstes Hindernis für das Hinabsteigen der Franzosen in die lombardische Ebene bietet auf dem Wege von Aosta über Ivrea nach dem Po die Bergfeste Bard, denn an ihren Kanonen können Artillerie und Fuhrwerk nicht vorbei. Bonaparte, der am 20. Mai den Großen St. Bernhard überschritt, kommt am 25. zu Etroubles im Tale von Aosta an und erfährt zu seinem Unwillen von dem unerwarteten Hindernis. Unterdessen, am 21., hat Lannes das feste Ivrea erobert, wobei er 500 Gefangene macht und 14 Geschütze nimmt. Die Reservearmee sammelt sich zwischen Aosta und Ivrea. Erst am 2. Juni folgt, nach der heldenmütigen Verteidigung des Hauptmanns von Bernkopf, nachdem Bresche geschossen worden ist, die Uebergabe Bards. Der Weg nach Oberitalien ist frei.*)

---

*) Bonapartes Zug über den Großen St. Bernhard ist von Malern und Schriftstellern oft als ein Heldenstück geschildert worden. Ihnen zu-

Wie verfügt Bonaparte nun? Nachdem er die Truppen, die über den Kleinen St. Bernhard gezogen sind, an sich gezogen hat, und nachdem auch die Hilfstruppen von der Rheinarmee, 11 000 Mann unter Moncey, zu ihm gestoßen sind, hat er 40 000 Mann zur Hand, vielleicht weniger, die Zahlen sind ungewiß. Er ist am 26. Mai in Ivrea, er weiß, daß Masséna in Genua eingeschlossen ist. So tritt die Frage, ob er ihm unmittelbar zur Hilfe eilen soll, nochmals und mit größerer Dringlichkeit an ihn heran. Sollte er nach Süden, auf Turin marschieren? Er weist den Gedanken zurück, auch Massénas schwerstes Mißgeschick bringt ihn nicht von seinem Plane ab. Schon am 14. Mai hat er Berthier Moncey befehlen lassen, sich auf dem kürzesten Wege von Ivrea nach Mailand zu begeben, was ihn nicht abhielt, an demselben Tage an Moreau zu schreiben, der Marsch des Hilfskorps müsse schleunig

---

folge überschritt der Erste Konsul den Gebirgspfad auf stolzem Rosse, in Wirklichkeit aber geschah es auf einem Maultiere mit einem Führer. Dasselbe Tier und denselben Führer benutzte nicht lange nachher K. V. von Bonstetten, der Reisebegleiter der Schriftstellerin Friederike Brun (1765–1835). Nach ihren Reiseschilderungen erzählte der Führer an der gefährlichsten Stelle hinter St. Pierre, wo man über den schlüpfrigen Rasen längs eines Abgrundes auf schmalem Pfade dahinzog: „Hier, an dieser Stelle hat das sicherste unserer Maultiere, dasselbe, auf dem Sie reiten, einmal einen Fehltritt getan, der es samt seinem Reiter in den Abgrund gestürzt hätte, wenn ich mich nicht schnell mit aller Macht dagegen geworfen und es gehalten hätte. Damals war aber der Reiter kein anderer als Bonaparte, der mir für meine Tat zwanzig Louisdor geschenkt hat.“ — „An diesem Faden,“ sagt die Wiedererzählerin, „hing also das Schicksal Europas, . . .“ Auf derselben Reise wohnte Friederike Brun im Hause eines ehemaligen sardinischen Ingenieuroffiziers, in dessen Fremdenzimmer vorzüglich gezeichnete Karten der Umgegend hingen. Auf Befragen erzählte der Ingenieur, daß die Karten von ihm seien, und fügte hinzu: „Als die Oestreicher hier waren, die das Land, das sie verteidigen sollten, nicht kannten, war der Generalstab hier einquartiert, aber keiner der Offiziere hatte diese Karten auch nur eines Blickes gewürdigt. Doch kaum hatte einige Tage später Bonaparte dieses Zimmer betreten, als auch schon sein Blick auf diese Karten fiel. Wer hat sie gemacht? fragt er, und nachdem ich mich als Zeichner genannt hatte, sagte er: Sie sollen mein Führer sein. Und dann gings — wir waren mit ihm unser elf — über Stock und Stein vorwärts. So kamen wir ins Val d'Ajos, wo wir unvermutet auf ein östreichisches Pikett von 25 Mann stießen. Eine Sekunde lang herrschte beiderseits Ueberraschung, dann sagte Bonaparte kalt und gebieterisch zum Führer der Oestreicher: Donnez moi votre épée, vous êtes mon prisonnier! Worauf der Arme widerstandslos seinen Degen überreichte. Zum zweitenmal hing also in diesem Feldzuge das Leben des wunderbaren Mannes am Faden des Ungefährs.“ — Zu Vorstehendem gehört die Tatsache, daß das Gerücht, Bonaparte sei an den Abhängen des St. Bernhards beinahe einer östreichischen Abteilung in die Hände gefallen, am 8. Juni 1800 die französische Rente in Paris von 33 auf 30 herabgedrückt hat. (S. Boulay de la Meurthe: Correspondance de Talleyrand avec le Premier Consul pendant la campagne de Marengo. Revue d'histoire diplomatique 1892 S. 284.)

sein, damit es Masséna Hilfe bringen könne. Am 19. Mai sendet Bonaparte persönlich Moncey den Befehl, über Bellinzona schnell nach dem Ticino zu marschieren, weil sich die Reservearmee sogleich gegen Mailand wenden werde. Den Marsch nach Genua erwähnt er dabei nur wie eine Möglichkeit, in zweiter Linie. Der Erste Konsul ist also seit Mitte Mai in dem Entschluß befestigt, sich auf die rückwärtigen Verbindungen des Feindes zu werfen; er strebt nach dem politischen Mittelpunkt von Oberitalien, nach Mailand, wohl berechnend, daß Melas, was für Erfolge er auch im Nordwesten erringe, ihm nach der Lombardei folgen muß, um sich die Verbindung mit Oestreich freizumachen. Bei der Schwäche der Reservearmee ein Wagestück, das nur bei überlegener Strategie oder unter besondren Umständen gelingen konnte. Gelang es, so waren gleichzeitig der entscheidende militärische Erfolg und das politische Ziel des Feldzuges erreicht. — Genug, Ende Mai beschließt Bonaparte: Die Reservearmee nimmt die Richtung auf Mailand, nach Osten, statt nach Süden auf die Hauptmacht des Feindes. Um die Mitte des Monats stand Melas zwischen Savona und Nizza mit 20 000 Mann, 27 000 Mann belagerten Genua, 20 000 standen im westlichen Oberitalien, zur Bewachung der Alpenstraßen über den Mont Cenis, den Simplon, den St. Gotthard und den St. Bernhard. Die östreichische Heeresleitung hatte wohl einen französischen Einfall von den Alpen her befürchtet — das bewies die Truppenansammlung im nordwestlichen Piemont und in der nördlichen Lombardei —, aber Melas hatte seine Streitkräfte verzettelt und so das Eindringen der französischen Reservearmee in Italien erleichtert. Wie gesagt, Melas bekommt am 18. Mai die Kunde vom Uebergang über die Alpen; er eilt nach Turin, sammelt dort 14 000 Mann, unterläßt aber, sofort die Belagerung Genuas aufzuheben und alle Truppen von der Riviera an sich zu ziehen. Wäre Bonaparte nun, wie Melas erwartete, nach Turin auf Genua marschiert, so war Melas mit seinem kleinen Heere leicht zu überwältigen, und weiterhin hätten die Franzosen auch mit den übrigen verzettelten östreichischen Heeresteilen leichtes Spiel haben können.

Der Schluß des ersten Abschnittes des Feldzuges ist: Bonaparte läßt Lannes mit der alten Vorhut (der vom Uebergang über die Alpen) bei Chiavasso am Po stehen, damit er den Linksabmarsch der Armee gegen Turin hin decke, die Masse der Armee marschiert über Vercelli und Verona nach dem Ticino. Am 31. Mai schlägt Murat mit der neuen Vorhut 5000 Oestreicher bei Turbigo, wo sie ihm den Uebergang über die Sesia streitig machen. Die Oestreicher ziehen sich in der Nacht auf Mailand zurück. Am 1. Juni überschreitet die französische Hauptmacht den Ticino, am Nachmittag des 2. erreicht Murat Mailand, von

wo sich die Oestreicher, deren reiche Magazine dem Feinde in die Hände fallen, auf Lodi zurückgezogen haben. Nur in der Zitadelle von Mailand bleibt eine östreichische Besatzung. Am Abend des 2. Junis folgt Bonapartes Einzug in Mailand. Wiederum, wie im Mai 1796, wird er als Befreier begrüßt. (Befreier von den Oestreichern, das war er ja wirklich.)

Der zweite Abschnitt des Feldzuges umfaßt die Zeit vom 5. bis zum 15. Juni.*) Bonaparte in Mailand hat anfänglich wieder die Absicht, Masséna in Genua zu Hilfe zu eilen. Aber während er politische Geschäfte treibt, die Cisalpinische Republik wiederaufrichtet, in Mailand die Geistlichkeit versammelt und sie seines besondren Wohlwollens versichert („weil er sich mit allen Franzosen überzeugt halte, daß die katholische Kirche der Republik am günstigsten gesinnt sei"), während er sich Feste und Huldigungen gefallen läßt, erliegt Masséna seinen Bedrängern. Nach vierzig Tagen heldenmütiger Verteidigung folgt am 4. Juni unter ehrenvollen Bedingungen die Uebergabe Genuas. Am 5. Juni bricht Bonaparte gegen Melas auf. Hauptaufgabe ist ihm, den Po zu sperren. Aber da er dazu keine Stützpunkte hat — alle Festungen in Piemont und in der Lombardei sind ja in den Händen der Oestreicher —, so beschließt er, über den Po zu gehen und Melas südlich des Flusses aufzusuchen. — Wie verhält sich dagegen Melas? Er ist am 25. Mai in Turin angelangt und bekommt hier Ende Mai die Gewißheit, daß Bonaparte gegen den Ticino, auf Mailand marschiert. Die Meinung über das, was nun zu tun sei, ist geteilt. Im Kriegsrate raten etliche, die Belagerung von Genua aufzuheben und die dadurch an der Riviera frei werdenden Truppen unter Elsnitz und Ott heranzuziehen, in Piemont nur die nötigen Garnisonen zurückzulassen, und entweder gegen den Feind zu marschieren oder am Po entlang auf Mantua, denn es sei „eine unverzeihliche Sache, das Schicksal des ganzen Italiens und der Armee von dem Erfolge einer einzigen Schlacht abhängen zu lassen." Dagegen wendet sich Zach. Man könne sich, sagt er, getrost auf eine Schlacht einlassen, wenn man alle Wahrscheinlichkeit für sich habe, sie zu gewinnen. Genua müsse bald fallen, und dann sei man im Verein mit den Belagerungstruppen dem Feinde gewachsen. Bleibe man in Piemont, so könne man zwischen den Festungen immer auf der kürzesten

*) Wir folgen bei der Skizzierung des Feldzuges von Marengo hauptsächlich dem Bericht eines Augenzeugen, des Majors im östreichischen Generalstabe, Josefs von Stutterheim, und den Aufzeichnungen eines andren Teilnehmers am Feldzuge, des Grafen Adam Adalbert Neipperg (des zweiten Mannes der zweiten Gattin Napoleons), Quellen, die Hermann Hüffer nach Forschungen im Wiener Kriegsarchiv im Jahre 1900 veröffentlicht hat.

Linie manövrieren und den Feind, sei er auch 70 000 Mann stark, mit überlegenen Kräften angreifen. Dieser Meinung pflichtet Melas bei; auf den Fall Genuas wartend, bleibt er in Piemont. Er verlegt dann, Anfang Juni, sein Hauptquartier nach Alessandria und sammelt dort vom 10. bis 12. seine Truppen. (Zwar sendet er Anfang Juni Ott doch den Befehl, die Belagerung von Genua sofort aufzuheben, aber Ott erlangt Verzug von ihm, da er grade mit Masséna unterhandelt und die Uebergabe nur noch eine Frage von Tagen ist.) Melas in Alessandria, endlich bemüht, alle seine Kräfte zusammenzuziehen, ist nicht in der besten Lage; die Truppen von der Riviera kommen langsam heran, und als Genua sich ergibt, sind die Franzosen schon im Begriff, über den Po zu gehen. Bonaparte hat nämlich fünf Divisionen an den Fluß vorgeschoben; sie sollen ihn zwischen Pavia und Piacenza überschreiten, um dem Feinde den Rückweg zu sperren. Ueberdies stehen drei Divisionen am Ticino und in Piemont, um Melas am Ausweichen nach Norden zu hindern, und zwei Divisionen beobachten die Adda und das linke Pousfer. Melas ist also an drei Seiten der Weg verlegt. Zwar dringt Ott mit seinen Truppen von Genua über Novi nach Norden, um die Franzosen aus Piacenza, das sie unter Murat erobert haben, hinauszudrängen, aber schon hat auch Lannes bei Belgiojoso den Po überschritten, so daß die Polinie für die Oestreicher verloren ist. Ott stößt auf Lannes am 9. Juni bei C a s t e g g i o hinter Montebello und zieht sich, nach einem unnützen, verlustreichen Gefechte, mit aufgelösten Bataillonen an die Scrivia zurück. Jetzt hat Melas nur noch die Wahl: entweder eine Schlacht anzunehmen, um sich die Straße nach der Heimat zu öffnen, oder den Feind durch einen Marsch nach Norden über den Po bei Casale und Valenza zu umgehen und über Mailand die Verbindung mit Mantua zu suchen. Diese Umgehung plant Zach, läßt aber davon ab, als er erfahren hat, daß das jenseitige Pousfer von den Franzosen stark bewacht und Valenza von ihnen bedroht ist. Nun muß die Schlacht angenommen werden.

Es ist die Entscheidungsschlacht des Feldzuges, die bevorsteht.

Bei den Franzosen und bei den Oestreichern ist bis dahin der Verlauf der Dinge der: Bis zum 9. Juni, dem Tage von Casteggio, leitet Bonaparte die Operationen von Mailand aus. Grade am 9. trifft Moncey mit 11 000 Mann Hilfstruppen von der Rheinarmee in Mailand ein, und Bonaparte, statt ihn nach der entscheidenden Front zu schicken, befiehlt ihm, mit seiner Hauptmacht die Gegend östlich von Mailand aufzuklären. Nur eine Division soll Moncey nach dem Po marschieren lassen, damit sie die Armee auf dem linken Ufer begleite. An demselben Tage reitet Bonaparte das Schlachtfeld von Casteggio ab und schlägt sein Hauptquartier in Stradella auf. Am 12. Juni sind die Korps unter

Lannes, Victor und Desaix (der kürzlich aus Ägypten zurückgekehrt ist) bis Tortona vorgedrungen. Als aber Lannes und Victor am 13. über die Scrivia rücken, haben sich die Oestreicher unter Ott schon bis an die Bormida zurückgezogen. Erst bei dem Dorfe Marengo, zwischen Alessandria und Tortona, bekommen die Franzosen Fühlung mit dem Feinde, doch zieht sich dieser auch über die Bormida, in sein festes Lager zurück. Daher glaubt Bonaparte, Melas wolle ihm ausweichen, sei es nordwärts, über Valenza nach Pavia, um ihm den Heimweg zu verlegen, sei es südwärts, um sich nach Genua zu werfen. Aber bei den Oestreichern plante man nur vorübergehend ein Ausweichen. Melas wollte, um seine Ueberlegenheit an Kavallerie und Artillerie auszunutzen, in der Ebene zwischen Alessandria und Tortona eine Schlacht annehmen, und um den Feind in die weite Ebene zu locken, zog er sein Heer über die Bormida zurück. Nur der General O'Reilly blieb mit den leichten Truppen am Fontanonegraben, der sich westlich von dem Meierhofe Marengo, parallel mit der Bormida hinzieht. Der Plan war: Ott sollte mit dem linken Flügel über Castell-Ceriolo nach Sale marschieren, während die Hauptmacht über Marengo nach San Giuliano vorrücken, nach links schwenken und die Franzosen im Rücken fassen sollte. O'Reilly hatte auf dem rechten Flügel die Bewegung des Heeres zu decken. „Begünstigt das Glück unser Vorhaben," sagte Zach am Schluß seines Entwurfs, „so ist der Feind an den Po geworfen und ohne Rückzug." Der Generalstabschef nahm dabei irrigerweise an, daß Bonaparte mit seiner Hauptmacht am Tanaro entlang von Sale nach Alessandria vorrücken werde; deshalb sollten sich die drei Kolonnen des östreichischen Heeres in der Nacht vom 13. auf den 14. hinter dem Graben von Marengo aufstellen und beim Morgengrauen den Marsch antreten. Bonaparte zog jedoch von San Giuliano in grader Richtung gegen Alessandria. Sein Fehler ist: Jetzt, vor der Entscheidung, läßt er seine Kräfte in weiter Aufstellung, auf der Linie von Chiavasso bis nach Cremona. Von ungefähr 46 000 Mann hat er für die von ihm dem Feinde aufgenötigte Schlacht nur ungefähr 27 000 zur Verfügung. (Runde Zahlen angenommen, stehen bei Marengo 30 000 Franzosen 30 000 Oestreichern gegenüber, die letzten sind den ersten an Kavallerie bedeutend und mit 80 Geschützen um das Doppelte überlegen.) Bonaparte war immer noch von dem Gedanken beherrscht, Melas wolle ihm ausweichen; daß er auf dem Boden, den er geräumt hatte, kämpfen werde, damit rechnete er nicht. Daher sandte er am Mittag des 13. eine Division unter Lapoype nach Norden, zur Aufklärung gegen den Po hin, eine zweite unter Desaix nach Süden, in der Richtung auf Novi. Und gar am Morgen des Schlachttages (am 14.) ist er noch zwei Stunden vor Mittag in seinem Irrtum befangen, denn in dieser Zeit sendet er

aus seinem Hauptquartier, Torre di Garrofoli, Desaix den Befehl, seinen Marsch fortzusetzen.

Nun die Schlacht von Marengo am 14. Juni 1800.

Erst am Morgen gegen 10 Uhr erkennt Bonaparte seinen Irrtum über Melasens Absicht; es wird ihm gemeldet, der Feind sei mit Uebermacht über die Bormida zum Angriff vorgegangen. Er begibt sich ins Feld und findet schon die Divisionen unter Victor und Lannes in heftigem Kampfe. Der Feind, seine starke Artillerie gebrauchend, will Marengo nehmen, woraus ihn Victor mit der Division Gardanne am Tage vorher vertrieben hatte. Nach mehrstündigem Kampfe, gegen 3 Uhr am Nachmittag, müssen die Franzosen Marengo räumen. (Unter den ersten Oestreichern, die das Dorf besetzten, ist der Oberst Radetzky.) Inzwischen, um Mittag, hat Bonaparte den Fehler, den er am 13. mit der Entsendung der Divisionen nach Norden und Süden beging, wiedergutzumachen versucht, er hat Desaix und Lapoype Eilboten gesandt. Desaix läßt er bitten, um Gotteswillen schnell umzukehren. Am Nachmittage wird die Bedrängnis der Franzosen mit ihren wenigen Geschützen größer und größer. Auch die Konsulargarde, von Kavallerie im Rücken angegriffen, weicht, von ihren 1500 Mann fallen viele, die Mehrzahl mit 4 Kanonen ergibt sich. Danach erlahmt der Widerstand der französischen Armee, bald ist sie in vollem Rückzuge. Bonaparte rast. Er ruft den Truppen zu, auszuharren, weil die Reserven kämen — vergebens. Er will sich an die Spitze einer Halbbrigade stellen und vorgehen, mit Mühe hält man ihn von dem verzweifelten Beginnen ab. Es ist klar, die Oestreicher haben die Schlacht gewonnen. Frohlockend, mit geschulterten Gewehren, meistens in aufgelösten Kolonnen, ziehen die Sieger den fliehenden Franzosen nach. Melas, der am Knie verwundet worden ist, hat den Oberbefehl Zach übertragen, meinend, alles sei vorbei. Zach sagt zu Offizieren: „Nun, da haben wir ja den großen Bonaparte. Wo ist denn dieses seltene Genie?" Aber die Kaiserlichen frohlocken zu früh — ehe die Sonne sinkt, wird der Sieger noch einmal um den Sieg kämpfen müssen. Ein Verhängnis, daß nach dem fünf- bis sechsstündigen Kampfe bei den Oestreichern niemand daran denkt, die Ordnung im Heere wiederherzustellen. Nun, während des Vormarsches in aufgelösten Abteilungen, erscheint bei San Giuliano, dem Punkte, wohin die Oestreicher vorgedrungen sind, Desaix. Er hat den Gegenbefehl zur Umkehr noch rechtzeitig bekommen. „Welch heillose Verwirrung!" sagt ihm Bonaparte. Der Divisionär antwortet: „Wir sind ganz frisch, und wenn es sein muß, bereit zu sterben." Es folgt im Bereiche der feindlichen Kugeln eine kurze Beratung zur Feststellung des Planes für das Gefecht, womit Desaix den Rückzug der Armee decken soll. Dann nimmt seine Division Aufstellung, sie ver-

mehrt ihre Geschütze, zieht die Reiterbrigade Kellermanns, die bis dahin den weichenden linken Flügel gedeckt hat, heran und beginnt den Kampf. Wie der Sieger bei dem plötzlich wiederauflebenden Artilleriefeuer des Feindes stutzt! Zwar verliert Zach nicht die Geistesgegenwart; er sammelt schnell ein Regiment Infanterie und einige Grenadierbataillone, und diese Truppen halten dem neuen Angriff der Franzosen stand. Aber jetzt wirft sich, aus selbständigem Entschluß, Kellermann mit ungefähr 500 Reitern auf die linke Flanke der Oestreicher. Er zersprengt die Grenadierbataillone und schlägt zwei Abteilungen eines Kavallerieregiments, das den Angriff garnicht abwartet, in die Flucht. Dadurch entsteht im östreichischen Heere heillose Verwirrung. Die Infanterie ergibt sich zu tausenden der feindlichen Kavallerie. Zach wird gefangen. Was sich nicht ergibt, flieht über Marengo, das die Franzosen wiederbesetzen, in das am Morgen verlassene Lager zwischen der Bormida und Alessandria. Die um fünf Uhr von den Oestreichern gewonnene Schlacht ist um sieben Uhr für sie verloren, in zwei Stunden sind die Sieger die Besiegten geworden. Desaix, der im Beginn des Kampfes fällt — denkwürdig sein Wort: Wir sind bereit zu sterben! — Desaix hat in höchster Not Hilfe gebracht. Kellermann (François Etienne, 1770—1835), der Sohn des Herzogs von Valmy, der 1792 als Befehlshaber der Moselarmee den Preußen die Kanonade von Valmy lieferte, desselben, mit dem Bonaparte 1796 den Oberbefehl in Italien teilen sollte, Kellermann hat die Entscheidung herbeigeführt. Diesen beiden und den Tapfern, die ihnen folgten, dann auch der eignen Unverzagtheit, hat der Erste Konsul den Sieg von Marengo, wo die Oestreicher 9000, die Franzosen 13 000 Mann verloren haben, zu verdanken.

So klar der Verlauf der Dinge, um den Bonaparteschen Bericht über den Feldzug von Marengo ist es eine besondre Sache. Unter den fünf französischen amtlichen Berichten ist der erste Bonapartes Bulletin vom Abend des 15. Junis. Er gibt da Bourienne wenigstens in der Hauptsache die Wahrheit in die Feder. Er verhehlt nämlich nicht, daß die Schlacht so gut wie verloren gewesen war, und schätzt den Reiterangriff Kellermanns sehr hoch. Doch schon hier behauptet er fälschlich, die Konsulargarde (Soldaten, von denen nach dem neuen Statut jeder vier Feldzüge mitgemacht haben mußte), die Konsulargarde habe wie eine Redoute von Granit ihre Stellung behauptet. Dann fabelt er über Desaix, er habe den Feind im Sturmschritt angegriffen und in einem Augenblick zu Boden geworfen. Von einer Kugel ins Herz getroffen, habe er noch Zeit gefunden, einen jungen Offizier zu beauftragen: „Sagen Sie dem Ersten Konsul, ich stürbe mit dem Bedauern, nicht genug getan zu haben, in der Nachwelt

zu leben. Neben diesem Bericht stehen spätere Berichte, die der Sieger von Marengo beeinflußt oder bearbeitet hat. Zunächst die eingehende Darstellung der Schlacht, die Bonaparte 1803 anordnet. Da bringt er sowohl an dem vom Obersten Vallongue verfaßten Texte, als auch an den ihm vom Grafen de Castres beigegebenen Plänen willkürlich Aenderungen an. Und dennoch, nachdem ihm Berthier am 14. Juni 1805, bei der Revue auf dem Schlachtfelde von Marengo, das nach den Aenderungen fertig gemachte Werk überreicht hat, ist er auch jetzt noch so unzufrieden damit, daß er befiehlt, die ganze Auflage nebst allen Vorarbeiten zu verbrennen. Nur ein Buch wurde damals beiseite geschafft, so daß es 1818 wieder ans Licht gezogen werden konnte. Im Jahre 1805 wird im Kabinett Berthiers eine neue Darstellung der Schlacht von Marengo unternommen, in majorem imperatoris gloriam. Auf zwei Punkte kommt es Napoleon vornehmlich an. Die Welt soll nicht glauben, daß er bei Marengo überrascht worden, und daß der erste Teil der Schlacht für ihn eine Niederlage gewesen sei. Daher wird in dem neuen Werk seine Umsicht und Vorsicht beim Kriege in Italien, wie beim Kriege in Deutschland, hervorgehoben. In genialem Entwurfe hat der Erste Konsul den Verlauf des Feldzuges von Marengo, ja die Entscheidungsschlacht, im voraus festgestellt! Demnach die faustdicken Lügen: Die Franzosen sind in dem ersten Teil der Schlacht nicht geschlagen worden, sondern das, was Melas für ihren Rückzug hielt, war eine Schwenkung, eine Vereinigung mit Desaix. Die französische Armee — beim Barte des Mars! — bietet dabei „den majestätischsten und schrecklichsten Anblick." Und als die Fühlung mit Desaix gewonnen ist, befiehlt Bonaparte Halt und läßt die Armee zum Angriff vorbereiten. Schließlich wird auch Kellermann verdunkelt, denn dem selbständigen Eingreifen eines Unterführers will Bonaparte die Entscheidung nicht zu verdanken haben. In der Hinsicht hieß es schon in dem Bericht von 1803—5: Dans cette position, Bonaparte frappe un de ces coups décisifs qui n'appartiennent qu'au génie. Il ordonna au général Kellermann, qu'il avait conservé en réserve, en arrière de la droite de la division Desaix, . . . de charger avec impétuosité la colonne de grenadiers sur son flanc gauche. Diese Schilderung wird nun insofern noch abgeschwächt, als gesagt wird, Bonaparte habe Kellermann den Befehl zum Angriff gegeben, als schon die ganze östreichische Armee, über die Angriffe von vorn, in der linken Flanke und im Rücken, bestürzt gewesen sei. Danach ist natürlich von der Wirkung des Kellermannschen Angriffs kein Aufhebens zu machen, er wird nur beiläufig erwähnt. Auch die Pläne zu diesem Bericht „verbesserte" Napoleon. Endlich, was er auf St. Helena in seinen Memoiren über Marengo

sagt, steht im Punkte der Wahrheit ganz auf der Höhe der Relation de la bataille de Marengo aus dem Jahre 1805.

Die unmittelbare Folge von Marengo ist die Uebereinkunft von Alessandria vom Tage nach der Schlacht. Am Morgen des 15. Junis hält Melas zu Alessandria Kriegsrat. Es handelt sich darum (wir folgen dem Bericht Stutterheims), ob man den Kampf wiederaufnehmen soll, um sich den Weg nach Mantua oder den nach Mailand oder den nach Genua zu öffnen, oder ob man versuchen soll, mit dem Ersten Konsul einen Vertrag zu schließen, wonach die Armee freien Abzug bekäme und den Erbstaaten zu ihrer Verteidigung zugeführt werden könnte. Man faßt schließlich einhellig den Beschluß, Bonaparte um einen achtundvierzigstündigen Waffenstillstand zu ersuchen, und sendet an ihn den General Skal und den Grafen Las Torres ab, die unter dem Vorwande, man wolle die Toten begraben, das Ersuchen vorzubringen haben. Als Bonaparte den Wunsch der Oestreicher hörte, und als er sah, daß die Abgesandten versessen (pressiert) darauf waren, nahm er sogleich die Miene des Diktators an. Er erklärte, daß er keinen Waffenstillstand eingehen werde, der nicht den Frieden zur Folge hätte, den zu stiften er nach Italien gekommen wäre. Uebrigens sei er grade im Begriff, anzugreifen, und werde sich durch Unterhandlungen nicht aufhalten lassen. Ohne die Abgesandten viel zu Wort kommen zu lassen, setzte er sogleich die Hauptpunkte zu einer Uebereinkunft auf und übergab sie Berthier mit dem Auftrage, zu trachten, nach Alessandria zu kommen und persönlich mit Melas zu unterhandeln. Darauf reitet Berthier mit etwa siebzig Offizieren nach den östreichischen Vorposten, gibt vor, von Melas eingeladen zu sein, und verlangt vorbeigelassen zu werden. Der Befehlshaber der Vorposten läßt sich durch diese Dreistigkeit betören, er öffnet Berthier und seinem Gefolge den Weg. Ungehindert kamen die Franzosen „durchs Lager und die Stadt bis in die Wohnung des Kommandierenden, wo alles in die Höhe fuhr, erstaunt, mit einem Mal so viele Franzosen beim Haustor hereintraben zu hören. . . . Die französischen Generale traten mit ihrer liebenswürdigen Zudringlichkeit ohne Umstände in die Zimmer (Melasens), dieses schwächlichen, ruheliebenden Greises, schrieen ihm die Ohren voll, nannten ihn einen Helden, einen Friedensstifter, bewunderten die Geschicklichkeit und den Mut, wodurch er sich aus einer mißlichen Lage herausgewickelt hätte, in die er wider sein Verschulden wäre hineingezogen worden, versicherten: Melas und Bonaparte wären die ersten Männer von Europa und allein dazu ausersehen, diesem Weltteile den Frieden zu schenken. Ohne von dem in Kenntnis zu sein, was in den Gemächern des Oberfeldherrn vorging,

ahnte man im Lager Verrat . . . mehrere (Offiziere) waren der Meinung, Berthier samt seinem Gefolge zu verhaften. . . . Es fehlte wenig, daß es zu Tumult und blutigen Auftritten in der Stadt gekommen wäre. Nur mit der größten Mühe wurde die Ordnung erhalten und die Gemüter beruhigt." Inzwischen greift der Oberst Radetzky ein. Er ist bei Melas in den Saal getreten und zieht den Oberfeldherrn beiseite, als hätte er von ihm Befehle einzuholen. Nachdem er einige Augenblicke mit ihm gesprochen hat, wendet er sich an die Umstehenden mit der Erklärung, daß Seine Exzellenz mit dem General en chef allein zu sprechen habe und hiermit sowohl die kaiserlichen als auch die französischen Offiziere abzutreten bäte. Melas bespricht sich zunächst mit Berthier. Dann kommen zur Beratung hinzu Skal und Las Torres, von Bonaparte zurückgesandt, und als französischer Abgesandter, der General Dupont, von den Oestreichern auch Ott und Elsnitz. Da Berthier dabei bleibt, daß seine Instruktion unabänderlich sei, wird in diesem Kreise nach dem Entwurfe Bonapartes die Uebereinkunft von Alessandria geschlossen. Nach ihr bekommt Melas Waffenstillstand „bis zur Antwort des Wiener Hofes" (auf den demnächst ergehenden französischen Friedensvorschlag) und freien Abzug unter der Bedingung, daß sich die Oestreicher hinter den Mincio zurückziehen und alles Land westlich davon den Franzosen ausliefern, nur Toscana und Ancona behalten vorläufig östreichische Besatzung. Das hieß: Nach einer Schlacht, worin die Oestreicher zwar große Verluste gehabt hatten (viele Offiziere waren gefallen, und die besten Generale lagen krank darnieder), wonach sie jedoch noch dem Feinde an Artillerie bedeutend und an Kavallerie vier- bis fünffach überlegen waren und dazu große Reserven (7—8000 Mann in Genua) zur Verfügung hatten — hiernach wurde Oestreich mit einem Federstrich um die Früchte des Krieges in Italien von 1799 und um die des kürzlich beendeten Feldzuges gegen Masséna gebracht. „Nicht leicht," sagt Stutterheim, „hat eine brave Armee ein härteres Los getroffen als damals die östreichische bei Alessandria . . ." Die Uebereinkunft war die Folge „einer gänzlichen Abspannung, nicht der Armee, aber ihres Anführers, der nur ein großes Unglück über seinem Hause schweben sah, ohne in seinem geschwächten Körper, noch weniger in seinem gebeugten Geiste jene Schwungkraft zu finden, die allein die Retterin in Gefahren ist." — Aus dem Bericht des Grafen Neipperg über Marengo und die Uebereinkunft von Alessandria braucht hier nur weniges herangezogen zu werden. Neipperg ritt in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni mit Berthier über das Schlachtfeld von Marengo zu Bonaparte, im amtlichen Auftrage. Berthier sagte ihm, er habe nicht erwartet, am 14. angegriffen zu werden, noch weniger, einen entscheidenden Erfolg zu ge-

winnen. Im französischen Hauptquartier wurde Neipperg zunächst von Murat höchst zuvorkommend empfangen, dann ebenso von Bonaparte. Dieser sagte ihm viele Schmeicheleien über die Tapferkeit der Oestreicher, versicherte ihm, er habe den Sieg der Ueberlegenheit seiner Kavallerie (also doch Kellermann!) zu verdanken. (Zu dem gefangenen Zach sagte übrigens Bonaparte, nach Stutterheim, über die Schlacht von Marengo: Je ne m'attendais pas à cela; à la vérité c'était étonnant, sourtout après avoir perdu la veille Marengo.) Neipperg bezeichnet die Uebereinkunft von Alessandria als dicté par l'arrogance et accepté par la pusillanimité.

Im folgenden die Geschehnisse vom Tage der Uebereinkunft von Alessandria bis zur Rückkehr Bonapartes nach Paris, von Mitte bis Ende Juni 1800.

Vom 16. bis zum 21. Juni führen die Oestreicher vertragsmäßig den Rückzug hinter den Mincio aus. Bonaparte, der am 17. wieder in Mailand angelangt ist, sendet von dort am 20. an Melas einen Brief mit dem Säbel, den er in Ägypten getragen hat. Er bittet Melas, die Waffe als ein Zeichen der ganz besondren Hochachtung, die ihm die Tapferkeit der östreichischen Armee eingeflößt habe, anzunehmen. Er äußert dann den Wunsch, daß bald ein Krieg beendigt werde, der nur den englischen Kaufleuten zugute komme. Auch an Franz 2. schreibt Bonaparte wiedermal. Dem Kriege ein Ziel zu setzen, sagt er in seinem vom 16. datierten Briefe, sei der Wunsch des französischen Volkes. Die Aussicht, den Krieg, der so viel Unglück gebracht habe, fortzusetzen, betrübt ihm derart das Herz, daß er trotz der Vergeblichkeit seines früheren Briefes sich wiederum unmittelbar an Seine Majestät wendet, um dem Unglück des Festlandes ein Ende zu machen. „Auf dem Schlachtfelde von Marengo, inmitten der Leiden und umgeben von 15 000 Leichen, hier beschwöre ich Eure Majestät, den Schrei der Menschlichkeit zu hören. . . . Die Waffen Eurer Majestät haben genug Ruhm." Zum Frieden bietet er den Vertrag von Campo Formio an. (Von den Verhandlungen, die darauf folgen, wird später zu sprechen sein.) Jetzt, als Bonapartes Brief in Wien eintrifft, hatte Oestreich mit England soeben einen neuen Vertrag geschlossen, wonach letztes unter der Form eines Anlehens 2 Millionen Pfund Sterling Hilfsgelder versprach und die Vertragschließenden sich verpflichteten, den Krieg gegen Frankreich mit aller Kraft fortzusetzen und keinesfalls einen Frieden zu schließen. Am 29. Juni genehmigt Franz 2. die Uebereinkunft von Alessandria. (Im September wird Melas auf sein Gesuch aus Gesundheitsrücksichten seines Amtes enthoben und zum kom-

mandierenden General in Inneröstreich ernannt. Er stirbt 1806.) — Bonaparte in Mailand genießt wieder Tage des Glanzes. Im Dom wird der Sieg von Marengo durch ein Tedeum gefeiert. In Bonapartes Bericht darüber nach Paris heißt es: „Der Erste Konsul wurde an der Schwelle des Domes durch die gesamte Geistlichkeit empfangen. Man führte ihn nach dem Chor auf eine für diesen Zweck hergerichtete Estrade, worauf früher die ersten Würdenträger des abendländischen Kaisers Platz genommen hatten." Doch Bonaparte, der den Oberbefehl über die Armee von Italien an Masséna abgegeben hat, hat noch Wichtigeres zu tun, als Dankgottesdiensten beizuwohnen. Der neu einzurichtenden Cisalpinischen Republik legt er eine Monatssteuer von 2 Millionen Franken auf, Piemont eine von 1½ Millionen. Er zieht Domänen und Kirchengüter ein, läßt sie zu Geld machen, und selbstverständlich fällt die Ernährung des französischen Heeres den besetzten Ländern zur Last. (Zugleich befiehlt er Moreau, der München besetzt hat, Geld einzutreiben. Süddeutschland hat die französische Rheinarmee zu unterhalten und 40 Millionen zu zahlen.) Bonaparte krönt also den Feldzug von Marengo mit einer starken Brandschatzung.

Das Urteil über den Zweiten italienischen Feldzug wird lauten dürfen:

1. Nachdem Bonaparte vor Moreaus Eigenwillen, bei der Kriegsführung in Deutschland, zurückgewichen war und seinen großartigen Kriegsplan für den deutschen Kriegsschauplatz aufgegeben hatte, stellte er für den italienischen einen Kriegsplan auf, der sein Feldherrntum nicht weniger glänzend bekundet. Sein den Feind überraschender Einbruch in Italien von den Alpen her (Berthiers Verdienst ist die Wahl des großen St. Bernhards) war freilich insofern ein Wagnis, als er mit einem unfertigen und schwachen Heere auftrat und auf Hilfe von der Rheinarmee rechnen mußte, die ihm nur werden konnte, wenn Moreau siegreich gewesen war. Aber er beging keine Tollkühnheit, denn er war nach seinen Erfolgen und Erfahrungen berechtigt, von sich viel und von der östreichischen Kriegskunst wenig zu halten. Der Zug nach Mailand, statt des sofortigen Vorstoßes nach Süden, auf den noch verstreuten Feind, war ein zweites großes Wagnis, wobei hochpolitische Erwägungen mitsprachen. Im Hinblick auf die Lage Massénas war der kühne Zug jedoch kein Fehler, denn am nächsten lag, zu erwarten, daß Melas nun all seine Kräfte sammeln werde, um sich den Weg zur Heimat freizumachen, und dabei hätte Masséna die Armee freibekommen. Freilich konnte für Bonaparte verhängnisvoll werden, daß er die Zeit, worin Melas seine Truppen zusammenziehen konnte, nicht genau berechnete. Dann, bei Marengo, operiert

Bonaparte zwar so, daß sich der Feind nicht leicht einer Schlacht entziehen kann, aber er verfällt in den Fehler, die Tatkraft des Feindes zu unterschätzen. Beherrscht von dem Gedanken, Melas wolle ihm entweichen, verzettelt er seine Truppen in weitläufiger Aufstellung und läßt sich durch den Angriff des Feindes völlig überraschen. Zunächst verliert er die Schlacht, dann gewinnt er sie, durch Desaix und Kellermann und bei der Kopflosigkeit des Feindes, der von seinen Kräften keinen Gebrauch macht.

Nach allem sagt Jomini mit Recht: „Der Feldzug von Marengo, der einen so glänzenden Erfolg hatte, ist durch eine außerordentliche Seltsamkeit der gewesen, worin Napoleon am meisten von seinen eignen Grundsätzen abwich, wenigstens in der Ausführung."

2. Durch den kurzen zweiten italienischen Feldzug hat zwar Bonaparte den Krieg von 1800 nicht entschieden, denn die Kriegsentscheidung war auf dem deutschen Kriegsschauplatz zu suchen. Aber er hat — staunenswerte Tatsache! — durch eine einzige Schlacht, d. h. in zwei Stunden, die Oestreicher in Italien um die Früchte all der Siege gebracht, die sie dort in fünfzehn Monaten errungen hatten. Er hat als Militärdiplomat von höchster Gerissenheit die östreichische Heeresleitung bei der Uebereinkunft von Alessandria übertölpelt, sie dem Gespötte der Welt preisgegeben, und er hat — um ein Wort Fouchés in seinen Memoiren zu gebrauchen — bei Marengo nicht sowohl Italien, als Frankreich erobert.

C. Der Friede von Lunéville.

Von der Uebereinkunft von Alessandria bis zum Frieden von Lunéville gehen an die acht Monate ins Land. In dieser Zeit spielen sich die diplomatischen Vorgänge im Hintergrunde der offenen kriegerischen Szene ab, sie sind jeweilig von der Kriegslage abhängig. Vergegenwärtigen wir uns in Kürze zunächst beides, den Gang der Diplomatie und den des Krieges, und danach besonders und genauer den erstgenannten, im steten Hinblick auf Bonaparte!

1. Sogleich nach seiner Rückkehr aus Italien nach Paris knüpft Bonaparte, zum Druck auf England, diplomatische Verhandlungen mit Preußen und Rußland an. Er läßt in Berlin fragen, was Preußen zur Entschädigung für seine Verluste auf dem linken Rheinufer begehre. (D. h. auch: Er fordert, daß Preußen die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich schlechthin anerkenne.) Er umwirbt dann, um sich von dem schwankenden Preußen nicht abhängig zu machen, unmittelbar Rußland. Um seine Hochachtung für den Zaren und die tapfern russischen Truppen zu zeigen,

befiehlt er die Freilassung aller bei Zürich und Castricum gefangenen Russen, mit dem Hinweis darauf, daß England und Oestreich, Rußlands Verbündete, die Auswechselung der Tapfern gegen französische Gefangene abgelehnt hätten. Ferner bietet er — auch das war schon vor Marengo eingeleitet — dem Zaren, als dem Großmeister des Malteserordens, die Rückgabe der Insel Malta an, womit er ihn aufs höchste erfreut und mit England noch mehr entzweit. (Nachdem nämlich die Engländer Malta im September 1800 erobert haben, halten sie es ohne Rücksicht auf die Rechte des kaiserlichen Großmeisters fest. Der Zar bricht hierauf mit England und läßt alle englischen Schiffe in russischen Häfen fortnehmen). Derzeit sendet Paul 1. einen General nach Paris, um die befreiten, vom Ersten Konsul neugekleideten und ausgerüsteten Russen (etwa 7000) nach Malta hinüberzuführen. Da England das nicht duldet, ist Rußlands Entzweiung mit ihm da. — Gleichzeitig mit diesen diplomatischen Maßnahmen betreibt Bonaparte, wartend auf Oestreichs Antwort auf seinen Friedensantrag (Brief an Franz 2.), neue Rüstungen zum Kriege. Er bildet eine neue Reservearmee bei Dijon, zur Verwendung in Italien. Er preßt Holland 8000 Mann ab, vereinigt sie mit Franzosen zu einem Korps unter Augereau, das er vorläufig nach Mainz, Moreau zur Hilfe sendet.

2. Bestimmend bei der Einleitung von Friedensverhandlungen ist für Oestreich die Kriegslage. Moreau hat über Kray Erfolg auf Erfolg davongetragen, er hat schließlich die Isarlinie besetzt, und am 10. Juli haben sich die Oestreicher hinter den Inn zurückgezogen. Danach kommt es bei diesen, auch unter dem Eindruck der Schlacht von Marengo und der Uebereinkunft von Alessandria, für den deutschen Kriegsschauplatz auf unbestimmte Zeit und bei zwölftägiger Kündigung zum Waffenstillstand von Parsdorf. Ihm zufolge bleiben die Festungen Philippsburg, Würzburg, Ulm und Ingolstadt in den Händen der Oestreicher, dürfen jedoch nur von zehn zu zehn Tagen mit Lebensmitteln versehn werden. — Die diplomatische Folge von Marengo, Alessandria und Parsdorf ist die Sendung des Grafen St. Julien nach Paris im Auftrag des Kaisers von Oestreich. Der Graf läßt sich von Bonaparte und Talleyrand zum Abschluß eines Vertrages verleiten, der seinem Auftrag zuwiderläuft und daher in Wien Anfang August für nichtig erklärt wird. — Nun schlägt Thugut, um Oestreichs Friedensliebe zu betätigen, einen Kongreß auf französischem Boden vor, woran auch England teilnehmen soll. Da aber Bonapartes Forderung, Malta und Alexandria in Ägypten ungehindert versorgen zu dürfen, von England zurückgewiesen wird, scheitert der Kongreß fürs erste. Bonaparte beschließt die Fortsetzung des Krieges. Er befiehlt Moreau, den

Waffenstillstand zu kündigen und nach den östreichischen Erblanden vorzurücken; nur dann soll er den Waffenstillstand verlängern, wenn Philippsburg, Ulm und Ingolstadt den Franzosen übergeben würden. Am 29. August kündigt Moreau den Waffenstillstand von Parsdorf zum 11. September. Am 4. September kündigt auch Brune, Massénas Nachfolger in Italien, den Oestreichern an, daß er nach zehn Tagen die Feindseligkeiten wiederbeginnen werde.

3. Bei den Oestreichern herrscht in dieser Sommerzeit Entmutigung. Kray wird Ende August des Oberbefehls enthoben. An seine Stelle tritt nicht der Erzherzog Karl, dessen Rückberufung Thugut verhindert, sondern auf des letzten Betreiben wird *Oberbefehlshaber der sechzehnjährige Erzherzog Johann unter Leitung des Generals Lauer.* In Italien wird Melas durch den General Bellegarde ersetzt. Lauer, ein Ingenieur, kein Truppenführer, geschweige denn ein Feldherr, Bellegarde kaum ein besserer Kriegsmann als Melas. Thugut ist bestrebt, die Zeit, die ihm die Waffenstillstände lassen, zu Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges in Deutschland auszunutzen, aber die Rüstungen gehen allzu langsam vonstatten. Als Franz 2. Anfang September mit dem Armeeminister Graf Lehrbach im Hauptquartier zu Altötting weilt, überzeugt er sich, daß man noch bei weitem nicht imstande ist, den Krieg wiederaufzunehmen. Nach vorläufiger *Verlängerung des Waffenstillstandes* schließt die östreichische Heeresleitung für Deutschland und Italien am 20. September die *Uebereinkunft von Hohenlinden.* Ihr zufolge werden Philippsburg, Ulm und Ingolstadt den Franzosen ausgeliefert, und für Deutschland und Italien tritt ein Waffenstillstand von 45 Tagen (bis zum 4. November) mit fünfzehntägiger Kündigung in Kraft. Die französische Armee geht hinter die Isar, die östreichische hinter den Inn zurück. Nach dieser militärischen und politischen Schwächung Oestreichs *erbittet Thugut seine Entlassung,* er will nicht mehr an einem System mitarbeiten, das zum Untergang des Staates führen müsse. Doch besorgt er, nach seiner förmlichen Entlassung am 8. Oktober, die Geschäfte weiter, für seinen Nachfolger im Ministerium des Auswärtigen, den Grafen Ludwig Cobenzl. Der nunmehrige *Minister Cobenzl* (der Unterhändler von 1797) übernimmt es nämlich, die Friedensverhandlungen zu führen, in die Oestreich ernstlich eintreten will.

4. Die *Friedensverhandlungen zu Lunéville* bleiben bis zum Ende des Jahres 1800 ergebnislos. Im November: *Wiederbeginn des Krieges.* In Italien verläuft der dritte oder letzte Abschnitt des Feldzuges von 1800 folgendermaßen. Nachdem die Franzosen unter Vertragsbruch am 15. Oktober Toscana

Digitized by Google

besetzt haben, und nachdem der nochmal verlängerte Waffenstillstand abgelaufen ist, erneuert Brune am 24. November die Feindseligkeiten am Mincio. Vom 25. November bis zum 6. Dezember marschiert Macdonald mit seinem Korps unter den größten Schwierigkeiten über den winterlichen Splügen in das Veltlin, um auf den Weg nach Südtirol zu kommen und dort die von Brune am Mincio auszuführenden Operationen zu unterstützen. Am 21. Dezember sind die Oestreicher hinter den Mincio zurückgedrängt, der Fluß wird am 25. und 26. von den Franzosen überschritten. Am 1. Januar 1801 überschreitet Brune auch die Etsch. Am 10. Januar besetzt Macdonald Trient und Bozen, am 13. ziehen sich die Oestreicher hinter den Piave zurück. Am 16. folgt der Waffenstillstand von Treviso, für Italien der Vorläufer des Friedens. — In Deutschland beginnen die Feindseligkeiten am 28. November wieder. Bis dahin hat Oestreich sein Heer auf 120 000 Mann gebracht, das Hilfskorps von Bayern, Württemberg, Würzburg und Mainz ist auf 30 000 Mann gebracht worden. Die Oestreicher stehen hinter dem Inn, der reißende und tiefe Fluß bietet ihnen, besonders bei der Ungunst der Jahreszeit, eine vortreffliche Verteidigungslinie. Aber statt sie festzuhalten, faßt die Heeresleitung (Oberst Weyrother, seit dem 8. September an der Spitze des Generalstabs) einen weit reichenden Angriffs- und Umgehungsplan, und nachdem Tauwetter ihn unausführbar gemacht hat, beschließt sie, den Feind von vorn anzugreifen. Moreau, hoch erfreut darüber, daß die Oestreicher auf den Schutz der Innlinie verzichten, beschließt nun, sie auf der Hochfläche bei dem Dorfe Hohenlinden zwischen München und Mühldorf zu erwarten. Wenn sie auf der großen Straße nach Hohenlinden ziehen, will er ihnen in die linke Seite und in den Rücken fallen. So kommt es am 3. Dezember — am 1. haben die Oestreicher den Inn überschritten — zur Schlacht von Hohenlinden. Die Oestreicher ziehen in dem Glauben heran, der Feind sei auf dem Rückmarsch nach der Isar. Da schieben sich plötzlich zwei Divisionen unter Richepanse und Decaen zwischen ihre Hauptmacht und ihren abseits marschierenden linken Flügel. Die Franzosen fallen dem Zentrum in Flanke und Rücken, überrascht flieht das östreichische Heer nach Norden. Es verliert 15 000 Mann an Toten und Verwundeten, seine ganze Artillerie, beinahe gerät der Erzherzog Johann in Gefangenschaft. Wie Bonaparte bei Marengo hat Moreau (der bei rechter Verfolgung das ganze östreichische Heer hätte vernichten können) einen entscheidenden Sieg errungen, er hat sich den Weg nach Wien frei gemacht. (In seinem Bericht an den Senat nennt Bonaparte die Schlacht von Hohenlinden den glänzendsten Sieg der neuern Zeit. Später aber sucht er, Moreau zu verkleinern. Dieser habe,

urteilt er, seine Streitkräfte verzettelt, „einen groben Verstoß gegen alle Regeln des Krieges“ begangen. Die Entscheidung durch das Eingreifen Richepanses sei „einem reinen Zufall, nicht aber den Verfügungen Moreaus zuzuschreiben.“ Das, obgleich die Akten des Generalstabs genaue Anweisungen Moreaus für Richepanse enthalten.) Am 9. Dezember gehen die Franzosen bei Rosenhein über den Inn, am 12. nehmen sie Salzburghofen mit Sturm, am 15. ergibt sich ihnen Salzburg, am 18. stehen sie an der Traun.

5. Bei diesem Stand der Dinge übernimmt am 18. Dezember Erzherzog Karl den Oberbefehl anstelle des Erzherzogs Johann, (wie vor vier Jahren wieder über ein geschlagenes Heer). Zwar verliert die Regierung in Wien, wo die meisten den Frieden um jeden Preis wollen, nicht den Kopf, der Kaiser und seine Umgebung bieten alles auf zur Verstärkung des Heeres und zur Verteidigung der Hauptstadt, aber am 22. Dezember überschreitet Moreau auch die Enns, um ihn aufzuhalten, muß man sich zu Verhandlungen entschließen. Schon am 20. läßt Erzherzog Karl den französischen Feldherrn durch den Grafen Merveldt um einen Waffenstillstand ersuchen. Moreau gesteht zunächst einen von 48 Stunden zu, der seinen Vormarsch nicht aufhalten soll. Bonaparte hat ihm vorgeschrieben, nur dann einen Waffenstillstand zu schließen, wenn der Kaiser von seinem Willen, nur in Gemeinschaft mit England mit Frankreich über den Frieden zu verhandeln, abgehe. Das geschieht nun, nachdem sich Oestreich aufs äußerste bemüht hat, seinen Pflichten gegen England nachzukommen. Von Wien werden Eilboten nach Lunéville gesandt, um die Mitteilung über die Willensänderung des Kaisers zu überbringen. Unterwegs läßt Karl sie zu Moreau führen; er erneuert dabei seinen Antrag auf Waffenruhe und mit Erfolg. Moreau, den Ruhm verschmähend, erstmalig mit einem französischen Heere in Wien einzuziehen, sagt denen, die ihn dazu drängen: „Den Frieden erobern ist wichtiger als der Einzug in Wien.“ Am 25. Dezember schließen Moreau und Karl den Waffenstillstand zu Steyer. Im Eingang der Uebereinkunft wird erklärt, der Kaiser wolle, was auch immer die Absichten seiner Verbündeten seien, über den Frieden unterhandeln. Oestreich überläßt den Franzosen die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein, die Scharnitz und alle befestigten Orte in Tirol. Frankreich hält also schließlich nicht nur den Westen und Süden des Deutschen Reiches besetzt, sondern auch einen großen Teil der östreichischen Erblande, die Lande bis über die Enns hinaus, Teile von Steiermark, Illyrien und ganz Tirol. Der Verbindung des französischen Heeres in Deutschland mit dem französischen in Italien steht nichts mehr im Wege. — Am 9. Februar 1801 kommt es zum Frieden von Lunéville. Der Krieg von 1799 und

1800 ist damit, unter schwerer Schädigung Oestreichs und des Deutschen Reiches, zum Austrag gebracht.

In dem Angeführten sind die wesentlichen diplomatischen Vorgänge die Sendung des Grafen St. Julien nach Paris und die Friedensverhandlungen zu Lunéville.

Die Sendung des Grafen St. Julien folgt ungefähr fünf Wochen nach der Uebereinkunft von Alessandria. Um wieder auf den Weg des Ersten Konsuls zu sehen — Bonaparte war in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli nach Paris zurückgekehrt. Dort hatte man die Nachricht vom Siege bei Marengo am 20. Juni bekommen und zwei Tage mit ausschweifender Freude gefeiert. Senat und Tribunat hatten in außerordentlichen Sitzungen die Boten der Konsuln empfangen, alle Welt war voll Dank für den Sieger, aller Parteizwist schien beigelegt. Anscheinend bedauerte niemand mehr, daß so viel Macht im Staate einem Einzigen übertragen worden war; der Erfolg in Italien hatte den 18. Brumaire gerechtfertigt. Nun, nach der Heimkehr des Siegers, erneuert sich der Jubel. Man feiert den Helden, der den Waffenruhm Frankreichs wiederhergestellt, den Feldherrn, der den Stillstand der Waffen herbeigeführt hat, den Staatslenker, der der Republik in Bälde einen ehrenvollen Frieden schenken wird. Kein Zweifel, daß in der Zeit nach Marengo mit Bonaparte eine Veränderung, eine Wesenssteigerung vorging. Unmittelbar nach dem Siege hatte er zu Bourienne gesagt: „Wohlan, noch einige große Ereignisse wie dieser Feldzug, und ich kann auf die Nachwelt kommen.“ Natürlich kehrte er mit gehobenem Selbstbewußtsein aus seinem zweiten italienischen Feldzuge zurück, und daher ließ ihn der Jubel, der ihn umbrauste, kälter, als ihn je zuvor Volksjubel gelassen hatte. Am Tage seiner Ankunft in Paris sagte er Josef: „Ich habe eine zu gute Meinung von mir, um auf solches Flitterwerk noch etwas zu geben.“ Er hat fortan, wie Zeitgenossen ihn schildern, den Ton des Kommandanten, er ist herrisch, ungeduldig und jähzornig. Er behandelt die politischen Geschäfte, wie er die militärischen behandelt. Er will, daß alles seiner Ungeduld, seinem Willen nachgebe. Er ist äußerst veränderlich, denn er wechselt oft mit den Personen, denen er vertraut. Dem Staatsrat sitzt er in Uniform vor. Er tritt als Herr der Geschäfte auf und bemüht sich kaum, seine Selbstherrlichkeit zu verhüllen. Man beobachtet, daß sein Gesicht einen neuen Ausdruck hat — der Souverän ist im Werden. Was will er nun in der hohen Politik? Er weiß: Frankreich bedarf und wünscht den Frieden — dem Bedürfnis will er entsprechen, dem Wunsche will er entgegenkommen, ihn so glänzend erfüllen wie möglich. La paix glorieuse, das ists ja, was ihm dazu dienen soll,

Digitized by Google

seine Stellung an der Spitze des Staates zu sichern. Aber Marengo bedeutet nicht Friede, die Kriegsentscheidung muß in Deutschland gesucht werden. Auch dort ist Oestreich zwar stark im Nachteil, doch noch nicht entscheidend geschlagen und daher nicht entmutigt. Den Franzosen bleibt die Aufgabe, Oestreichs Heer in Deutschland zu vernichten. Erst wenn das fränkische Schwert Wien bedroht, wird der Kaiserstaat genötigt sein, ohne Rücksicht auf seinen englischen Bundesgenossen mit der Französischen Republik einen Sonderfrieden zu schließen. Vorläufig trachtet Oestreich, auf jeden Fall Zeit zu gewinnen, denn erst Ende Februar 1801 wird es von seinen Verpflichtungen gegen England frei sein.

Das sind die Umstände, worunter die Sendung des Grafen St. Julien vor sich geht. Sollte man nicht denken, daß Thugut mit der äußerst schwierigen Aufgabe, den Ersten Konsul in betreff des Friedensschlusses hinzuhalten, ihn dilatorisch zu behandeln, einen gewiegten Diplomaten betraut hätte? Das Gegenteil war der Fall. Der Generalmajor St. Julien hatte nach der Uebereinkunft von Alessandria den Friedensbrief Bonapartes an Franz 2. nach Wien gebracht, nicht viel mehr als das wars, was ihn geeignet erscheinen lassen konnte, die Antwort des Kaisers nach Paris zu bringen und dort Oestreichs Sache zu vertreten. Nicht, daß der Graf eine üble Figur gemacht hätte, im Gegenteil. Graf Adam Neipperg, der ihn nach Paris begleitete, urteilt: „Der Graf von St. Julien hat eine sehr vorteilhafte militärische Haltung, ein angenehmes Wesen, gefällige Manieren, viel Kern, Geist und Unterhaltungsgabe, . . . viel Belesenheit und Gedächtnis, sogar Wissen, natürliche Beredsamkeit und Sanftmut in der Ausdrucksweise, und dazu Feinheit und Festigkeit beim Verhandeln, die so notwendig dafür sind, sie in jedem Augenblick der französischen Schlauheit und Anmaßung entgegenzusetzen.“ Im übrigen hält Neipperg den Grafen für eitel, insofern er im Gespräche das Gediegene und Wirkliche dem Vergnügen am Sprechen opfere, und er glaubt, daß er die Sendung nach Paris aus Ehrgeiz übernommen habe. Also sogar in dem Urteil eines Beteiligten ist zwar viel von dem Kavalier die Rede, aber geradezu als Diplomat, als Geschäftsmann wird der Graf trotz seiner Befähigung zum Verhandeln nicht bezeichnet.

Merkwürdig, wie Thugut den außerordentlichen Gesandten des Kaisers abfertigte. Er gab ihm zwei Briefe mit, einen vom Kaiser an den Ersten Konsul und einen an ihn, den Grafen selbst, den letzten Brief mit dem Bemerken, er werde darin seine Instruktionen finden, und mit dem auf Ehrenwort zu befolgenden Gebot, ihn erst in Paris zu öffnen. Wie mochte St. Julien überrascht und enttäuscht sein, als er in Paris in seinem Briefe keine Instruktion und keine Vollmacht

fand, sondern nur die ausdrückliche Weisung, sich in nichts zu mischen und keinerlei Verhandlung anzuknüpfen. Er sollte den Brief des Kaisers übergeben, dann, ohne sich jemals amtlich aufzuspielen, die Ansichten des Ersten Konsuls über den Weg zur Versöhnung ermitteln, und das nur, um Zeit zu gewinnen, um den Waffenstillstand nach Möglichkeit zu verlängern.

St. Julien wird am 21. Juli in den Tuilerien von Bonaparte empfangen. Er übergibt den Brief des Kaisers, worin es heißt, Oestreich habe nur zur Verteidigung seiner bedrohten Erblande und des hart bedrängten Deutschen Reiches, Frankreich dagegen zur Behauptung der vom Direktorium gemachten Eroberungen Krieg geführt. Frankreich habe es also in der Hand, jeden Augenblick ohne eigne Gefährdung den Frieden herzustellen. Der Kaiser, ganz erfüllt von dem Wunsche, den Leiden des Krieges ein Ende zu machen, habe den Grafen St. Julien beauftragt, den Ersten Konsul darauf hinzuweisen, wie wesentlich es sei, zu förmlichen und feierlichen Unterhandlungen erst dann überzugehn, wenn klar sei, daß die Friedensgrundlagen, die der Erste Konsul vorschlagen wolle, Aussicht auf guten Erfolg gäben. Der Vertrag von Campo Formio sei dazu nicht geeignet; würden andre, zweckmäßige Grundlagen vorgelegt, so würde der Kaiser mit Freuden darauf eingehen. — Von solchen Eröffnungen zeigte sich Bonaparte keineswegs befriedigt. Er sagt, den Brief hätte ein Courier bringen können, doch wolle er sich des Grafen bedienen, um den Kaiser mit Offenheit die Bedingungen zur Annäherung wissen zu lassen. Danach sahen sich St. Julien und Neipperg aufs beste aufgenommen. In den Kreisen der Regierung überhäuft man sie mit Aufmerksamkeiten, tut man alles, um ihnen den Aufenthalt in der Hauptstadt angenehm zu machen. Fast jeden zweiten Tag speisen die beiden Grafen bei Bonaparte und Josefine in Malmaison. Bei diesen Gelegenheiten spricht Bonaparte mit größter Bescheidenheit über die Ereignisse in Italien und mit größter Rücksicht über die östreichische Armee und ihre Generale. Auch ihm ist es, so friedfertig er sich öffentlich gibt, nicht um einen schnellen Friedensschluß zu tun. Seine Wünsche gehen über den Vertrag von Campo Formio hinaus, und um sie durchzusetzen, sind ihm neue Erfolge auf dem deutschen Kriegsschauplatze vonnöten. Wie er derzeit denkt, erkennt man z. B. aus seiner Aeußerung zu Josef, der ihn drängt, mit den amerikanischen Friedensunterhändlern zu Ende zu kommen. „Davon verstehen Sie nichts, . . .“ sagt er ihm. „In zwei Jahren werden wir die Herren der Welt sein. Mögen die Könige Frieden machen: sie sind verloren; zwei Jahre Gedeihen in Frankreich machen ihre Macht zunichte. Mögen sie den Krieg fortsetzen: sie sind noch sicherer verloren . . . Es ist mir noch nichts widerfahren, was ich nicht vorausgesehn hätte,

Digitized by Google

und ich bin der Einzige, der von dem, was ich getan habe, nicht überrascht worden ist. Ich errate sogar, was kommt, und ich werde von selbst dahin gelangen, wohin zu gehen ich mir vorsetze." Bei so stolzer, erhabener Denkweise war Bonaparte darauf aus, die östreichische Diplomatie zu zwingen, Farbe zu bekennen, und als Mittel dazu lag ihm die Verleitung des Grafen St. Julien zu einem Vertragsschluß am nächsten. Und wirklich, der Graf läßt sich verleiten. Er erstaunt zwar anfänglich über Bonapartes Behauptung, daß der Brief des Kaisers den Ueberbringer zu Verhandlungen ermächtige, doch Talleyrands Beredsamkeit und besonders die Drohung, den Krieg wiederaufzunehmen, bringen ihm die Ueberzeugung bei, daß er verhandeln dürfe und müsse, und er geht mit dem Minister an die Arbeit. In sechs Sitzungen, vom 20. bis zum 28. Juli, erlangt Talleyrand von St. Julien einen Vertrag, worin der Vertrag von Campo Formio zur Grundlage des endgiltigen Friedens genommen, das linke Rheinufer, von der Schweiz bis Holland, an Frankreich abgetreten und gar im Namen des Kaisers versprochen wird, die Engländer (des Kaisers Verbündete!) an jeder Landung an der toscanischen oder an einer östreichischen Küste zu hindern. Ueberdies hat Oestreich auf seine Erwerbungen von Campo Formio, also auf Salzburg und die bayerischen Landschaften, zu verzichten, wofür ihm die unbestimmte Zusicherung einer später auszumittelnden Entschädigung in Italien gegeben wird. Diese Präliminarien sollten bis zum 15. August von der östreichischen Regierung bestätigt sein, und spätestens zwanzig Tage danach sollten die Verhandlungen über den endgiltigen Frieden beginnen, andernfalls würde Frankreich den Waffenstillstand kündigen.

Natürlich herrschte nach diesem Verlauf der Sendung des Grafen St. Julien an der maßgebenden Stelle in Wien große Entrüstung. Nach der Niederlage bei Marengo und der Schmach von Alessandria auch das noch, daß Bonaparte einen kaiserlichen Gesandten auf den Kopf stellte, fürwahr, das war zuviel! Der Kaiser verweigerte die Bestätigung des Vertrages vom 28. Juli, St. Julien und Neipperg wurden mit Festungshaft bestraft.

Man kann fragen: Sah Bonaparte nicht voraus, daß man in Wien die Präliminarien von Paris nicht bestätigen werde? Entweder versprach er sich von seinem Verfahren die Herbeiführung des Friedens oder, wie gesagt, die Klärung der Lage, die Feststellung, daß der Krieg wegen der Unnachgiebigkeit der Feinde Frankreichs fortgesetzt werden müsse. Nach den vorliegenden Dokumenten wird man urteilen müssen: Bonaparte und Talleyrand erwarteten zwar nicht, daß sich Thugut die Präliminarien gefallen lassen werde, aber sie wollten England damit übertölpeln, Oestreich bei ihm wegen heimlicher Verhandlungen in

Mißkredit zu bringen. Das ergibt sich aus einer Weisung, die Bonaparte in der ersten Hälfte des Augusts (das Datum fehlt) Talleyrand zur Uebermittlung an Otto, den französischen Geschäftsträger in London, zukommen ließ. Otto soll nämlich mit England einen Waffenstillstand zur See vereinbaren. Darüber heißt es in der Note des Ersten Konsuls an Talleyrand: Frankreich hat den wirklichen Wunsch nach einem allgemeinen Frieden. Es tut den ersten Schritt in Anbetracht des Vorteils, den es findet, wenn es Malta, Brest und Alexandria in Ägypten versorgen kann. „Jeder Waffenstillstand, der nicht dies Ziel hätte, würde unnütz und unannehmbar sein. Die englische Regierung erlangt einen unschätzbaren Vorteil, da dieser Waffenstillstand sie zum Frieden führt, und bei der gegenwärtigen Lage Europas, nachdem Oestreich die Präliminarien unterzeichnet hat, gibt es keinerlei Zweifel, daß der Friede nicht durchaus zum Vorteil Englands sei." Dieses bekommt „den Frieden in einem Augenblick, wo es von seinen Verbündeten verlassen ist . . ."

Die Wahrheit dürfte sein: Die mit dem Grafen St. Julien geschlossenen Präliminarien waren das Ergebnis eines überschlauen diplomatischen Streiches, womit Bonaparte die Zweite Koalition zum Frieden verlocken und, falls sie ihn zurückwies, wiederum bloßstellen wollte. (In seinen Memoiren geht Napoleon über die Sache mit ein paar Worten hinweg, die die Hauptfrage, die nach der Vollmacht St. Juliens, oberflächlich abtun.)

Der Sendung des Grafen St. Julien folgen ungefähr nach drei Monaten die Friedensverhandlungen von Lunéville. Als man in Wien Anfang August die Präliminarien von Paris für nichtig erklärte, war man bemüht, einen sofortigen Bruch mit Bonaparte zu verhindern. Nach Abrede mit dem englischen Gesandten schlug Thugut am 11. dem Ersten Konsul einen Kongreß der drei streitenden Mächte auf französischem Boden, zu Lunéville in Lothringen oder sonstwo, vor. England, erklärt er, sei ebenso bereit zum Frieden wie Oestreich. Welch ein Glück für Europa, wenn nicht nur der festländische, sondern auch der allgemeine Friede erreicht werden würde! Damit sah sich Bonaparte in der Friedensfrage überboten. Seine erste Regung nach der Verleugnung St. Juliens und dem Vorschlag zum Kongreß war Entrüstung, sein erster Gedanke Wiederaufnahme des Krieges. Am 10. September sollten Moreau in Deutschland und Brune in Italien wiederlosschlagen. Aber Talleyrand beschwichtigte den Aufgeregten. Er sagt ihm, es sei wunderlich, daß das Verhalten des Wiener Kabinetts als Kriegsfall gelten solle, nachdem man selbst einen Offizier ohne Vollmacht zu diplomatischen Verhand-

lungen verleitet habe. Bonaparte erwidert: „Nun wohl, so wollen wir weiter verhandeln, aber zugleich unsren Forderungen durch die Waffen Nachdruck geben.“ Er will England auf dem Kongreß zulassen. „Aber,“ sagt er, „mit Oestreich unterhandeln wir nur nach Abschluß eines Waffenstillstandes; wenn sich England dabei beteiligen will, muß auch es einen Waffenstillstand (zur See) bewilligen.“

Die Verhandlungen von Lunéville werden eingeleitet durch die Vorbesprechung zu Paris zwischen Bonaparte, Talleyrand, Josef Bonaparte einerseits und Ludwig Cobenzl andrerseits. Cobenzl hat am 14. Oktober in Wien selbst seine Instruktion aufgesetzt. Nach ihr hat er von Frankreich die nochmalige Verlängerung des Waffenstillstandes und die Zulassung eines englischen Gesandten zum Friedenskongreß zu fordern, und wenn er das nicht erreicht, die Verhandlungen abzubrechen. Dagegen wird er nach Gewährung der Grundforderungen in die Verhandlung eintreten und zur Sache zunächst erklären, Frankreich habe in dem Vertragsentwurf des Grafen St. Julien anerkannt, daß Oestreich statt der ihm im Vertrage von Campo Formio zuerkannten Erwerbungen gleichwertigen Gewinn in Italien haben solle. Demgemäß fordere Oestreich zu Venetien hinzu das Land bis zur Adda, oder wenigstens bis zum Oglio oder zur Chiese, und die ehemals päpstlichen Legationen. Wenn Frankreich dafür Piemont und Genua mit der Cisalpina vereinigen will, wird Cobenzl dem, England und Rußland zum Gefallen, widersprechen und schließlich nachgeben. Der Verlust des linken Rheinufers werde wohl unabwendbar sein. Aber danach soll der Minister wenigstens alles dafür aufbieten, daß eine Säkularisation auf dem rechten Rheinufer nicht mehr in Frage komme, daß also Preußen seine linksrheinischen Besitzungen behalte und keine Entschädigung verlangen könne. Die entthronten geistlichen Fürsten sollen entschädigt werden, d. h. Preußen soll geschwächt, Oestreich durch Erhaltung seiner Anhänger gestärkt werden. Der Kaiser wird nur die Niederlande abtreten. Er wird nicht für das Reich Vertrag schließen, sondern nur sagen, daß er sich den Abtretungen, denen der Reichstag zustimmt, nicht widersetzen wird. Schließlich sagt die Instruktion, niemand sei zum Unmöglichen verpflichtet. Das bedeutet: Wenn Frankreich die besten der vorgenannten Bedingungen annimmt und der Friede Frankreichs mit England unerreichbar ist, so ist Cobenzl ermächtigt, mit dem englischen Gesandten zu erwägen, ob es für die gemeinsame Sache vorteilhafter sei, daß Oestreich den Krieg fortsetze, oder daß es einen Sonderfrieden schließe, um neue Kräfte zu sammeln und für England wieder ein nützlicher Bundesgenosse zu werden.

Mit solchen diplomatischen Vorsätzen trifft Cobenzl am 24. Oktober in Lunéville ein und wird, in Anbetracht seiner Aufgabe, den

Völkerfrieden anzubahnen, mit großer Feierlichkeit empfangen. Aber Josef Bonaparte, der zum Unterhändler für die Französische Republik bestimmt worden ist, ist noch nicht anwesend — man will Cobenzl nach Paris locken. General Clarke, der Kommandant von Lunéville, sagt ihm, Bonaparte wünsche dringend, ihn in Paris zu sehen, eine vorläufige Besprechung werde jedenfalls gute Folgen haben, Bonapartes Aerger über die Verleugnung St. Juliens beschwichtigen. (In seinen Memoiren verdreht Napoleon auch diese Sache. Ihm zufolge benutzt Cobenzl den Umstand, daß Josef noch nicht da ist, als Vorwand zur Reise nach Paris, pour venir à Paris payer ses respects au premier magistrat de la république . . . pour gagner du temps.) Um die Vorteile eines Sonderfriedens ohne England kennen zu lernen, entschließt sich Cobenzl, dem Wunsche des Ersten Konsuls folgezuleisten. Unterwegs begegnet er Josef. Er reist mit ihm nach Paris, am 28. Oktober sind sie angelangt. Sogleich, bei der ersten Besprechung am Abend des 28., tritt als Hauptschwierigkeit die Weigerung Oestreichs, ohne England zu verhandeln, hervor. Bonaparte, der Cobenzl bald schmeichelnd, bald heftig und drohend behandelt, will England, das einen Waffenstillstand zur See abgelehnt hat, nicht zum Kongreß zulassen. Oestreich, sagt er, mache durch sein Beharren auf der Zulassung Englands den Waffenstillstand zu Lande unmöglich. Er habe sich schon zuviel Zeit abgewinnen lassen, man müsse zum Ende kommen. Zu seiner Ueberraschung hört Cobenzl, daß Toscana trotz der Uebereinkunft von Alessandria von den Franzosen besetzt worden ist. Darauf erklärt er: Hätte ich davon eine Ahnung gehabt, nie wäre ich nach Paris gekommen! Entgegenkommend äußert sich Bonaparte über die zukünftige Unabhängigkeit der Schweiz, die Wiederherstellung des Papstes und den Frieden mit Neapel. Aber nachdem Cobenzl Oestreichs Wünsche in Italien ausgesprochen hat, verwahrt sich Bonaparte gegen so ungeheuerliche Forderungen und kommt auf die Notwendigkeit eines baldigen Friedens ohne England zurück. Cobenzl: Darüber können wir erst reden, wenn wir Sicherheit über den Inhalt unsres Friedens haben. Bei den folgenden Besprechungen mit Talleyrand fordert er für Oestreich: das Land bis zur Chiese und Ferrara. Bologna und die Romagna sollen entweder an den Großherzog von Toscana fallen, Toscana an den Herzog von Parma, Parma und Modena an die Cisalpinische Republik, oder der König von Sardinien soll nach Bologna versetzt und der Großherzog von Toscana in seinem Lande gelassen werden. Vertraulich rät dann Josef dem östreichischen Minister, Frankreichs Bedingungen anzunehmen. „Je länger Ihr zaudert, desto mehr neue Bedingungen werden kommen.“ Aber die Frage der

Beteiligung Englands am Friedensschluß hindert Cobenzl, solchen wohl begründeten Mahnungen zu folgen.

Am 2. November ist Cobenzl mit Talleyrand in Malmaison. Wie töricht, bekommt er da von Bonaparte zu hören, nicht ohne England unterhandeln zu wollen! Wenn der Kaiser seinen auswärtigen Minister sende, sei es ein wahrer Hohn, ihm so die Hände zu binden. Schmeicheleien für Cobenzl folgen. Doch da sie keine Wirkung tun, kehrt Bonaparte plötzlich wieder die rauhe Seite heraus: „Ihr seid unzuverlässig und treulos," eifert er, „Ihr seid nichts anders mehr als englische Trabanten, England aber will ewigen Krieg, und wenn Ihr an England festhaltet, werde ich meine Heere vorgehen lassen." Cobenzl: Der Kaiser werde nie einen Gewinn durch einen Vertragsbruch erkaufen, wenn Bonaparte angreife, werde Oestreich sich verteidigen. Bonaparte: „Wohlan, nur der Krieg kann unsren Handel schlichten." Cobenzl: „Ganz richtig, nur der Krieg; für jetzt gehe ich nach Lunéville zurück, nachdem ich Eurer Einladung entsprochen und Euch angehört habe." Bonaparte: „Ihr braucht Euch dort nicht aufzuhalten; ich schicke keinen Unterhändler mehr." Cobenzl: „Sobald ich das amtlich erfahre, werde ich nach Hause reisen." Bonaparte schließlich, wiederum aufbrausend: „Jetzt hättet Ihr die Chiese haben können, künftig werdet Ihr nicht einmal die Etsch bekommen. Vor vier Jahren habe ich Wien verschont, weil ich es nicht zur Republik machen konnte; ein andermal werde ich es nicht verschonen. Wollt Ihr keinen Sonderfrieden haben, so sollt Ihr einen allgemeinen Kongreß bekommen, wo Rußland und Preußen teilnehmen, mit denen ich grade in Verbindung trete; Ihr werdet dann mit Euern Forderungen schlechtes Glück machen." Cobenzl erwidert, davon nichts zu fürchten, und geht ohne weitern Abschied fort. Am folgenden Tage zieht Talleyrand mildere Saiten auf. Er bietet für einen Sonderfrieden außer Ferrara die Linie des Oglio. Aber Cobenzl bleibt fest, er will in Lunéville verhandeln und nur in Gemeinschaft mit England. Talleyrand: „Also Krieg!" Am Nachmittag sagt Josef zu dem östreichischen Minister, er sei angewiesen, nach Lunéville zu reisen. Soeben seien Boten abgesandt worden, um den Waffenstillstand zu kündigen. Die Frist von 15 Tagen, die noch bleibt, will er mit Cobenzl aufs beste benutzen.

Das Ergebnis der Vorbesprechung ist: Bonaparte ist, so sehr Talleyrand und Josef in ihn dringen, zum Entgegenkommen nicht bereit. Er sagt: „Unser Sieg auf dem Schlachtfelde ist ganz zweifellos, und dann werden wir den Frieden diktieren." Danach hat Moreau den Waffenstillstand am 13. Dezember zu kündigen und am 28. die Feindseligkeiten wiederaufzunehmen.

Die Verhandlungen zu Lunéville beginnen also unter dem

Druck des wiederausgebrochenen Krieges. Sie verlaufen infolge der Entwicklung des Krieges in zwei Abschnitten.

Der erste Abschnitt der Verhandlungen währt von ihrem Beginn bis zur diplomatischen Umkehr Oestreichs nach der Schlacht von Hohenlinden. Vorschläge Josefs Bonaparte zur Verteilung der italienischen Lande stehen da zwischen ihm und Cobenzl zur Erörterung. Am 10. November schlägt nämlich Josef, der Billigung des Ersten Konsuls sicher, als seinen persönlichen Plan vor, Oberitalien mit den Legationen etwa so zwischen Frankreich und Oestreich zu teilen, daß der Tessin die Grenze bilde. Toscana auf der östreichischen Seite, Parma auf der französischen seien mit Gebiet gut auszustatten, der Papst und Neapel seien als Neutrale anzuerkennen. Freilich werde das England, Rußland und Preußen mißfallen. Oestreich und Frankreich würden einander ihre neuen Besitzungen gewährleisten müssen, also zu einem Bündnis kommen, was dem Ersten Konsul sehr erwünscht sein werde. Demgegenüber bleibt Cobenzl zwar dabei, jede förmliche Konferenz ohne England abzulehnen, doch berichtet er empfehlender Weise über Josefs Vorschlag nach Wien. Derzeit steht man dort unter dem Eindruck der Kündigung des Waffenstillstandes. Am 24. November ergeht an Cobenzl die Vollmacht, sich auf Josefs Plan einzulassen, so weit es ihm nützlich scheine. Nun macht Cobenzl, bedrückt von seiner Verantwortlichkeit, am 2. Dezember Josef den Vorschlag, den Teilungsplan in einen geheimen Vertrag zu verwandeln, dessen Abschluß eine neue Waffenruhe zu folgen habe. Erst zum 10. März, nach Ablauf des östreichisch-englischen Bündnisses, sei der Vertrag zu veröffentlichen. Josef berichtet darüber nach Paris, aber dort hat sich inzwischen die Lage verändert. Bonaparte will, nach seiner neusten Annäherung an Rußland, den Zaren nicht ohne weiteres durch die Einverleibung Piemonts in Frankreich vor den Kopf stoßen. Ueber den Teilungsplan ist also nicht mehr zu sprechen.

Der zweite Abschnitt der Verhandlungen, der von der diplomatischen Umkehr Oestreichs nach der Schlacht von Hohenlinden bis zum Friedensschluß, gründet sich auf den Bescheid Talleyrands an Cobenzl vom 7. Dezember. Bonaparte, sagt der französische Minister, wolle sich zwar mit einem geheimen Vertrage begnügen, wenn Cobenzl ihn innerhalb 48 Stunden unterzeichne, aber dabei müsse Josefs letzter Vorschlag aus Rücksicht auf den Kaiser von Rußland fortfallen. Es solle Piemont bis zur Sesia dem König von Sardinien zurückgegeben werden, die Lombardei von der Sesia bis zum Mincio, nebst Modena und Parma, sollten die Cisalpinische Republik bilden, Toscana solle an den Herzog von Parma fallen, die Legationen solle der Großherzog von Toscana bekommen, Oestreich das

Land östlich vom Mincio mit Mantua. Der Rhein werde die Grenze Deutschlands gegen Frankreich sein, und der Kaiser von Oestreich habe den Vertrag von Lunéville auch für das Deutsche Reich zu schließen. Würden diese Bedingungen nicht sofort angenommen, so behalte sich Bonaparte weitere Entschlüsse je nach der Kriegslage vor. Daraufhin nimmt Cobenzl noch einmal eine ablehnende Haltung ein; er klagt über Frankreichs Wankelmut und fordert wiederum Englands Teilnahme an den Verhandlungen. Aber nach Hohenlinden werden die französischen Bedingungen gesteigert. Josef hat Mantua und Bologna für die Cisalpina zu fordern und die Veröffentlichung des Friedensvertrages sofort nach der Unterzeichnung. Die diplomatische Umkehr Oestreichs folgt Ende Dezember. Aus Wien, das von Moreau bedroht ist, wo alle Welt den Frieden um jeden Preis will, wo Thugut, um für den Friedensschluß kein Hindernis zu sein, von allen Staatsgeschäften zurücktritt, aus Wien bekommt Cobenzl am 25. Dezember die Vollmacht, ohne Englands Teilnahme einen Vorfrieden zu schließen. Er hat die Linie der Chiese und die drei Legationen zu fordern, dazu die Wiederherstellung Toscanas und Modenas. Aber Josef stellt wieder Gegenanträge. Der Großherzog von Toscana soll in die Legationen versetzt werden, Oestreich soll statt der Minciolinie die Chieselinie bekommen und Bologna und Mantua verlieren. Cobenzl weigert sich, der Streit wogt hin und her, bis ihm die Kunde vom Waffenstillstand von Steyer ein Ende macht.

Am 2. Januar 1801 beginnt die amtliche Beratung der Friedensbedingungen. Derzeit haben die französischen Truppen den Splügen und den Mincio überschritten, und Bonaparte will zeigen, daß er nicht gewillt sei, den Oestreichern bessere Bedingungen zu gewähren als im Vertrage von Campo Formio. Deshalb richtet er am 2. Januar eine Botschaft an den Gesetzgebenden Körper, des Inhalts, Oestreich habe sich bereit erklärt, ohne England zu verhandeln, der Friede werde entweder gegen Erlangung der Rheingrenze und der Etschgrenze geschlossen oder in Prag, Wien und Venedig erobert werden. Ein Ultimatum beim Beginn der amtlichen Verhandlungen! Dem entspricht die unabänderliche Weisung an Josef, wonach dieser Cobenzl nochmal dringend bittet, nachzugeben; bei weiterem Vordringen Brunes in Italien würden Frankreichs Friedensbedingungen noch schlechter werden. Josef stellt in Aussicht die Wiederherstellung Toscanas oder doch die Entschädigung des Großherzogs durch die Legationen, auch gibt er die Säkularisation preis, wonach die auf dem linken Rheinufer Gebiet verlierenden weltlichen Fürsten in Deutschland zu entschädigen wären. Aber darauf folgt für Cobenzl nur eine schwere Enttäuschung. Bonaparte ist inzwischen mit Rußland und Preußen über die Friedens-

frage zum Einvernehmen gelangt. Auf sein Anstiften geben die beiden Mächte im Januar in Paris eine Erklärung zugunsten des Friedensschlusses nach dem französischen Programm ab. (Rheingrenze, Etschgrenze, Säkularisation und Anerkennung der Batavischen, Helvetischen, Ligurischen und Cisalpinischen Republik.) Und noch mehr, Bonaparte hat einen Bund der Nordmächte gegen England ins Leben gerufen, er kann hoffen, mit dem Zaren in Kürze zu einer vollkommenen Einigung zu gelangen. Daher instruiert er Josef am 20. Januar: „Es ist unser Interesse, nichts zu übereilen; der Friede mit dem Kaiser ist nichts im Vergleich mit einem Bündnis, das England bemeistern und uns Ägypten erhalten wird." Durch Talleyrand läßt er Josef am 21. genau anweisen. Er soll in betreff Italiens in nichts nachgeben, jede Vermittlung für Sardinien, den Papst und Neapel ablehnen, sich in den deutschen Dingen zu nichts verpflichten, schon deshalb nicht, weil da ein Einverständnis mit dem Zaren vorauszugehen habe. Er soll die Abtretung Toscanas herbeiführen, die Entschädigung des Großherzogs in Deutschland festsetzen und seine Ersetzung in Toscana durch einen Infanten von Spanien. Für die Schweiz könne Unabhängigkeit und Neutralität festgesetzt werden. Josef mag mit Cobenzl über alles Mögliche verhandeln, sogar den Friedensvertrag entwerfen, aber er soll nichts unterzeichnen, bis das völlige Einvernehmen mit dem Zaren erreicht ist. Schritt für Schritt weicht Cobenzl nun, in den letzten Verhandlungswochen, zurück. Nachdem er Mitte Januar die Etschgrenze angenommen hat, räumt er weiterhin ein, daß die östreichischen Sekundogenituren in Italien fortfallen, daß auch Mantua den Franzosen übergeben werde (das erzwingt Bonaparte durch neue Kriegsdrohung), und daß von einer Vermittlung Oestreichs für Rom, Sardinien und Neapel keine Rede mehr sei. Ende Januar gibt Cobenzl auch in den deutschen Dingen völlig nach. Er erklärt sich bereit, den Frieden auch im Namen des Deutschen Reiches zu unterzeichnen, ohne dessen Vollmachterteilung abzuwarten. Er besteht nicht mehr auf der Erhaltung der drei geistlichen Kurstaaten, sondern bewilligt die Säkularisation nach Frankreichs Wünschen. (Talleyrand hatte Josef eingeschärft, daß die geistlichen Kurfürsten im Friedensvertrag nicht einmal genannt werden dürften, auch nicht in einem geheimen Artikel, und daß jede Fassung vermieden werden müsse, die es Frankreich erschwere, bei der Entschädigung der weltlichen Fürsten leitend mitzuwirken.) Nun verzögert sich freilich die Einigung mit dem Zaren, so daß Bonaparte Josef drängt, die Unterhandlungen zum Schluß zu bringen. Die Festung Castel soll beim Deutschen Reiche bleiben, doch geschleift werden, das ist das geringe Zugeständnis, das Josef machen darf, um Cobenzl die Nachgiebigkeit in allem Uebrigen zu

erleichtern. Auf jeden Fall ist der östreichische Minister am Ende seiner Widerstandskraft. Er sieht ein, daß Oestreichs Sache verloren ist, kommt doch aus Wien Bote über Bote mit der Aufforderung, Frieden zu schließen, da man den Krieg nicht fortsetzen könne. So wird am Abend des 9. Februars 1801 der Friedensvertrag von Lunéville von Cobenzl für Oestreich und das Deutsche Reich, von Josef Bonaparte für die Französische Republik unterzeichnet. Vom Deutschen Reiche wird er am 6. März bestätigt.

Die Bedeutung des Friedens von Lunéville ist die:

Erstens: Der Vertrag ruht auf den Grundlagen des Vertrages von Campo Formio, geht aber in seinen drei Hauptpunkten weit darüber hinaus. Nämlich:

1. Die Abtretung Belgiens wird bestätigt, aber die des linken Rheinufers wird nicht in einem geheimen Artikel ausgesprochen, sondern (Artikel 6) der Kaiser von Oestreich willigt öffentlich für sich und das Deutsche Reich darin ein: daß die Französische Republik fortan mit voller Souveränität und als Eigentum die Gebiete am linken Rheinufer, die zum Reiche gehörten, in der Weise besitze, daß in Uebereinstimmung mit dem, dem in Rastatt die Reichsdeputation ausdrücklich zugestimmt hat, in Zukunft der Talweg des Rheins die Grenze zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche bilde. (Letztes verliert 1150 Quadratmeilen Gebiet und fast 3½ Millionen Einwohner.) Dagegen verzichtet die Französische Republik auf jeden Besitz rechts vom Rheine, wo jedoch die Festungen Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Castel, Kehl und Breisach in dem Zustande bleiben müssen, worin sie zur Zeit der Räumung durch die Franzosen sind. (Geschleifte Befestigungen dürfen also nicht wiederaufgebaut werden.)

2. Oestreich bekommt, wie zu Campo Formio, die Etschgrenze, Istrien, Dalmatien, Venedig mit seinem Gebiet. aber die östreichischen Sekundogenituren in Italien werden beseitigt. Nicht nur ist, wie auch schon der Vertrag von Campo Formio bestimmte, der Herzog von Modena mit dem Breisgau zu entschädigen, sondern auch der Großherzog von Toscana ist mit deutschem Gebiet schadlos zu halten. Toscana wird zu gunsten des in Parma regierenden spanischen Infanten in ein von Frankreich tatsächlich abhängiges Königreich Etrurien verwandelt. Wie zu Campo Formio wird die Cisalpinische Republik anerkannt, neu ist dagegen die Anerkennung der Ligurischen, der Helvetischen und der Batavischen Republik.

3. Zur Entschädigungsfrage wird in einem besondren Artikel (7) gesagt: Da sich, nach den Abtretungen des Deutschen Reiches an

die Französische Republik, mehrere Fürsten und Stände des Reiches, sei es ganz oder teilweise, aus ihrem Besitz gesetzt sehen, und es dem Reiche obliegt, die aus dem gegenwärtigen Vertrage sich ergebenden Verluste zu tragen, so ist der Kaiser in seinem und des Reiches Namen mit der Französischen Republik dahin übereingekommen: daß das Deutsche Reich, im Einklang mit den zu Rastatt aufgestellten Grundsätzen, gehalten sei, den Fürsten, die auf dem linken Rheinufer außer Besitz gesetzt sind, eine Entschädigung im Schoße des Reiches zu gewähren, und zwar in Folge von Anordnungen, die auf diesen Grundlagen weiter festgestellt werden sollen.

Zweitens: Der Vertrag ist fast für alle Staaten Europas von wichtigen Folgen.

1. Oestreich hat (aus Bundestreue gegen England und in der Hoffnung, schließlich im Kriege zu siegen,) die Gelegenheit, bessere Bedingungen zu erlangen, versäumt. In Italien, wo es große Neuerwerbungen erstrebt hatte, hat es nicht nur nichts neuerworben, sondern sogar durch die Beseitigung der östreichischen Sekundogenituren (der regierenden Verwandten des Hauses Lothringen-Toscana, dem Franz 2. angehört,) seinen letzten politischen Einfluß verloren. In Deutschland ist es durch die Abtretungen, die der Kaiser bewilligt hat, um alles Ansehen gebracht, durch die Säkularisation seiner besten Stützen, der geistlichen Fürsten, beraubt, durch den Frankreich zuerkannten Einfluß bei der Neuordnung der deutschen Dinge vom Platze der führenden deutschen Macht tatsächlich und gewissermaßen auch förmlich verdrängt — die deutsche Kaiserwürde ist dem Spott der Welt preisgegeben.

2. Im Deutschen Reiche sind mithin die staatlichen Besitz- und Machtverhältnisse dermaßen verändert, daß die Reichsverfassung in wesentlichen Punkten gegenstandslos geworden ist. Eine fremde Macht hat sich in das Reich eingedrängt, Frankreich, das die staatsrechtlichen Neuerungen zu beaufsichtigen, den Streit der Fürsten um ihren Vorteil zu schlichten hat, also in den Stand gesetzt ist, die ohnehin elende deutsche Einheit zu vernichten.

3. Die Zweite Koalition, die die revolutionären Schöpfungen des Direktoriums vernichten wollte, ist völlig zu Schanden geworden. Oestreich, die Hauptkriegsmacht, gewährleistet mit Frankreich die Unabhängigkeit der von Frankreich gegründeten sogenannten Freistaaten. Rußland, das die alten legitimen Gewalten wiederherstellen wollte, die Bourbonen in Frankreich, den Statthalter in Holland, den König von Sardinien in Piemont, die alte Republik in Venedig und die Bundesverfassung in der Schweiz, Rußland sieht, nach seiner mittelbaren Mitwirkung beim Friedenswerk, die revolutionären Schöpfungen anerkannt. Der Zar hat sich aus dem hitzigsten Gegner der Revolution in

einen Bundesgenossen des neuen Frankreichs verwandelt, er ist durch die Diplomatie des Ersten Konsuls zum Werkzeug bei dessen auswärtiger Politik gemacht worden. England sieht sich vereinsamt. Neapel, das in Italien mächtig werden wollte, ist zur Ohnmacht verurteilt. (Bonaparte schließt mit ihm eine Woche nach Lunéville den Frieden von Florenz, wonach es den Kirchenstaat zu räumen, seine Häfen den Engländern zu verschließen und, zur leichteren Unterstützung der Franzosen in Ägypten, ein französisches Armeekorps aufzunehmen hat.)

4. Preußen hat sich eine Entschädigung für seinen linksrheinischen Verlust gesichert, es hat mittelbar und unmittelbar zu der tiefen Demütigung Oestreichs, seines alten Nebenbuhlers, beigetragen, aber es hat dabei die nationale Sache, die Unversehrtheit und Selbständigkeit des Deutschen Reiches, preisgegeben. Es hat den französischen Einfluß in Deutschland und damit eine neue, große Gefahr für sich selbst aufkommen lassen. Gegenüber dem französisch-russischen Einvernehmen, dem es den Weg gebahnt hat, steht es so gut wie machtlos da.

5. Spanien, Frankreichs Bundesgenosse, gewinnt nichts als die wertlose Sekundogenitur in dem neuen Königreich, in Etrurien.

6. Frankreich hat erlangt: großen Gewinn an Land und Leuten, die Anerkennung seiner vier Tochterrepubliken und die entscheidende Rolle in Deutschland und in Europa überhaupt. Es ist dabei weit über die Politik Ludwigs 14. hinausgegangen. Es hat Oestreich tiefer als jemals gedemütigt, das Deutsche Reich an den Rand des Verderbens gebracht, Rußland aus seiner Feindschaft, Preußen aus seiner Neutralität zu sich herübergezogen, es hat England, seinen gefährlichsten Feind, vereinsamt, nach allem die politische Lage in Europa in ihr Gegenteil verkehrt. All diese „großen Ergebnisse" sind auf Bonapartes Leitung der französischen Dinge zurückzuführen. Aber es ist ersichtlich: Das Friedenswerk von Lunéville ist, wie das von Campo Formio, ein Gewaltwerk, es kann nur dauern, wenn Frankreich seine Feinde dauernd niederhalten kann.

D. Der Friede von Amiens. Der allgemeine Friede.

Nach dem Sonderfrieden mit Oestreich und dem Deutschen Reiche auch den mit England herbeizuführen, das war die Aufgabe, die dem Ersten Konsul zu Anfang 1801 gestellt war. Frankreich bedurfte zur wirtschaftlichen Genesung des Friedens so dringend, wie Bonaparte seiner zu den großen Staatsreformen, wodurch er seinen Beruf zur Führung der Nation zu beweisen, sich den ersten Platz zu sichern hatte.

Aber konnte nun zwischen Frankreich und seinem alten Feinde jenseits des Kanals von Frieden die Rede sein? Der Friede von Campo Formio war ein fauler Friede gewesen, nichts anderes konnte der von Lunéville sein — sollte sich an ihn der Friede mit England schließen, was war da zu hoffen!

Vergegenwärtigen wir uns zunächst das Vorspiel der französisch-englischen Friedensverhandlungen!

Wir sahen schon, vor und nach Marengo stand als Hauptnummer auf dem diplomatischen Programm Bonapartes die Trennung Rußlands von England oder das französisch-russische Einvernehmen. Wenn auf etwas, war es — nach Pauls 1. Gesinnung — auf den Gegensatz zu gründen, den Frankreich und Rußland gegen die englische Tyrannei zur See gemein hatten. Bonaparte tat also im Sommer 1800 klug daran, die alte französische Seepolitik wiederaufzunehmen, d. h. als Verfechter der Rechte der Neutralen aufzutreten. Der Beseitigung des französischen Gesetzes vom Januar 1798, das diese Rechte vernichtet hatte, folgte am 30. September 1800 der Vertrag mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, mit dem Verzicht auf das Recht zur Durchsuchung der Handelsschiffe und andrem mehr; das war der Weg, worauf Frankreich mit Paul 1. vorwärtskommen und England zur See ein Gegengewicht bieten konnte. Schon vor dem Ersten Koalitionskriege hatten die Seemächte des Nordens, Dänemark, Schweden und Rußland, gegen das Recht zur Durchsuchung neutraler Schiffe gemeinsam Widerspruch erhoben, und England hatte nachgegeben. Im Ersten Koalitonskriege aber hatte England seine alten Ansprüche zur See erneuert, die Nordmächte hatten sich dagegen zu den Grundsätzen der bewaffneten Neutralität von 1870 bekannt. Weiterhin, auf das gewaltsame Vorgehen der Engländer gegen schwedische und dänische Schiffe, in den Jahren 1798 und 1799, bewaffneten die Nordmächte ihre Schiffe neuerdings und erklärten, daß sie ihre Rechte mit den Waffen schützen würden. Dänemark wich freilich aus Schwäche zurück, als England eine Flotte unter dem Admiral Dickinson in die Ostsee sandte. Doch Paul 1. ließ trotzdem das Eigentum der Engländer auf ihren Schiffen in russischen Häfen mit Beschlag belegen und ankündigen, daß er jede Durchsuchung eines russischen Schiffes durch ein englisches als eine Kriegserklärung ansehen werde. Das Letzte war: Nachdem sich Frankreich wieder zum Seerecht der Neutralen bekannt hatte, schloß Paul 1. — Bonaparte war da der Anstifter — am 16. Dezember 1800 mit Schweden und Dänemark zur Verteidigung der Seerechte der Neutralen einen Bund, er erneuerte den alten Nordischen Bund. (Preußen schloß sich diesem Bunde auf Ersuchen des Zaren bereits am

18. Dezember an. Es verpflichtete sich bei Verletzung der Seeneutralität zu kräftiger diplomatischer Unterstützung der Nordmächte, und im Notfalle zu Vergeltungsmaßregeln. Dafür bekam es für seinen Handel den Schutz der Kriegsmarine der Verbündeten zugesichert.)

Das war der Stand der Dinge zwischen Rußland und England Ende 1800, als Paul 1. durch die Sendung des Generals Sprengporten den Werbungen des Ersten Konsuls um seine Freundschaft zum erstenmal offensichtlich entgegenkam. Schon am 3. Oktober, kurz nachdem er die Kunde vom Verlust Maltas bekommen hatte, hatte Bonaparte Beurnonville, den französischen Gesandten in Berlin, beauftragt, mit Krüdener, dem russischen Gesandten dort, Friedensverhandlungen anzuknüpfen, es jedoch streng geheim zu halten. Der Erste Konsul wollte ohne Preußens Vermittlung schnell auch mit Rußland Frieden schließen, um alle Kräfte Frankreichs gegen England wenden zu können. Aber die französisch-russischen Verhandlungen in Berlin kamen nicht vom Flecke, da Bonaparte erst nach Friedensschluß die Verständigung über die europäischen Fragen wünschte, der russische Gesandte dagegen diese Verständigung als Bedingung des Friedensschlusses hinstellte. So war Sprengportens Ankunft Bonaparte höchst willkommen; er ließ nun die Berliner Verhandlungen beiseite und trachtete eifrig danach, mit Rußland in Paris ins Reine zu kommen. Der General hatte zunächst die Obliegenheit, dem Ersten Konsul mitzuteilen, daß der Zar die ihm angebotenen 7000 Russen mit Vergnügen annehmen werde; Sprengporten sollte sie nach der Heimat holen. Ueberdies aber hatte er den Auftrag, über Pauls Stellung zur Zweiten Koalition Aufschluß zu geben. In seiner Vollmacht vom 28. September hieß es: Der General soll erklären, der Zar habe am Kriege gegen Frankreich teilgenommen, weil ihm die Ruhe ganz Europas bedroht erschienen sei, er habe jedoch keinen Augenblick gezögert, seine Truppen zurückzuziehen, nachdem er erkannt hätte, daß die Mächte auf Vergrößerungen ausgingen. Da Frankreich und Rußland zu entfernt von einander seien, als daß sie einander jemals schaden könnten, würden sie, wenn sie einig wären, verhindern können, daß die andren Mächte durch ihre Vergrößerungs- und Herrschsucht den französischen und russischen Interessen schadeten. Das alles mußte den Ohren Bonapartes lieblich klingen, zumal da die Verhandlungen zu Lunéville noch schwebten. Und dann die Mitteilung Sprengportens von der Wiederaufrichtung des Nordischen Bundes. (Als der General am 18. Dezember in Paris ankam, war der Bundesschluß schon seit einigen Wochen gesichert, er konnte ihn daher als Tatsache berichten.) Bonaparte war so entzückt davon, daß er sogleich durch einen Erlaß der französischen Marine befahl, fortan russische Schiffe nicht nur nicht an-

zugreifen, sondern ihnen Beistand zu leisten. (Bald darauf erging ein Ukas des Zaren, worin der Verkehr mit Frankreich freigegeben und den russischen Schiffen befohlen wurde, die französische Flagge zu achten.) Als Rußlands politische Forderungen hatte Sprengporten neuerdings anzugeben: die Rückgabe Maltas an den Orden, die Wiederherstellung des Königs von Sardinien in Piemont, die Unversehrtheit des Königreichs beider Sizilien, Bayerns und Württembergs. Mit Piemont hatte Bonaparte seinen besondren Plan, aber das durfte die Eintracht nicht stören. Er sagt dem General, daß er die Auffassungen des Zaren höchst vortrefflich finde. Er erneuert die Versicherung, daß er mit England nur dann verhandeln werde, wenn es anerkenne, daß das Meer allen gehöre. Er kommt den Wünschen Pauls zuvor, indem er um Ernennung eines Bevollmächtigten bittet, mit dem er die endgiltige Ordnung der Dinge, sowohl in Deutschland, als auch in allen andren Staaten der Welt, feststellen könne. Er faßt seine Auffassungen dahin zusammen: „Ihr Souverän und ich, wir sind berufen, das Antlitz der Welt zu verändern.“ Dann, am 21. Dezember, schreibt Bonaparte an Paul einen Brief, den Sprengporten zu überbringen hat. Darin heißt es: Der Erste Konsul will aus politischen Erwägungen und aus Achtung für den Kaiser die beiden mächtigsten Nationen der Welt unwiderruflich vereinigt sehen. Seit zwölf Monaten habe er sich vergeblich bemüht, Europa Ruhe zu geben, ohne Grund kämpfe man, nur weil, wie es scheine, England zum Kampfe aufstachele. „24 Stunden, nachdem Eure Kaiserliche Majestät jemand beauftragt haben werden, der Ihr ganzes Vertrauen hätte, und der der Träger Ihrer Wünsche und Ihrer besondren Vollmachten wäre, werden das Festland und die Meere ruhig sein; denn, wenn England, der Kaiser von Deutschland und alle andren Mächte überzeugt sein werden, daß der Wille wie die Macht unserer beiden großen Nationen nach demselben Ziele streben, werden die Waffen ihren Händen entgleiten, und das lebende Geschlecht wird Eure Kaiserliche Majestät dafür segnen, es den Schrecken des Krieges und den Parteizwisten entrissen zu haben.“ Rußland und Frankreich sollten die Grenzen der Staaten regeln und Europa den Frieden geben!

Hier tritt das diplomatische Endziel Bonapartes unmittelbar hervor. Indem er Rußland in dem Wahn bestärkt, daß es die glänzende Rolle des Schiedsrichters in Europa spiele, will er es von England fernhalten und dieses nötigen, Frankreich die „natürlichen Grenzen“ und die Herrschaft im Mittelmeer zuzugestehen. Das war ja das Wesentliche bei der geplanten Veränderung am Antlitz der Welt. Und gewiß, das Streben war groß — Frankreich im Bunde mit Rußland, mit dem Nordischen Bund, was konnte daraus nicht

werden, an neuen Bündnissen, an Erfolgen in Europa und im Orient! Welche Bedeutung der Erste Konsul dem Einvernehmen mit Rußland beimaß, zeigte auch, daß er Anfang Januar 1801 zu Staatsräten in den Tuilerien sagte: „Frankreich kann sich nur mit Rußland verbünden . . . Diese Macht hat den Schlüssel von Asien. Der Kaiser von Deutschland ist ein Kind, regiert durch seine Minister, die ihrerseits durch England regiert werden. Wenn Paul wunderlich ist, so hat er wenigstens seinen eignen Willen . . ."

Einen Fortschritt macht das französisch-russische Einvernehmen mit der Antwort des Zaren auf den erwähnten Brief des Ersten Konsuls. Am 21. Januar bekommt Bonaparte von Paul einen Brief, worin es heißt: „Ich schlage Ihnen vor, daß wir uns einigen über die Mittel, die Uebel, die seit elf Jahren ganz Europa verheeren, zu beendigen und beendigen zu lassen. Ich spreche nicht, noch will ich erörtern, weder über die Menschenrechte, noch über die Grundsätze der verschiedenen Regierungen, die jedes Land angenommen hat. Suchen wir der Welt die Sorglosigkeit und die Ruhe wiederzugeben . . . Ich bin bereit, Sie zu hören und mich mit Ihnen zu halten." Danach war für Bonaparte das Bündnis mit Rußland in kurzer Sicht, zumal da Ende Januar die Ankunft des russischen Bevollmächtigten, Kolytschews, zu erwarten stand.

Würde die Sendung Kolytschews, der erst am 6. März, einen Monat nach dem Frieden von Lunéville, in Paris eintrifft, die Hoffnungen Bonapartes erfüllen?

Dem Bevollmächtigten Pauls ist vorgeschrieben, von Frankreich zu fordern die Gewährleistung Maltas nach der Rückgabe der Insel an den Großmeister, den Zaren, und die Rückgabe Ägyptens an die Türkei. Dagegen hat er zu bieten die Anerkennung der Rheingrenze, zur Demütigung Oestreichs. Dann soll er den Ersten Konsul zu einer Landung in England antreiben und ihm den Gedanken eingeben, den königlichen Titel anzunehmen und für seine Familie die Nachfolge auf dem neuen Throne zu sichern. Ueberdies möchte der Zar die revolutionären Klubs in Paris, besonders den Polenklub, geschlossen sehen. Ueber England — das zeigt sich bei den Vorbesprechungen neuerdings — ist man völlig der gleichen Meinung. Aber dabei erkennt der zweiflerische Kolytschew, daß Bonaparte nur darauf ausgeht, Rußland zu seinem Werkzeuge zu machen, es mit aller Welt zu entzweien, obwohl es von Frankreich nichts zu erwarten hat.

Danach, bei den Beratungen mit Talleyrand, handelt es sich um den Abschluß des Sonderfriedens zwischen beiden Mächten und um ihre Verständigung über den Frieden Frankreichs mit der Zweiten Koalition. Ueber den Sonderfrieden einigt man sich leicht, nicht aber über den

allgemeinen Frieden. Die Mittelmeerfrage ist das Trennende. Während nämlich Bonaparte mit Rußlands Hilfe England vom Mittelmeer fernhalten und Malta zwar dem Orden, doch nicht Rußland ausliefern will, will dieses Malta besitzen und im Mittelmeer an Englands Stelle treten. Ferner, während Bonaparte in Tarent ein Armeekorps haben will, erklärt Kolytschew das für unverträglich mit der Unabhängigkeit Neapels und mit der Herstellung des Friedens mit der Türkei. Für diesen bietet Rußland seine Vermittlung an, wenn Frankreich Ägypten räume. Bonaparte will dagegen für Ägypten Rußlands Vermittlung zur endgiltigen Einsetzung der französischen Herrschaft. Dann auch die Forderung Kolytschews, die Unabhängigkeit Piemonts zu gewährleisten; zuviele große Gegensätze waren der Einigung über die europäische Politik im Wege. Das Ergebnis der Verhandlungen ist: Ein Bündnis Frankreichs mit Rußland ist bis auf weiteres unmöglich.

Nun die letzten Auftritte des Vorspiels, die zu den Verhandlungen Bonapartes mit England hinüberleiten.

Nach den vergeblichen Verhandlungen mit Kolytschew geht Bonaparte in der europäischen Politik ohne Rußland vor. Nachdem er am 21. März den Vertrag von Aranjuez mit Spanien geschlossen hat — der Herzog von Parma bekommt Toscana als Königreich Etrurien, und Piombino, Spanien tritt an Frankreich Louisiana ab und verspricht, Portugal bis zum allgemeinen Frieden besetzt zu halten, Parma und Piacenza werden mit Frankreich vereinigt —, nach diesem Vertrage schließt Bonaparte am 28. März den Frieden von Florenz mit Neapel, ohne Rußlands Vermittlung. Neapel tritt seine Rechte auf Elba und Piombino an Frankreich ab, verschließt den Engländern seine Häfen, nimmt ein französisches Armeekorps auf, das für Ägypten bestimmt ist, u. a. m. Uebrigens besetzt Preußen Ende März Hannover, nachdem es schon die Mündungen der Elbe und der Weser den Engländern verschlossen hat, eins wie das andre auf Wunsch des Zaren. Hätte Bonaparte Rußland zum Bundesgenossen gewonnen, so wäre auch Preußen zu Frankreich hinübergezogen worden. Mit allen Plänen war es nichts; es folgt jetzt ein Schlag, der Bonapartes Hoffnungen ein jähes Ende bereitet. In der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 wird in Petersburg Paul 1. ermordet. Nur ein Jahrfünft hatte der Nachfolger Katharinas 2. regiert — ein befähigter Mensch, aber maßlos, überspannt, gewöhnt, von einem Äußersten zum andren zu schreiten, phantastisch, höchst ehrgeizig, ein Mann, der sich für den weisesten hält, der fordert, daß seinem Urteil ein jeder sich unterwerfe, ein launenhafter, unberechenbarer, fürchterlicher Despot, der nur durch Schmeicheleien zu gewinnen ist, ein größenwahnsinniger Wüterich, der unbedingten

Digitized by Google

Gehorsam verlangt, ein Fürst, nicht ohne edle Regungen, doch im ganzen ein Narr an Willkür, ein Scheusal an Grausamkeit. Ueber die Wirkung der Ermordung Pauls auf den Ersten Konsul berichtet der preußische Gesandte Lucchesini: Als er die Nachricht von Talleyrand bekam, hat er „einen Schrei der Verzweiflung ausgestoßen und sich sofort dem Gedanken hingegeben, daß (Pauls) Tod nicht natürlich gewesen, und daß der Schlag von England ausgegangen ist. Er glaubt, die stärkste Stütze gegen dieses verloren zu haben, und rechnete darauf, in Paul das gefunden zu haben, was Friedrich 2. in Peter 3. fand . . ." Bonaparte erfuhr den Tod Pauls am 12. April. „Die Engländer," sagte er, „haben mich verfehlt am 3. Nivôse" (beim Attentat in Paris), „sie haben mich nicht verfehlt in Petersburg." Und sein ganzer Haß, seine wütende Gehässigkeit gegen England entlud sich in der Mitteilung des Moniteurs: (Paul 1. ist in der Nacht vom 24. auf den 25." (sollte heißen: vom 23. auf den 24.) „gestorben; das englische Geschwader hat am 31. den Sund passiert. Die Geschichte wird uns die Beziehungen lehren, die zwischen diesen beiden Ereignissen bestehen können." Nach Tagen nur, am 16. April, bekommt Bonaparte die Nachricht von einem wirklichen coup anglais. Am 2. April hat nämlich Nelson die dänische Flotte bei Kopenhagen geschlagen, Dänemark hat sich genötigt gesehen, mit England einen Waffenstillstand zu schließen. Das bedeutet das Ende des Nordischen Bundes, denn Dänemark zählt nicht mehr, und Rußland könnte, wenn es wollte, den Seekrieg gegen England nicht fortsetzen. Aber die Niederlage Dänemarks ist nicht bestimmend für die Politik des neuen Zaren, Alexanders 1. (Er treibt anfänglich keine eigne Politik, sondern befolgt die englandfreundliche Politik seines Ministers, Panins.) Schon Ende März hat Alexander Kolytschew befohlen, dem Ersten Konsul keinerlei Zugeständnisse zu machen, die Durchsicht des Vertrages mit Neapel zu fordern, und wenn sie verweigert oder hinausgezögert werde, sich jeder Verhandlung bis auf weiteres zu enthalten. Am 28. April bekommt Kolytschew die neue Instruktion: Rußland hat keinen unmittelbaren Vorteil von Verhandlungen mit Frankreich zu hoffen. Der Zar will den europäischen Frieden regeln, durch Wiedereinsetzung oder Entschädigung der außer Besitz gekommenen Fürsten das europäische Gleichgewicht wiederherstellen, die Ruhe Europas sichern, er will als mandataire de l'Europe auftreten, d. h. nicht für Frankreich und den Ersten Konsul arbeiten. Kolytschew hatte also, was er wollte, diplomatischen Gegenbefehl. Nach seinem Auftreten konnte Bonaparte in der zweiten Hälfte des Aprils nicht im geringsten mehr daran zweifeln, daß der neue Zar zwischen England und Frankreich neutral bleiben wolle, daß er keineswegs gesonnen sei, sich in der europäischen

Politik von Frankreich ins Schlepptau nehmen zu lassen, daß der Plan einer französisch-russischen Weltherrschaft zerronnen war. Dazu kam die Sorge um Ägypten, wo am 8. März die neue englische Armee gelandet war, die demnächst der französischen Herrschaft ein Ende macht.

Unter solchen Umständen sah sich der Erste Konsul auf Verhandlungen mit England angewiesen. Nachdem Pitt Mitte März aus Gründen der inneren Politik zurückgetreten war, hatte sein Nachfolger, Addington, sogleich dem französischen Geschäftsträger in London, Otto, seine Geneigtheit zum Friedensschluß kundgegeben. (Gleichwohl ließ sich das neue englische Ministerium angelegen sein, die von Pitt gegen Frankreich vorbereiteten Maßregeln auszuführen.) Bonaparte gab umgehend eine günstige Antwort. Der Erste Konsul, schrieb Talleyrand, sei wie immer für den Frieden, doch halte er öffentliche Verhandlungen nicht eher für angebracht, als bis man sich über gewisse allgemeine Gesichtspunkte verständigt habe, deshalb müßten die Verhandlungen streng geheim gehalten werden. Das also, die englische Anregung, war der äußere Anlaß zu den Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und England, die im Frühjahr 1801 begannen.

Sehn wir, wie es im Laufe des Jahres zwischen beiden Mächten zum Frieden kommt!

Wie bei den Verhandlungen zu Lunéville gehen auch bei den mit England zu London und zu Amiens kriegerische und hochpolitische Operationen nebenher, d. h. Bonaparte trifft zur See und zu Lande Maßnahmen, die Frankreich zum Friedensschluß mit England (und auch mit Rußland) in eine gute Lage bringen sollen. Zu beachten sind:

1. Bonapartes Maßnahmen zu einer Landung in England. Er sammelt zu Boulogne eine große Flottille, um 100 000 Mann nach England hinüberzuschiffen und den Erbfeind Frankreichs ins Herz zu treffen. So wenigstens erklärt er, in dem Bestreben, England in Angst zu setzen. Vergeblich bemüht sich Nelson, die französische Flottille zu vernichten.

2. Bonapartes Maßnahmen in Piemont. Er beschließt sogleich, nachdem er die Nachricht vom Tode Pauls 1. bekommen hat, durch die Angliederung Piemonts an Frankreich die Lage der Republik auf dem Festlande zu verbessern. Piemont wird als Militärdivision organisiert und zur Verwaltung in sechs Departements geteilt. Jourdan, der Befehlshaber des Besatzungskorps, wird Landesverwalter. Ihn hat Talleyrand zu instruieren, das alles sei ein erster Schritt zur Annexion, aber sie sei noch nicht entschieden, er habe daher behutsam aufzutreten. Die sardinischen Agenten läßt Bonaparte wissen, er werde keine Vorschläge anhören, solange die Häfen Sar-

biniens nicht den Engländern verschlossen seien. Schließlich, am 4. September 1802, erklärt ein Senatsbeschluß Piemont zur französischen Provinz.

3. *Bonapartes Maßnahmen gegen Portugal*, mit dem England seit zwei Jahrhunderten sehr einträgliche Beziehungen hatte. Lucien Bonaparte, Botschafter in Madrid, hatte dort am 29. Januar 1801 einen Vertrag geschlossen, wonach Spanien sich verpflichtete, Portugal (das zur Zweiten Koalition gehörte) den Krieg zu erklären, wenn es nicht binnen 14 Tagen Frieden mit Frankreich mache, englische Schiffe von seinen Häfen ausschließe und ein Viertel seiner Provinzen in Spaniens Händen lasse, bis England Malta, Menorka und Trinidad geräumt habe. Weigerte sich Portugal, so sollte Frankreich 15 000 Mann zum spanischen Heere stellen. Der Lohn Spaniens für diesen Vertrag war der vorerwähnte Vertrag zu Aranjuez vom 21. März, der auf dem Vertrage zu Ildefonso vom 1. Oktober 1800 beruhte und den Schwager der Königin von Spanien, den Herzog von Parma, zum König von Etrurien erhob. Im Mai 1801 beginnt Manuel Godoy, der Friedensfürst, die Operationen gegen Portugal, um sie schnell, noch vor der Ankunft des französischen Armeekorps unter Leclerc, dem Schwager Bonapartes, zu beendigen. Ende Mai ist die Provinz Alemtejo in spanischen Händen, und schon am 6. Juni schließt Godoy, und gar im Beisein Luciens, mit Portugal den *Frieden von Badajoz*. Darin wurde dem Prinzregenten Johann von Portugal sein Land gesichert, unter der Bedingung, daß er den Engländern seine Häfen verschloß und Frankreich 15 Millionen Franken zahlte. Bonaparte, der den Vertrag am 15. Juni kennt, rast darüber, weigert die Bestätigung und läßt Leclerc marschieren. Er will trotz des Vertrages Oporto besetzen, Spanien zu einem neuen Zuge nach Portugal nötigen. Er sagt dem spanischen Gesandten in Paris: Es scheint, daß die katholischen Majestäten müde sind, auf dem Thron zu sitzen und das Schicksal der übrigen Bourbonen teilen wollen. Als dann Leclerc berichtet, daß die französischen Truppen schlecht behandelt würden und Godoy sich weigere, den Vertrag von Badajoz zu zerreißen, bricht Bonaparte wieder in Zorn aus. Er schreibt Talleyrand im Juli: „Wenn dieser Fürst (Godoy), gekauft von England, den König und die Königin zu Maßnahmen hinrisse, die der Ehre und dem Nutzen der Republik zuwider wären, so würde die letzte Stunde der spanischen Monarchie geschlagen haben.“ Aber Talleyrand wirkt mäßigend, indem er dem Ersten Konsul vorstellt: Da Spanien seine Vertragspflicht, durch Besetzung portugiesischer Provinzen England zur Herausgabe der spanischen Kolonien zu nötigen, nicht erfüllt habe, so könne man es beim Friedensschluß dafür strafen, indem man sich um die spanischen

Kolonien nicht weiter kümmere. In der Folge bewirkt der Heranmarsch Leclercs, daß Portugal sich zu neuen Zugeständnissen versteht. Es schließt am 29. September den Vertrag zu Madrid, wonach es an Frankreich seinen Teil von Guyana abtritt und die Kriegsentschädigung von 15 auf 20 Millionen erhöht. Die Ausschließung der englischen Schiffe von seinen Häfen wird bestätigt. Bonaparte achtet fortan streng darauf, daß sie innegehalten wird. (Auch Spanien hält er streng im Zügel. Am 1. Dezember beauftragt er den Nachfolger Luciens in Madrid, über Godoy scharf Klage zu führen. „Alles, was er gegen Frankreich tun konnte, hat er getan. Wenn man fortfährt mit diesem System, sagt der Königin und dem Friedensfürsten frei heraus, daß das mit einem Donnerwetter enden wird.“)

4. Bonapartes Maßnahmen, Ägypten festzuhalten. Sie fallen in die Zeit vom Januar bis zum Juli 1801. Im Januar bricht der Kontreadmiral Ganteaume mit 7 Linienschiffen und 5000 Mann aus Brest nach dem Mittelmeer auf, zieht sich aber, dort angelangt, nach Toulon zurück, um der englischen Flotte vor Alexandria unter Lord Keith zu entgehen. Nachdem Ganteaume auf Bonapartes Befehl abermals in See gegangen ist, zieht er sich abermals vor den Engländern nach Toulon zurück. Bei seiner dritten Ausfahrt kommt der Admiral am 7. Juni in die Nähe Alexandrias, doch wagt er wegen der englischen Flotte nicht, zu landen; er entweicht und ist am 27. Juli wieder in Toulon. Eine andre Bemühung Bonapartes um Ägypten zielte auf eine große Verstärkung des Heeres dort. Im März bewog er nämlich die spanische Regierung, ihm 6 Linienschiffe ohne Besatzung zu überlassen. Der Kontreadmiral Dumanoir, der am 13. Juni mit 2 Fregatten aus Brest nach Cadiz kommt, soll die spanischen Schiffe seeklar machen. Nach Cadiz sendet Bonaparte auch den Kontreadmiral Linois mit 3 Linienschiffen und 1 Fregatte. Linois und Dumanoir sollen mit ihren 15 Schiffen ein Heer von 32 000 Mann nach Ägypten bringen. Aber Linois, der am 13. Juni von Toulon nach Cadiz aufgebrochen ist, erfährt in der Straße von Gibraltar, daß der Kontreadmiral Saumarez mit 7 Linienschiffen Cadiz blockiert. Er fährt deshalb nach Algesiras, ankert vor der Stadt (die Gibraltar gegenüber und in dessen Sicht liegt), 1½ Seemeilen vom Strande. Indessen, bevor Linois seine Stellung gesichert hat, kommt der englische Admiral (Saumarez), dem die Anwesenheit des französischen Geschwaders schnell bekannt geworden ist, heran und greift mit 6 Linienschiffen an. Die Franzosen erwehren sich der doppelt so starken Engländer tapfer und nehmen ihnen sogar 1 Schiff ab. (Der einzige Erfolg Frankreichs im Geschwaderkampf in der Zeit von 1793—1815.) Linoisens Schiffe sind jedoch gefechtsuntüchtig geworden, auf sein Er-

suchen kommt ihm der spanische Admiral Moreno mit 6 Linienschiffen von Cadiz zur Seite. Beide, Linois und Moreno, gehen am 12. Juli nach Cadiz in See. Unterwegs wird das spanische Geschwader von Saumarez angegriffen und verliert 2 Schiffe. Danach muß, wegen der starken Beschädigung der Schiffe unter Linois, des Verlustes, den Moreno erlitten hat, und wegen des Mangels an Mannschaften für die Schiffe unter Dumanoir, die Expedition nach Ägypten, das freilich nach dem Falle Kairos so gut wie verloren ist, aufgegeben werden. Im Hochsommer 1801 ist also der Kampf, den Frankreich seit 1796 gegen England im Mittelmeer geführt hat, zu Ende, Bonaparte ist im Seekrieg unterlegen.

5. Bonapartes Maßnahmen zum kirchenpolitischen Frieden. Durch das am 15. Juli 1801 mit dem Bevollmächtigten des Papstes geschlossene Konkordat verminderte er England die Möglichkeit, die klerikalen Royalisten als Werkzeug gegen die Konsularregierung zu benutzen.

6. Bonapartes Maßnahmen, die Cisalpinische Republik in völlige Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Er will die Verfassung der Cisalpina nach dem Vorbilde der französischen Verfassung ändern, d. h. den beratenden Körperschaften die Staatsgewalt nehmen und sie der einheitlichen (von Paris leicht zu leitenden), einem Präsidenten übertragenen Exekutive zuweisen. Diese längst gehegte Absicht läßt er als Plan zur Herstellung der cisalpinischen Unabhängigkeit ankündigen, und der Form halber ruft er einige hervorragende Cisalpiner nach Paris, um die von ihm entworfene Verfassung prüfen zu lassen. Ende September (1801) läßt Bonaparte seinen Verfassungsentwurf der mailändischen Consulta zu geheimer Beratung zugehen. Sie stimmt zu und spricht sogar (wie ihr nahegelegt worden war) den Wunsch aus, der Erste Konsul möge selbst die Personen für die Staatsämter bezeichnen. Der Verfassungsentwurf wird von der Consulta angenommen und das Land damit überrascht. Wie in Frankreich steht nun an der Spitze des Staates ein Präsident mit monarchischer Gewalt. Er wird von einem Staatsrat, der Consulta, gewählt, leitet die auswärtigen Angelegenheiten und bereitet die Gesetzentwürfe vor. Diese kommen an den Gesetzgebenden Rat, der nur darüber abzustimmen hat. Der Gesetzgebende Rat wird gewählt aus den Grundbesitzern, den Gelehrten und den Kaufleuten (possidenti, dotti, commercianti), aus den drei Volksklassen, die den Wahlkörper bilden. Eine Zensorenkommission, eine Art Senat, wacht über der Verfassung und wählt gewisse Staatskörperschaften. Nach Erlaß der Verfassung war die Hauptsache zu erledigen, die Ernennung der hohen Staatsbeamten. Der Erste Konsul, von der cisalpinischen

Regierung um die Ernennung gebeten, will die Wünsche aller Klassen der Bevölkerung kennen lernen, und „um sich zu unterrichten," lädt er etwa 500 lombardische Notabeln ein, zur Beratung nach Lyon zu kommen. Danach werden im Januar 1802 die cisalpinischen Staatsämter von der Consulta zu Lyon im Einvernehmen mit Bonaparte besetzt. Zum Präsidenten wird Melzi gewählt, aber Talleyrand, der zur Stelle ist, veranlaßt ihn zum Verzicht. Nicht nur für ihr eigenes Glück, sagt er zu seinen Vertrauten unter den Cisalpinern, seien sie nach Lyon gekommen, sondern auch für den Ruhm ihres Gesetzgebers. Dieser Wink hat Erfolg. Nachdem sich der Erste Konsul in Lyon eingefunden hat — eine Revue über die aus Ägypten heimkehrenden Truppen dient ihm als Anlaß dazu —, wird ihm eine Adresse überreicht, worin die Cisalpiner ihn bitten, die Präsidentschaft ihrer Republik zu übernehmen. Am 26. Januar nimmt Bonaparte die neue Würde an. Er sagt den Cisalpinern: „Ich habe niemand unter Euch gefunden, der Anrecht genug an die öffentliche Meinung hätte, der frei genug von lokalen Einflüssen wäre, der seinem Lande so große Dienste geleistet, daß man ihm die oberste Staatsgewalt anvertrauen dürfte." Dieses hochmütige Wort mochte die Consulta über dem andren Wort Bonapartes überhören, daß die Cisalpinische Republik fortan Italienische Republik heißen solle, daß ihr Volk von lokalen Gewohnheiten zu nationalen fortschreiten müsse. Das war ein Bekenntnis zum nationalen Einheitsgedanken, wie nichts andres geeignet, die Begeisterung der Patrioten zu entflammen. (Freilich wollte Bonaparte kein geeintes Italien mit Rom als Hauptstadt; er wollte nur Oberitalien einen, d. h. vor Oestreich sichern und in Abhängigkeit von Frankreich halten.)

Im ganzen: die Drohung mit der Landung in England, die Angliederung Piemonts an Frankreich, die Bedrängung Portugals, die Versuche, Ägypten festzuhalten, der kirchenpolitische Friede, die Gründung der Italienischen Republik oder die tatsächliche Angliederung der Cisalpina an die französische, unter all dem gehen die Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und England vor sich.

Beim Beginn der Verhandlungen zu London über den Vorfrieden, die für Frankreich Otto, für England Hawkesbury, der Minister des Aeußeren, führt, ist die Lage der Mächte die: Frankreich beherrscht das Festland, aber es hat an England Malta und fast all seine Kolonien verloren. England dagegen hat zwar Malta und weite französische Kolonien, von Holland Ceylon und das Kap der guten Hoffnung, von den Spaniern Trinidad und Menorka im Besitz, und es steht im Begriff, Frankreich aus Ägypten zu verdrängen; aber

es sieht seinem Handel fast das ganze europäische Festland verschlossen, denn die Hand Bonapartes liegt auf Holland und Belgien, auf der Schweiz, Italien und Spanien. Die Streitgegenstände sind also für Frankreich Malta, Ägypten und die kolonialen Eroberungen Englands. Dagegen handelt es sich für die englische Diplomatie darum, Malta festzuhalten, Frankreich zum Verzicht auf Ägypten zu bringen, von den eroberten Kolonien so viel wie möglich endgiltig zu erlangen, das außerfranzösische europäische Festland dem englischen Handel wiederzuöffnen und mit Frankreich selbst wieder zum Handelsverkehr, zu einem Handelsvertrag zu kommen.

Solange das Schicksal Ägyptens noch nicht entschieden ist, haben die Verhandlungen in London nicht viel auf sich, beide Teile finden die der Einigung entgegenstehenden Schwierigkeiten unüberwindlich. Englands Vorschlag, als Grundlage der Verhandlungen den gegenwärtigen Besitz anzuerkennen, weist Frankreich zurück, weil es seine Bundesgenossen nicht preisgeben könne. Darauf kommt man überein, aufgrund des Zustandes vor dem Kriege zu verhandeln. Doch als es auch damit nicht ging, blieb kein anderer Ausweg als die Vergütigung oder Ausgleichung. Bonaparte läßt erklären, Frankreich fordere für sich und seine Verbündeten alle verlorenen Kolonien zurück, Englands ostindische Besitzungen seien eine reiche Entschädigung für Frankreichs Eroberungen am Rhein, in Italien und in Ägypten. Diese Erklärung hat jedoch nur zur Folge, daß England seine Ansprüche bedeutend erhöht. Derzeit tritt Bonaparte allzu heftig, hochmütig und eigensinnig auf. Am 28. Mai gibt er Talleyrand zu einer Note an Hawkesbury Anweisung, worin der Minister über die leicht zu durchschauende Langsamkeit des englischen Kabinetts klagen soll. Er soll schreiben: „Was die kleine Zahl von Meuchelmördern beträfe, die auf Englands Anstiften in Frankreich ihr Wesen trieben, so wären sie wenig zu fürchten und die englische Regierung dürfte keine bedeutende Hilfe von ihnen erwarten."

Diese gereizte, törichte Haltung gibt Bonaparte auch im folgenden Monat, auch dann nicht auf, als sein Plan, durch Bedrängung Portugals England gefügig zu machen, mißlungen ist. Otto hat zu erklären: Frankreich wird trotz des Vertrages von Bajadoz Oporto besetzen; wie es Ägypten nur gegen Rückgabe Maltas und Menorkas räumen wird, wird Portugal seine Provinzen erst herausbekommen, wenn England das von ihm in Amerika eroberte herausgibt. Aber damit macht Otto keinen Eindruck; man weiß in London, daß Spanien den Krieg gegen Portugal nicht wiederaufnehmen will, und überdies hat man die Kunde von der Einschließung Menous in Alexandria bekommen. Hawkesbury, nun des Sieges in Ägypten gewiß, erwidert am 25. Juni gelassen: Wenn England Malta zurückgeben solle, müsse nicht nur Ägypten dem

Sultan zurückgegeben werden, sondern ganz Italien müsse seine alte Unabhängigkeit wiederbekommen; nur für eine kleine portugiesische Provinz könne England seine weiten Eroberungen in Amerika nicht herausgeben, allenfalls könnte Spanien Trinidad zurückbekommen, wenn es Portugal freilasse. Fürs erste schweigt Bonaparte.

Im Juli kommen die Verhandelnden einander näher. Hawkesbury erklärt am 20., bei der bevorstehenden Verdrängung Frankreichs aus Ägypten bestehe England nicht mehr auf der Erwerbung Maltas, sondern wolle es dem Orden zurückgeben, dafür verlange es den Abzug der Franzosen aus Neapel, dann Ceylon, das Kap der guten Hoffnung und entweder Martinique und Trinidad oder Holländisch-Guyana. Darauf gibt Bonaparte am 23. Juli Antwort. Er droht mit der Besetzung Hannovers, wenn die Feindseligkeiten fortdauerten. Er prahlt, Ägypten sei noch keineswegs in den Händen Englands, denn Alexandria werde die Einschließung noch ein Jahr aushalten, und wenn England eine neue Koalition gegen Frankreich bilden wolle, so werde das im Falle des Gelingens kein andres Ergebnis haben, als die Geschichte der Größe des alten Roms zu erneuern. Er willigt ein, daß Ägypten der Pforte, Malta dem Orden zurückgegeben werde, er will Neapel räumen, Portugals Unversehrtheit anerkennen, Ceylon den Engländern lassen, aber ihnen keine Erwerbung in Amerika zugestehen. Das war bei allem Hochmut Nachgiebigkeit. Das englische Kabinett versteht sich nun zwar nicht zur Rückgabe aller Eroberungen in Amerika, sondern es will Holländisch-Guyana behalten und die Antillen zurückgeben oder umgekehrt. Wieder greift Bonaparte zu Drohungen. Er will Hannover zum Tausch- und Entschädigungsgegenstand machen. Er läßt in Boulogne mit Aufsehen die Vorbereitungen zur Landung in England betreiben, ein Schreckmittel, das nicht verfängt.

Nach so scharfem Streite kommt man endlich, im September, zur Verständigung, als England in Amerika nur Trinidad verlangt, und Bonaparte sich entschließt, es herzugeben, auch um, nach Talleyrands Rat, Spanien für seine „Verräterei“ zu bestrafen. Freilich hatte der Erste Konsul noch einen besondren Grund für die Beschleunigung des Friedensschlusses. Das Konkordat war am 15. Juli unterzeichnet, am 10. September bestätigt worden, der Widerspruch, den es bei den politischen Körperschaften und in der Armee fand, mußte durch ein großes Ereignis zum Verstummen gebracht werden. Daher weist Bonaparte am 17. Talleyrand an, dem englischen Kabinett durch Otto das Ultimatum zu stellen: Frankreich wird zwar die Eroberungen, die England nicht zurückgibt, nicht abtreten, aber keinen Widerspruch gegen die Zurückbehaltung erheben, in der Zeit vom 23. September bis zum

2. Oktober soll der Vorfrieden geschlossen oder die Verhandlung abgebrochen werden.

Am 1. Oktober 1801 werden die Friedenspräliminarien zu London unterzeichnet. In ihnen heißt es, „daß Seine Majestät von Großbritannien der Französischen Republik und ihren Verbündeten alle während des Krieges eroberten Kolonien zurückgebe, mit Ausnahme der Insel Trinidad und der holländischen Besitzungen auf Ceylon.“ Diese Insel falle unter die ganze und unbeschränkte Oberherrschaft Seiner Majestät. Das Kap der guten Hoffnung bekommt England zur Mitherrschaft mit Holland. Ferner wird festgesetzt: Ägypten wird der Türkei, Malta dem Johanniterorden zurückgegeben, letztes unter Gewährleistung einer Großmacht, Frankreich zieht seine Truppen aus dem römischen und aus dem neapolitanischen Gebiet zurück, England die seinigen aus den Inseln und Häfen am Mittelmeer. Die Unabhängigkeit Portugals und die der Jonischen Inseln werden anerkannt. Alle zwischen Frankreich und England schwebenden großen Fragen der europäischen Republik werden im Vertrage übergangen.

Bemerkenswert ist die Aufnahme des Vorfriedens in der politischen Welt Englands und Frankreichs.

In London wirkte die bloße Tatsache, daß es mit der Französischen Republik nach 8½ Kriegsjahren zum Vorfrieden gekommen war, auf die Masse der Bevölkerung berauschend. Oberst Lauriston, Adjutant des Ersten Konsuls, wurde als Ueberbringer der Ratifikation mit ungeheurem Jubel empfangen, tausendstimmig erscholl der Ruf vive Bonaparte! Aber als der Inhalt der Präliminarien bekannt wurde, folgte dem Jubel schwere Enttäuschung. Wie hatte ein englisches Ministerium solch einen Vertrag schließen können! Addington konnte geltend machen, daß nach Lunéville kaum jemand in England von einer Fortsetzung des Krieges Nutzen gehofft hatte. Nur die kleine Gruppe Grenville, Windham und Genossen hatte sich gegen jeden Frieden erklärt, der Frankreichs Riesenmacht auf dem Festlande bestehen ließe. Ein solcher Friede, sagten diese Politiker, würde einer vorsichtigen Regierung nicht erlauben, eine einzige Fregatte außer Dienst zu stellen, ein einziges Bataillon außer Kriegsbereitschaft; man müsse alle Kriegslasten weiter tragen, ohne die Vorteile des Krieges, ohne die Segnungen des Friedens. Pitt aber hatte beim Vorfrieden mitgewirkt; daß er sich, wie 1797, für den Frieden aussprach, daß er sich mit einem leidlichen Abschluß zufrieden geben wollte, war für das Ministerium Addington bestimmend gewesen. Am 3. November verhandelt man über den Vorfrieden im Hause des Lords. Spencer nennt ihn eine wahre Kalamität,

einen unsichern und gefährlichen Frieden. Grenville sagt: „England ist wie eine Festung, die ihre Außenwerke verloren hat.“ Der Bischof von Rochester äußert: „Die neue Macht Frankreichs ist vergleichbar der des alten Roms, (sie ist) ihr sogar überlegen: (denn da ist) eine ungeheure Bevölkerung zur Verfügung einer Regierung, die tätiger, energischer ist, als die Roms unter den mächtigsten Cäsaren, (da ist) eine wunderbare Ausdehnung der Küsten, vom Texel bis Brest, die England einer furchtbaren Gefahr aussetzen wird, an dem Tage, wo Frankreich eine Flotte haben wird.“ Addington führt zur Rechtfertigung des Ministeriums die Notwendigkeit an, die Waffenstreckung des Festlandes. „Ein neuer Krieg,“ sagt er, „ist in diesem Augenblick unmöglich.“ Mit 114 gegen 10 Stimmen nimmt das Oberhaus den Vorfrieden an. An demselben Tage berät das Unterhaus darüber. Hier sagt Windham: „Frankreich hat sicherlich die Macht, uns zu vernichten, wir hoffen, daß es nicht die Absicht dazu hat. Wir sind ein erobertes Volk. Bonaparte ist ebenso unser Herr, wie der Spaniens, der Preußens.“ Der französische Ehrgeiz wird nicht ruhen. „Zu glauben, daß Bonaparte keine neuen Eroberungen machen werde, ist eine Ausschweifung.“ Thomas Grenville prophezeit (und wie gut!): „In 12 Monaten werden wir den Krieg mit Frankreich wiederhaben!“ Doch auch das Haus der Gemeinen nimmt die Friedenspräliminarien an. Die Schreie der Entrüstung, die Rufe nach Vergeltung, die dabei ertönten, bezeugten nur die Ohnmacht der Nation gegenüber dem Herrn Europas.

Scharf kennzeichnet Eduard Cook, vordem Unterstaatssekretär im Kriegsministerium, die Prälimarien in seinem Sendschreiben an Castlereagh. „Der Krieg,“ sagt er, „wäre einem Frieden vorzuziehen gewesen, der England ruinieren, seine Finanzen vernichten, seine Macht zu Lande und zu Wasser umstürzen wird. Wir erlauben dem durch Belgien vergrößerten Frankreich, ein politisches und kommerzielles System mit Holland, Spanien, der Schweiz und Italien zu bilden, wir geben ihm den Handel der Antillen zurück; siehe da 70 Millionen Pfund, die verschwinden! Wir hatten mit all diesen Ländern Handelsverträge, wir haben nur noch einen, mit Neapel. Frankreich wird den Handel, der uns entgeht, monopolisieren, ruinieren unsre Industrie, die mit ihren Kapitalien auswandern wird, denn das Geld hat kein Vaterland. Der Krieg dagegen würde unser Handelsmonopol, unsre Oberherrschaft in den Kolonien aufrechthalten, unsren Erzeugnissen ungeheure Absatzgebiete bewahren . . . Drei Jahre den Krieg verlängert wäre weniger beschwerlich als dieser Friede, und Frankreich wird sie nicht aushalten können, denn es hat weder Kredit, noch Finanzen.“

In Paris machte die Nachricht vom Abschluß des Friedens nicht den von Bonaparte gehofften Eindruck. Die politischen Kreise nahmen

sie im großen und ganzen kühl auf; es war für die meisten selbstverständlich, daß der Erste Konsul in keinem wesentlichen Stücke England nachgegeben hatte, denn sonst hätte er die Früchte des letzten Krieges preisgegeben, die Oberherrschaft Frankreichs auf dem Festlande erschüttert. Eine Demütigung vor dem Erbfeinde, das war das letzte, dessen sich die Wortführer der siegreichen Republik versahen. Uebrigens traf zur Zeit die Nachricht von dem Verluste Ägyptens ein.

Ueber den Abschluß und die Bedeutung des Vorfriedens von London dürfte folgendes das Wesentliche sein.

1. Der Vertragsschluß war für beide Teile, unter dem Druck der allgemeinen Kriegsmüdigkeit und Friedenssehnsucht, eine Notsache. England konnte wegen der Ohnmacht der Festlandstaaten bei der Fortsetzung des Krieges nichts gewinnen, und Bonaparte brauchte den Frieden, um das Gewonnene zu sichern, Frankreich wirtschaftlich wiederaufzurichten, seine Verwaltung neuzuordnen, sich als der Retter aus tausend Nöten zu bewähren, den die Nation in ihm sah.

2. Was die Ziele beim Vertragsschluß angeht, so zeigte der Vertrag durch das Uebergehen aller großen Gegensätze zwischen Frankreich und England in der europäischen Politik, daß beide Mächte in Wirklichkeit nur einen Waffenstillstand mit einander schlossen. England hatte den Hintergedanken, den Krieg zu gelegener Zeit wiederaufzunehmen, Bonaparte den, sich im Frieden zu neuem Kriege zu stärken, jedenfalls den Versuchen Englands, eine neue Koalition zu bilden, entgegenzuwirken.

3. Die Bedeutung des Vertrages lag für Frankreich in dem Zeitgewinn zur Erholung von den Kriegsnöten und in dem Verzicht auf seine Orientpläne. Es gab seine Stützpunkte im Mittelmeere, seine Stellungen auf dem Wege nach Indien auf. Für England war das Wesentliche der Verzicht auf die Wiedereröffnung des europäischen Festlandes für seinen Handel. Die ungelöste Handelsfrage, die unerledigte Geldfrage, das war die Besiegelung der einstweiligen Niederlage Englands in dem langen Kampfe gegen Frankreich um die Vorherrschaft in aller Welt.

Die Verhandlungen zu Amiens beginnen zwei Monate nach dem Abschluß des Vorfriedens, am 5. Dezember. Für Frankreich, und auch für Holland und Spanien, deren Vertreter der Erste Konsul trotz der englischen Einsprüche beiseite schiebt, verhandelt Josef Bonaparte, für England Lord Cornwallis. Am 20. November hat Talleyrand nach Anweisung des Ersten Konsuls Josef instruiert: „Sie werden als feststehende Bedingung ansehen, daß die französische Regierung weder vom König von Sardinien, noch vom Stathouder,

Digitized by Google

weder von den inneren Angelegenheiten der Batavischen Republik, noch von den Deutschlands, Helvetiens oder der Italienischen Republik etwas hören will. All diese Gegenstände liegen unsren Verhandlungen mit England gänzlich fern, . . ." In der Tat, die englische Diplomatie erhebt dagegen keinen Widerspruch, und so sind beide Teile darin einig, auch jetzt nichts zu besprechen, was ihre Verhandlungen stören könnte. Es fragt sich, ob Josef mit dem endgiltigen Friedensvertrag, den sein Bruder entworfen hat, durchdringen wird. Im 5. Artikel, der von der Rückgabe der Kontore und Faktoreien in Indien handelt, fordert Bonaparte freie Schiffahrt in den indischen Meeren, auf dem Ganges und seinen Mündungen, freien Handel mit allen Waren, Handel mit Nahrungsmitteln auf dem gleichen Fuße mit England. Diese Forderungen betrieb Otto, der in London vorbereitende Nebenverhandlungen führte, ohne Erfolg. Daher wies Bonaparte Josef bald an, sie fallen zu lassen, damit sie den Friedensschluß nicht verzögerten. Aber er benutzte das Widerstreben Englands, Frankreich Handelsvorteile in Indien zu gewähren, dazu, jedes Handelsabkommen der Republik mit England für den europäischen Verkehr zu verweigern. Am 18. Januar war man zu Amiens dem Einverständnis nahe. Josef forderte: Malta zurück an den Orden unter Garantie der Großmächte. Cornwallis stimmte zu. Doch auf Josefs Vorschlag: Die Franzosen räumen Neapel gleichzeitig mit der Räumung Maltas durch die Engländer — darauf kam die Verhandlung ins Stocken, weil Cornwallis bei Addington auf Widerspruch stieß.

Zum Fortgang kommen die Verhandlungen erst wieder durch das Auftreten und das Eingreifen Bonapartes. Um den Engländern zu zeigen, daß ihre Zögerungen nur dazu dienen, die Dinge auf dem Festland noch ungünstiger für sie zu gestalten, reist er endlich nach Lyon (was er nach dem Friedensschluß hatte tun wollen), gründet dort die Italienische Republik und läßt sich deren Präsidentschaft übertragen. Aber daß Frankreich Elba besetzt hält, daß es eine Expedition nach St. Domingo unternimmt (also in Europa zur See schwächer dasteht), daß es mit so viel Eifer seine Kolonialpolitik wiederaufnimmt, und daß das Gerücht von französischen und holländischen Seerüstungen sich verbreitet, das alles bringt England dazu, in Amiens neue Schwierigkeiten zu machen. Cornwallis soll einige Hauptartikel des Vorfriedens zu Fall bringen, neue Kriegsdrohung soll Frankreich einschüchtern. Bonaparte verkennt nicht die Gefahr, aber er will lieber den Krieg, als die Präliminarien in Frage stellen. Er weist Josef an, sich so streng wie möglich an sie zu halten. Doch räumt er ein: England kann Malta noch 6 Monate nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages besetzt halten, wenn die Franzosen unterdessen in Tarent bleiben. Malta,

dem Orden zurückgegeben, soll unter Neapels Schutz gestellt werden. Die Italienische Republik, die Ligurische Republik, das Königreich Etrurien mögen vom Frieden ausgeschlossen werden, d. h. Bonaparte verzichtet auf die englische Anerkennung dieser Staaten. Als Josef mit diesen Zugeständnissen mit Cornwallis nicht weiter kommt, verliert Bonaparte die Geduld. Er möchte den Frieden mit England und das Konkordat zugleich in Kraft setzen, daher weist er am 8. März Josef an, die Unterzeichnung des Friedensvertrages bis zum 10. zu bewirken. Andrenfalls fürchte er den Krieg nicht; je sache à quoi m'en tenir, car, comme il paraît que les Anglais ont donné des ordres d'armer à Plymouth, il est convenable que je puisse prendre des précautions pour nos flottes. Am folgenden Tage willigt Bonaparte ein, daß die Türkei eingeladen werde, dem Frieden zwischen Frankreich und England beizutreten. Aber auch danach macht das englische Ministerium noch Weiterungen, denn es hat mit der Opposition im Parlament zu kämpfen, mit der öffentlichen Meinung, mit denen, die nicht glauben, daß Bonaparte den Frieden ernstlich will. Noch einmal rasseln beide Mächte mit dem Säbel; von London ergehen Rüstungsbefehle nach den Häfen, Bonaparte tut wenigstens so, als ob er sich zum Kriege vorbereite. In Wirklichkeit wartet er nur mit fieberhafter Ungeduld auf Nachrichten aus Amiens — er verlangt täglich zwei Couriere — und sucht, im Moniteur den Engländern klarzumachen, daß sie in Europa völlig vereinsamt seien.

Schließlich, nach einigem Streit über die Fassung, wird am 26. März 1802 der Vertrag von Amiens unterzeichnet.

Sein wesentlicher Inhalt ist: Es ist Friede zwischen Frankreich, Spanien, der Batavischen Republik einerseits und dem Königreich von Großbritannien und Irland andrerseits. England behält nur Ceylon und Trinidad, es gibt zurück alle andren Kolonien, die es Frankreich und dessen Bundesgenossen genommen hat. Die Unversehrtheit der Türkei wird gewährleistet. Der Prinz von Oranien, der 1795 aus Holland vertriebene Erbstatthalter Wilhelm 5., bekommt eine Entschädigung. Malta, das der Orden zurückbekommt, wird unabhängig, neutralisiert und unter die Gewähr der Großmächte gestellt. England räumt Malta innerhalb dreier Monate nach der Bestätigung des Vertrages. Frankreich räumt Tarent und die römischen Staaten. England räumt alle von ihm besetzten Punkte am Adriatischen Meer, das Mittelmeer im Monat nach der Bestätigung, die eroberten Kolonien in sechs Monaten.

Ueber Bonapartes Schätzung des Friedens von Amiens kann kein Zweifel bestehen. So mühsam war der Friede erreicht worden, so behutsam hatte man alle Schwierigkeiten übergangen, daß ihm so gut wie jedem andren Mitwirkenden klar sein mußte, daß

die Abrechnung Englands mit Frankreich nur aufgeschoben, nicht aufgehoben war. An solcher Auffassung kann auch nicht irremachen, daß Napoleon auf St. Helena sagt: „Zu Amiens glaubte ich, ganz ehrlich, das Schicksal Frankreichs und das meine festgestellt ... Ich schickte mich an, mich nur der Verwaltung Frankreichs zu widmen, und ich glaube, daß ich Wunder zutage gefördert hätte. Ich hätte die moralische Eroberung Europas gemacht, wie ich auf dem Punkt gewesen war, die durch die Waffen zu vollenden ..." Diese Stimmung dürfte der Erste Konsul gehabt haben, denn immerhin war es, sozusagen, ein Wunder, daß er das stolze, mächtige England, das seit einem Jahrhundert der empfindlichste Nebenbuhler Frankreichs war, zu einem Vertrage bewogen hatte, worin es die unerhörte Verletzung seines Vorteils auf dem europäischen Festlande mit Schweigen überging.

Vom Bruch des Friedens von Amiens wird später, im Zusammenhang mit dem Dritten Koalitionskriege zu handeln sein.)

Mit dem Frieden von Amiens ist der allgemeine Friede, der Friede Frankreichs mit allen Mächten der Zweiten Koalition, erreicht, denn schon im Frühling des vorigen Jahres, im Monat nach Lunéville, hat Neapel, schon im letzten Herbst haben auch Portugal, Rußland und die Türkei mit der Französischen Republik Frieden geschlossen. Den Vertrag mit Neapel vom 28. März 1801 und den mit Portugal vom 29. September 1801 kennen wir schon. Mit der Türkei wird der Friede am 9. Oktober 1801 geschlossen. Frankreich setzt danach seine früheren Verträge mit der Hohen Pforte wieder in Kraft, d. h. vor allem: seinen Waren wird die Meistbegünstigung wieder zuteil. Am wichtigsten unter diesen Friedensschlüssen ist natürlich der mit Rußland.

Alexander I. hatte, wie wir wissen, schon im ersten Monat seiner Regierung Kolytschew beauftragt, in nichts nachzugeben. Bald darauf beschloß er, ihn abzurufen und Markow nach Paris zu senden. Dieser, vormals Minister Katharinas 2., galt als der verschlagenste unter Rußlands Diplomaten, als der beste Kopf, als die Perle der russischen Diplomatie.

Die Sendung Markows ist, sozusagen, nur eine verstärkte Auflage der Sendung Kolytschews. Am 9. Juli gibt Alexander seinem neuen Bevollmächtigten eine Instruktion, die die völlige Abkehr Rußlands von Frankreich bestätigt, d. h. die russische Diplomatie ganz auf eigene Füße stellt, und das, was später (1805) kommt, voraussehen läßt. Es heißt da: Die Verhandlungen zu Paris sind die wichtigsten von der Welt, es handelt sich darum, den endgiltigen Frieden Europas schnell herbeizuführen. Wenn sich der Erste Konsul „durch den Strom

der Revolution fortreißen läßt, wird sich daraus der Krieg ergeben, und die Diplomatie wird zum Teppich sprechen müssen, (devra amuser le tapis), bis man über wirksamere Mittel verfügen kann." Wenn dagegen der Erste Konsul, besser aufgeklärt, die Wunden, die die Revolution geschlagen hat, schließen, die Regierungen und das Gleichgewicht Europas berücksichtigen will, so ist eine Annäherung möglich. Zur Zeit Pauls 1. war Bonaparte nur bestrebt, Rußland gegen England aufzubringen, jetzt wird er vielleicht nur Zeit gewinnen wollen. Scharf wendet sich der Instruktor gegen die französische Bedrängung Portugals. Ägypten ist der Türkei zurückzugeben, Neapel von den französischen Truppen zu räumen, der König von Sardinien ist in Piemont wiedereinzusetzen, Bayern und Württemberg sind zu vergrößern. Der Zar will über den Frieden verhandeln, sich sogar mit Frankreich über die deutschen Dinge einigen, aber er will in Europa die erste Rolle, also ebendas, was Bonaparte will. Aus all dem ergebe sich, daß Rußland mit den Höfen von Wien, London und Berlin in Vorteilsgemeinschaft stehe und eine dauerhafte Verbindung mit ihnen suchen müsse. Markow soll jedoch diese Richtung der russischen Diplomatie streng geheim halten, denn der Argwohn, daß sich eine neue Koalition bilde, könnte Frankreich zu neuen Gewalttaten reizen, das Feuer des Krieges wiederanfachen.

Markow wird zum erstenmal am 24. September von Bonaparte empfangen. Dieser ergeht sich zunächst in Lobeserhebungen über Paul 1. „ruhmreichen Angedenkens," des Fürsten, dessen Anschauungen sich so vollkommen mit den Frankreichs gedeckt hätten, daß der Erste Konsul nicht gezögert haben würde, sich zu seinem Leutnant zu machen. Da Alexander sich zu einer weisen, gemäßigten Politik entschlossen habe, handle es sich jetzt nur darum, den Frieden zu schließen. Angelegenheiten zweiten Ranges, wie die des Zaunkönigs von Sardinien, müsse man beiseite lassen. Der Vergrößerung Bayerns und Württembergs stehe nichts im Wege. „Machen wir zunächst Frieden, und dann werden wir von andrem sprechen!" Markow erwidert: Ganz Europa wird sich der Wegnahme Piemonts widersetzen. Bonaparte darauf: „Nun wohl, möge es kommen und es wiedernehmen!" Es folgen Konferenzen Markows mit Talleyrand, die dieser hinzieht, bis der Vorfriede mit England geschlossen ist. Wiederholt bringt der russische Bevollmächtigte die piemontesische Frage vor, aber da er sieht, daß nichts zu erreichen ist, gibt er schließlich darin nach.

Am 8. Oktober 1801 wird der Friede zwischen Frankreich und Rußland geschlossen. Im öffentlichen Vertrage vom 8. sagen die Mächte einander zu, die Machenschaften der Ausgewanderten nicht zu dulden; d. h. Rußland wird bei sich den Bour-

bons und ihren Helfern entgegentreten, Frankreich bei sich den polnischen Agenten. Im geheimen Vertrage vom 10. Oktober wird festgesetzt: Frankreich und Rußland werden bei der deutschen Entschädigungssache vollkommen Hand in Hand gehen (nach dem „unveränderlichen Grundsatz der Aufrechthaltung eines gerechten Gleichgewichts zwischen den Häusern Oestreich und Brandenburg"), sie werden unter sich ein genaues Einverständnis herstellen, um die weitern Angelegenheiten Italiens und des Heiligen Stuhles freundschaftlich zum Austrag zu bringen, sie werden sich freundschaftlich und in aller Güte mit dem Nutzen des Königs von Sardinien befassen und dabei alle Rücksichten nehmen, die mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge verträglich sind. Frankreich gewährleistet die Unabhängigkeit des Königreichs Neapel, es wird es nur so lange besetzt halten, bis das Schicksal Ägyptens entschieden ist. Rußland wird den Frieden zwischen Frankreich und der Türkei vermitteln. Der Erste Konsul und der Kaiser werden sich gemeinsam um Mittel bemühen zur schleunigen Herbeiführung des allgemeinen Friedens, auf den Grundlagen dieses Vertrages und zur Sicherung der Freiheit der Meere.

Die Bedeutung des Friedensvertrages Frankreichs mit Rußland war:

1. Bonaparte ließ sich Rußlands Einmischung in die italienischen Dinge anscheinend gefallen; in Wirklichkeit lag da, bei den weit auseinander gehenden Wünschen der beiden Mächte, für Rußland alles im Ungewissen. Dagegen bekam er die russische Unterstützung bei der Neuordnung der deutschen Dinge zugesichert, wobei zwar die Entschädigung Preußens für seine linksrheinischen Verluste unbestimmt blieb, aber Klarheit und Einigkeit darüber bestand, daß Baden, Württemberg und Bayern zu vergrößern seien, daß das Nebeneinander von Oestreich, Preußen und den süddeutschen Staaten im Deutschen Reiche, die deutsche Uneinigkeit, zu erhalten sei.

2. Aber Bonaparte kam seinem Hauptziel, der Vereinsamung Englands, nicht näher, denn daß Rußland in den großen europäischen Fragen andre Wege gehen werde als England, ebendas war nicht ausgemacht. (Von Gewicht war auch, daß Rußland am 17. Juni 1801 mit England einen Vertrag geschlossen hatte, wonach es, ohne Rücksicht auf seine Genossen im Nordbund, beim Seerecht der Neutralen England nachgab, sich mit ihm verglich. Der Friede zwischen beiden Mächten war also seit Monaten Tatsache.)

Endlich ist, nach allen Verträgen, die den allgemeinen Frieden ausmachen, auch klar, was der Bericht des Ersten Konsuls über die Lage der Republik am 22. November 1801 bedeutet. Er sagt darin, Frankreich habe nun endlich den

Frieden, den es durch seine großmütigen Anstrengungen verdient habe: die natürlichen Grenzen, den Gürtel von ihm verbündeten Republiken, Piemont, die erworbenen und wiedererworbenen Kolonien. „Frankreich wird sich des Friedens erfreuen, es wird seine Marine wiederherstellen, seine Kolonien neuordnen, alles neuschaffen, was der Krieg zerstört hat. Bringen wir in die Werkstätten des Ackerbaus und der Künste diesen Eifer, die Beständigkeit, diese Geduld, die in den schwierigen Umständen Europa in Erstaunen gesetzt haben. Vereinigen wir mit den Anstrengungen der Regierung die Anstrengungen der Bürger, um zu bereichern, um zu befruchten alle Teile unsres Gebietes . . .“ Das war die Friedensschalmei eines, der sich und andren einreden wollte, das Schicksal Frankreichs festgestellt zu haben, und doch am besten wußte, daß der Friede mit den Mächten der Zweiten Koalition nur ein fauler Friede war.

F. Der Sturz der deutschen Reichsverfassung.

Nach Campo Formio, Rastatt, Lunéville, Amiens kommt der Schlußakt in dem Vorgehen der Französischen Republik gegen die Zweite Koalition, der Sturz der deutschen Reichsverfassung durch den von Bonaparte dem Reichstage zu Regensburg aufgenötigten Reichsdeputationshauptschluß oder Rezeß vom Februar 1803.

Zur Vorgeschichte des Sturzes der deutschen Reichsverfassung ist hier vor allem festzustellen, daß der Erste Konsul mit seinem Eingreifen in die deutschen Dinge nicht eine neue oder von ihm ersonnene Politik betrieb, sondern auch dabei nur die Lösung einer Aufgabe übernahm, die sich die Große Revolution gestellt hatte. Im Jahre 1792 hatte der Conseil exécutif provisoire den Rhein als Grenze Frankreichs bezeichnet, im Jahre 3 der Republik, 1795, hatte der Wohlfahrtsausschuß über diese Grenze verhandelt, und, um sie zu erlangen, vorgeschlagen, die auf dem linken Rheinufer zu entsetzenden Fürsten auf dem rechten durch Säkularisation, Verweltlichung der geistlichen Fürstentümer, zu entschädigen. Dabei war das letzte Ziel der republikanischen Diplomatie, die Festlandmächte mit Frankreich gegen England zu vereinigen, um dieses zur Anerkennung der französischen Grenzen zu nötigen. Dazu wurde Preußen die Oberherrschaft in Norddeutschland angeboten, Oestreich Landentschädigung in Bayern und in Italien, Spanien Eroberungen in Portugal. Den ersten Erfolg in der Rheingrenzefrage hatte Frankreich im Ersten Koalitionskriege, durch den Abfall Preußens von der Koalition, durch

den Frieden zu Basel vom 5. April 1795, wobei Preußen einwilligte, das linke Rheinufer gegen eine Entschädigung auf dem rechten an Frankreich abzutreten. Es gab nun neben dem kriegführenden Teil des Deutschen Reiches ein neutrales Norddeutschland, ein Deutschland nördlich der Demarkationslinie, das die Reichsunversehrtheit preisgegeben hatte. Das Direktorium setzte die Diplomatie des Wohlfahrtsausschusses fort und mit Erfolg. Nicht nur schloß es am 5. August 1796 einen zweiten geheimen Vertrag mit Preußen, worin dieses ohne Klausel der Abtretung des linken Rheinufers zustimmte, sich zum Grundsatz der Säkularisation bekannte und sich gewisse Entschädigungen versprechen ließ, sondern auch mit Württemberg und Baden schloß es zu derselben Zeit Sonderfriedensverträge, worin diese Staaten ihre linksrheinischen Besitzungen und die Reichssache der Französischen Republik preisgaben. Auf Preußen, auf Norddeutschland, auf Baden und Württemberg folgte Oestreich; freilich erst nach blutigem Streit willigte es im Frieden von Campo Formio in die Abtretung des linken Rheinufers, stimmte es der Entschädigung der linksrheinischen Fürsten in Deutschland grundsätzlich zu, wenngleich noch verschämter Weise, in geheimen Artikeln. Danach der Erfolg Frankreichs zu Rastatt im Frühjahr 1798: das Deutsche Reich stimmt der Abtretung des linken Rheinufers zu und nimmt den Grundsatz an, die ihr Land verlierenden weltlichen Fürsten durch geistliches Gebiet auf dem rechten Rheinufer zu entschädigen. Der Krieg von 1799 vernichtete das Werk von Rastatt, aber der von 1800 stellte es wieder her. Der Friede von Lunéville bestimmte: Die auf dem linken Rheinufer außer Besitz gekommenen erblichen weltlichen Fürsten sollen im Deutschen Reiche entschädigt werden, „im Einklang mit den auf dem Rastatter Kongreß förmlich aufgestellten Grundsätzen." Das war Bonapartes Werk.

Die Diplomatie des Ersten Konsuls gegenüber dem Deutschen Reiche gründet sich also auf die seiner Vorgänger, auf die des Direktoriums und des Konvents. Er hatte für Deutschland den obersten Grundsatz der Revolution, die Verweltlichung der Güter der toten Hand, angenommen, seitdem er in der hohen Politik mitsprach, hatte er für die deutsche Säkularisation gewirkt. Und auch hinsichtlich ihres Umfanges wich er nicht von dem ab, was man in Frankreich etwa seit zehn Jahren gefordert hatte. Sieyès hatte 1795 im Wohlfahrtsausschuß die völlige Aufteilung der deutschen geistlichen Fürstentümer unter die weltlichen deutschen Fürsten als notwendig hingestellt. Sein Ziel war, Oestreich und Preußen so weit wie möglich nach Osten zu drängen, am Rhein nur schwache Staaten als Frankreichs Nachbarn zu haben, Kleinstaaten, die bei Frankreich gegen die großen deutschen Staaten Schutz suchen und finden sollten. Eine solche Politik

war mit den geistlichen Staaten nicht zu machen, denn ihre nichterblichen Fürsten hatten keine dauerhafte Hauspolitik, keine dynastischen Ziele. Wollte Frankreich seine Hand in den deutschen Dingen haben, so mußte es dahin wirken, daß die Säkularisation, die beim Westfälischen Frieden (1648) begonnen worden war, fortgesetzt wurde. Daß Bonaparte dieser Gedankengang geläufig war, war selbstverständlich. Erinnern wir uns nur, wie er im November 1797 in Rastatt auftrat, so kennen wir schon sein Programm. Als er damals über den metaphysischen Körper, die deutsche Reichsverfassung ohne Zusammenhang, spottete, über diesen Kodex, den die Gelehrten wohl noch würden ändern müssen, da sagte er auch, die kleinen deutschen Souveränen sollten fühlen, daß Frankreich ihr natürlicher Beschützer sei. Also ganz wie Sieyès hielt er dafür, daß zu Frankreichs Nutzen die Zersplitterung der Kräfte im Deutschen Reiche erhalten werden müsse.

Hier ist der Punkt, wo man sich die Meinung Deutschlands über die Französische Revolution und über den Ersten Konsul zu vergegenwärtigen hat.

Dem Geschlechte, das in Frankreich die Revolution machte, entsprach im Deutschen Reiche das Geschlecht, das unter Friedrich 2. und Josef 2. (1740—90) herangewachsen oder zu reifen Jahren gekommen war und die geistige Führung innehatte. Friderizianer und Josefinisten — wenn man die Hauptträger der deutschen Kultur in der Revolutionszeit so nennen will — waren abgesagte Gegner des mittelalterlichen Staatswesens, der geistlichen Alleinherrschaft und Mitherrschaft im Staate. Der Antiklerikalismus war also das, was die deutsche Intelligenz mit der Großen Revolution gemein hatte, wesentlich auf ihm beruhte die Neigung, die in Deutschland der fränkischen Umsturzbewegung entgegengebracht wurde, und im übrigen besagte die Losung in tyrannos! alles, was auch den Vorwärtsstrebenden in deutschen Landen am Herzen lag. Es konnte nicht anders sein: die „guten Deutschen," die Fürsprecher der Duldsamkeit, der Humanität, der Aufklärung, diese Weltbürger, die so eng mit der französischen Bildung verknüpft waren, dieses Volk der Denker und Dichter, das die Jämmerlichkeit seiner sozialen und politischen Zustände beklagte, dieses Deutschland sah im Beginn der Revolution erwartungsvoll auf Frankreich, wo das Morgenrot der Freiheit emporstieg, wo ein Völkerfrühling im Werden war. Die besten deutschen Geister erwarteten das Heil der Welt von Frankreich und ließen sich (wie z. B. Georg Forster, 1754—94) in ihrer Meinung von der Heilsamkeit der Revolution auch dann nicht beirren, als sie sich in der Schreckensherrschaft austobte. Ein Zusammenbruch der Revolution erschien den vorwärts drängenden Deutschen jedenfalls als der Anfang vom Ende — wenn die Revolution Fiasko machte,

dann kam die Reaktion, um den Völkern die alte Leier von Thron und Altar aufs neue vorzuspielen!

Natürlich, daß die Deutschen, die so dachten, dem Ersten Konsul starke Neigungen entgegenbrachten. Es war der letzte Pfeil im Köcher der Revolution; nachdem all deren Führer, von Mirabeau bis Sieyès, die Welt enttäuscht hatten, erschien er wie vom Himmel gesandt, um in Frankreich Ordnung zu schaffen, die Errungenschaften der Revolution, also das Heil der Welt, zu sichern. Um 1802 war Bonaparte seit Jahren für die deutsche Geisteswelt eine Persönlichkeit, der die größte Beachtung und hohe Bewunderung zukam. Um den Sieger von Marengo, den Mann, der im Mittelpunkte der Welt stand, genauer kennen zu lernen, zogen vom Sommer 1800 an Scharen von gebildeten Deutschen nach Paris, unter ihnen Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schlegel, August von Kotzebue. Was er zu Campo Formio und zu Lunéville dem Deutschen Reiche zu leide tat, tat ihm keinen Abbruch bei einem Volke, das eine Heimat, aber kein Vaterland hatte, bei dem Partikularismus und Weltbürgertum das nationale Empfinden dermaßen einschränkten, daß es garnicht in die Wagschale der Dinge geworfen wurde. Die Abtretung des linken Rheinufers galt nicht für eine Halssache; für die Rheinländer war sie im wesentlichen eine Wohltat, für Preußen und die ihm nachgeordneten Reichsstände ein Landverlust, der eine fette Entschädigung heischte, für Oestreich zwar eine tiefe Demütigung, doch schließlich auch nur eine Entschädigungsfrage. Was galt in diesem Reiche mit 300 Landeshoheiten, darunter 200 geistliche , der Westen den andren Landesteilen, was waren Oestreich und Preußen einander, daß sie sich vereinigt hätten, um fremde Hände von deutschem Lande abzuhalten! Das stand fest: wenn Bonaparte die Neuordnung im Deutschen Reiche betreiben, bei der Entschädigung der linksrheinischen Fürsten entscheidend auftreten wollte, so war zu erwarten, daß die deutschen Reichsstände sich eher mit ihm als unter einander verständigten. Und endlich mußte grade der weltbürgerliche Deutsche denken, die Hauptsache sei, daß die Verweltlichung des Reiches zu Ende geführt werde, und Nebensache, wer dazu verhelfe.

Im ganzen: bei den Zuständen im Deutschen Reiche, bei den Gegensätzen zwischen den Dynastien und bei dem sonderstaatlichen Wesen, war der mächtigste Mann der Zeit bei einer Sache, die den Verträgen nach eine internationale war, der berufene Vermittler. Mit andren Worten: Im Beginn des 19. Jahrhunderts war Bonaparte in der Meinung des eines politischen Mittelpunktes und eines großen politischen Zieles entbehrenden Deutschlands noch nicht der Hassenswürdige,

sondern der Mann, mit dem alle zu ihrem Heile glaubten rechnen zu müssen.

Wie die Vorgeschichte des Sturzes der Deutschen Reichsverfassung, so dessen Geschichte — in Paris wird über die Entschädigung als über eine diplomatische Sache verhandelt und beschlossen, am Deutschen Reichstage zu Regensburg wird das in Paris beschlossene genehmigt, wie in Paris gepfiffen wird, so wird in Regensburg getanzt.

Wir sehen zunächst auf den Gang der Entschädigung in Paris, auf die Abmachungen der Firma Bonaparte-Talleyrand mit den deutschen Reichsständen und mit Rußland.

Im Frühjahr 1801, unmittelbar nach dem Frieden von Lunéville, wurde Paris, „das Foyer der hohen Politik," zum Platz für den Handel um deutsche Länder. Da sah man u. a. die Agenten der beiden hessischen Höfe und die fast aller fränkischen Stände, die auf kurmainzisches und fuldaisches Gebiet rechneten. Da waren die gewandten weltlichen Vertreter der Bistümer Würzburg und Bamberg, die Gesandtschaften Nürnbergs und Windsheims, zweier tief verschuldeter Reichsstädte, die mit genauer Not das Reise- und Kostgeld für ihre Sendlinge aufgebracht hatten. Auch Hamburg und Bremen waren vertreten, und von den Reichsständen erschienen in Person die Erbprinzen von Isenburg und Hechingen, der Graf von Solms-Laubach, der Graf von der Leyen und ein Graf Leiningen. Diese kleinen deutschen Herren und der Schwarm der Agenten von ihresgleichen waren zur Stelle neben den Vertretungen Bayerns, Württembergs, Badens, Preußens und Oestreichs. Für Paris galt, was Thugut über Rastatt geschrieben hatte, es glich „einem großen Jahrmarkte, wo mit reichsständischen Besitzungen Tausch und Handel getrieben wird." Wie man in Rastatt mit schwerem Gelde sogar französische Gesandtschaftslakaien bestochen hatte, so spielte auch in der Hauptstadt Frankreichs das gute deutsche Geld seine Rolle, denn Talleyrand und Genossen liehen ihre Dienste nicht umsonst. Wenn sich, wie H. C. E. von Gagern erzählt, die greisen Matadore der deutschen Diplomatie im Hause des Ministers bald um die Gunst eines verzogenen Kindes, bald um die Liebkosung eines Schoßhündchens bemühten, wenn sie alle kleinen gesellschaftlichen Künste aufwandten, um bei Talleyrand und seiner Umgebung in Gunst zu kommen, wenn da der stolze deutsche Reichsadel sang, Plumpsack und Blindekuh spielte, um sich angenehm zu machen, so kam deshalb keiner der Speichellecker billiger zum Ziele. Die Zahlstelle war Regensburg. Dort nahm (s. die Memoiren Karl Heinrichs Ritters von Lang!) ein Verwalter des Fürsten von Bartenstein, der berühmte Entschädigungsmäkler Feder

bei der französischen Gesandtschaft, das Geld für die nachgesuchten Entschädigungen und Vergrößerungen entgegen, durch ihn gelangte es an den Bankherrn Durand in Paris und durch diesen an Madame le Grand, Talleyrands Maitresse. In Paris hatte bei der Entschädigungssache der Straßburger Mathieu die Leitung, der in deutschen Dingen bewandert war. In seiner Dachstube, berichtet von Gagern, wurden die deutschen Provinzen zerschnitten, wurde bei kleinen vertraulichen Schmausereien die künftige Gestalt des Deutschen Reiches festgesetzt. „Der Einfluß dieses Mathieu," sagt Lang, „gründete sich auf sein Verhältnis mit dem Fürsten von Löwenstein, mit dem er zu gleicher Zeit auf der Schule war, so wie hinwiederum Löwenstein ein Schulkamerad von Talleyrand gewesen. So wurden Pagenstreiche am heiligen römischen Reiche verübt. Der Familie Löwenstein wuchs sogar der Mut so groß, daß sie sich bei dem künftigen Abgang der bayrischen Familie die Reichsnachfolge wollte versichern lassen." Von den Geldsachen weiß Lang weiter zu erzählen: „Nassau-Weilburg versprach den Franzosen 600 000 Gulden; weil es aber nur mit 400 000 einhielt, wurden ihm die schon zugesagten Entschädigungen um ein Drittel gestrichen. Hessen-Kassel bot 20 000 Louisdor, die mit Verachtung zurückgewiesen wurden, dagegen versprach Hessen-Darmstadt 1 Million, und dem Herrn Mathieu insonderheit noch 2 Rittergüter. Wittgenstein zahlte 2000 Louisdor, um sich damit eine Geldentschädigung von 300 000 Talern zu verschaffen. Württemberg, wie es sich selbst in aufrichtigem Schmerzensruf berühmte, lieferte seine Summe zentnerweis und als geringen Abfall überdies noch dem Herrn Mathieu eine Rente von 8000 Louisdor, dem Gesandten La Forêt 1000 Louisdor und eine Dose von 20 000 Gulden an Wert. Derselbe Mathieu erhielt von Baden an Geld und Kostbarkeiten 6000 Louisdor, und der russische Staatsrat von Bühler eine Dose zu 4000 Louisdor."

Genug von der Schmach, womit sich die deutschen Reichsstände, die Edlen der Nation, im geheimen beluden; freilich konnte sich da einer mit dem Verhalten des andren und mancher mit der Not der Zeit entschuldigen. So viel mit Geld in Paris zu bewirken war, der Gang der Dinge regelte sich im wesentlichen nach den Erfordernissen der hohen Politik, nach dem Gutdünken der ausschlaggebenden Mächte, Frankreichs und Rußlands. Man beachte, daß Bonaparte nun zum erstenmal ein großes diplomatisches Spiel treibt! Bisher hatte er sich durch Sonderfriedensschlüsse nach und nach mit den Feinden Frankreichs abgefunden — der Friede mit England sollte sein Werk krönen — nun aber stand er vor der Aufgabe, die deutsche Entschädigungssache mit Oestreich, Preußen, den deutschen Mittelstaaten und Rußland zu erledigen, also ein verwickeltes, mannigfach verzweigtes diplo-

matisches Geschäft zum Ziele zu führen. Das Ziel aber war, der Niederlage Oestreichs zu Lunéville die zu Regensburg folgen zu lassen, bei der Entschädigung das Haus Habsburg zum ersten Leidtragenden zu machen. Das konnte nur gelingen, wenn die französische Diplomatie es verstand, die einen gegen die andren auszuspielen, vor allen Rußland gegen Oestreich und dessen Parteigänger. Wir werden klar sehen, wenn wir uns gesondert vergegenwärtigen die Verhandlungen zwischen Frankreich und Rußland, die zwischen Preußen und Frankreich und die zwischen Preußen und Rußland, endlich die zwischen Oestreich und Frankreich.

Bei den Verhandlungen zwischen Frankreich und Rußland kann man drei Stufen unterscheiden.

Erstens: Zunächst nach seinem Regierungsantritt hat Alexander I. an der Entschädigung noch keine große Lust, wie er überhaupt noch nicht maßgebend auftritt. Es galt für die deutschen Angelegenheiten die Formel Panins, des Ministers des Auswärtigen, Preußen und Oestreich seien „in dem durch gegenseitige Eifersucht bestärkten vollkommenen Gleichgewicht" zu erhalten. (Denkschrift.) Das hieß, im Deutschen Reiche sollten die Machtverhältnisse möglichst geringen Veränderungen unterworfen werden. Und das stimmte einigermaßen zu der auswärtigen Politik der Entsagung, wozu sich Alexander derzeit bekannte, die auch Fürst Kotschubei, der Ende 1801 Panins Nachfolger wurde, noch als die Politik des Zaren verkündete. Rußland — das war der gute Vorsatz — sollte seine Macht auf die Besserung der heimischen Zustände gründen, auf Eroberungen verzichten, sich von den europäischen Wirren fernhalten. Es sei, versicherte Kotschubei gelegentlich, der unerschütterliche Entschluß des Zaren die zeitweilige Zurückhaltung des nicht herausgeforderten Staates von allen auswärtigen Händeln. Noch war Alexanders Urteil über Bonaparte unreif. Er bewunderte ihn und glaubte, er werde seinen Ruhm darin suchen, die soziale Ordnung in Frankreich zu befestigen. Aber die Diplomatie, die in Paris im Namen des Zaren getrieben wurde, stimmte zu der besagten Selbstbescheidung ganz und gar nicht. Wir sahen, schon die Instruktion, die Markow am 9. Juli mit nach Paris bekam, bedeutete alles andre, nur keine Entsagung. Was die deutschen Dinge betraf, so war da von der Einigung des Zaren mit Frankreich die Rede, von der Vergrößerung Württembergs und Bayerns. Also schon im ersten Vierteljahr seiner Regierung hatten die süddeutschen Dynastien den Zaren, ihren Verwandten, für die Wahrung ihres Vorteils gewonnen; d. h. die russische Diplomatie hatte im Sommer 1801 ihr ursprüngliches Programm aufgegeben, sie war für Entschädigung, aber auch für Vergrößerung. Daher schlug sie bei dem geheimen Vertrag

vom 10. Oktober des Jahres in die Hand Bonapartes ein. So schließt die erste Stufe der französisch-russischen Verhandlung über die Regelung der deutschen Dinge.

Zweitens: Demnächst gibt Rußland durch sein mißgünstiges Verhalten gegen Preußen den Anstoß dazu, daß Preußen sich Frankreich zuwendet, und daß die Verhandlung über die Entschädigung zwischen Rußland, Oestreich, Preußen und Frankreich gemeinsam geführt wird, und zwar in Paris. Der Deutsche Reichstag ist nun von den Großmächten beiseite geschoben, und das ist aller Welt klar: zwischen Frankreich und Rußland besteht ein Zusammenwirken. Aber noch sind die beiden Mächte über den Hauptpunkt nicht einig; was Frankreich Preußen zuwenden will, ist Rußland nicht genehm. Daher wird von russischer und von französischer Seite die Verhandlung bis nach dem Frieden von Amiens verschleppt.

Drittens: Auch nach dem Frieden von Amiens bleibt Rußland zunächst bei seinem Widerspruch gegen die Preußen zugedachte Gebietszuweisung. Markow will Preußen keine Vergrößerung, sondern nur eine Entschädigung zugestehen, dabei bleibt er auch dann noch, nachdem er zur Nachgiebigkeit angewiesen worden ist. Er weicht erst zurück, nachdem Bonaparte und Talleyrand ihn im Mai durch geheime Verträge mit Württemberg, Bayern, Baden und Hessen-Darmstadt überrumpelt haben. Jetzt, am 3. Juni, stimmt er für Rußland einem allgemeinen Entschädigungsplane zu, der auf den genannten Sonderverträgen beruht und dem Reichstage zu Regensburg zum Beschluß vorgelegt werden soll. Im Juli genehmigt der Zar die Uebereinkunft. Damit schließt die dritte und letzte Stufe ab. Rußland geht bei der Entschädigung fortan im Schlepptau Bonapartes.

Die Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich und die zwischen Preußen und Rußland stehen im engsten Zusammenhang, denn bei dem Verzichte Preußens auf eine selbständige auswärtige Politik war sein Auftreten bald von der Stimmung in Paris, bald von der in Petersburg, bald von der einen und der andren zugleich abhängig.

Wir unterscheiden in dem Gange der preußisch-französischen und der preußisch-russischen Verhandlungen fünf Stufen.

Erstens: Die Bemühungen Preußens, sich Frankreichs und Rußlands Gunst zu sichern, gründen sich auf die Neutralität, die Preußen seit 1795 bei den Koalitionskriegen bewahrt hatte, und schließlich auf sein Bestreben, zwischen Frankreich und Rußland den Frieden zu vermitteln und Preußen mit ihnen zu einem Dreibund zu vereinigen. Die Vermittlerrolle Preußens kennen wir schon. Es nahm sie im

Januar 1800 auf, indem Friedrich Wilhelm 3. in Paris erklären ließ, daß er bereit sei, die friedfertigen Gesinnungen Frankreichs in Petersburg zur Kenntnis zu bringen. Schon damals, als Bonaparte von Preußen bewaffnete Vermittlung forderte, damit Oestreich die französischen Friedensbedingungen annehme, vor allem die Abtretung des linken Rheinufers, schon damals zeigte sich, was sich in der Folge stets zeigen wird, daß Bonaparte an Preußen größere Ansprüche stellte, als es erfüllen konnte. Zunächst danach sieht sich Preußen zur Zurückhaltung genötigt. Erst nach Marengo gibt es sie auf, indem Friedrich Wilhelm 3. am 30. Juni in Paris aufs neue seine Vermittlung anbieten läßt, entweder zum allgemeinen Frieden oder zum Sonderfrieden zwischen Frankreich und Oestreich. Daran war Bonaparte nichts gelegen. Nur die Vermittlung bei Rußland war ihm willkommen, doch diese wurde schon nach wenigen Monaten durch die unmittelbare Annäherung Rußlands an Frankreich überflüssig. Der neue preußische Gesandte, der Marchese Lucchesini, ein Diplomat aus der Schule Friedrichs des Großen, der am 28. Oktober 1800 nach Paris kam, erkannte bald, daß Preußens Vermittlerrolle ausgespielt war. Demnach blieb der preußischen Diplomatie nur übrig, sich in Paris und Petersburg ganz der Entschädigungssache zu widmen. Preußen begehrte die Oberherrschaft in Norddeutschland und einen Gebietszuwachs in Franken, und seine Diplomatie war, die Erfüllung seines Begehrens von dem guten Willen Frankreichs und Rußlands zu erwarten. Aber darum war es schlecht bestellt. Als Bonaparte Lucchesini endlich, am 8. November, empfing, warf er Preußen unfreundliche Zurückhaltung gegen Frankreich vor. Er wünschte zwar eine Verständigung über die Abtretung des linken Rheinufers und über die Entschädigung, aber Rußland ließ er beiseite. Dann verlangte Talleyrand, daß Preußen Frankreich die Abtretung und den dauernden Besitz des linken Rheinufers verbürge. Lucchesini mußte vom Verhandeln vorläufig abstehen und Rußlands Eingreifen abwarten; nur wenn zwischen Frankreich und Rußland gut Wetter war, konnte ja, wie man in Berlin dachte, der preußische Weizen blühen. Erst Ende 1800, nachdem Paul 1. in Berlin hatte erklären lassen, daß er mit der Abtretung des linken Rheinufers und mit der Entschädigung der weltlichen Fürsten einverstanden sei — auch ein Hinweis auf seine unmittelbare Verhandlung mit Frankreich fehlte nicht — erst danach nahm Preußen die Verhandlung in Paris wieder auf. Lucchesini sollte einen Vertrag des Inhalts abschließen: Abtretung des linken Rheinufers, Säkularisation, Räumung des rechten Rheinufers und Hollands, Unabhängigkeit der Schweiz, Neapels u. a. m. Jetzt wollte Preußen Frankreich sogar den Besitz des linken Rheinufers verbürgen, wenn die Ge-

bietsbestimmungen des allgemeinen Friedens ebenfalls verbürgt würden. Diesen Vorschlägen hatte der Gesandte durch Betonung des Einverständnisses mit Rußland Nachdruck zu geben. Das war im Januar 1801, als Bonaparte einem Bündnis mit Rußland nahe zu sein glaubte. Er antwortete Lucchesini, die Zugeständnisse Preußens hätten keinen Wert mehr; was Frankreich gewinne, verdanke es den Gefallenen von Hohenlinden. Von der Räumung des rechten Rheinufers wolle er vor dem Friedensschluß mit Oestreich nichts hören. Danach bekommt Lucchesini von Talleyrand den kühlen Bescheid, der Friede mit Rußland müsse allen andren Abmachungen vorausgehen, das Verhältnis Frankreichs zu Preußen sei und bleibe von dem Verhältnis Frankreichs zu Rußland abhängig. So endet die erste Stufe der Verhandlungen Preußens mit den beiden Mächten.

Zweitens: Nach Lunéville, im Februar 1801, hält man in Berlin neuerdings über die Entschädigung Rat. Man beschließt, bei der Befestigung der Oberherrschaft in Norddeutschland zu beharren und sich mit einer Entschädigung durch geistliche Besitzungen am Rhein und in Westfalen nicht zufrieden zu geben. Nach Vorschlägen Haugwitzens und Hardenbergs entscheidet der König: Preußen soll fordern die fränkischen Bistümer Bamberg und Würzburg, einige reichsunmittelbare Städte in Franken, das Bistum Hildesheim, Osnabrück und das Eichsfeld mit Erfurt. Das hätte Preußens Oberherrschaft in Norddeutschland befestigt und ihm in Süddeutschland eine maßgebende Stellung gesichert. Natürlich wünschte man, daß die Säkularisation auch den andren weltlichen Ständen zugute käme, derart, daß das Reich besonders nach Westen hin widerstandsfähiger werde. Dieser Plan wurde, soweit er Preußens Forderungen betraf, in den nächsten Monaten, Februar und März, in Paris und in Petersburg mitgeteilt, an beiden Orten ohne Erfolg.

Die Antwort aus Petersburg bestand in dem Entschädigungsplan Pauls I., den der russische Gesandte am 25. März in Berlin vorlegte. Danach sollte Preußen Hannover, Bayern Württemberg, der Herzog von Württemberg die Unterpfalz, Münster und Hildesheim bekommen. Wie auf Befehl schlägt nun Preußen eine neue Richtung ein. Der König entscheidet, daß Hannover unter gewissen Bedingungen als Entschädigung anzunehmen sei. Ja er, der erst kürzlich auf Pauls I. Drängen den Engländern die Mündungen der Elbe und Weser verschlossen hatte, besetzt Ende März auf Wunsch des Zaren Hannover. (Bei andrer Gelegenheit wird darauf zurückzukommen sein.) Aber Pauls Tod machte der neuen Richtung der preußischen Diplomatie jäh ein Ende. Im April gab Preußen den Handel auf der Elbe und der Weser wieder frei, seine Truppen ließ es in Hannover,

nur, um Frankreich von einer Besetzung des Landes abzuhalten. Alexander 1. hielt zunächst seine Meinung über die Entschädigung zurück. Erst im Mai, nach wiederholtem Drängen, ließ er in Berlin erklären, in eine Besetzung Frankens könne Rußland nicht willigen, und mit der Räumung Hannovers sei es einverstanden. Die Stellung Rußlands zur Entschädigung blieb im Ungewissen. Daher sah sich Preußen genötigt, einen neuen Versuch zu machen, mit Frankreich selbständig ins Reine zu kommen; es heischte in Paris Antwort auf die Mitteilung seiner Pläne vom Februar. Aber es wurde vom Ersten Konsul ebenso beschieden, wie es unlängst von Paul 1. beschieden worden war. Bonaparte wollte von den fränkischen Bistümern nichts hören; Hannover sei für Preußen die beste Erwerbung. (Das zeigte die Spannung an, die zwischen Frankreich und der Regierung des neuen Zaren bestand.) Am 22. April sagte auch Talleyrand zu Lucchesini, Preußen solle als Entschädigung Hannover ins Auge fassen. Und Anfang Mai hat Beurnonville Preußen Hannover förmlich anzubieten, unter Vorbehalt der Selbständigkeit der Hansastädte. Frankreich verlangt dagegen die Abtretung von Neuenburg und Valengin. Zwar will Preußen Hannover nur als seinen Teil beim allgemeinen Frieden, aber es nimmt Frankreichs Angebot an, unter der Bedingung, daß die französische Regierung mit England wegen Hannovers unterhandle. Käme sie nicht zurecht, so rechne Preußen auf die französische Unterstützung zur Erwerbung der Bistümer Bamberg und Würzburg.

Drittens: Demnächst (Mai, Juni) nähern sich Preußen und Oestreich einander; sie verständigen sich über die Entschädigung. Infolgedessen wird am Reichstage zu Regensburg eine Reichsdeputation niedergesetzt, „um die in dem Luneviller Friedensschluß einer besondren Uebereinkunft vorbehaltenen Gegenstände im Einvernehmen mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen und zu erledigen.“ Nun scheint es noch möglich, die Entschädigung durch Zusammenwirken der Reichsstände zu erledigen. Preußen will sich der Entscheidung des Reichstages fügen, wegen des Widerspruches Oestreichs und Bayerns gegen preußische Erwerbungen in Franken will es seine Entschädigung in Westfalen, Hildesheim und Osnabrück suchen. Preußen legt demnach im Juli in Paris einen Entwurf zu einem Entschädigungsvertrage vor, worin alle seine bisherigen Wünsche zusammengestellt sind. Der Erfolg ist: in Paris, wo man zur Zeit in den Schwierigkeiten mit England steckt, geht man auf die Franken betreffenden Wünsche ein, gesteht man die Besetzung von Bamberg und Würzburg zu. (Bayern sollte Augsburg und einige schwäbische Städte, Oestreich Salzburg und Berchtesgaden und das Gebiet von Passau besetzen.) Dafür sollte Preußen für die französischen Truppen

Digitized by Google

Hannover räumen. In Berlin verhielt man sich demgegenüber ablehnend; man erklärte, ein Vertrag mit Frankreich sei nur noch aufgrund der Entschädigung in Westfalen möglich. Freilich ist diese Phase der preußischen Diplomatie im September vorbei. (Mai bis September 1801.) Der Gegensatz, der das Einvernehmen mit Oestreich aufhebt, ist: Oestreich will die geistlichen Kurfürstentümer erhalten. Es bekundet das, indem es nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian von Köln und Münster den Erzherzog Anton an dessen Stelle erwählen läßt, also die Säkularisation erschwert.

Viertens: Daher folgt Preußens erneute Anlehnung an Frankreich. Oestreich dagegen wendet sich an Rußland, um durch dieses die preußischen Forderungen herabzudrücken. Im November bietet Alexander 1. beiden Mächten seine Vermittlung an; Rußland will in Berlin mit Preußen und Oestreich die Entschädigung sachlich erledigen, nur förmlich soll sie in Regensburg erledigt werden. Preußen nimmt das an, fordert aber zu den weitern Verhandlungen die Zuziehung Frankreichs, denn es vermutet, Rußland und Oestreich seien im Einverständnis. Doch in Wien ist man keineswegs mit Rußland zufrieden; man widerspricht dessen Vorschlägen zur Entschädigung Preußens, man will Berlin nicht als Verhandlungsort. (In dieser Zeit ließe Kotschubei am liebsten die Entschädigung auf sich beruhen, aber der Zar hat Geschmack daran bekommen. Deshalb ist des Ministers Verfahren, in Berlin zur Mäßigung, in Wien zur Nachgiebigkeit aufzufordern, in Paris dazu, das Raubsystem Preußens nicht zu unterstützen. Am letzten Orte wirkt Markow gegen Preußen und für Oestreich, sogar dann, wenn die preußischen Ansprüche als französische Vorschläge vorliegen.) Wichtig ist: Preußen erreicht bei Rußland die Zuziehung Frankreichs zu den Verhandlungen, es bewirkt, daß sie nach Paris verlegt werden. Das heißt: Preußen schiebt Rußland und Oestreich beiseite, sucht die Entscheidung nicht mehr im Reiche, sondern in Paris, nicht mehr beim Reichstage, sondern bei Bonaparte. Bezeichnend für diese Wendung ist Haugwitzens Wort zu Beurnonville: „Wir haben Rußland zu schonen, vor Oestreich uns zu hüten, Frankreich zu lieben."

Fünftens: Das preußisch-französische Einvernehmen entwickelt sich ziemlich langsam, vom Herbst 1801 bis zum Frühjahr 1802. Beide Mächte stimmen in der Säkularisation grundsätzlich überein; das zeigt sich auch darin, daß Frankreich Preußens Widerspruch gegen die Wahl des Erzherzogs Anton unterstützt. (Preußen erkennt dafür das Königreich Etrurien an.) Auch sind beide Mächte für die Entschädigung des Hauses Oranien, des aus Holland vertriebenen Erbstatthalters Wilhelms 5., der der Schwager des Königs von Preußen ist. Höchst sorgsam pflegt nun Preußen sein Verhältnis zu Frankreich. Lucchesini

erklärt in Paris, Preußen wolle die Entschädigungsfrage nur im Verein mit Frankreich lösen. Bei den folgenden Verhandlungen schlägt Talleyrand Preußen zunächst die Erwerbung Mecklenburgs vor. Er entwickelt Mitte Dezember Lucchesini rückhaltslos die Ziele des Ersten Konsuls. Nach ihnen soll Oestreich über den Inn zurückgewiesen, Preußen vom Rhein und aus Süddeutschland verdrängt werden, sollen zwischen beiden Staaten die weltlichen Reichsstände, vor allem Bayern, zu intermediären Staaten werden. Bonaparte, sagt Talleyrand, wünsche Preußens Vergrößerung und Stärkung, aber durch Erwerbungen in der Nähe des Rheins werde es Holland und Frankreich benachbart, was leicht zu Entzweiungen führen könnte. Bonaparte wolle auch den letzten starken Nachbarstaat von der französischen Grenze entfernen. „Sucht Euch," bekommt Lucchesini zu hören, „weiter rückwärts etwas Passendes aus!" Schon Friedrich der Große habe die Erwerbung Mecklenburgs geplant, dessen Herzöge könnten leicht in Westfalen entschädigt werden. Demnächst verhandelt Preußen wirklich mit den Herzögen, doch ohne Erfolg. Danach legt es im Januar 1802 in Paris einen Plan vor, der Bonapartes Zielen Rechnung tragen soll; es will auf Münster, vorbehaltlich eines kleinen Landstrichs, verzichten und sich mit Osnabrück, Hildesheim, Erfurt-Eichsfeld und Paderborn begnügen. Aber Bonaparte, der derzeit mit der Gründung der Italienischen Republik beschäftigt ist, geht auch darauf nicht ein. Dann, am 19. Februar, bietet Talleyrand Preußen den Abschluß eines geheimen Vertrages an, wonach es, gegen Anerkennung der Aenderungen in Italien, in Westfalen reichlich entschädigt werden und dort sofort, gedeckt durch ein französisches Korps, einrücken soll. Friedrich Wilhelm 3. nimmt am 2. März diesen Vorschlag unter Bedenken wegen Rußlands an. In der Tat wird er durch dessen Einspruch hinfällig, worauf Talleyrand ihn ohne weiteres ableugnet. Erst nach dem Friedensschluß mit England nimmt sich Bonaparte der deutschen Dinge ernstlich an, und bietet nun Preußen, nach Verabredung mit Rußland, bei weitem weniger als vorher. Bei der Verhandlung, die Beurnonville im Mai zu Paris mit Lucchesini zu beginnen hat, will Frankreich Preußen zugestehen: außer einigen Reichsstädten und Abteien Paderborn, Hildesheim und das Eichsfeld und einem kleinen Teil von Münster, für den Prinzen von Oranien Fulda und Corvey. Lucchesini verlangt darüber hinaus nur einen größeren Teil des Bistums Münster mit der Stadt Münster und mit der Ems als Grenze. Das insgesamt ist das, was *Preußen in seinem Vertrage mit Frankreich* vom 23. *Mai* 1802 zugesichert wird. Es gewinnt danach viel an Land, Einwohnern und Einkünften, rundet jedoch sein Gebiet nicht ab, kräftigt seine Stellung in Norddeutschland ungenügend und verzichtet darauf, in Süddeutsch-

land Fuß zu fassen. Preußen besetzt die ihm von Frankreich zuerkannten Gebiete, ehe noch der Reichstag zu Regensburg seine Zustimmung gegeben hat. Es kann seinen Besitz als gesichert ansehen, nachdem Rußland in seinem Vertrage mit Frankreich vom 3. Juni 1802 den französischen Entschädigungsplan angenommen hat.

Die Verhandlungen zwischen Oestreich und Frankreich, die zu Oestreichs Niederlage führen, gründen sich auf die Verträge von Campo Formio und Lunéville. In dem ersten Vertrage bestimmte der geheime Artikel 5: „Die Französische Republik wird ihre guten Dienste verwenden, damit der Kaiser in Deutschland das Erzbistum Salzburg . . . erlange.“ Zu Lunéville wurde festgesetzt, auch der Großherzog von Toscana sei in Deutschland zu entschädigen, und zwar durch Salzburg und Berchtesgaden. Also auch Oestreich war mit der Säkularisation grundsätzlich einverstanden; wenn Preußens Zukunft von der Verweltlichung der geistlichen Staaten abhing, so wollte man zu Wien wenigstens den in Toscana gestürzten Verwandten des Hauses Habsburg mit geistlichem deutschem Lande entschädigen. Sonst wollte man natürlich der Verweltlichung enge Grenzen ziehen, denn Preußen und die Mittelstaaten zu stärken, das Reich auf diese Art verteidigungsfähiger zu machen, das lag dem Kaiserhause nicht am Herzen.

In Lunéville ist Cobenzl nach Unterzeichnung des Friedensvertrages darauf aus, mit Frankreich über die Entschädigung ins Einvernehmen zu kommen, ja er erstrebt nichts Geringeres, als die Kaunitzsche Politik, die zum französisch-östreichischen Verteidigungsbündnis von 1756 geführt hatte, wiederherzustellen. Er gibt Josef Bonaparte einen Entwurf ohne Unterschrift und Datum, worin er sich für das engste Bündnis ausspricht; wenn es bestehe, werde keine andre Macht mehr wagen, einen Schuß auf dem Festlande abzufeuern, werde Bonaparte zur See erreichen, was er auf dem Festland erreicht habe. Josef weigert sich zwar, diese Gedanken bei seinem Bruder zu vertreten, aber er befürwortet Cobenzls Wunsch, in Paris empfangen zu werden, und mit Erfolg. Bei den folgenden Verhandlungen sind drei Stufen zu unterscheiden.

Erstens: Cobenzl merkt in Paris sogleich, daß das Wetter für Oestreich nicht gut ist. Er kann seinen vertrauten Umgang mit Josef Bonaparte nicht fortsetzen, da dieser sich aufs Land zurückzieht, und der Erste Konsul will ihn nicht vor der Bestätigung des Friedens von Lunéville sehen. Erst am 8. März empfängt er ihn unter Aufbietung großen Gepränges. Drei Stunden lang spricht er zu dem östreichischen Minister über alles Mögliche, wobei er es an Drohungen und boshaften Bemerkungen über den Kaiser und dessen

Umgebung nicht fehlen läßt. Ueber die Entschädigung bemerkt er, Oestreich könne sich für seine Verluste vollauf Entschädigung in der Türkei holen. Schert Euch nach Osten! das war der Gehalt seiner Worte. Anders ließ er danach Talleyrand sprechen. Der Erste Konsul, vernahm Cobenzl, wolle die Entschädigung mit Oestreich allein beendigen; das sei das beste Mittel, die deutsche Reichsverfassung zu erhalten, nur so könne der Großherzog von Toscana seine Entschädigung in Deutschland bekommen. Man bestärkte Cobenzl in dem Glauben, Frankreich werde für den Großherzog einen Teil von Bayern bis zum Inn zugestehen. Ja Josef hat ihm vorzugaukeln, da Toscana wertvoller sei, als man bisher angenommen habe, sei es nötig, dem Großherzog auch noch München zu geben, also bayrisches Gebiet bis an die Isar. Das sollte Josef auf seinem Landgute mit Cobenzl ins Reine bringen, dann sollte Preußen das Geschehene erfahren; Josef gibt vor, niemand mehr zu fürchten als den zudringlichen Lucchesini. Cobenzl kann sich am Ziel seiner Wünsche glauben, denn Frankreich bietet reiche Entschädigung dem Großherzog von Toscana, Erhaltung der geistlichen Kurfürsten, Nichtentschädigung Preußens, all das für die Sonderverhandlung mit Oestreich! Bonapartes Bestreben war einerseits, Oestreich bei Preußen, Bayern und Rußland bloßzustellen, andrerseits, Preußen durch Aussicht auf reichen Gewinn zur Sonderverhandlung zu verlocken. Einen Augenblick gibt sich Cobenzl Einbildungen hin, dann durchschaut er das Spiel. Gleichwohl läßt er es sich weiter gefallen, bis die Verhandlungen plötzlich stocken. Josef erklärt, er habe keine Instruktionen, Talleyrands Langsamkeit trage die Schuld. Als dann Cobenzl, nach Pauls 1. Tod, die Gunst des Augenblicks benutzt, sich Kolytschew zu nähern, behandelt man ihn wieder besser. Doch hinsichtlich der Erwerbung eines Teils von Bayern für Oestreich bekommt er nur ausweichende Antworten; offenbar will Bonaparte Oestreich hinhalten, um Zeit zu gewinnen, zum Friedensschluß mit England und zu Verhandlungen mit den andren deutschen Mächten. Cobenzl erklärt seinem Hofe endlich, seine Anwesenheit in Paris sei unnütz, nur in Gemeinschaft mit Rußland sei auf die Erfüllung des Vertrages von Lunéville zu hoffen. (1. Juni 1801.)

Zweitens: Die Verhandlungszeit vom Juni 1801 bis zum Ende 1802. Ende Juni 1801 langt von Wien in Petersburg Fürst Schwarzenberg an, er hat den Auftrag, das durch Frankreich und Preußen gegen Oestreich erregte Mißtrauen zu beseitigen. Da Oestreich seit dem Tode Pauls 1. am russischen Hofe unvertreten geblieben ist, findet Schwarzenberg, zumal da seine Instruktionen ungenügend sind, kein Vertrauen. Ebenso verfehlt die Ernennung des Wiener Polizeiministers Saurau zum Gesandten in Petersburg ihren Zweck;

ein Knauser kommt da, der nicht aufzutreten, nicht zu imponieren weiß. An der Newa behauptet Frankreich das Feld; dessen Sendling, Duroc, erlangt eine Uebereinkunft, wonach Rußland und Frankreich sich zur Regelung der europäischen Angelegenheiten verbinden. (Das ist die Grundlage für den geheimen Vertrag von Paris vom 10. Oktober.) Nun sucht Oestreich in Berlin eine Verständigung durch die Sendung des Grafen Philipp Stadion, aber sie ist verfrüht. Demnächst verschlechtert es seine Beziehung zu Preußen noch mehr durch die Wahl des Erzherzogs Anton, des Bruders des Kaisers, zum Kurfürsten von Köln und Fürstbischof von Münster. Auch gelangt Oestreich mit Bayern über die Entschädigung des Großherzogs von Toscana zu keiner Einigung. Seine Lage nach Lunéville ist: es ist vereinsamt, in Paris, in Petersburg, in Berlin, in München findet es für seine Wünsche keine Unterstützung. Bonaparte betrachtet Oestreich durchaus mit Mißtrauen. Sein neuer Gesandter, der Staatsrat Champagny, einer seiner tüchtigsten Köpfe, trifft am 21. September in Wien ein. Er hat die Instruktion, das Hauptziel sei die Erhaltung des wiederhergestellten Friedens. Dabei müsse er, mahnt Talleyrand, auf seiner Hut sein. Oestreich sei darauf aus, mit Rußland, Preußen, England in enge Beziehungen zu kommen; es betrachte den Frieden von Lunéville solange nicht als vollgültig, wie die übrigen europäischen Angelegenheiten, insonderheit die deutschen, nicht geordnet seien. In Paris ist zur Zeit östreichischer Gesandter Philipp Cobenzl. So wenig wie sein Vetter Ludwig vorher vermag er in der Entschädigung etwas zu erreichen. Bonaparte, der durch Sonderverträge mit den Gegnern Oestreichs zum Ziel kommen will, schreibt darüber an Talleyrand: „Auf diese Weise findet sich das Deutsche Reich in zwei Teile geteilt, weil dessen Angelegenheiten von zwei verschiedenen Mittelpunkten aus entschieden werden. Besteht die Verfassung Deutschlands noch, wenn das einmal in Szene gesetzt worden ist? Ja und nein; ja, weil sie nicht zerstört ist, nein, weil die Angelegenheiten nicht um ein Stückchen geregelt sein werden, und weil mehr als je der Gegensatz zwischen Berlin und Wien bestehen wird." Oestreich vermag also nichts zu verhindern; die Uebereinkunft Frankreichs mit Rußland, die Sonderverträge Frankreichs mit Preußen und den süddeutschen Staaten werden in aller Heimlichkeit abgeschlossen. Daher wirkte es in Wien wie ein Donnerschlag, als die französisch-russische Verständigung, der Entschädigungsplan vom 3. Juni 1802, bekannt wurde. Oestreich sah sich übergangen, überlistet, übervorteilt; erst durch den Moniteur erfuhr sein Gesandter das Geschehene. Nach der ersten Empörung und Bestürzung beeilt sich die Wiener Diplomatie, bei Rußland auf dessen früheres Angebot zur Entschädigung zurückzukommen. Die Antwort

lautet: Zu spät! Man bettelt dann bei Bonaparte. Seine Antwort ist, Oestreich habe nur sich allein, seinen von Anfang an übertriebenen Forderungen, seiner Unentschlossenheit und außerordentlichen Langsamkeit, die Zurücksetzung zuzuschreiben. (Talleyrand an Champagny am 19. Oktober 1802.)

Drittens: Oestreich widersetzt sich dem französisch-russischen Entschädigungsplan, weil ihm der preußische Gewinn zu groß, der östreichische zu klein ist. Um seiner Forderung nach einer Aenderung des Planes Nachdruck zu geben, besetzt es nicht nur die dem Großherzog von Toscana zugedachten Alpenländer, sondern auch das Bistum Passau, das Bayern bekommen soll. Danach nötigt Bonaparte den preußischen Gesandten in Paris, am 5. September mit Frankreich und Bayern einen Vertrag zum Schutze des letzten zu schließen, ohne daß der Gesandte die Vollmacht dazu einholen konnte. Doch unter dem Druck des neuen Unfriedens mit England will Bonaparte die deutschen Angelegenheiten bald erledigt wissen. Er droht Oestreich mit Gewalt, läßt ihm freilich zugleich erklären, er sei noch immer bereit, Bayern zur Abtretung des Bistums Eichstädt an den Großherzog von Toscana zu bewegen, auch wolle er den Austausch von Ortenau und Breisgau gegen die für Tirol so wichtigen Bistümer Brixen und Trient begünstigen und dem Großherzog den Kurfürstenhut verschaffen. Bedingung sei, daß Oestreich sofort seinen Widerspruch in Regensburg aufgebe und mit Frankreich eine Uebereinkunft schließe. Wie Bonaparte drängt auch Rußland Oestreich, die Entschädigungsangelegenheit zu erledigen, ja es gibt zu verstehen, daß es beim Wiederausbruch des Krieges auf Frankreichs Seite sein werde. Nach allem gibt Oestreich nach. Philipp Cobenzl schließt mit Talleyrand in Paris das Uebereinkommen vom 26. Dezember 1802, wonach Oestreich die Ortenau nebst dem Breisgau an den Herzog von Modena abtritt, Passau räumt und Trient und Brixen bekommt. Der Großherzog von Toscana bekommt jetzt außer Salzburg, Berchtesgaden und einem Teil des passauischen Gebietes, noch das Bistum Eichstädt. (An demselben Tage muß sich Oestreich zu einem zweiten Vertrage bequemen, worin es die Veränderungen in Italien anerkennt.)

Der Gang der Entschädigung am Reichstage zu Regensburg sei im Folgenden skizziert.

Gegen Ende Februar 1801 wird dem Reichstage mit einem kaiserlichen Hofdekret der Friedensvertrag von Lunéville zur Bestätigung vorgelegt. In dem Dekret und in einem Rundschreiben entschuldigt sich der Kaiser, daß er ohne Vollmacht vom Reiche den Frieden mit Frankreich geschlossen habe. Ein hartes Verhängnis schwebe über

Deutschland, die Vorstellung von einem noch härtern und der Gedanke, daß man allgemein den Frieden gewünscht habe, habe seinen Entschluß bestimmt, das Unvermeidliche anzunehmen. Schon am 7. März wird der Friedensvertrag bestätigt, nebst einer Klausel zur Wahrung der Rechte des Reichstages bei Verabredungen über die innere Verfassung des Reiches.

Kurz vorher, am 5. März, ist dem Reichstage ein zweites Hofdekret zugegangen, worin ein Reichsgutachten gefordert wird „über die Art der reichsständischen Mitwirkung zur Beendigung des vorgedachten Friedenswerkes.“ Die Verhandlungen hierüber beginnen am 30. März. Nachdem viele Pläne vorgebracht worden sind, stellt Bayern am 20. April den Antrag: dem Kaiser die weitere Einleitung der noch zu erledigenden Friedensgeschäfte in der Weise zu übertragen, daß er seine Anträge dem Reichstage vorlegen lasse. Preußen tritt dem bei, worauf am 30. April der preußisch-bayrische Antrag angenommen wird: „Die gänzliche Berichtigung der noch vorbehaltenen Gegenstände und damit die Erledigung des Friedenswerkes einzuleiten und noch vor deren Festsetzung und Berichtigung die aus dieser Einleitung sich ergebenden Resultate dem Reiche zu einer schleunigen neuen Beratung mitzuteilen.“ (Inzwischen sind in Paris mannigfache Verhandlungen über die Entschädigung in Gang gekommen.) Erst am 26. Juni ergeht von Wien die kaiserliche Antwort auf den Reichstagsbeschluß vom 30. April. Kühl, fast geringschätzig wird in dem neuen Hofdekret die dem Kaiser angebotene Einleitung der Verhandlungen abgelehnt; man tat so, als verstände man unter der Einleitung Verhandlungen des Kaisers mit Frankreich. Bei diesem, erklärte man, werde ein Auftrag von solcher Beschränkung nicht zum Ziele führen. Der Kaiser fordert den Reichstag auf: vor allem ein vollständiges Gutachten über die noch einer besondren Uebereinkunft bedürfenden Gegenstände dem Reichsoberhaupt vorzulegen. D. h. der Kaiser schiebt dem Reichstage die Entschädigung wieder zu. Demnächst, als man in Regensburg, nach einem halben Jahre, noch keinen Schritt vorwärts gekommen ist, mahnt der französische Geschäftsträger zur Beschleunigung, doch auf die Frage, ob Frankreich eine Verhandlung am Reichstage wünsche und schon mit dem Kaiser einig sei, ist die Antwort ausweichend. Wiedermal kommt der Gang der Sache am Reichstage ins Stocken.

Im September, nach Oestreichs Mißerfolg in Paris und Petersburg, ergeht die Weisung, für die Niedersetzung einer außerordentlichen Reichsdeputation mit unbeschränkter Vollmacht zu stimmen. Die große Nachgiebigkeit des Kaisers besteht darin, daß Oestreich zu Mitgliedern der Deputation nur zwei vorschlägt, die unbedingt seine Parteigänger sind. Die Folge ist: am 2. Oktober kommt es zu einem Reichsgut-

achten, worin „die den Ständen des Reiches bei dem Friedenswerke zukommende Konkurrenz" einer außerordentlichen Reichsdeputation übertragen wird. Sie hat die Vollmacht: „die in dem Lunéviller Friedenschluß einer besondren Uebereinkunft vorbehaltenen Gegenstände im Einvernehmen mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen und zu erledigen." Endlich, nach 7 Monaten, ist also der Reichstag darüber einig, wie die Entschädigungsangelegenheit behandelt werden soll. Aber am Ende des Jahres 1801 ist noch nichts andres sicher als die französische Einmischung.

Ja den Anstoß zur ernstlichen Behandlung der Sache bekommt die Reichsdeputation erst im Sommer 1802. Ende Juli, nachdem im Monat vorher der französisch-russische Entschädigungsplan aufgestellt worden ist, ergeht ein Hofreskript an den Reichstag, des Inhaltes: Frankreich und Rußland wollen die Berichtigung der Entschädigungen im reichsgesetzlichen Wege vornehmen, der Kaiser will alles zur ungesäumten Eröffnung der Reichsdeputation vorkehren. Die Ausführung des „von Kaiser und Reich mit Beistimmung Frankreichs und Rußlands festzustellenden Planes" darf „in keinem andren als gesetzmäßigem Wege" vor sich gehen, und „alle eigennützigen Schritte und Gewalttaten" müssen ferngehalten werden. (Aber diese letzte Mahnung fruchtete nichts. Im August besetzt Preußen das ihm von Frankreich zugesicherte Gebiet, dann besetzt Oestreich Passau, Bayern den ledigen Teil des Bistums Passau.) Am 24. August folgt die Eröffnung der Reichsdeputation. In der Erklärung des kaiserlichen Bevollmächtigten hieß es, die Entschädigungen sollten mit Gerechtigkeit abgewogen, nicht unter dem Vorwande eines angeblichen Gleichgewichts verteilt werden, die Verfassung des Deutschen Reiches, „das Resultat gereifter Erfahrungen vieler Jahrhunderte," solle in jeder Hinsicht erhalten werden. Dagegen überreichen Frankreich und Rußland dem Reichstage ihren Entschädigungsplan mit der gebieterischen Aufforderung: darüber die schleunigste und ernsthafteste Beratung anzustellen und zum Vorteile Deutschlands wie des europäischen Friedens alles, was die Entschädigung betreffe, in zwei Monaten zu erledigen. Ohne Widerspruch nimmt der Reichstag diese Aufforderung hin. Nun gehen die Dinge vorwärts, freilich immer wieder unter Schwierigkeiten. Anfang September nimmt die Reichsdeputation den französisch-russischen Entschädigungsentwurf vorläufig an, am 21. Oktober gibt sie dem veränderten Entwurf, mit „verbindlichem Danke" für die Bemühungen der auswärtigen Gesandten, ihre Zustimmung, am 23. November bringt sie den Entwurf in der dritten Redaktion als Hauptschluß heraus. Da der Kaiser ihn dem Reichstage nicht vorlegen will, tun das am 6. Dezember Frankreich und Rußland. Es ergeht die französisch-russische Auf-

forderung an den Reichstag zur schleunigsten Erwägung des Reichsdeputationshauptschlusses. Beide Mächte setzen überdies eine neue Abstimmungsweise durch, die die Annahme des Hauptschlusses sichert. Im Dezember gibt Oestreich seinen Widerstand auf. Es willigt am 23. darin, den Hauptschluß dem Reichstage vorzulegen, es schließt am 26. die besagten Verträge mit Frankreich, wobei es sich verpflichtet, sich für die ungesäumte Annahme und Bestätigung des Hauptschlusses zu verwenden.

Es folgt der letzte Akt der Tragikomödie von Regensburg. Am 7. Januar 1803 beginnt der Reichstag die Beratung über den Hauptschluß. Am 1. Februar legen Frankreich und Rußland den Entwurf zu einer neuen Organisation des Fürstenrates vor, der ein Teil des Hauptschlusses werden soll. Die Reichsdeputation stimmt dem zu, und am 25. Februar legt sie den französisch-russischen Entschädigungsentwurf in vierter Redaktion zur Genehmigung vor. Am 21. März 1803 nimmt der Reichstag den Reichsdeputationshauptschluß an und beantragt beim Kaiser die Genehmigung. Sie trifft Ende April ein. Der Kaiser bestätigt den Hauptschluß im ganzen, legt aber gegen Einzelheiten sein Veto ein. Insbesondere versagt er ausdrücklich seine Zustimmung der Gestaltung des Fürstenrates. Nach der neuen Verteilung der Virilstimmen stehen dort 54 oder 55 katholische Stimmen 77 oder 78 protestantischen gegenüber, wogegen früher 57 oder 58 katholische 53 oder 54 protestantischen gegenübergestanden hatten. Frankreich und Rußland haben also dem kaiserlichen Einfluß im Reiche den Rest gegeben, den Sturz der deutschen Reichsverfassung besiegelt. Hauptsächlich dagegen richtete sich die bedingte Bestätigung, die Franz 2. dem Werke von Regensburg-Paris gab.

Der wesentliche Inhalt des Reichsdeputationsschlusses ist:

1. Beseitigt sind die geistlichen Fürsten mit Ausnahme des Kurfürsten von Mainz, der als Kurerzkanzler des Reiches (von Dalberg) mit einem Gebiet ausgestattet wird, das gebildet ist aus den Resten des Erzstiftes Mainz auf dem rechten Rheinufer, dem Bistum Regensburg und den Städten Regensburg und Wetzlar. Der erzbischöfliche Stuhl von Mainz wird auf die Domkirche von Regensburg übertragen, die Würde „eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland“ sollte auf ewige Zeit damit vereinigt bleiben.

Von den geistlichen Orden bleiben nur der Deutsche Orden und der Johanniterorden bestehen. Der Deutsche Orden bekommt ehemaligen geistlichen Besitz in Vorarlberg, im östreichischen und im deutschen Schwaben, der Jo-

hanniterorden die Grafschaft Bonndorf im Schwarzwald, die Stifter, Abteien und Klöster im Breisgau und noch 5 andere Abteien.

Als freie Reichsstädte bleiben bestehen 6: die Hansastädte, Hamburg, Lübeck und Bremen, und Frankfurt, Augsburg und Nürnberg. Alle übrigen Reichsstädte werden wie die geistlichen Gebiete zu Entschädigungen verwendet.

Zu Kurfürstentümern werden erklärt: Hessen-Kassel, Baden, Württemberg und Salzburg.

2. Oestreich bekommt die Bistümer Trient und Brixen, zur vollen Entschädigung für die Ortenau und den Breisgau, die es dem Herzog von Modena überläßt. Der Großherzog von Toscana bekommt das Erzbistum Salzburg mit der Propstei Berchtesgaden, einen Teil des Hochstiftes Passau und das Bistum Eichstädt.

3. Preußen, das Kleve, Mörs und Geldern auf dem linken Rheinufer und Landstriche an der holländischen Grenze verloren hatte, ungefähr 48 Quadratmeilen mit 127 000 Einwohnern, Preußen bekommt als Entschädigung und Vergrößerung: die Bistümer Hildesheim und Paderborn, den besten Teil des Hochstiftes Münster mit der Stadt Münster, Erfurt und die kurmainzischen Besitzungen und Rechte in Thüringen, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Cappenberg und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar, insgesamt über 230 Quadratmeilen mit über einer halben Million Einwohner. Abgesehen von Hannover, wird nun das preußische Gebiet zwischen Elbe und Rhein nur noch durch kleine Gebiete andrer Staaten unterbrochen. Durch die Erwerbungen in Thüringen faßt Preußen inmitten der sächsischen Herzogtümer Fuß. Der Prinz von Oranien bekommt die Bistümer Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund, einige Stifter, als oranisches Fürstentum mit einer Million Einkünfte.

4. Bayern, das zu Campo Formio und Lunéville u. a. das Fürstentum Zweibrücken, das kurpfälzische Land links vom Rhein, verloren hatte, das nun auch seine pfälzischen Aemter auf dem rechten Rheinufer an Baden, Hessen, Nassau und Leiningen abgeben muß, alles zusammen fast 200 Quadratmeilen mit 600 000 Einwohnern, Bayern bekommt als beträchtliche Vergrößerung: den größten Teil des Bistums Würzburg, die Hochstifter Bamberg, Freisingen, Augsburg und einen Teil von Passau, eine Menge Abteien, Reichsstädte und Reichsdörfer in Franken und im östlichen Schwaben u. a. m., lauter wertvolle Gebiete, die den bayrischen Besitz zwischen Lech und

Inn abrunden, dem Kurfürstentum gegen Oestreich einen starken Damm geben, durch die Ausbreitung von der tiroler Grenze bis zum Main, dem Staate erst die Möglichkeit zur rechten Entwicklung verschaffen.

5. Baden wird für seine ehemaligen linksrheinischen Besitzungen am reichlichsten entschädigt. Baden bekommt: das Bistum Konstanz, die rechts vom Rhein gelegenen Hochstifter Speyer, Straßburg und Basel, dann Heidelberg und Mannheim, eine Menge Abteien und Reichsstädte. Bei einem Verluste von 8 Quadratmeilen mit ungefähr 25 000 Einwohnern beläuft sich die Entschädigung auf fast 60 Quadratmeilen mit 237 000 Einwohnern. Danach war das neue Kurfürstentum ein schmales Grenzland von der Neckarmündung bis zur Schweiz, vielfach durchbrochen von andren Gebieten, kein abgerundeter Staat.

6. Württemberg bekommt, für einen Verlust von 7 Quadratmeilen mit 14 000 Einwohnern, an geistlichem Gute die Propstei Ellwangen und viele Abteien und Klöster, dann die Reichsstädte Eßlingen, Hall, Gmünd und Heilbronn, insgesamt 29¼ Quadratmeilen mit 110 000 Einwohnern, mehr als das Vierfache des Verlorenen.

7. Hessen-Kassel bekommt für den Verlust von St. Goar, Rheinfels und für den Verzicht auf Corvey weniger als 1 Quadratmeile, u. a. die mainzischen Aemter Fritzlar, Naumburg, Neustadt und Amöneburg, dann die Stadt Gelnhausen. (Das kam von den 20 000 Louisdor, die die Geldschneider Talleyrands mit Verachtung zurückgewiesen hatten.) Hessen-Darmstadt bekommt dagegen als reiche Entschädigung: das ehemals kölnische Herzogtum Westfalen, viele mainzische Aemter, einige pfälzische, den Rest des Bistums Worms und andren geistlichen Besitz mehr. Für einen Verlust von 13 Quadratmeilen eine Entschädigung von ungefähr 100. Auch Hessen-Nassau wird gut entschädigt.

8. Oldenburg bekommt das Bistum Lübeck.

9. Hannover bekommt das Bistum Osnabrück.

Die Bedeutung des Reichsdeputationshauptschlusses ist im wesentlichen folgende.

Erstens: Zur Umwälzung im Deutschen Reiche gab den Anstoß die Eroberung des linken Rheinufers durch die Französische Republik. Bonaparte, der die Politik der natürlichen Grenzen übernahm, der in den Verträgen von Campo Formio und Lunéville das linke Rheinufer Frankreich sicherte, Bonaparte nahm nach Lunéville als treibende und regelnde Kraft die Neuordnung der deutschen Dinge auf sich und zwar um

die politische Ohnmacht des Reiches zu vertiefen und dauernd zu machen.

Zweitens: Bonapartes Eingreifen in die deutschen Dinge wurde durch die Zustände im Reiche sehr begünstigt; die Reichsstände führten es durch ihre Zwietracht herbei, beschleunigten es und gaben ihm weiten Spielraum. Vor allem wirkte da der unversöhnliche Gegensatz zwischen Preußen und Oestreich, dann der Gegensatz Preußens und der süddeutschen Staaten gegen die östreichische Vormacht, endlich der tausendfache Widerstreit im Nutzen bei den Reichsständen insgesamt. Infolgedessen und infolge der Weltlage, bei Frankreichs Vormacht in Europa, wurde Bonaparte der angerufene und der beste Vermittler. (Die Versäumnis Oestreichs, sich nicht sogleich nach Lunéville der Leitung der deutschen Dinge zu bemächtigen, die Zeit zu benutzen, wo Bonaparte mit England, Rußland, Preußen und den süddeutschen Staaten noch zu keiner Uebereinkunft gekommen war, diese Versäumnis war der letzte, passive Widerstand gegen eine dynastische Revolution, die keinesfalls zu Gunsten der östreichischen Machtansprüche im Reiche verlaufen konnte. Wenn Oestreich keine neue politische Bahn einschlagen wollte, so versäumte es nichts andres, als selber den geistlichen Ast abzusägen, worauf es saß.)

Drittens: Bonaparte erreichte, was er gewollt hatte. Er brachte Oestreich zu Regensburg eine vollkommene Niederlage bei, er brachte es um den Rest seines Uebergewichts im Reiche. Er vergrößerte das neutrale Preußen, doch ohne dessen Macht wesentlich zu erhöhen. Er stärkte die süddeutschen Staaten dermaßen, daß sie für Frankreich wertvolle Bundesgenossen sein konnten. Er drängte Preußen und Oestreich nach Osten, er brach beider Einfluß im Westen und im Südwesten des Reiches.

Viertens: Aber Bonapartes Eingreifen in die deutschen Dinge hatte auch Ergebnisse, die nicht zu seinen Zielen gehörten, sondern nur seine Mittel waren. Wie er für Frankreich das Werkzeug der antidynastischen und antiklerikalen Revolution geworden war, wurde er ebendas auch für die unblutige Revolution in Deutschland. Seiner Diplomatie und Tatkraft ist der Sturz der deutschen Reichsverfassung zuzuschreiben, der Anbruch einer neuen Zeit für das Deutsche Reich zu verdanken. Weit tiefer als die Reformation und der Westfälische Friede hat er das mittelalterliche Reich erschüttert; er war es, der dem „heiligen römischen Reiche deutscher Nation" den Todesstoß gab. Er bewirkte eine Reform aller öffentlichen Verhältnisse. Der Kaiser blieb nur dem Namen nach der Schirmvogt der römischen Kirche. Er sah sich seiner Stützen, der geistlichen Wahl-

fürsten beraubt, sich und seine Parteigänger bei der Erledigung der Reichsgeschäfte in die Minderheit gebracht, denn am Reichstage war die Obmacht in den drei Kollegien, Kurfürsten, Fürsten und Reichsstädte, von der geistlichen auf die weltliche, auf die unkatholische Bank übergegangen. Die Bahn für eine neue Staatspraxis war frei geworden, denn die Kirche als organisierte Staatsmacht bestand nicht mehr. Ihr Besitz, ihre Selbstbestimmung, ihr Einfluß auf Schule und Erziehung waren dahin oder in das Belieben der weltlichen Gewalten gestellt, ihr Beamtentum, der Klerus, war untertänig geworden. Unermeßlich waren die Folgen der neuen Ordnung für das allgemeine Wohl. Der Hinfall so vieler kleinfürstlicher, reichsgräflicher und reichsstädtischer Landeshoheiten, die Entziehung von Besitz und Rechten, die der Reichsritterschaft, dem ausbeuterischen Reichsadel, widerfuhr, die Aufrüttelung einer schlechten, käuflichen Beamtenschaft, die Beseitigung elender Verwaltungen, die scharfe Bedrängung der geistlichen Müßiggängerei und Schmarotzerei, des Nepotismus, der Begünstigungswirtschaft, der Stellen- und Pfründenjägerei: all das legte den Grund zur Gleichheit aller vor dem Gesetz, leistete dem Gedanken der deutschen Einheit ungeheuern Vorschub, führte das deutsche Volk auf den Weg, wo es wieder zur Geltung kommen konnte. Der Führer zu diesem Ziele war, wenngleich aus fränkischem Eigennutz, Bonaparte.

---

2. Innere Politik.

A. Die Wiedergeburt des Staates.

a. Die allgemeinen Staatszustände, die Aufgabe. Mitarbeiter oder Leute des Ersten Konsuls. Der Staatsrat, Bonaparte im Staatsrat.

Die allgemeinen Staatszustände haben wir uns in Kürze vergegenwärtigt, als wir uns mit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire zu befassen hatten; jetzt darüber weiteres.

Die schwere Not des Daseins in Frankreich am Ende der Großen Revolution — wer vermöchte das volle Bild zu geben! Wo man hinblickt, Zerstörung, Auflösung, Zügellosigkeit, Zerrüttung. Auf dem Lande sind die Schlösser der Adligen zu Ruinen gemacht, das

Volk lebt in alten, schlechten Hütten, in verfallenen Häusern, Neubauten sind selten, in den meisten Gegenden garnicht vorhanden. Die vormals herrschaftlichen Hochwälder sind von den Bauern verwüstet. Die nach dem Aufhören der Fron vernachlässigten Landwege werden wenig begangen und noch weniger befahren; wer etwas zu verlieren hat, muß vor Wegelagern auf seiner Hut sein. Hier und dort sieht man wenige elend aussehende Frauen die verwahrlosten Aecker bearbeiten, die gesunden Männer dienen entweder in den Heeren der Republik, oder sie folgen den royalistischen Fahnen, oder sind gar, um sich der Aushebung zu entziehen, unter die Straßenräuber gegangen. Die Landbevölkerung überhaupt, wie herabgekommen! Aller Orten macht sich das Bettlerwesen breit, überall abgezehrte, halb verhungerte, verwahrloste Menschen, verschüchtert, verdummt durch die Furcht. Keine Daseinsfreude, kein Behagen kommt auf, wo die jakobinische Späherei nötigt, politische Gespräche zu vermeiden, keiner traut dem andren. Was die Landleute von dem Treiben der Welt erfahren, wenn der Vertreter der Behörde auf dem Marktplatz den Moniteur officiel verliest, — von nichts andrem ist da die Rede als von Krieg, gesperrten Häfen, Warenmangel, Zahlungsstockungen, Geldschwund und dergleichen. Bei seinem Aberglauben und bei seiner Leichtgläubigkeit ist das Volk des platten Landes für jede Einflüsterung empfänglich. Die Uebertreibungen und die Lügen der Royalisten und der geistlichen Agitatoren über die Regierung, über die Verfassung der Armeen, werden für Wahrheit genommen; daher ist man stets in Alarm. Natürlich, daß die Gesetze ohnmächtig sind; weil Furcht und Feigheit herrschen, will niemand vor Gericht zeugen. Was die Landleute entbehren, ist Ruhe, Frieden, die Möglichkeit, der Arbeit nachzugehen, nach der Weise der Väter zu leben und zu sterben. In den Städten sind die Zustände nicht anders, in vieler Hinsicht schlimmer. Auch da beugt sich alles der jakobinischen Einschüchterung. Der Adlige macht sich gemein mit dem niedern Volke, die Priester mit ihren Frauen machen mit im Jakobinerklub, der an jedem Ort der politische Mittelpunkt ist. Die Gefängnisse sind voll von Verdächtigen aller Art, besonders von Leuten, die ihre Lebensmittel vor der Nachforschung der Behörden verbargen. Die Straßen, ganz vernachlässigt, starren von Schmutz und liegen nachts im Dunkel. In den Häusern, welch ärmliches Leben! Weil Handel und Wandel darniederliegen, weil immer Teurung herrscht, der Raub in und außerhalb der Stadt an der Tagesordnung ist, überhaupt die Unruhe kein Ende nimmt — wie könnte die häusliche Wohlfahrt bestehen, das Glück am häuslichen Herde seine Stätte finden!

Man kennt die Regierenden, wenn man die Regierten kennt. An Beamten fehlte es der Republik keineswegs, niemals hatte Frankreich deren so viele wie unter der jakobinischen Wirtschaft, wo die Versorgung der Parteigenossen mit Aemtern dem Staate ungeheure Kosten machte. Vor der Revolution gab es im Lande ungefähr 4½ Millionen erwerbsfähige Männer. Davon gingen mehr als 100 000 in der Revolution zugrunde, nicht viel weniger flüchteten ins Ausland, ebensoviele schmachteten als Verdächtige in den Gefängnissen. Eine Million aber stand im Kriegsdienste, mithin im Staatssold, wenn die Truppen nicht auf Feindeskosten verpflegt wurden, und die zweite Million hatte Amt und Gehalt in der inneren Staatsverwaltung. Demnach war das bürgerliche Gewerbe der Hälfte seiner Arbeitskräfte beraubt. Auf je 2 Bürger kam 1 Beamter der inneren Verwaltung, auf je 3 Bürger im Innern 1 Soldat an den Grenzen. Die Staatsverwaltung, diese große Parteiversorgungsanstalt ohne Zucht und Ordnung, ohne Einheit und rechte Leitung, was konnte sie leisten! Wie es auf den einzelnen Verwaltungsgebieten aussah, werden wir später sehen. Hier sei nur die Feststellung wiederholt: Im Beginn des Konsulats herrschte in Frankreich auf allen Gebieten des staatlichen und des bürgerlichen Lebens die größte Verwirrung, ein wahrer Verfall. Die Not heischte: alles neuzuschaffen, die großen Grundsätze der Revolution endlich zu betätigen, auf den Trümmern des alten Staates den neuen aufzurichten. Die Wiederherstellung der Ordnung, der Sicherheit des Verkehrs, des Gedeihens in Gewerbe und Handel, die Wiederaufnahme der öffentlichen Arbeiten, die Hebung der tief zerrütteten öffentlichen Wohlfahrtspflege, die Erneuerung der Gesetzgebung und der Verwaltung auf den Gebieten der Finanzen, der Rechspflege, des Unterrichts und der Erziehung, die Regelung der kirchenpolitischen Dinge, also in vollem Sinne des Wortes die Wiedergeburt des Staates: das war die Aufgabe des Ersten Konsuls.

Als Mitarbeiter oder Leute des Ersten Konsuls kommen in Betracht: 1. Seine Mitkonsuln, Cambacérès, der zweite Konsul, Lebrun, der dritte Konsul. 2. Die Minister: Talleyrand (Aeußeres), Régnier, als Nachfolger Abrials (Justiz), Chaptal, als Nachfolger Lucien Bonapartes, der den berühmten Gelehrten Laplace zum Vorgänger hatte (Inneres), Gaudin (Finanzen), Berthier, kurze Zeit ersetzt durch Carnot (Krieg), Decrès, als Nachfolger Forfaits (Marine und Kolonie), Fouché (Polizei), Barbé-Marbois (Schatz, Ministerium 1801 gebildet), Dejean (Kriegsverwaltung, Ministerium 1802 gebildet). 3. Der Staatssekretär der

Konsul Maret. 4. Die Mitglieder des Staatsrates, die hohe Aemter in der Staatsverwaltung bekleideten, z. B. Roederer, Fourcroy (für öffentlichen Unterricht, Ressort 1802 gebildet), Portalis (für Kultusangelegenheiten, Ressort 1801 gebildet), Cretet (für Brücken und Chausseen), François de Nantes (für Gemeinde-Steuern und Verwaltung, Ressort 1802 gebildet). 5. Die Gesamtheit der Staatsräte, worin hervorragen die schon genannten, Chaptal, Roederer, Fourcroy, Cretet, dann Boulay de la Meurthe, Bigot de Préameneu, Treilhard, Regnaud de Saint-Jean-d'Angely, Defermon, Berlier, Duchâtel, Dufresne. Für die Würdigung all dieser Personen, von denen wir einige schon einigermaßen kennen, ist hier nicht der Ort. Wir heben nur Cambacérès und Lebrun und auch Maret hervor. Talleyrand und Fouché werden am besten bei der spätern Periode ihres Wirkens gewürdigt werden können.

Cambacérès, ein Südfranzose, war ein erfahrener, gewandter Jurist, der seit der Zeit des Wohlfahrtsausschusses für alle Regierungen Gesetzsammlungen gemacht hatte; unter dem Direktorium war er Justizminister gewesen. Ein politischer Windhund, kein Politiker von Grundsätzen. Bezeichnend für ihn war sein Verhalten im Konvent bei der Verhandlung über Ludwig 16. Er sagte da der Versammlung: „Das Volk hat Euch zu Gesetzgebern gemacht, aber es hat Euch nicht zu Richtern gemacht . . . es hat Euch nicht beauftragt, selber die Verurteilung des Urhebers seiner Leiden auszusprechen." So entzog er sich der Abstimmung über Tod und Leben des Königs, ohne einen Zweifel daran zu lassen, daß auch er ihn für strafwürdig hielt. Als der König zum Tode verurteilt worden war, verließ Cambacérès, beunruhigt über die Folgen seiner Zurückhaltung, den Sitzungssaal. Aber unverzüglich kehrte er zurück und zeigte sich strenger als seine Kollegen, indem er forderte, daß das Todesurteil innerhalb vierundzwanzig Stunden vollstreckt werde, um dem König die Schrecken des Todes zu ersparen. Das ist der Mann, der durch sein zweideutiges Verhalten in kritischen Stunden, durch die Schamlosigkeit, womit er in jeder Krisis seine Haltung ändert, durch die Anpassungsfähigkeit, die sich auf einen starken Selbsterhaltungstrieb gründet, in den Stürmen der Revolution nicht nur seinen Kopf zu bewahren, sondern sogar die Rolle des Allerweltskerls zu spielen versteht. Seine Neigung gehört nicht der Politik, sondern der Abfassung von Gesetzen. Er will nicht an die erste Stelle, sondern nur an irgend eine hervorragende zweiten Ranges. Er buhlt um die Gunst der Mächtigen, vor allem, weil ihn die Eitelkeit treibt. Er ist, so bescheiden er öffentlich auftritt, gierig nach Titeln, Orden und Ehren, er will jedenfalls

etwas sein und gelten. Und dann, er will gut, höchst behaglich leben; er ist ein Feinschmecker, ein Schlemmer, und gar bis zur Gefräßigkeit, bis zur Lächerlichkeit. Bonaparte wußte, weshalb er sich ihn als Mitkonsul gefallen ließ. Ein Mann von Grundsätzen und hohem Ehrgeiz wäre ihm ein lästiger Amtsgenosse gewesen, Cambacérès aber hatte grade solche Eigenschaften, die ihn zum ersten Helfer eines Mächtigen von der Art Bonapartes geeignet machten. Als Mann von Kenntnissen und sicherm Urteil, von Erfahrung, Umsicht und Takt, als weiser, besonnener Kopf, als Schlauberger in allen Gassen, war er ein vorzüglicher Ratgeber. Seine Zuverlässigkeit, Treue und Geschicklichkeit, seine Verschmitztheit in der Menschenbehandlung, seine kalte Gewandtheit, seine Wachsamkeit und sein gesellschaftlicher Einfluß, dann sein Talent für die Tribüne, seine Art, da mit Klarheit, gemessen, bündig und schlagfertig eine Sache zu vertreten, mit wohl berechneter, honigsüßer Beredsamkeit die Widerstrebenden zu gewinnen, das alles machte ihn zu einem wertvollen Helfer. In der Tat war sein Einfluß auf Bonaparte meistens gut. Er verstand es, ihn von Uebereilungen, von Mißgriffen zurückzuhalten. Er wußte, ihn zu lenken, indem er sich den Anschein gab, sich seine Gedanken anzueignen. Es gelang ihm oft, ihn zu zügeln, ohne ihn aufzuregen, ihn mit guten Worten oder mit dem Hinweis auf Beispiele aufzuklären und zu zweckmäßigen Handlungen zu veranlassen. Auf diese Art vermochte Cambacérès, vielen Gesetzen und Dekreten das Siegel seiner Weisheit aufzudrücken. Seine eigenste Leistung war die Organisation der Gerichte und des Richterstandes. Aeußerst gewissenhaft zeigte er sich bei der Wahl der Beamten, indem er bestrebt war, jede Stelle mit einem Tüchtigen zu besetzen. Bonaparte konnte ihm völlig vertrauen, und er tat es. Im Staatsrat war Cambacérès im Vorsitz sein Stellvertreter, und er wußte, die Verhandlungen vorzüglich zu leiten und zu beschleunigen. Sprach er nach dem Ersten Konsul, so ließ er es sich angelegen sein, aus dessen Reden den Kern herauszuschälen. Alles in allem ein Mann, wie geschaffen für seine Stelle.

Auch der dritte Konsul, Lebrun, schon ein Sechziger, war für Bonaparte ein vortrefflicher Mitarbeiter. Er war Nordfranzose, hatte den Hof Ludwigs 15. und den Ludwigs 16. gekannt und unter dem letzten zu den Notabeln gehört. Ein Mann von dem besten Benehmen, der das Vertrauen der Royalisten hatte, doch, im Gegensatz zu Cambacérès, schlicht, die Verkörperung der Verwaltungsüberlieferungen des Ancien Régime, dem Aeußern und dem Auftreten nach wie ein alter Notar im Ruhestande. Er hatte in den Tuilerien Wohnung genommen, was Cambacérès nicht getan hatte, da er in der Nähe Bonapartes nicht nach seinem Geschmack glaubte leben zu können.

Lebrun waren die Finanzen vorbehalten. Sein Verdienst war die Ernennung Gaudins zum Finanzminister; mit ihm richtete er, der ruhige, planmäßig vorgehende Arbeiter, eine solide, ehrliche Geschäftsführung ein, so daß endlich wieder von Finanzen Frankreichs die Rede sein konnte. Uebrigens schrieb der dritte Konsul eine elegante Feder; bei der Abfassung von Proklamationen kam sein Talent der Konsularregierung sehr zu statten. Bonaparte hatte ihm, wie wir wissen, neben Cambacérès, Sieyès und Roger-Ducos, bei der ersten Wahl der Mitglieder für den Senat und den Staatsrat großen Einfluß zugestanden, und auch in der folgenden Zeit nahm er willig von ihm Rat. Erst nach Marengo fing er an, ihn zu vernachlässigen. Meinungsverschiedenheiten, die freilich nicht tief gingen, taten seinem Verhältnis zu dem Kollegen Eintrag. Lebrun war keine unterwürfige Natur. Man erkennt das z. B. aus der Antwort, die er Bonaparte gab, als dieser ihn mit seinen literarischen Werken aufzog. „Fangen Sie erst mal an," sagte er ihm, „Ihre Sprache, die Sie nicht kennen, zu lernen, bevor Sie andre kritisieren."

An untergeordneter, aber wichtiger Stelle stand Maret. Bonaparte, der ihn in seiner Leutnantszeit als Parlamentsberichterstatter für den Moniteur kennen gelernt hatte, berief ihn Ende 1799 zum Staatssekretär der Konsuln. (Das Amt des Staatssekretärs behält Maret bis zum Ende der Napoleonischen Zeit.) Ein Mann ohne Geist, aber ein Mann der Ordnung, der Arbeit, der Hingabe an den Dienst bis zur vollkommenen Selbstverleugnung. Seine Hauptaufgabe war, den Verkehr der Konsuln mit den Ministern zu vermitteln. In seinem Amtszimmer wurden die Anträge der Ministerien eingeliefert; er hatte darüber täglich den Konsuln zu berichten, um ihre Entscheidung und Unterzeichnung herbeizuführen. Er wohnte allen Sitzungen des Ministerrates bei und führte bei dem Finanzrat, der jeden Monat von den Konsuln, den Ministern und einigen Staatsräten abgehalten wurde, das Protokoll. Maret — 1804 bekommt er den Ministertitel — war eine Art Kabinettsminister; aus seinem Kabinett ergingen die Willenskundgebungen des Staatsoberhauptes in die Verwaltungen. Uebrigens verstand er es im Dienste beim Ersten Konsul, wie Bourienne, die Gedanken seines Herrn schnell zu erfassen und mit Leichtigkeit und Genauigkeit niederzuschreiben.*) Vitrolles

*) Bourienne, geboren 1769 zu Sens, war Napoleons Mitschüler zu Brienne. An die sieben Jahre hatten sie einander nicht wiedergesehen — Bourienne war unterdessen Attaché bei der französischen Gesandtschaft in Wien, hatte in Leipzig Rechte und Sprachen studiert —, als sie 1792 in Paris zusammentrafen und ihre Freundschaft erneuerten. Bourienne trat wieder in den diplomatischen Dienst, er wurde Botschaftssekretär in Stuttgart und blieb es bis

sagt in seinen Memoiren: Maret war für Bonaparte, bei den zahllosen Einzelheiten, womit er beschäftigt war, un classificateur de ses papiers et de ses idées.

Von den ministeriellen Mitarbeitern des Ersten Konsuls sei nur gesagt, daß die bedeutendsten oder wichtigsten waren: Chaptal, Gaudin, Berthier, Talleyrand und Fouché.

Der Staatsrat und Bonaparte im Staatsrat, das ist ein Stoff von besondrem Reiz.

Die Grundlage des Staatsrates, der seine Sitzungen in den Tuilerien hielt, war die Bestimmung der Verfassung: „Unter der Leitung der Konsuln ist ein Staatsrat beauftragt, die Gesetzentwürfe und die Verordnungen für die öffentliche Verwaltung abzufassen und die bei Verwaltungssachen entstehenden Schwierigkeiten zu lösen." Mit andren Worten: der Staatsrat hatte den Wortlaut der Gesetze festzustellen — Tribunat und Gesetzgebender Körper durften nichts daran ändern —, und nach dem Reglement Bonapartes vom 26. Dezember 1799 lag ihm auch die Auslegung der Gesetze ob, die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen der Verwaltung und den Gerichten, wie die der zwischen den staatlichen und den kirchlichen Autoritäten. Er war also in Gesetzgebungs- und Verwaltungssachen die oberste, fast die allmächtige Staatskörperschaft. Die Zahl der Staatsräte betrug nie mehr als 45. Sie arbeiteten in den 5 Abteilungen: für die Gesetzgebung, für das Innere, für die Finanzen, für den Krieg und für

---

zur Entthronung Ludwigs 16. Um nicht als Ausgewanderter verhaftet zu werden, blieb er in Sachsen; hier doch verhaftet und freigelassen, kam er wieder nach Paris und traf wieder mit Bonaparte zusammen, mit dem er — beide im Kampfe ums Dasein — beim Mieten und Wiedervermieten von Häusern spekulierte. Nach dem 13. Vendémiaire hielt Bonaparte ihn, wie überhaupt seine alten Genossen, in der Entfernung, und Bourienne, darüber verdrossen, wandte sich von ihm ab. Als er jedoch von der Polizei des Direktoriums verfolgt wurde und in Bedrängnis lebte, rief seine Frau Bonapartes Hilfe an. Der ließ ihn nach Italien kommen (Frühjahr 1797) und machte ihn zu seinem Sekretär. Bourienne war mit dem General in Ägypten, war ihm beim Staatsstreich zur Seite, wurde von ihm zum Staatsrat ernannt und begleitete ihn, immer sein Sekretär, im Zweiten italienischen Feldzuge. Bourienne, der in Malmaison bei dramatischen Spielen mitwirkte, mit Josefine und Hortense vertraut war, pflegte sich als aufs engste mit Bonaparte vertraut hinzustellen. Schlimm war dabei, daß er, um seinen kostspieligen Neigungen frönen zu können, sein Amt mißbrauchte. Nicht nur, daß er von Fouché bezahlt wurde, (wie auch Josefine), er ließ sich auch von Börsenleuten und Staatslieferern bestechen. Schließlich wurde er in eine schmutzige Geldsache verwickelt und deshalb 1802 von Bonaparte entlassen. (Geheimsekretär des Ersten Konsulats wurde nun Méneval.) Bouriennes Erinnerungen, ungefähr ein viertel Jahrhundert nach seiner Entlassung geschrieben, gehören zu den vielen unlauteren Quellen zur Geschichte Napoleons 1., aber natürlich sind sie da höchst beachtenswert, wo sie die Wahrscheinlichkeit für sich haben oder mit lautern Quellen übereinstimmen.

die Marine. Generalsekretär war Locré. Täglich fanden Beratungen statt, entweder unter dem Vorsitz Bonapartes oder unter dem Cambacérèsens. Besonders wichtig war die Entsendung vieler Staatsräte in die Provinzen, denn sie lieferten wertvolle Berichte, beaufsichtigten die Verwaltung und gaben mannigfache Anregungen zu Reformen. Auch war der Staatsrat, zu dem ungefähr 100 Zuhörer zugelassen wurden, eine Bildungsstätte für alle, die sich der höhern Beamtenlaufbahn widmen wollten. Unter seinen Mitgliedern wählte Bonaparte in der Regel die Personen für die Ministerstellen und für hohe Beamtenstellen jeder Art. Vervollständigt wurde der Staatsrat durch die Auditeurs, die Vermittler zwischen ihm und den ministeriellen Departements waren und über die laufenden Sachen zu berichten hatten. (Auditeurs gab es 1803: 8, 1809: 160, 1811: 350, doch nur 60 waren zu den Sitzungen zugelassen, die übrigen waren auf die öffentlichen Dienste verteilt. Im Jahre 1806 wurden dem Staatsrat 16 maîtres des requêtes beigegeben, sie hatten die Streitfälle zu studieren.) Begreiflich, daß der Erste Konsul den Konseil d'Etat mit besondrem Glanze umgab, aber er war so klug, sich bei der Auswahl der Räte nicht an eine Partei zu halten. Die von ihm ausgegebene Losung war ja: „Keine Zwistigkeiten mehr, keine Parteispaltungen, kein Haß! Wir schaffen eine neue Zeit ... Der 18. Brumaire war nicht das Werk einer Partei, er ist zum Vorteil der Republik und der Republikaner gemacht worden." Demgemäß hatte er kein Parteiministerium ernannt, so daß er zu Josef sagen konnte: „Welcher Revolutionär hätte nicht Vertrauen zu einer Ordnung der Dinge, wo Fouché Polizeiminister ist? Und welcher Edelmann würde nicht hoffen, leben zu können unter dem ehemaligen Bischof von Autun?" (Talleyrand.) „Der eine hält zu meiner Rechten, der andre zu meiner Linken. Ich öffne eine breite Gasse, worin alle Platz finden." Nicht anders beim Staatsrat; in ihm saßen Vertreter aller Parteien, die Helfer vom 18. Brumaire, royalistische Reaktionäre, wie Portalis, Roederer, Regnaud de Saint-Jean-d'Angely, und verfassungstreue, echte Republikaner, wie Thibaudeau, Berlier, Truguet, Emmery, Bérenger, ehemalige Girondisten und ehemalige Montagnards oder radikale Konventsmitglieder, Gemäßigte aus der Direktorialzeit und Verbannte vom 18. Fruktidor. Der Erste Konsul war besonders bestrebt, alle, die in der Revolutionszeit Talent gezeigt hatten, im Staatsrat um sich zu sammeln.

Wie tritt Bonaparte im Staatsrat auf?

Es ist wahr, er und seine Geschöpfe haben über sein Auftreten viele schöngefärbte Berichte und viele Lügen verbreitet; der Staatschef sollte der Nation und dem Auslande im glänzendsten Lichte gezeigt werden. Vor allem war Bonaparte daran gelegen, den Glauben zu

verbreiten, daß die Staatsräte „neben die höchste Gewalt gestellte Tribunen“ seien. (Roederer.) Er begibt sich oft in ihre Mitte, ruft ihren Widerspruch, ihren Tadel hervor, läßt danach aussprengen, daß ihm einer in der Hitze der Beratung ins Wort gefallen sei, worauf er mit liebenswürdiger Gutmütigkeit gesagt habe: „Lassen Sie mich ausreden! Ich dächte doch, daß hier jeder das Recht habe, seine Meinung auszusprechen.“ Dergleichen wirkte nicht viel; das Publikum wußte recht gut, daß die meisten Staatsräte „in der Furcht des Herrn“ standen, daß bei ihnen von Unabhängigkeit nicht die Rede sein konnte. Aber trotz des unverkennbaren Despotismus, womit der Erste Konsul den Staatsrat behandelte, trotz seiner Wirkungshascherei, war er bei der Arbeit mit dieser Körperschaft hoher Bewunderung wert. Gewiß, er hatte viel zu lernen; er hatte auf den meisten Gebieten nur Meinungen. Fachmann war er nur in militärischen Dingen. Aber er war doch ein Praktiker, der mit Beziehung auf seine erfahrensten Räte sagen konnte: „Ich bin ein älterer Verwaltungsmann als sie. Man hat in kurzer Zeit große Fortschritte in der Verwaltung gemacht, man hat da schnell alle Geheimnisse weg, wenn man nur aus seinem Kopfe die Mittel hat ziehen müssen, tausende Menschen fern von ihrem Vaterlande zu nähren, im Zaume zu halten, mit demselben Geiste und mit demselben Willen zu erfüllen.“ Fürwahr, in Italien, in Ägypten hatte er sich in tausend Geschäften versucht; er hatte sich nicht auf die Heeresführung beschränken können, er hatte auch Diplomat, Administrator, Finanzmann, Ingenieur, Intendant, kurz, Mann für alles sein müssen. Die Erfahrung, wovon er hier sprach, umfaßte wohl kaum vier Jahre, aber wie hatte er sich in dieser Zeit bewährt! Was man auch an ihm tadeln mochte, er war einer von denen, deren Lehrjahre zugleich ihre Meisterjahre sind. Uebrigens, wie verhängnisvoll wäre es gewesen, wenn er an seinem Platze mit noch zu entwickelnden Fähigkeiten, nicht schon als ein Fertiger gestanden hätte! Jetzt, bei der Wiedergeburt des Staates, konnte er sich freilich zu dem meisten etwas mehr Zeit nehmen als zu den Maßnahmen in Italien und in Ägypten, aber die Arbeit, die ihm oblag, war schier unermeßlich. Er war der, von dem die Nation in jeder wichtigen Sache ihr Heil erwartete. der Staatschef, der die höchste, umfassendste Verantwortung trug. Und dann, er wollte den Staat so einrichten, daß er darin herrschen und regieren konnte. Jedenfalls wurden nun an seine Einsicht und an seine Willenskraft, an all seine Fähigkeiten die höchsten Anforderungen gestellt. Im Kriege, im fremden Lande war alles, was er schuf, mehr oder weniger einstweilig, bis auf weiteres geschaffen, jetzt aber sollte er einem tief zerrütteten Staate dauerhafte Einrichtungen geben.

Man höre, wie er seine Aufgabe auffaßt! „Wir haben,“ sagt er, „den Roman der Revolution beendigt; man muß ihre Geschichte anfangen und auf das sehen, was bei der Anwendung ihrer Grund-

säße wirklich und möglich ist, und nicht auf das, was da spekulativ und hypothetisch ist. Heute einen andren Gang innehalten hieße philosophieren und nicht regieren!" Ein großes Wort, wozu seine Weisung an die Präfekten paßt: „Die Konsuln verlangen nur genaue Tatsachen und die einfachste und wahrste Darlegung dessen, was ist." Also Taten, nicht Worte, und, um zu Taten zu kommen, vor allem genaueste Kenntnis des Standes der Dinge — wer hätte einen bessern Vorsatz haben können! Weiterhin werden wir die Taten zu prüfen haben, hier achten wir nur auf die Art, die Methode des Tuns, indem wir uns einige vertrauenswerte Berichte über den Erneuerer des Staates vergegenwärtigen.

Der Staatsrat Roederer, der seine Eindrücke täglich niederschreibt, sagt u. a. vom Ersten Konsul: „Er wohnt allen Sitzungen mit Eifer bei, dehnt sie auf 5 bis 6 Stunden hintereinander aus, . . . kommt immer wieder auf die 2 Fragen zurück: Ist das gerecht? Ist das nützlich? prüft jede Angelegenheit unter diesen beiden Gesichtspunkten, nach der genausten und feinsten Zergliederung, zieht stets die anerkannten Fachleute, die Zeiten und die Erfahrung zu Rate, verschafft sich Aufklärung über die alte Rechtspflege, über die Gesetze Ludwigs 14. und des großen Friedrichs . . . . Nie geht der Staatsrat auseinander, ohne unterrichteter zu sein; hat er (Bonaparte) auch nicht immer Neues gelehrt, so hat er wenigstens die tiefere Ergründung von etwas Bekanntem erzwungen. Kein Mitglied des Senats, des Gesetzgebenden Körpers oder des Hundertmännertribunats macht ihm je einen Besuch, ohne als Lohn für diese Huldigung irgend eine nützliche Belehrung davonzutragen. Er kann keine Männer der Oeffentlichkeit vor sich haben, ohne zum Staatsmann zu werden, und alles wird bei ihm zum Staatsrat. . . . Was ihn von den Uebrigen unterscheidet," ist nicht nur die Schärfe und das Allumfassende seines Verstandes, sondern auch, und zwar in noch höherem Grade, „die Geschmeidigkeit, Ausdauer und Stärke seiner Aufmerksamkeit. Er kann ununterbrochen 18 Stunden bei der Arbeit zubringen, sei es bei einer und derselben oder bei verschiedenen Arbeiten. Ich habe seinen Geist nie ermattet gesehn; er verliert die Spannkraft auch dann nicht, wenn der Körper erschöpft . . . ist. Ich habe nie bemerkt, daß eine Sache ihn von einer andren ablenkt, oder daß er die, die er gerade behandelt, beiseite läßt, um an eine früher behandelte oder eine demnächst zu behandelnde zu denken. Die guten wie die schlimmen Nachrichten aus Ägypten sind nie imstande gewesen, ihn von der Arbeit am Bürgerlichen Gesetzbuch abzuhalten, ebensowenig wie dieses ihn von der Beschäftigung mit den Angelegenheiten Ägyptens abzubringen vermocht hat. Kein andrer Mensch war je so ganz bei dem, was er tat,

oder verteilte seine Zeit so gut auf alles, was er zu tun hatte. Nie verstand es ein Geist besser, Beschäftigungen oder Gedanken, die sich zur Unzeit einstellen wollten, abzuweisen oder sie, wenn der rechte Augenblick, sich mit ihnen abzugeben, gekommen war, mit größerem Eifer zu suchen, behender zu verfolgen und geschickter festzuhalten." Selbst schildert sich Bonaparte, indem er zu Roederer sagt: „Ich arbeite stets und denke viel nach. Wenn ich jederzeit bereit erscheine, auf alles zu antworten und allem gegenüber zu treten, so deshalb, weil ich, ehe ich etwas unternehme, lange darüber nachgedacht und mir über die Möglichkeiten der Sache Rechenschaft gegeben habe. Da ist kein Genius im Spiel, der mir plötzlich eingibt, was ich unter Umständen, die für andre unerwartet sind, zu sagen und zu tun habe; alles ist nur ein Ergebnis meines vorherigen Nachdenkens . . . Ich arbeite immer, auch beim Essen, auch im Theater. Oft stehe ich in der Nacht auf, um zu arbeiten. Letzte Nacht stand ich um 2 Uhr auf, legte mich neben das Feuer auf mein Ruhebett, prüfte die Berichte über die Lage, die mir der Kriegsminister am Abend übergeben hatte, entdeckte 20 Fehler und schrieb meine Bemerkungen darüber nieder; jetzt ist der Minister mit Hilfe seiner Beamten bereits mit der Verbesserung seiner Irrtümer beschäftigt." Weiter sagt Roederer: „Er steht bei allem an der Spitze; er regiert, verwaltet, unterhandelt, er leistet mit seinem außerordentlich klaren und wohleingerichteten Kopfe täglich 18 Stunden Arbeit. Er hat in 3 Jahren mehr regiert als die Könige in 100 Jahren." Seine Ausdauer ist unendlich, es scheint ihm Vergnügen zu machen, wenn andre „umfallen." Zuweilen im Staatsrat „läßt er sich gehen, er vergißt die Sache, die zur Verhandlung steht, er wendet sich nach rechts, nach links, zu einer Abschweifung, einer Darlegung, einer Schmähung, während 2, 3 Stunden, ohne nachzulassen, sich wiederholend, entschlossen, zu überzeugen, damit endigend, die Anwesenden zu fragen, ob er nicht recht habe," und dann „fordert er immer, daß sich jede Vernunft der seinigen unterwerfe." Beim Nachdenken weiß er wohl, was die so erlangte Zustimmung wert ist, und er zeigt auf seinen Sessel mit den Worten: „Räumen Sie ein, daß man auf diesem Sitze hier sehr leicht Geist hat." Das klingt sehr gutmütig, aber er fühlt sich unter den auf den andren Sitzen durchaus als Gebieter. Mitunter putzt er einen eine halbe Stunde lang herunter, wie einen Schulknaben, und jagt ihn fort, wie man nicht einmal einen Lakaien fortjagen würde. Seine Mitarbeiter haben überhaupt einen schweren Stand, sie erliegen fast unter der Wucht der Arbeit, die er ihnen auflegt. Von einer Nachtsitzung berichtet Pelet de la Lozère: . . . „mehrere Mitglieder fallen vor Müdigkeit um, der Kriegsminister schläft sogar ein." Der Erste Konsul schüttelt sie

und ruft ihnen zu: „Heda, Heda, Bürger, bleiben wir wach! Es ist erst 2 Uhr; wir müssen das Geld verdienen, das uns das französische Volk gibt!"

Nach allem bekommt man von Bonaparte im Staatsrat und bei den Staatsgeschäften überhaupt dieses Bild: Erfüllt von dem höchsten, heiligen Eifer, alles zu wissen, zu prüfen, zu ordnen und in Ordnung zu halten, ist er tatsächlich, nicht nur förmlich der Erste und der Letzte. An Einsicht scheint er — das wird uns weiterhin klar werden — viele zu übertreffen, an Ausdauer, an Willenskraft übertrifft er alle. Sein Auftreten ist oft willkürlich, anmaßend, despotisch, aber er hat als Praktiker mit tausendfältiger Erfahrung, als scharfer Beobachter, als Mann, der stets aufs Ganze geht und doch die Einzelheiten nicht vernachlässigt, vollauf das Zeug zum Staatserneuerer. Ob er der Mann dazu ist, auf den Roman der Revolution die Geschichte der Revolution folgen zu lassen, das werden wir sehen.

---

b. Die Reform der Verwaltungsorganisation und die der Finanzverwaltung.

In der Verwaltungsgeschichte Frankreichs bis zum Konsulat kann man vier Hauptzeiten unterscheiden: 1. Die Zeit vom Anfang des Königtums bis zu seinem endgiltigen Triumph über die Feudalgewalten, bis zur Herstellung der unumschränkten Monarchie. (Von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts.) 2. Die Zeit der unumschränkten Monarchie, des Ancien Régime. (Von der Mitte des 17. Jahrhunderts, von Ludwig 14. bis auf Ludwig 16.) 3. Die Zeit der Auflösung des Ancien Régime unter Ludwig 16., die Vorrevolution. (Von 1774—89.) 4. Die Revolutionszeit. (Von 1789—99.)

Um das Werk des Ersten Konsuls zu erfassen, wollen wir uns, nach einem flüchtigen Blick in die Feudalzeit, den Stand der Dinge in der 2., 3. und 4. Zeit vergegenwärtigen, und das unter den Titeln: aa. Unter dem Ancien Régime. bb. In der Auflösung des Ancien Régime, in der Vorrevolution. cc. In der Revolution unter dem Königtum, unter der Konstituante und unter der Legislative. dd. In der Revolution unter der Republik, unter dem Konvent und unter dem Direktorium. Darauf folge: ee. Unter dem Konsulat.

aa. Unter dem Ancien Régime. Seit über 900 Jahren, seitdem durch den Vertrag von Verdun (843) das Reich

Karls des Großen unter seine drei Söhne geteilt worden war, und damit unter Karl dem Kahlen, der Westfranken bekam, der Sonderstaat Frankreich sein Dasein begonnen hatte, war bei dessen Verwaltung die Hauptfrage die nach dem Umfang der königlichen Macht gewesen. Anfänglich war der König nur der vom Volke gewählte Kriegsherr, das Volk übte auf den Marsfeldern die Gesetzgebung aus, und in öffentlichen Gerichtssitzungen, unter Leitung eines Beamten, die Rechtsprechung. Diese Souveränität nahmen dem Volke die Großen; sie brachten auf ihrem Besitz die gesetzgebende Gewalt an sich, übten sie aus in den Parlamenten der Barone, wie die Vasallen die richterliche Gewalt in den grundherrlichen Gerichten. Mit den Großen, den Feudalherren, hatten sich die Könige — nacheinander: Karolinger, Capetinger, Valois und Bourbonen — in langen, blutigen Kämpfen auseinanderzusetzen. Den Grund zur unumschränkten Monarchie legte Ludwig 11. aus dem Hause Valois (1461—83.) Zur Reformationszeit erhöhte die königliche Macht Franz 1. (1515—47), der aus einer Nebenlinie des Hauses Valois stammte. Danach tat es gar sehr Heinrich 4. (1589—1610), der erste König aus dem Hause Bourbon. Dieser hervorragende Herrscher unterdrückte die ständischen Wirren und brachte die Krone, die unter seinem Vorgänger, Heinrich 3., in Mißachtung gekommen war, zu hohem Ansehen. Er erließ 1598 das Edikt von Nantes, das den Protestanten gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken gab; er gewährte dabei eine gewisse, beschränkte Religionsfreiheit, ohne den Grundsatz preiszugeben, die Religionseinheit sei für das Staatswohl erforderlich. Er beglückte das Reich, unter dem Ministerium des Herzogs von Sully, durch eine gute Verwaltung. Unter Ludwig 13. (1610—43) hatte die Krone wieder mit den Ständen und mit der protestantischen Opposition zu kämpfen. Diese Kämpfe, wobei der Dritte Stand auf seiten der Krone war, brachte Richelieu zu Gunsten der letzten zum Austrag. Er war kein Staatsmann, der durch Grundsätze und Reformgedanken hervorragte, sondern er war, als Aristokrat und Katholik, ganz der Sohn seiner Zeit. Er, übrigens dem ärgsten Aberglauben zugänglich, war trotz seiner Kämpfe gegen die Kurie päpstlich, nicht gallikanisch gesinnt und hielt an der Immunität der Geistlichkeit unbedingt fest. Nur aus politischen Absichten zwang er Adel und Klerus nieder. Keineswegs war er darauf aus, ein neues Beamtentum zu schaffen; er wollte keine absetzbaren, nur vom Willen des Königs abhängigen Beamten in den Provinzen einsetzen, sondern es bei den missis domesticis belassen, die die alten Gewalten überwachen, doch nicht verdrängen sollten. Er war auch nicht, was man oft angenommen hat, der Schöpfer des königlichen Intendantenwesens; er machte nur von den Intendanten

mehr Gebrauch, doch ohne sie zu ständigen Provinzbeamten zu machen. Die Staatseinrichtungen waren ihm nur insofern wichtig, als sie seinem Willen dienten. Gegen die Staatsautorität duldete er keinen Widerspruch. (Il était un autoritoire, ce n'est pas un novateur. Lavisse.) Richelieu, der Frankreich durch glückliche Kriege zur leitenden Macht in Europa erhob, brach also im Innern die Sondergewalten, die des Adels und der Parlamente, der höchsten Gerichtshöfe, er brachte die königliche Zentralgewalt zu unbedingter Anerkennung.*) Als Despot war er der Vorläufer oder Wegbahner Ludwigs 14. Während dessen Minderjährigkeit setzte der Kardinal Mazarin Richelieus Werk fort. Er unterdrückte in der Zeit von 1648—53 die Fronde, den letzten Versuch des Adels zu bewaffnetem Widerstand gegen die Krone. Nach Mazarins Tod, von 1661 an, regierte Ludwig 14. selbst und zwar zunächst in den alten Bahnen; vornehmlich der Minister Colbert setzte die Politik der Sammlung aller nationalen Kräfte unter der Krone fort. Nach Colberts Tod lenkt der König den Staat in andre Bahnen ein. Die Wohlfahrtspolitik wird vernachlässigt, der Bund zwischen Königtum und Volk mehr und mehr gelockert, die Bestrebungen, die innere Staatseinheit zu fördern, werden aufgegeben. Die auswärtige Politik tritt in den Vordergrund, die Staatsmittel werden in langen Kriegen erschöpft, der Staat wird mit großen Schulden belastet. In der Staatsverwaltung treibt der König die Zentralisation unter der Krongewalt auf die Spitze. Gar sehr verschlimmerte sich die Lage des Staates unter Ludwig 15., besonders durch heillose Finanzoperationen. Die Verwaltung des Kardinals Fleury (1726—37) brachte dem Lande nur vorübergehend Erleichterung, denn von 1743 bis zum Tode Ludwigs (1774) bestand eine lüderliche Maitressenwirtschaft. Das Königtum, unlustig und machtlos zu Reformen, verfiel der allgemeinen Verachtung. Ludwig 16. endlich, er wird der König, der für alle Sünden des Ancien Régime zu büßen hat.

*) Die Bezeichnung Parlament kommt in Frankreich seit dem Jahre 1239 auf. Ursprünglich war das Parlament, das älteste, das von Paris, aus der curia regis, dem königlichen Hoflager, entstanden, oberster Gerichtshof und Rat des Königs. Im Laufe der Zeit wurde der Gerichtshof eine besondere Abteilung, zerfiel das Parlament in Kammern, 3—7, bekam es auch politische Macht. Die Gesetze und Verordnungen des Königs mußten nämlich zu ihrer Giltigkeit in die Register des Parlaments eingetragen werden. 1641 sprach Richelieu den Parlamenten jede politische Macht ab. Nach seinem Tode erklärt das Pariser Parlament das Testament Ludwigs 13. für nichtig und ruft den Adel gegen den Kardinal Mazarin zum Widerstand auf. Unter Ludwig 14. wagen die Parlamente keinen Widerstand, und unter Ludwig 15. werden sie unterdrückt. Ludwig 16. stellt sie wieder her, aber nachdem sie sich allen Staatsreformen widersetzt haben, werden sie 1790 von der Konstituante endgiltig aufgehoben.

Sehn wir genauer zu, wie unter diesem Régime der Staat verwaltet wurde!

Außer dem König gab es keine politische Macht. Die Reichsstände, Adel, Geistlichkeit, Dritter Stand, stets ohne geordneten Bestand, waren 1614, unter Ludwig 13., zum letztenmal einberufen worden. (Unter dem Ancien Régime werden sie erst zum Mai 1789 wieder einberufen, also nach einer Zwischenzeit von 175 Jahren.) Zum Werkzeug hatte der König vor allem den Staatsrat. Er bestand in alter Zeit aus Prinzen, hohen Würdenträgern der Kirche, Vasallen, Hofbeamten und Vertrauten des Königs und befaßte sich nur mit Verwaltungsangelegenheiten. Dann, etwa seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts, wetteiferte er als höchstes Reichsgericht mit den Parlamenten, bis er schließlich nur aus stets absetzbaren rechtsgelehrten Beamten bestand. Die richterlichen Obliegenheiten wurden am Ende des 15. Jahrhunderts, unter Karl 8. und unter Ludwig 12., einer besonderen Abteilung übertragen, d. h. es wurde der Grand Conseil gebildet, als neben den Parlamenten stehender höchster Gerichtshof. Dabei blieb die höchste Beratungskörperschaft der Krone der Conseil du Roi oder Staatsrat. Schon Ludwig 14. hatte bei ihm Abteilungen eingeführt. Franz 1. verschmolz sie 1526 wieder, Heinrich 2. führte sie wieder ein, und dabei blieb es. Es gab nun 5 Conseils: 1. Für die auswärtigen Angelegenheiten (Conseil d'état schlechthin.) 2. Für die innern Angelegenheiten (Conseil des dépêches.) Für die Finanzen (Conseil royal des finances.) 4. Für den Handel (Conseil royal de commerce.) All diese für die Staatsverwaltung im großen. 5. Conseil privé oder Conseil des parties. Er hatte die meisten Mitglieder, befaßte sich trotz des Grand Conseil mit der Rechtspflege, und hatte bei einer Unmenge wichtiger Sachen, unter Leitung des Kontrolleurs der Finanzen, zu entscheiden. Die oberste Gerichtsbarkeit für gewisse Fragen hatte der Grand Conseil. Die Beschlüsse des Conseil d'Etat regelten die ganze Staatsverwaltung bis ins Kleinste, gleichwohl war die Vollziehungsgewalt im Reiche, das in Provinzen geteilt war, einem Einzigen anvertraut, dem Kontrolleur der Finanzen. Zwar gab es für jede Provinz einen Minister, aber der Kontrolleur der Finanzen hatte im Laufe der Zeit alle wichtigen Geschäfte in die Hand bekommen. Er war nicht nur Minister der Finanzen, sondern tatsächlich auch Minister des Innern, Minister der öffentlichen Arbeiten und des Handels. War der König, das Haupt der gesamten Staatsverwaltung, lässig, so waren natürlich die Räte und Ressortchefs maßgebend. Andre hohe Beamte waren die Staatssekretäre, für das Auswärtige, für den Krieg, die Marine, das königliche Haus und für die Reformierten. Förmlich stand allen Beamten voran der Kanzler von

Frankreich, der der Justizverwaltung vorgesetzt war, und als erster Vertrauensmann des Königs die politische Leitung hatte. Aber auch seine Bedeutung verschwand neben der des Kontrolleurs der Finanzen, der die Seele des Finanzrates, das Haupt aller Fachverwaltungen und, was das Wichtigste, das Haupt der Intendanten war, der Beamten, die seit der Zeit Ludwigs 14. im Namen des Königs in den Provinzen allmächtig waren. An der Spitze der Provinz stand förmlich der Gouverneur, ein Grandseigneur, oft im erblichem Amte. Ursprünglich war er der Vermittler zwischen König und Provinz, der Vertreter des Königs bei den Ständen und das politische und militärische Oberhaupt seines Amtsbereiches. Allmählich wurde sein Amt ein bloßes Ehrenamt; im Gouvernement, in der Provinz, herrschte der Intendant, und zwar ohne Beaufsichtigung und ohne eine ihn beratende Körperschaft. Er war von schlichter Herkunft, meistens ein Neuadliger, jung und seiner Provinz fremd. Die Regierung wählte den Intendanten unter den Mitgliedern des Staatsrates und setzte ihn nach ihrem Belieben ab. In seinem Amte blieb er Vertreter des Staatsrates, dessen commissaire départi; zugleich Richter und Verwalter, übte er die staatsrätlichen Befugnisse aus. Da seine Tätigkeit nicht streng geregelt war, befaßte er sich allmählich mit allem, was eine Beziehung zur Zentralgewalt hatte, vor allem mit den Finanzsachen, dann mit den öffentlichen Arbeiten. Auch in militärischen und polizeilichen Angelegenheiten war er maßgebend geworden; er regelte die Aushebung (Berufung gab es nur an ihn und an den Staatsrat), er verfügte in den Städten über die Stadtgarde, deren Mannschaft er wählte, deren Offiziere er ernannte, und auf dem Lande über die Gendarmerie. Er war auch der Leiter der öffentlichen Wohlfahrtspflege; denn nachdem der Feudalherr seine politischen Rechte verloren hatte, hatte er sich seinen sozialen Pflichten entzogen, der Fürsorge für die Armen seiner Domäne, und an seine Stelle war kein anderer getreten. In Provinz und Pfarrgemeinde war gesetzlich niemand zur Armenpflege bestellt, doch wurde dafür von der Zentralgewalt jährlich ein Teil des provinziellen Steuereinkommens ausgeworfen, und dieses Geld verteilte der Intendant auf die Pfarrgemeinden. Er hatte also in jedem Falle den Daumen auf dem Beutel. In der Gesellschaft spielten die Intendanten, „die 32 Könige von Frankreich," trotz allem keine Rolle, verschmähte es doch der ärmste Adlige, das Intendantenamt anzunehmen. Unter dem Intendanten stand, ernannt durch ihn und nach seinem Belieben absetzbar, der Subdélégué. Er war stets ein Bürgerlicher (roturier), beherrschte den Kanton als ein Intendant im Kleinen.

Also König, Kontrolleur der Finanzen, Intendant und Subdélégué, das war die Stufenleiter der Mächtigen.

Unter welchen Umständen und wie übten die Intendanten ihre Macht aus?

Es gab im Staate die politische Einteilung, die in Ständelandschaften (pays d'Etat), und die in Wahllandschaften (pays d'élections). Von den Ständelandschaften, die an den Grenzen des Reiches lagen und ungefähr ¼ seiner Bewohner ausmachten, hatten nur zwei wirkliche Freiheit, in den meisten bestanden die Provinzialstände als Selbstverwaltungsorgane nur dem Namen nach. In den meisten Provinzen waren die Provinzialstände unterdrückt worden; sie waren Wahllandschaften, so genannt mit Beziehung auf die von der Krone Erwählten (élus), die die Steuerumlage auszuführen hatten. Die Gesamtsumme der direkten Steuern wurde jährlich vom Finanzrat festgesetzt und auf die Generalitäten oder großen Steuerbezirke verteilt, in ihnen verteilte sie der Intendant auf die Pfarrgemeinden. Die Entrichtung der Steuern geschah in den Ständelandschaften durch die Stände; sie gaben die der Landschaft aufgelegte Summe auf einmal her und führten die Umlage selbst aus. Auch andre Körperschaften, wie Städte und Geistlichkeit, zogen es vor, sich mit der Finanzverwaltung durch Zahlung einer runden Summe (Pauschale) abzufinden. In den Wahllandschaften dagegen ernannten die Intendanten Ortsinsassen zu Sammlern (collecteurs) mit Verantwortung für Umlage und Eintreibung. Die Sammler hatten die Steuern an den Einnehmer (receveur) abzuliefern, dieser sie an den Haupteinnehmer (receveur-général). Unter den direkten Steuern war am wichtigsten die Taille, die von allen Nichtbevorrechtigten, also von allen, die weder zum Adel, noch zur Geistlichkeit gehörten, erhoben wurde. Daher die Scheidung der Bevölkerung in Non-Taillables und Taillables (roturiers.) Auf die letzten fielen 85 v. H. aller direkten Steuern, auf die ersten 15. Nach dem Tode Colberts (1683) kamen zur Taille noch andre Steuern, auch wurden Versuche gemacht, allgemeine gleiche Steuern einzuführen, doch bei dem Widerstande der Bevorrechtigten ohne Erfolg. Indirekte Steuern lagen auf vielen Verbrauchsgegenständen, vor allem auf Salz (gabelle) und auf Getränken. Im 18. Jahrhundert wurde diese Besteuerung sehr ausgedehnt. Der Staat erhob die indirekten Steuern nicht selber, sondern nahm Steuerpächter an, meistens Gesellschaften, gegen Zahlung fester Beträge. Die Pächter (fermiers) zogen die Steuern durch ihre Beamten ein, wobei die Bevölkerung argen Belästigungen ausgesetzt war. Höchst lästig und schlimm für Handel und Wandel, für die politische und wirtschaftliche Einheit des Reiches, war das unter Ludwig 14. und unter Ludwig 15. geltende Zollwesen. Die Unmenge von Binnenzöllen erforderte ungefähr 50 000 Beamte. Wie umständlich

und kostspielig die Warenversendung war, zeigt z. B., daß Wein bei der Beförderung aus dem Südosten nach Paris 40 mal verzollt wurde.

Wie war das Verhältnis der königlichen Zentralgewalt zu den Städten und Landgemeinden?

Die Gemeindefreiheit hatte das Feudalwesen überlebt; als die adligen Grundherren aufgehört hatten, ihre Felder zu bewirtschaften, hatten die Städte noch das Recht zur Selbstverwaltung. Sie waren kleine demokratische Gemeinwesen, worin die Obrigkeit vom Volke frei gewählt wurde und ihm verantwortlich war. Unter Ludwig 14., im Jahre 1692, fing man an, die Wahlen abzuschaffen; die Aemter wurden von da an vom König in Besitz genommen, verkauft, oft wiedergenommen und wiederverkauft, mitunter siebenmal. So ging es im 18. Jahrhundert mit der Selbstverwaltung bergab. Die städtische Verwaltung war zwei Versammlungen anvertraut. Die eine, die vollziehende Gewalt, das Corps de ville, bestand, wenn die Stadt das Wahlrecht hatte, aus den auf Zeit gewählten Gemeindebeamten. Sie hatten nicht immer Steuerfreiheit und andre Vorrechte, und standen kollegial zu einander; auch der Maire war nur der Vorsitzende des Corps, nicht der leitende und verantwortliche Verwalter der Stadt. Die andre Versammlung war die Assemblée générale. Sie bestand bis zum Ende des 17. Jahrhunderts noch hier und da aus dem Volke, das die städtischen Beamten wählte. Aber im 18. Jahrhundert war sie überall ein Vertretungskörper, nicht gewählt durch die Masse des Volkes, sondern bestehend aus Notabeln, die kraft eines Sonderrechts in ihr auftreten, und aus Vertretern von Körperschaften oder Gesellschaften, alle an bestimmte Weisungen ihres Sonderkreises gebunden. (Imperative Mandate.) Mit dem Vorschreiten des Jahrhunderts bekommen in den Versammlungen die Notabeln das Uebergewicht; Abgeordnete der Körperschaften der Gewerbetreibenden sitzen selten oder gar nicht mehr in ihr, das Volk hört auf, sich mit den Gemeindegeschäften abzugeben. Die Stadtverwaltung ist also im 18. Jahrhundert zur Herrschaft weniger, zur Oligarchie entartet; einige Familien führen die städtischen Angelegenheiten, Personen ohne Verantwortung, mit Vorrechten auf Kosten der Steuerzahler, erfüllt von rücksichtslosem Eigennutz, alles andre, nur keine Vertreter des allgemeinen Wohls. Die Käuflichkeit der Aemter war übrigens nicht aus politischen, sondern aus fiskalischen Gründen eingeführt worden. Ludwig 11. hatte die städtischen Freiheiten aus Furcht vor der städtischen Demokratie beschränkt, Ludwig 14. aber fürchtete diese nicht, er wollte nur Geld und wieder Geld. Andre Bevorrechtigte, außer den Aemterkäufern, machte die Zentralgewalt aus den städtischen Körperschaften. Die Zünfte, seit Colbert begünstigt, unter Ludwig 14. bedrängt, hielten die gewerbetreibende Bürgerschaft

gespalten, und ihnen ließ die Krone für Geld Schutz angedeihen. Einerseits verlieh sie ihnen Vorrechte, wodurch sie gemeinschädlich wurden, anderseits ließ sie sie in den veralteten Formen weiterbestehen, wodurch sie in ihrer Tätigkeit gehindert wurden. Die Abhängigkeit der Stadtverwaltung von der Zentralgewalt erstreckte sich auf alles und jedes. Ohne arrêté du conseil, auf Bericht des Intendanten, konnte die Stadt nichts, weder eine Steuer auflegen, noch einen Rechtshandel führen, weder hinsichtlich ihrer Güter, noch hinsichtlich ihrer Schulden etwas verfügen. Alle städtischen Arbeiten wurden nach Plänen und Gutachten ausgeführt, die der Staatsrat gebilligt hatte, und die Ausführung ging unter den Augen des Intendanten und des Subdélégué vor sich. Gewöhnlich war der Ausführende ein Ingenieur oder ein Baumeister des Staates. Kurz, die Regierung hatte in allen städtischen Dingen die Hand, die Oberhand. Die Zentralgewalt befahl und fand Gehorsam, die städtischen Beamten waren gegen sie äußerst unterwürfig, und zuerst und zuletzt war die Stadt für die Krone die melkende Kuh. Daraus entstanden für die städtischen Gemeinwesen die übelsten Folgen, dennoch waren sie bei weitem besser daran als das flache Land.

In den Landgemeinden bestand zwar die alte Dorfverfassung, wonach die Versammlung aller Dorfbewohner die örtlichen Angelegenheiten zu beraten hatte, aber sie entschied nicht mehr darüber, auch mit der ländlichen Selbstverwaltung war es vorbei. Der Seigneur, übrigens der Gemeinde immerhin lästig durch seine sozialen Vorrechte, tat nicht mehr mit; nach dem Verluste seiner politischen Rechte hatte ihn der Staat seiner Pflichten als Beschützer der Bauernschaft enthoben. Nun herrschte auch in den Landgemeinden der Intendant, und zwar durch zwei von ihm ernannte Beamte, den Kollekteur, der unter seinen unmittelbaren Befehlen die Taille erhob, und den Syndic, der, unter der ständigen Leitung des Subdélégué, den Intendanten bei allen Dingen vertrat, die sich auf die öffentliche Ordnung, auf die Ausführung der allgemeinen Gesetze oder überhaupt auf die Regierung bezogen. Zwar konnten die Landbewohner ihre Obrigkeit wählen, aber oft bezeichnete der Intendant die Kandidaten dafür, erklärte die Wahlen für ungiltig und verhinderte Neuwahlen. Und die so oder so an ihren Platz gekommenen Gemeindebeamten gehorchten jeder Laune des Subdélégué; dieser stellte alles mit ihnen auf, ja ließ sie mitunter einsperren. Auch die Landgemeinde war in allem abhängig von der Zentralgewalt; wollte sie ein Kirchendach erneuern lassen, so konnte sie das nicht ohne einen arrêté aus Paris. Unter solchen Zuständen war natürlich das Gemeindeamt nicht begehrt; wie das Stadtvolk hatte das Landvolk im 18. Jahrhundert die Lust am Gemeinwesen verloren. Dabei wirkten, und gewiß vor allem, die bäuerlichen Erwerbsverhältnisse mit. Im Gegensatz zu seinem

ostdeutschen Berufsgenossen war der französische Bauer persönlich frei, und die ganze Bauernschaft hatte wahrscheinlich $^1/_5$ des Ackerlandes des Reiches zum Eigenbesitz. Nach ungefährer Rechnung gehörten des weiteren $^1/_5$ der Krone, $^1/_5$ dem Adel, $^1/_5$ der Geistlichkeit, $^1/_5$ den Bürgerlichen. Doch die Bauern bewirtschafteten als Pächter auch königliche, adlige und geistliche Güter und sonach den größten Teil des Landes. Als dritte, nicht große Klasse gab es neben den bäuerlichen Besitzern und Pächtern die freien Landarbeiter, das ländliche Proletariat. Waren die Pächter, die übrigens bei dem wirtschaftlichen Verfall des Adels oft Besitzer wurden, mit vielen Pflichten gegen ihre Pachtherren belastet, so waren die Landleute überhaupt in ihrem Erwerbe mannigfach gehemmt. Nicht nur veraltetes Kulturverfahren und Mangel an Fahrwegen kamen da in Frage, am folgenschwersten war eine Staatsmaßregel, das Kornausfuhrverbot, das seit der Zeit Colberts, seit 1661, bestand und bis zur Zeit Turgots, bis 1774, in Kraft blieb. Und dann, unter den neuen politischen Verhältnissen bestanden die alten feudalen Ansprüche weiter. An die Bevorrechtigten waren die Herrenrechte zu entrichten, als Kirchenzehnten, Fronen, mannigfache Zölle, Bodenverkaufsabgaben. Dazu kamen die Monopole der herrschaftlichen Kelter und Mühlen, Jagdrechte u. a. m. Der Staat zwang die Bauern zum Wegebau, entzog sie ihrer eignen Arbeit und trieb mit Härte die Steuern bei ihnen ein. Vom Reingewinn ihrer Arbeit blieb ihnen ungefähr $^1/_5$; Staat, König und Bevorrechtigte, die nichts für den Landmann leisteten, ließen ihm zu wenig zum Leben, zuviel zum Sterben.

Uebrigens waren alle Körperschaften mit Sonderdasein und gemeinschaftlichem Besitz ebenso abhängig von der Zentralgewalt wie Städte und Landgemeinden, so daß man sagen kann: Unter dem Ancien Régime gab es weder eine Stadt, noch ein Dorf, weder eine Fabrik, noch ein Kloster und Kolleg mit selbständiger, unabhängiger Verwaltung. Die Zentralgewalt regelte alles durch ihre Beschlüsse, bevormundete alle durch ihre Vorschriften und Anweisungen, wobei sie den Erwerbsständen im ganzen weit mehr schädlich als nützlich war.

Die Macht des Inhabers des Ancien Régime war also sehr groß, förmlich unumschränkt; der König verfügte über die Personen durch Verhaftsbefehle, über das Eigentum durch Beschlagnahme und Besteuerung, über alles im Lande mit Willkür. Doch insofern war seine Macht tatsächlich beschränkt, als er sie selber, vor allem durch den Aemterverkauf, beschränkt hatte, und insofern, als er überhaupt auf die Bevorrechtigten Rücksicht zu nehmen hatte. Seine Verwaltung stützte sich auf den Adel und die Geistlichkeit; der Dritte Stand, durch seine Körperschaften in Uneinigkeit gehalten, trug fast die ganze Staatslast ohne

Mitwirkung an der Verwaltung und ohne Zutritt zu den Verwaltungsämtern. (Der Adel zerfiel in Hochadel und Landadel. Der Hochadel bestand aus den reichsten Familien, die in Versailles oder in Paris ihre Einkünfte und die großen königlichen Zuschüsse verzehrten, daheim schlecht wirtschafteten, im ganzen auf Kosten des Dritten Standes lebten, wie gesagt, ohne soziale Pflichten zu erfüllen. Der Landadel, die Mehrzahl des Adels, war ständig auf seinen Gütern, aber durch seine Herrenrechte der Landbevölkerung ebenso beschwerlich wie der Hochadel.) Die hohen Stellen im Heere hatte der Adel inne, die Verwaltungsämter wurden mit geadelten Emporkömmlingen besetzt. Auch beim Klerus begünstigte der Staat die Spaltung in die hohe und reiche, mit fetten Pfründen ausgestattete Prälatenschaft und die arme niedere Geistlichkeit. Das Ancien Régime regierte nach dem Spruche: Divide et impera! Daher ein Frankreich mit einander feindlichen Bevölkerungsklassen, mit Provinzen ohne Einheit in der Verwaltung, mit Behörden, die unter sich und mit den Ministern über ihre Zuständigkeit hadern, daher eine Nation, die aus Nationen besteht, aus einander feindlichen Provinzen, ein Reich, das, wie Mirabeau sagt, nichts ist als une agrégation inconstituée des peuples désunis, nur, daß das Königtum wenigstens das nationale Band ist, das die Teile des Reiches verbindet.

Bei der Finanzverwaltung des Ancien Régime sind, außer der schreienden Ungerechtigkeit der Besteuerung, die große Kostspieligkeit der Steuererhebung und die großen Steuerrückstände bemerkenswert. Die Steuererhebung erforderte, ungerechnet die Verwaltungsbeamten, 200 000 Einheber, die in 2 Jahren die Steuern für 1 Jahr einhoben. So groß waren die Steuerrückstände, daß der Staatsschatz jeweilig nur $^3/_5$ der Umlagen des laufenden Jahres bekam. Und die Verwendung der Staatseinkünfte, welch ein Mißbrauch! Aus dem Staatsschatz wurde eine verschwenderische Hofhaltung bestritten, die Krone und die höhern Stände lebten üppig auf Kosten des Dritten Standes. Der Verlauf war: Nachdem Ludwig 14. durch seine Kriege, seine Bauten, seine Hofhaltung, den Staat mit großen Schulden belastet hatte, nachdem die Verschwendung unter Ludwig 15., und unter Ludwig 16. die Teilnahme am nordamerikanischen Freiheitskriege, diese Schulden stark vermehrt hatten, kam es schließlich, trotz aller neuen Steuern, Anleihen und Besserungsversuche, dahin, daß der jährliche Fehlbetrag im Staatshaushalt fast die Hälfte der Staatseinkünfte ausmachte. Also im ganzen: eine tief zerrüttete Finanzverwaltung, nicht des Bestehens wert und nicht dazu fähig, mehr als jede andre Verwaltung dazu angetan, der großen Mehrheit der Franzosen das Ancien Régime unerträglich zu machen.

bb. **In der Auflösung des Ancien Régime, in der Vorrevolution.** Die Staatskrisis, vorbereitet unter Ludwig 14. und Ludwig 15., tritt ein unter Ludwig 16. Den Hauptkampf hatte das Königtum, wir wissen es schon, mit den Parlamenten zu bestehen. Unter Ludwig 14. hatte es dabei obgesiegt, unter seinem Nachfolger hatte das Pariser Parlament wenigstens die Kontrolle über die Finanzoperationen bekommen, dann, unter Ludwig 16., kamen die Parlamente abermals herunter, im ganzen Reiche wurden sie durch die Krone ihres Einflusses beraubt. Das Bedürfnis, die Staatsverwaltung umzugestalten, machte sich ungefähr seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, also unter Ludwig 15., in weiten Kreisen geltend. Bezeichnend oder tonangebend war da das Auftreten der Oekonomisten oder Physiokraten sie ergänzten die philosophische Kritik am Staate durch die wirtschaftliche und lehrten hauptsächlich, im Gegensatz zu den Merkantilisten, daß nur die Landwirtschaft einträglich, produktiv sei. Mit Vorliebe behandelten sie Verwaltungsfragen, und dabei stellten sie in ihren Schriften, sozusagen, das ganze Programm der Revolution auf. Die Physiokraten hassen die Vorrechte, ja die bloße soziale Verschiedenheit, sie sind Fanatiker der Gleichheit. Sie sind durchaus Umstürzer, denn sie achten weder Privatrechte, noch Verträge, es gibt für sie nur eine öffentliche Zweckmäßigkeit. Sie haben keinen Sinn für das Gewordene, die Vergangenheit ist ihnen äußerst verächtlich. Dem Freihandel sind sie günstig; sie wollen freie Bewegung für Handel und Industrie, aber politische Freiheiten scheinen ihnen nicht nur entbehrlich, sondern verwerflich. Die meisten dieser Volkswirte sind gegen beratende Versammlungen, gegen örtliche Gewalten oder Nebengewalten, gegen die Herstellung von Gegengewichten gegen die Zentralgewalt. Gegen deren Mißbrauch sehen sie die einzige Gewähr in der öffentlichen Erziehung, im Unterricht. Nach ihrer Auffassung würde ein Staat, der seine Pflichten wohl begriffe, nach den Bedürfnissen des in wirtschaftlicher Hinsicht wichtigsten Standes regieren, und wenn er das täte, sollte er allmächtig sein. Das hieß: der Staat hatte die Nation nach einem Ideal zu gestalten, zu seinem Heil die Geister mit gewissen Gedanken, die Herzen mit gewissen Gefühlen zu erfüllen; er sollte die Menschen nicht in ihrem bisherigen Wesen verbessern, sondern neue Wesen aus ihnen machen. Dazu durfte das Recht des Staates über seine Angehörigen keine Grenzen haben; wie er das Erzeugnis aller war, war er auch der Vertreter aller, d. h. der despotische Ausüber seiner ihm vom Volke übertragenen Gewalt. Unter seiner Despotie gibt es in der Gesellschaft keine Rangstufen und keine Klassen, sondern ein Volk von einander fast ähnlichen oder einander gleichenden Einzelnen. Das Volk hat weder Selbstverwaltung, noch Ueberwachung der Staatsleitung, die

letzte liegt einem einzigen Vertreter des Volkes ob, der von niemand beraten und nur durch die öffentliche Vernunft ohne Organe beaufsichtigt wird.

Genug, um die Mitte des 18. Jahrhunderts begehrte die Nation, deren Wünsche die Physiokraten ausdrückten, zwar die gründliche Umgestaltung des Staates, die Herstellung der sozialen und wirtschaftlichen Gleichheit, aber keine politischen Freiheiten oder Rechte. Zwei Jahrzehnte weiter, und die Nation will auch diese. In den Provinzen will man die Selbstverwaltung wiederhaben, im Volke überhaupt erinnert man sich der alten Reichsstände, des Volksrechtes, an der Regierung des Staates teilzunehmen; auch die Physiokraten müssen den neuen Wünschen, die wesentlichen Stücken ihres Programms zuwiderlaufen, Rechnung tragen. Im Vorschreiten der Zeit, unter Ludwig 16., folgen mannigfache Versuche und Maßregeln zur Umgestaltung des Staates im Sinne derer, die Gleichheit und Freiheit begehren.

Hier der Verlauf der Dinge, der Vorrevolution in der Staatsverwaltung:

Vor allen ist es der König selber, der durch von seinen Ministern verfaßte Erklärungen an dem Bestehenden herbe Kritik ausübt. In der Zeit des Finanzministers Turgot (1774—77) wendet sich Ludwig 16. scharf gegen die Wegefron. Fast alle Wege des Reiches, sagt er, seien unentgeltlich von den Aermsten gemacht worden, die nur wenig Nutzen davon hätten, wogegen die Güter der Besitzer im Werte stiegen. Der Arme gebe seine Arbeit zum Vorteil der Reichen her, so daß er sich nicht vor Elend und Hunger bewahren könne. Die Zünfte sind dem König verwerflich, weil sie die Arbeiter belästigen, das geheiligte Recht zu arbeiten vergewaltigen; sie sind „bizarre und tyrannische Einrichtungen," Erzeugnisse der Begehrlichkeit und Gewalttätigkeit. Das sind dem Kerne nach Turgots Gedanken. Unter dessen Nachfolgern tritt der König sogar (1780) für die Taillables ein und wendet sich scharf gegen die Reichen. Er „will das Volk gegen die Manöver verteidigen, die es dem Mangel am Notwendigsten aussetzen, es zwingen, seine Arbeit zu der Bezahlung hinzugeben, die dem Reichen beliebt. Der König wird nicht dulden, daß ein Teil der Menschen der Habgier des andren Teiles ausgeliefert sei." Das alles waren freilich nur Worte. Turgot, der übrigens den Physiokraten sehr nahe stand und sich erst unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung für politische Freiheiten erwärmte, faßt einen großen Reformplan. Er will mit den alten Staatseinrichtungen aufräumen, alle Feudallasten und Vorrechte aufheben, die Fronen abschaffen, die Provinzen von den Schlagbäumen, den Handel von den Binnenzöllen, das Gewerbe vom Zunftwesen befreien, den Adel ebenso wie den Dritten Stand besteuern. Er will das Volk durch

die Provinzialversammlungen politisch erziehen und auf die Rückkehr der Reichsstände vorbereiten. Aber seine großen Maßregeln, die Aufhebung der Wegefron und der Zünfte im Jahre 1776, haben keinen Bestand, schon 1777 werden sie rückgängig gemacht. Der Minister bekommt seine Entlassung; der Widerstand der Bevorrechtigten war ihm unüberwindlich gewesen.

Dennoch folgt auf die Zeit Turgots unmittelbar eine Zeit, wo die alte Staatsorganisation durch die Wiederherstellung der provinziellen Selbstverwaltung gründlich verändert wird. Von 1778—87 werden 21 Provinzialversammlungen gebildet und mit beträchtlichen Befugnissen ausgestattet. Die Intendanten blieben zwar, aber in ihrem ganzen Wirkungskreise war nun die Provinzialversammlung maßgebend. Ebenso verlor der Subdélégué seinen Einfluß, durch die ihm zur Seite stehende Arrondissementsversammlung, die nach den Grundsätzen der Provinzialversammlung verfuhr. Die letzte, die dem Minister Rechenschaft gab, hatte freilich manche Obliegenheiten, wofür sie als körperschaftliche und unverantwortliche Macht ungeeignet war. Und so groß der Eifer der neuen Verwaltungsorgane war, zunächst standen sie an Erfahrung, an Tüchtigkeit hinter den Intendanten zurück, so daß an vielen Orten die Verwaltung stockte oder durch überstürzte Neuerungen Verwirrung angerichtet wurde. Dazu kam, daß die Intendanten die Rechte der Provinzialversammlungen bestritten und ihrer Tätigkeit Hindernisse bereiteten. Natürlich hatte auch die vorübergehende Aufhebung der Zünfte in den Städten das Verhältnis der Arbeiter zu den Arbeitgebern ungewiß gemacht.

Besondre Schwierigkeiten fand aber die Reform der Staatsverwaltung auf dem Lande, da hier die Unterschiede in der Besteuerung weit schwerer als in der Stadt ins Gewicht fielen. Ohne gleichartige Besteuerung aller war in der Pfarrgemeinde die Selbstverwaltung nicht herzustellen. Um die neue, gewählte Gemeindevertretung war es eine sonderbare Sache. Da erschienen der Seigneur und der Curé nicht als Gewählte, sondern als Berechtigte. Der Seigneur hatte sogar den Vorsitz über die hauptsächlich vom Dritten Stande gewählte Versammlung, aber er konnte über die Verteilung der Taille nicht mitabstimmen, ebensowenig wie die Taillables über die Verteilung der Kopfsteuer (capitation), die Adel und Klerus anging. Die Kopfsteuer wurde weiter durch den Intendanten geregelt. Dem Dritten Stande kam es natürlich darauf an, über seine Angelegenheiten allein zu entscheiden. Dem entsprach, daß die Pächter des Seigneurs nicht im Gemeinderat erscheinen konnten, und daß die Edelleute der Pfarrgemeinde, vom Seigneur abgesehn, es nur dann konnten, wenn sie von den Bauern gewählt worden waren, gewählt zur Vertretung des Dritten Standes.

Das Ergebnis der Verwaltungsreform war also eine halbe Reform, wesentlich deshalb, weil die alte Ungleichheit der Besteuerung bestehen blieb, dann aber auch, weil man von einem Aeußersten ins andre verfallen war, von der Verwaltung durch Einzelgewalt zur Verwaltung durch Kollektivgewalt übergegangen war, anstatt zur Verwaltung durch beide, als nebeneinandergestellte Gewalten.

Auch die Finanzverwaltung suchte Ludwig 16. zu verbessern. Aber auch da wurde zunächst die Wurzel des Uebels nicht beseitigt, die Verwaltung blieb geheim und ohne Sicherheiten. Und grade die Wohlfahrtsbestrebungen des Königs, die Hilfeleistungen des Staates, die Vermehrung der öffentlichen Arbeiten u. a. m., steigerten die Geldverlegenheit. In den zwanzig Jahren vor der Revolution, und besonders unter Ludwig 16., befand sich Frankreich in einer schnellen wirtschaftlichen Entwicklung; die Bevölkerung nahm zu an Wohlstand, der Staat sah seine Einnahmen stark wachsen, grade jetzt war es schlimm, daß die Finanzverwaltung im argen lag. Die Anleihen ohne Oeffentlichkeit und Wettbewerb, die Staatsgläubiger ihrer Renten nicht sicher, das Kapital bei Finanzgeschäften mit dem Staat ungesichert, diese Uebel wurden besonders fühlbar in einer Zeit, wo die Zahl derer, die als Rentner, Geschäftsleute oder Beamte mit dem Staate zu tun hatten, riesig angeschwollen war. Der zweitnächste Finanzminister nach Turgot war Necker (1776—81), ein Mann von europäischem Rufe, über seine Verdienste geschätzt. Er verschaffte den Provinzialversammlungen Anteil an der Finanzverwaltung, überließ ihnen die Steuerumlage, führte zur Erleichterung der Staatsanleihen die Rechnungslegung ein. Unter ihm kamen die Grundsätze zur Geltung: Anleihen erfordern Oeffentlichkeit in der Finanzverwaltung, Steuern erfordern eine Vertretung der Nation, die sie bewilligt. Außer durch Anleihen suchte Necker dem Geldmangel des Staates durch Ersparnisse am Hofe abzuhelfen. Doch er brachte fast alle Welt gegen sich auf, die Parlamente, die den Provinzialversammlungen die Selbstverwaltung nicht gönnten, sondern das Monopol des Gegengewichts gegen die Zentralgewalt behalten wollten, die Höflinge, die der Einschränkung der Hofausgaben aufs äußerste widerstrebten. Necker stürzte 1781, bald nach seinem berühmt gewordenen Rechenschaftsbericht über die Finanzen, wodurch Frankreich plötzlich über seine Lage aufgeklärt und das Ancien Régime tief erschüttert wurde. Unter Necker wuchs der jährliche Fehlbetrag durch die Vermehrung der Zinslast. Seine Anleihewirtschaft war nicht das Heilmittel für die Finanzen des Staates, sondern nur ein Auskunftsmittel, wodurch die Zukunft der Gegenwart geopfert wurde. Auf Necker folgt, von 1781—88, Calonne, ein sophistischer Finanzmann.

der den Satz aufstellt: Wer Kredit begehrt, muß Luxus treiben. Er erneuert die Verschwendung des Hofes und vermehrt die Staatsschulden um über 400 Millionen. 1787 droht die Katastrophe, und nun greift Calonne auf Turgots Gedanken zurück. Indem er den Staat glücklich schätzt, weil er so viele Mißbräuche zu beseitigen und daher neue Quellen des Wohlstandes zu erschließen habe, will auch er endlich die Bevorrechtigten dem Gemeinwohl opfern. Doch er findet sie ebenso widerstrebend, wie Turgot sie gefunden hatte. Die Notabelnversammlung, deren Berufung nach Versailles er durchsetzt, vernimmt im Februar 1787 von ihm, daß die Anleihen in wenigen Jahren auf 1664 Millionen angewachsen sind, daß der Jahresfehlbetrag 140 Millionen ausmacht. Gleichwohl beschließt die Versammlung, die die Einführung der Provinzialversammlungen und die Abschaffung der Fronen beschließt, in Finanzsachen nichts Durchgreifendes. Aber ihre Verhandlungen verbreiten in ganz Frankreich völlige Klarheit über die Zustände am Hofe, in der Verwaltung und über das Elend des Volkes. Calonne stürzt darauf, an seine Stelle tritt Brienne, der Erzbischof von Sens. Er verlangt vom Pariser Parlament neue Anleihen im Betrage bis zu 400 Millionen, und gerät darüber in scharfen Zwist mit ihm. Die übrigen Parlamente treten auf die Seite des Pariser Parlaments, dieses verkündet seine Unzuständigkeit in Steuersachen und verlangt regelmäßige Berufung der Reichsstände. Brienne sucht nun die Parlamente durch Errichtung eines allgemeinen Reichsrates zu vergewaltigen, aber er bringt auch damit nichts zuwege. Wegen der Einstellung der Zahlung der Staatsrenten stürzt er im August 1788. Necker wird wieder Finanzminister. Er stellt die Parlamente wieder her, schafft den Reichsrat ab und geht schließlich auf die vom Pariser Parlament geforderte Einberufung der Reichsstände ein. Mit ihrem Zusammentritt zu Versailles am 5. Mai 1789 beginnt die Revolution.

Bei der Auflösung des Ancien Régime war also entscheidend die Geldnot der Staatsverwaltung. Vergeblich hatte sich die Krone an die Höflinge um Ersparnisse gewandt, vergeblich an die Parlamente um Steuern und an die Kapitalisten um Anleihen, vergeblich an die Bevorrechtigten um Steuerbeiträge. Die Notabeln, Adel und Klerus, lehnten ab. Endlich wandte sie sich an die seit fast zwei Jahrhunderten nicht einberufenen Reichsstände, und berief damit die ganze Nation zur Teilnahme an der Leitung des Staates. Die unumschränkte Monarchie, die große Sünderin am Gemeinwohl und doch seit langem die schärfste Kritikerin aller staatlichen Mißstände, forderte das Volk zur Reform der Staatsverwaltung auf, zu einer umfassenden Gesetzgebung, zu einer friedlichen Revolution.

cc. In der Revolution unter dem Königtum, unter der Konstituante und unter der Legislative. Im August 1789 beginnt für Frankreich eine neue Verwaltungszeit. Das Werk der Konstituante, der Verfassunggebenden Versammlung (1789—91), ist das: Nach der epochemachenden Nacht des 4. Augusts, der Bartholomäusnacht der Mißbräuche, wie Mignet sagt, erklärt sie durch Dekret vom 4., 6., 7., 8. und 11. August die Feudalherrschaft für zerstört. Alle Vorrechte einzelner oder von Körperschaften (Parlamente, Zünfte, Städte, Ständelandschaften) sind abgeschafft. Das heißt: der Seigneur verliert alle seine feudalen und gutsherrlichen Rechte, die Geistlichkeit verliert den Zehnten, wie die Standesunterschiede hören die Unterschiede in der Besteuerung auf, und mit dem Aufhören der Käuflichkeit der öffentlichen Aemter werden diese allen Franzosen zugänglich gemacht. Der König wird bezeichnet als restaurateur de la liberté française. Mit dem Augustdekret war das Lehnswesen, die Feudalität, nicht ganz und gar, doch im wesentlichen abgeschafft. Durch die Einführung der Rechtsgleichheit waren die Grundlagen für die Einheit des Staates, für eine einheitliche Staatsverwaltung hergestellt. In der Zeit vom 20. August bis zum 1. Oktober folgen die Erklärung der Menschenrechte und die Festsetzung der wesentlichen Artikel der zu erlassenden Verfassung. Am 4. Februar 1790 nimmt der König in der Konstituante die Verfassung an und spricht sich für die Grundsätze der Revolution aus. Erst am 14. September 1791 beschwört er die Verfassung.

Um den Staat ist es durch das Wirken der Konstituante folgendermaßen bestellt.

Frankreich war nun tatsächlich eine Republik mit einem König an der Spitze. Nach der Verfassung von 1790/91 war einerseits das Volk souverän, alle Gewalt kam von ihm, und keine Gewalt war so groß wie seine oder gar förmlich über sie gestellt, andrerseits war die höchste vollziehende Gewalt monarchisch, einem nicht gewählten, sondern erblichen König anvertraut. Die halb geistliche, halb weltliche Formel, die Ludwig 16. gebrauchte, lautete: Louis, par la grâce de Dieu et par la loi constitutionelle, roi des Français. Der König war das Haupt der Staatsverwaltung, des Land- und Seeheeres, er hatte die hohen Offiziere zu ernennen, auch die Obersten der Gendarmerie, die Kommissare bei den Gerichten, die hohen Beamten für die Verwaltung der indirekten Steuern und für die der Domänen u. s. w. Seiner Aufsicht unterstand die Münze. Er wachte über die Sicherheit des Staates, über die Diplomatie, traf Verkehr für den Krieg, schloß, vorbehaltlich der Genehmigung der Legislative, Friedens-, Bündnis- und Handelsverträge. Aber an der Gesetzgebung hatte er nur mittelbar teil, durch

sein auf drei Gesetzgebungszeiten aufschiebendes Veto. Die vollziehende Gewalt übte er durch den Ministerrat aus, der aus sechs Abteilungen bestand, Inneres, Krieg, Staatssteuern, Justiz, Marine, Auswärtiges. Er wählte und entließ die Minister, die nicht aus dem Gesetzgebenden Körper entnommen werden konnten. Ein königlicher Erlaß war nur giltig, wenn er vom König und dem zuständigen Minister unterzeichnet war. Das Volk übte seine Souveränität durch Vertreter aus, die jedoch nicht von allen Bürgern gewählt wurden. Es zerfiel in zwei Klassen, die citoyens actifs und die citoyens passifs. Nur die ersten, d. h. alle Bürger, die 25 Jahre alt waren und Steuern mindestens im Werte dreier Arbeitstage zahlten, nur diese hatten ein mittelbares Wahlrecht. Sie wählten in ihren Urwählerversammlungen die Wahlmänner, die die Abgeordneten zur Legislative, und auch die Behörden für die Departements und Distrikte und die Richter für die Gerichtshöfe, zu wählen hatten. Die Legislative oder Nationalversammlung hatte die öffentlichen Ausgaben vorzuschlagen und darüber zu beschließen, Steuern einzuführen und die Besteuerung zu regeln, über Krieg und Frieden zu beschließen und, wie gesagt, die Staatsverträge zu bestätigen.

Die Staatsverwaltung wurde auf neue Grundlage gestellt durch das Gesetz vom 11. und 12. November 1789. Danach war die Einteilung in Provinzen aufgehoben und, nach Sieyèsens Entwurf, durch die in Departements ersetzt. Diese zerfielen in Distrikte, die Distrikte in Kantone. Der Kanton mit seinen 5 bis 6 Kirchspielen war eine Wahlabteilung, keine Verwaltungsabteilung. Demnächst, bei der Bildung der Departements, wurden nach Möglichkeit die Grenzen der alten Provinzen berücksichtigt. Die Benennung der Departements nach Flüssen oder Bergen folgte im Februar 1790. Die Hauptorte der Departements und Distrikte wurden am 11. September 1791 bestimmt.

Die Departementsverwaltung regelte das Gesetz vom 22. Dezember 1789. Nach ihm steht dem Departement die Departementsverwaltung, dem Distrikt die Distriktsverwaltung vor, und diese ist jener untergeordnet. Die Departementsverwaltung besteht aus 36 Mitgliedern, die, wie gesagt, durch die Wahlmännerversammlungen gewählt werden, die die Abgeordneten zur Legislative wählen. Die 12 Mitglieder der Distriktsverwaltung werden ebenfalls durch die Wahlmänner gewählt, und zwar in Distriktsabteilungen. Beide Verwaltungen sind alle zwei Jahre zur Hälfte neuzuwählen. Des weitern gibt es in jedem Departement den procureur général syndic und in jedem Distrikt den procureur syndic, auch sie durch die Wahlmänner gewählt; eine Art Anwälte der Nation, Beamte, die bei allem gehört

werden sollten, aber nur unbestimmte Vollmachten hatten. Departementsverwaltung und Distriktsverwaltung teilen sich zweifach, jede in eine vollziehende Gewalt und in eine beratende Körperschaft. Demnach gibt es das Departementsdirektorium und den Departementsrat, das Distriktsdirektorium und den Distriktsrat. Die Direktorien sind ständige Verwaltungsorgane, dagegen ist der Departementsrat nur 1 Monat, der Distriktsrat nur ½ Monat im Jahre tätig. Die Befugnisse der Departementsverwaltung sind: 1. Unter Aufsicht der Legislative und kraft ihrer Dekrete die Steuern auf die Distrikte zu verteilen — diese verteilen sie auf die Munizipalitäten —, die Erhebung und Ablieferung der Steuern zu regeln und zu überwachen, und die Bezahlung der Ausgaben anzuordnen. 2. Unter Autorität und Aufsicht des Königs die einzelnen Zweige der Departementsverwaltung zu besorgen. Einer fehlt bei diesen Einrichtungen, der Vermittler zwischen der Departementsverwaltung und der Zentralgewalt; die Konstituante schaffte den Intendanten und den Subdélégué ab, ohne diese Vertreter der Regierung durch andre zu ersetzen. So ist die Autorität und Aufsicht des Königs im Departement tatsächlich bedeutungslos. Auch die Minister können von Paris aus nicht im Departement mitsprechen, und die Departements sind anfänglich ohne ein gesetzliches Mittel, die Munizipalitäten im Zaume zu halten. Auch das Gesetz vom März 1791, das dem König das Recht verleiht, in schweren Fällen Mitglieder des Departements- und des Distriktsdirektoriums abzusetzen, und den Departementsdirektoren das Recht, Distriktsdirektoren abzusetzen, auch dieses Gesetz bietet der Zentralgewalt keine rechte Handhabe dazu, die Beamten des Departements zu zügeln.

Die Gemeinde organisiert die Konstituante durch das Gesetz vom 12. und 14. Dezember 1789. Es soll danach jede Stadt, jeder Flecken, jede Pfarr- oder Landgemeinde eine Munizipalität (Gemeindeverwaltung) haben. Sie wird von den aktiven Bürgern unmittelbar gewählt und besteht aus dem Corps municipal, den Notabeln, dem Maire und dem Procureur, der, wenn nötig, einen Stellvertreter hat. Die Notabeln, doppelt so zahlreich wie das Corps municipal, bilden durch ihre Vereinigung mit diesem den Allgemeinen Gemeinderat (conseil général de la commune.) In Gemeinden mit über 500 Einwohnern teilt sich das Corps municipal in das aus dem Maire und ⅓ der Gemeindebeamten bestehende Bureau und den Conseil, der aus den anderen Dritteln besteht. Gemeindebeamte und Notabeln werden auf zwei Jahre gewählt, und die Hälfte von ihnen wird jährlich neugewählt. Der Procureur, auf zwei Jahre gewählt, ist wiederwählbar. Bei den Befugnissen der Gemeindeverwaltung werden unterschieden: 1. Die rein gemeindlichen Befugnisse, die Ordnung und Leitung aller örtlichen

Angelegenheiten, die Verwaltung der örtlichen Einrichtungen, die Ausführung der öffentlichen Arbeiten, die der Gemeinde zur Last fallen, und die Einrichtung und Leitung der Ortspolizei. Bei alledem steht das Corps municipal unter der Aufsicht der Departements- und der Distriktsverwaltung. 2. Die Befugnisse, die die allgemeine Staatsverwaltung angehen, die Verteilung, Erhebung und die Ablieferung der Steuern in die Distrikts- oder Departementskassen, die Leitung der öffentlichen Arbeiten, die Verwaltung der öffentlichen Einrichtungen, die Erhaltung des öffentlichen Eigentums im Ressort der Gemeinden, die Aufsicht über die Erneuerungsarbeiten an Kirchen und andren Gegenständen, die für einen religiösen Kultus dienen. Das Corps municipal übte alle Gewalt aus, nur bei außergewöhnlichen Fällen (Anleihen, Prozessen, Erwerbungen, Veräußerungen) vereinigte es sich mit den Notabeln zum Allgemeinen Gemeinderat. In gewissen Fällen hatte es auch die Verfügung über die Nationalgarde und über die andren öffentlichen Kräfte.

So machte die Reform der Gemeindeorganisation von 1789 dem Bestehen der mannigfaltigen Organisationen des Ancien Régime, dem Uebermaß der Zentralisation ein Ende und beseitigte auch die Allmacht, die die Gemeinden bei dem Aufruhr vom 14. Juli desselben Jahres gewonnen hatten, aber sie gab den Gemeinden doch so große Befugnisse, daß die Zentralgewalt gelähmt wurde. Wie die Verfassung von 1790/91 ein Erzeugnis der Abneigung gegen die Zentralgewalt war, war es auch die Verwaltungsreform von 1789. Eine Staatsverwaltung ohne Gewalt über die Glieder des Staates, das war das Werk der Konstituante.

Um dem Elende der Staatsfinanzen zu steuern, verfügte die Konstituante am 2. November 1789 die Einziehung der Kirchengüter durch den Staat und ihren Verkauf zu seinem Nutzen an Private. Der Verkauf wird durch die Munizipalitäten bewirkt, und da sie nicht bezahlen können, geben sie dem Staate Munizipalitätsscheine. Er befriedigt mit diesen seine Gläubiger, die die Scheine einlösen, wenn die Munizipalität zu Geld gekommen ist. Schon bald, Dezember 1789, werden, zur Erleichterung des Wiederverkaufs der Kirchengüter, statt der Munizipalitätsscheine Staatsscheine ausgegeben, die Zwangskurs haben und anstelle des baren Geldes treten können. Das ist die Gründung der Assignatenwirtschaft, ein anderer schwerer Fehler im Werk der Konstituante. Sie verschließt übrigens dem Staate wichtige Einnahmequellen durch den Verzicht auf die Steuern auf Salz, Tabak und Getränke. Am 30. September 1791 löst sie sich auf, um der Legislative Platz zu machen.

Unter der Legislative, die die unselige Staatsverwaltungs-Erb-

schaft der Konstituante übernimmt, folgen in der Zeit vom 1. Oktober 1791 bis zum 21. September 1792 viele bedeutungsvolle Staatsmaßnahmen. Vor allen sind zu nennen:

1. Das Gesetz gegen die Ausgewanderten vom 9. November 1791. Es bestimmt, daß sie als Verschwörer gegen den Staat zu behandeln seien, wenn sie nicht bis zum 1. Januar 1792 zurückgekehrt seien; dann verfallen sie der Todesstrafe und ihre Güter, vorbehaltlich der Rechte ihrer Frauen, Kinder und Gläubiger, dem Staate. Dagegen ergeht das Veto des Königs.

2. Das Gesetz gegen die eidweigernden Priester vom 27. Mai 1792. Es bestimmt, daß die Priester, die den Eid auf die Zivilverfassung des Klerus, beschlossen von der Konstituante am 12. Juli 1790, nicht leisten, zu verschicken (deportieren) sind. Auch dagegen ergeht das Veto des Königs.

3. Das Gesetz vom 20. September 1792, das Zivilstandsgesetz, das den Geistlichen die Führung des Zivilstandsregisters nimmt und sie den Munizipalitäten überträgt.

4. Das Gesetz vom 14. August 1792 über die Gemeindeverwaltung, wonach die Gemeindegüter unter die Gemeindebürger zu verteilen sind.

5. Das Gesetz vom 25. und vom 28. August 1792, wonach alle Grundrenten, wenn sie nicht Zinsen eines Kapitalanleihens sind, wie Feudalrechte behandelt, d. h. ohne Entschädigung abgeschafft werden.

6. Das Gesetz vom September 1792 über den Handel mit Lebensmitteln. Es ordnet die Anfertigung von Verzeichnissen aller Vorräte im Lande an und befiehlt den Behörden, die Besitzer aufgrund der Verzeichnisse zu verhältnismäßiger Lieferung ihrer Vorräte auf die Märkte anzuhalten.

7. Die Kriegserklärung an Oestreich, wozu im April 1792 das girondistische Ministerium den König zwingt.

8. Der Verfassungsbruch am 10. August 1792, während des Aufruhrs in Paris. Der König wird vorläufig, bis zur Bildung eines Nationalkonvents, der zur Sicherung der Volkssouveränität, der Herrschaft der Freiheit und Gleichheit Maßregeln treffen soll, seiner Macht enthoben. Die Beschlüsse der Legislative haben nun Gesetzeskraft ohne die königliche Bestätigung und werden nur im Namen der Nation verkündet. Ueberdies wird die Unterscheidung der Bürger in aktive und passive aufgehoben, statt des Zensuswahlrechtes das allgemeine gleiche Wahlrecht eingeführt.

Am 20. September 1792 löst sich die Legislative auf, um dem Konvent, der Convention nationale, Platz zu machen.

dd. In der Revolution unter der Republik, unter dem Konvent und unter dem Direktorium. Der Konvent bahnt seiner Staatsverwaltung den Weg durch die Erklärung der Republik am 21. September 1792, die Verurteilung Ludwigs 16. zum Tode, am 17. Januar 1793, seine Hinrichtung am 21. Januar. Es folgt, unter dem Druck des Unglücks im Kriege, die Schreckensherrschaft (la Terreur), bis zum Sturze Robespierres im Juli 1794, dann die gemäßigte Konventsherrschaft (la période thermidorienne oder la petite Terreur), bis zum Oktober 1795. Natürlich ist für den Konvent, der besonders wegen der Kriegsnot eine straffe Staatsverwaltung aufrichten will, die administrative Dezentralisation, die er vorfindet, etwas, was er nicht bestehen lassen kann. Er schafft zwar vorläufig die Verfassung von 1790/91 nicht ab, aber er regiert nicht danach. Vor allem schafft er sich ein Organ, das er mit großen Vollmachten ausstattet, den répresentant en mission. Die Repräsentanten oder Konventskommissare gehen zu den Heeren, wo sie nach ihrem Gutdünken Offiziere und Beamten absetzen und durch andre ersetzen und die Maßregeln treffen, die sie für notwendig halten. Aufgrund des Gesetzes vom 9. März 1793 werden sie in alle Teile Frankreichs gesandt, vor allem zur Truppenaushebung, dann mit dem Recht, verdächtige Personen verhaften zu lassen. Sie sind ihrer Allmacht und Willkür nach die blutrünstigen Nachfolger der Intendanten, sonst umherziehende Beamte, ohne Chefs und ohne bestimmten Auftrag. Anfänglich liegen sie meistens im Streit mit den örtlichen Verwaltungen oder mit den Kommissaren, die das Ministerium in großer Zahl in die Departements sandte. Ein andres Organ des Konvents ist das Revolutionstribunal, das von der Legislative geschaffen worden war. Er erneuert es in der Absicht, durch schnelle und schreckliche Strafen seine Macht zu sichern. Er beschließt, „daß in Paris ein außerordentliches Kriminalgericht errichtet werde, das zu erkennen habe über jede kontrerevolutionäre Unternehmung, über alle Attentate auf die Freiheit, die Gleichheit, die Einheit, die Unteilbarkeit der Republik, über die innere und äußere Sicherheit des Staates, und über alle Verschwörungen zur Herstellung des Königtums oder zur Herstellung einer andren Autorität, die die Freiheit, die Gleichheit und die Volkssouveränität angreife.“ Das Tribunal besteht aus der Jury, 5 Richtern, dem öffentlichen Ankläger und 2 Substituten, alle durch den Konvent ernannt. Gegen die Urteile, die nach Willkür, ohne Beweise, ohne Verteidigung, fast ohne Verhör gefällt werden, sind weder Berufungen, noch Nichtigkeitsbeschwerden zuläßig. Die ständigen Gehilfen des Konvents sind der Wohlfahrtsausschuß und bis auf weiteres die Minister. Der Wohlfahrtausschuß (comité du salut public) ist der Nachfolger des am

Digitized by Google

1. Januar 1793 gebildeten Comité de défense nationale, das aus 24 Konventsmitgliedern bestand und mit der Ueberwachung des Ministeriums, mit der Herstellung der Einheit in der Leitung der militärischen und der diplomatischen Angelegenheiten betraut gewesen war. Dieses große Comité war zu schwerfällig, deshalb ersetzte es der Konvent am 6. April 1793 durch den Wohlfahrtsausschuß. Der bestand nur aus 9 Konventsmitgliedern, hatte Maßregeln für die innere und äußere Sicherheit zu treffen, das Ministerium zu überwachen und vorwärts zu treiben, auch konnte er dessen Entscheidungen aufheben. Unter dem Wohlfahrtsausschuß mit seinen 4 Abteilungen, Aeußeres, Krieg, Marine, Inneres, bestand das Ministerium bis zu seiner Unterdrückung im März 1794 nur förmlich weiter, in Wirklichkeit war der Wohlfahrtsausschuß allmächtig. Er bediente sich des Sicherheitsausausschusses (comité de sûreté général). Der hatte die Polizei zu überwachen und ließ Verdächtige auch unmittelbar verhaften und vor das Revolutionstribunal führen. Der Wohlfahrtsausschuß bringt es dahin, „daß alle gesetzlichen Körperschaften und sämtliche öffentlichen Beamten bei allen die Regierung und das Gemeinwohl betreffenden Maßregeln, sowie hinsichtlich sämtlicher Personal- und Polizeifragen," unter seiner Aufsicht stehen. Er hat übrigens in jedem Orte einen Revolutionsausschuß, der seine Verfügungen durchzuführen und ihm zu berichten hat. Solcher Ausschüsse oder revolutionären Comités gab es am 30. März 1793: 21 500. Revolutionstribunale gab es zu derselben Zeit 178, darunter 40 wandernde.

Das Werk des Konvents auf dem Gebiete der allgemeinen Staatsverwaltung und auf dem der Finanzverwaltung besteht dem wesentlichen nach im Folgenden.

1. Die neue, radikale Verfassung vom Juni 1793. Sie wird gegeben, um den Aufruhr in den Departements zu dämpfen, der nach der Verhaftung girondistischer Konventsmitglieder vom 2. Juni entstanden war. Den Forderungen der Volksgesellschaften sollte genüge getan werden. Die Verfassung bestätigte das allgemeine Stimmrecht, ließ die Abgeordneten für die Legislative unmittelbar, durch die Urwählerversammlungen wählen. Doch die Mitglieder der Departements- und der Distriktsverwaltung und der Gerichte wurden, wie bisher, mittelbar gewählt. Die gesetzgebende Gewalt wurde dem Corps législatif übertragen, das aus 600 Mitgliedern bestand und für 1 Jahr zu wählen war. Jedes beschlossene Gesetz war der Volksabstimmung zu unterwerfen. Die vollziehende Gewalt hatte der Conseil exécutif. Seine 80 Mitglieder wählte der Gesetzgebende Körper unter den Kandidaten, die die Wahlmänner jedes Departements aufgestellt hatten. Die Hälfte der Achtzig war jährlich neuzuwählen. Die Verfassung, vom

Volke mit ungefähr 1 800 000 Stimmen gegen 12 000 angenommen, wurde am 10. August 1793 verkündet. Aber sie trat niemals in Kraft. Durch ihre Vertagung in der Kriegsnot der Zeit blieb die Verfassung von 1790/91 bestehn, ohne Königtum und mit dem allgemeinen Stimmrecht, doch sonst unverändert.

2. Das Gesetz vom 4. Dezember 1793 über die Departementsverwaltung. Es hat den Hauptzweck, die Autorität der gewählten Verwaltungen der Departements, der Distrikte und Munizipalitäten zu vernichten. Die Departementsverwaltung wurde im wesentlichen auf das Steuerwesen und auf die Ueberwachung der großen Straßen und Kanäle beschränkt. Sie wurde auf 8 Mitglieder, die ihr Direktorium bildeten, verringert. Beraubt ihres Präsidenten, des Conseil général, des Procureurs, spielen die Departementsverwaltungen bei der allgemeinen Verwaltung und Regierung des Landes keine Rolle mehr. Die Ueberwachung der Ausführung der revolutionären Gesetze und Regierungsmaßregeln fällt ausschließlich den Distriktsverwaltungen zu, die alle 10 Tage dem Wohlfahrtsausschuß und dem Sicherheitsausschuß Rechenschaft zu geben haben. Nun bekommt die Zentralgewalt auch Vertreter bei den gewählten Verwaltungskörpern, nämlich an die Stelle des Distrikts- und des Gemeindegouverneurs treten die vom Konvent ernannten agents nationaux. Die Autoritäten im Departement, im Distrikt und in der Gemeinde sind dem Wohlfahrtsausschuß streng untergeordnet, und es ist ihnen verboten, sich unter einander zu verbinden. Andre Bestimmungen laufen auch darauf hinaus, den Konvent allmächtig zu machen. Doch in Wirklichkeit übte der Wohlfahrtsausschuß mit dem Sicherheitsausschuß die Regierung aus. Die beiden Ausschüsse regierten und verwalteten durch das Ministerium — bis zu dessen Unterdrückung und Ersetzung durch 12 Exekutivkommissionen —, durch die Konventskommissare, die dem Wohlfahrtsausschuß untergeordnet waren, durch die Distrikte, die Nationalbeamten, die revolutionären Comités, und auch durch die Jakobinergesellschaft (Société des Jacobins) mit ihren vielen Zweiggesellschaften. Der Wohlfahrtsausschuß wurde den Regierungen Europas als Regierung Frankreichs öffentlich angekündigt.

3. Das Gesetz vom 10. Juni 1793, das die Teilung der Gemeindegüter unter die Gemeindebürger nach der Kopfzahl anordnet, was ungeheuerliche Folgen hat.

4. Das Gesetz vom 16. April 1794, das verfügt, daß alle der Verschwörung verdächtigen vor das Pariser Revolutionstribunal zu bringen seien, daß alle ehemaligen Adligen und die Fremden Paris, die festen Plätze und die Seeplätze verlassen müssen. Dazu kommt, auf Antrag Robespierres, das Gesetz vom 10. Juni 1794, das dem vor dem

Revolutionstribunal angeklagten den Verteidiger nimmt, die Anhörung der Zeugen unterdrückt, die materiellen Beweise durch moralische ersetzt, das jeden mit dem Tode bestraft, der der Regierung Widerstand entgegensetzt. Für die Tätigkeit der Revolutionstribunale tragen der Wohlfahrtsausschuß und der Sicherheitsausschuß die Verantwortung, denn sie billigen durch ihre Beschlüsse die Urteile, unterzeichnen die Listen, auch ordnen sie viele Verhaftungen an. Nach dem Sturze Robespierres bleiben die Konventsorgane, Revolutionstribunal, Wohlfahrtsausschuß, Sicherheitsausschuß, revolutionäres Comité, Jakobinerklub, Konventskommissar, bestehen, aber sie wirken gemäßigter.

5. Das Gesetz vom 17. April 1794. Es gibt, unter Aufhebung des Gesetzes vom 4. Dezember 1793, der Departements- und der Distriktsverwaltung ihre Befugnisse zurück.

6. Das Gesetz vom 3. Mai 1793, das ein Maximum für den Preis des Getreides und des Mehles festsetzt. Ihm folgen im Herbst des Jahres Gesetze über die Preishöhe der meisten Waren. Diese unausführbaren Gesetze schafft der Konvent selbst, am 24. Dezember 1794, ab.

7. Das Gesetz vom Juli 1793, das die „Wucherer und Ankäufer" mit Tod bestraft, die ihren Vorrat an Lebensmitteln, Kleidern u. a. nicht ihrer Gemeindebehörde angeben und nicht täglich davon zum Verkauf anbieten, zu Preisen, die die Behörde bestimmt.

8. Die Verfassung des Jahres 3, beschlossen vom Konvent und durch Volksabstimmung angenommen, mit ungefähr 915 000 Stimmen gegen 42 000, im Sommer 1795. Diese Verfassung bedeutet eine antidemokratische Reaktion, denn sie unterdrückt das allgemeine Wahlrecht, ersetzt es durch ein beschränktes, an Abgaben geknüpftes. Die neue Zentralgewalt, das Direktorium, sieht sich zwei Räten gegenüber, von denen der Rat der Fünfhundert allein das Recht hat, Gesetze vorzuschlagen; seine Beschlüsse werden Gesetze durch die Zustimmung des Rates der Alten. Das Direktorium, durch die Fünfhundert gewählt, war jährlich zur Hälfte zu erneuern, hatte im Innern nicht alle Befugnisse, die der Konvent gehabt hatte. Unabhängig von ihm war die Schatzkammer (trésorerie nationale), deren 5 Kommissare durch die beiden Räte gewählt wurden. Die Departementsverwaltung wurde wie bisher gewählt, aber sie war auf 5 Mitglieder verringert und dem Direktorium untergeordnet. Dieses war bei der Departementsverwaltung und bei jeder Munizipalität durch einen absetzbaren Kommissar vertreten, der die Ausführung der Gesetze zu überwachen hatte. Die Distrikteinteilung war beseitigt. Die 4000 von der Konstituante gebildeten Kommunalmunizipalitäten wurden aufgehoben und durch 500

Kantonalmunizipalitäten ersetzt. Bei dieser Verwaltungsorganisation war der Fehler die geschäftliche Ueberlastung der letzten. Der Kanton umfaßte nämlich 8—10 Gemeinden und hatte ihre Angelegenheiten neben seinen eignen zu besorgen. Das war besonders schlimm für die Finanzverwaltung des Direktoriums und für dieses überhaupt eine Quelle der Verlegenheiten. Die Kantonmunizipalität wurde gebildet aus der Vereinigung der in den Gemeinden des Kantons gewählten Gemeindebeamten. Uebrigens sieht sich das Direktorium genötigt, das Gesetz vom 10. Juni 1793 über die Teilung der Gemeindegüter nach der Kopfzahl aufzuheben; es tut das durch das Gesetz vom 9. Juni 1796.

Bei der Finanzverwaltung unter dem Konvent und unter dem Direktorium ist folgendes wesentlich.

Im Beginn der Revolution war die Absicht des Staates gewesen, die Staatsgläubiger durch Wegnahme und Verkauf von Gütern, vornehmlich der Kirchengüter, zu befriedigen, aber statt dessen folgte von 1793—99 ein Staatsbankerott auf den andren. Die Grundlage des Staatshaushaltes waren die Assignaten, die seit April 1790 Geldkurs hatten und in unbeschränkter Zahl ausgegeben wurden. Im September 1790 waren 1 200 000 Livres Assignaten im Umlauf (1795 wird der mit der livre ungefähr gleichwertige franc die Einheit des französischen Münzsystems), dazu kamen im Juni 1791: 600 Millionen, unter der Legislative 900 Millionen, unter dem Konvent 7 Milliarden 274 Millionen, unter dem Direktorium 35 Milliarden 603 Millionen. Die Entwertung der Assignaten ging äußerst schnell und unmäßig vor sich. Im Januar 1791 gelten sie 91 v. H. ihres Metallwertes, bei der Auflösung der Konstituante 82, bei der Eröffnung des Konvents 72 und 51, 1794 gelten sie 40 und 34, 1795: 2.97 und 0.67, 1796: 0.54, 0.44, 0.29. Um die Entwertung der Assignaten aufzuhalten, griff der Staat zu Mitteln, die seine Gläubiger und, weil jeder mit Assignaten bezahlen konnte, alle Gläubiger schwer schädigten. Es kommen da vor allen folgende Finanzmaßregeln in Betracht:

1. Im Juli 1793 werden die Assignaten aus der Zeit Ludwigs 16., im Werte von 1500 Millionen, außer Kurs gesetzt. Erster Staatsbankerott. In demselben Jahre verbietet der Konvent, Kapital im Auslande anzulegen, und schließt die Börse. Sie wird nach Robespierres Sturz wieder geöffnet.

2. Am 15. August 1793 verfügt der Konvent die Republikanisierung der gesamten Staatsschuld. Das heißt: die Staatsgläubiger müssen ihre alten sichern Wertpapiere ausliefern, dafür wird ihr Kapital als unkündbar in das „Große Buch der Staatsschuld" eingetragen und ihnen ein Zins von 5 v. H. zugesichert. Zweiter Staatsbankerott.

3. Am 5. September 1793 verbietet der Konvent bei Todesstrafe den Gebrauch gemünzten Geldes.

4. Am 15. April 1794 verbietet er das Bestehen der Bankhäuser, die durch ihre Aktien den Assignaten „schädlich" sind.

5. Am 13. November 1794 beschließt er die Wegnahme aller versteckten Kostbarkeiten im ganzen Lande.

6. Nach dem Anleihebankerott unter dem Konvent ordnet das Direktorium, das übrigens Ende 1795 die Börse wieder schloß, im März 1796 die Einziehung von Assignaten im Werte von 24 Milliarden an. Dafür bekommen die Besitzer Territorialmandate, d. h. Anweisungen auf Staatsgüter. Diese Anweisungen werden bald, nach Aufhebung des Zwangskurses, aus dem Verkehr gezogen. Dritter Staatsbankerott.

7. Im September 1797 kürzt das Direktorium die Staatsschuld um $^2/_3$, wodurch 386 000 Rentner $^2/_3$ ihres Kapitals und ihrer Zinsen verlieren. Vierter Staatsbankerott.

8. Im Jahre 1798 legt das Direktorium den Wohlhabenden, der classe aisée, eine Zwangsanleihe von 100 Millionen auf. Schon 1793 und 1795 waren große Zwangsanleihen angeordnet worden, hatten aber schlechten Erfolg gehabt.

9. Im März 1799 entwertet das Direktorium die Assignaten des Konvents. Fünfter Staatsbankerott.

Bezeichnend für die finanziellen Zustände unter der Republik von 1792—99 ist auch der jährliche Zinsfuß. Er hatte vor der Revolution 6, 5, 4 v. H. betragen, während der Revolution betrug er 24, 48, 60, 72, 84. Die Staatsschuld belief sich 1789 auf fast 4 Milliarden, in der Revolutionszeit stieg sie auf 50 Milliarden. Ungeheuer war der Aufwand von Staatsmitteln in Paris. Hatte nämlich die Ernährung des Hofes von 1783—86 jährlich 45 Millionen gekostet, so kostete die Ernährung des Pariser Proletariats von 1793—96 ungefähr 25 mal so viel. Für das in Paris verteilte Brot wurden 1½ Milliarden ausgegeben.

Wollen wir *das Ergebnis der allgemeinen Staatsverwaltung und der Finanzverwaltung von 1789—99* feststellen, so können wir sagen:

In der Revolution war die Staatsverwaltung auf den toten Strang geraten. Die Zentralgewalt war im wesentlichen ohnmächtig; denn die Beamten im ganzen Lande, die das Volk wählte, auf kurze Zeit und ohne sie recht mit Befugnissen auszustatten, diese Beamten gehorchten der Regierung ebensowenig, wie unter ihnen selbst der niedere dem höheren gehorchte. Also allenthalben im Staate eine Beamtenschaft ohne Zucht, übrigens räuberisch, im ganzen ein höchst schwierig

Digitized by Google

zu handhabendes Regierungswerkzeug. Natürlich ist der Staat damit, bei dem Aufruhr daheim und bei den Kriegen draußen, ein Staat der unaufhörlichen Geldnot. Diese treibt ihn, der den Bauern und den kleinen Leuten keine Steuern auflegt und sonst seine wichtigsten Steuerquellen zum Versiegen bringt, — diese Geldnot treibt ihn dazu, sich auf jede Weise Geld zu verschaffen. Da seine Einkünfte spärlich fließen, wird er daheim ebenso zum Räuber wie draußen, in Italien und Deutschland. Beschlagnahme, Wegnahme unbeweglicher Güter, der Güter der Kirche, der Ausgewanderten, der Verbannten, der Verschickten und der Guillotinierten, damit suchte er sich erstlich zu helfen. Danach nahm er alles an sich, was zu nehmen war, das Vermögen der Gemeinden bis zum Schuldenbetrage, das Vermögen der Krankenhäuser und Wohltätigkeitsanstalten, das der literarischen und der wissenschaftlichen Vereine, die Domänen, die er verpfändet oder verkauft hatte. Im ganzen besaß er $^2/_3$ des Landes, dessen besten Teil. Des weitern nahm er das bare Geld, die Gold- und Silbersachen der Staatsangehörigen, und durch sein Verkaufs- und Einforderungsrecht machte er sich zeitweilig zum Besitzer von allem, was Handel, Industrie und Landwirtschaft ihr Eigen nannten. Er nahm alles und bezahlte entweder schlecht oder garnicht. Aber alle Lasten, die der Staat auflegte, aller Raub, den er beging, half ihm nicht aus der Not — auf 7 Jahre der Republik kamen 5 Bankerotte. Schließlich war der republikanische Staat seinen Angehörigen bei weitem verhaßter, als es der Staat unter dem Ancien Régime den seinen gewesen war.

Dieses Ergebnis gründete sich gewissermaßen auf das Staatsideal, das Rousseau aufgestellt hatte. Er hatte gelehrt: „Ebenso wie die Natur jedem Menschen eine unbedingte Gewalt über seine Glieder gibt, gibt der Gesellschaftsvertrag dem Gesellschaftskörper eine unbedingte Gewalt über alle seine Angehörigen.“ Das, die Oberhoheit des Volkes und die Allmacht des Staates, hatte die Revolution verwirklichen wollen. Der Einzelne sollte, wie Rousseau es gefordert hatte, mit allen seinen Rechten, Gütern und Kräften im Gemeinwesen aufgehen. Daher die Vergewaltigung des Einzelnen, bei allem die staatliche Einmischung, die Bevormundung, der staatliche Zwang, der mit den politischen Freiheiten unvereinbare Physiokratismus, daher diese Schreckensherrschaft, dieser Bluthund von Staat, dieses Gemeinwesen mit Elend und Schrecken ohne Ende. Der Hauptfehler der Revolution war gewesen: sie hatte das lebensfähige Bestehende ebenso wie das nicht lebensfähige zerstört, anstatt es zu verbessern. Sie hatte die Privatkörperschaften nicht reformiert, sondern nach physiokratischer Vorschrift entkräftet, durch Körperschaften ersetzt, die nichts leisten konnten, weil sie schlecht organisiert und mit Geschäften überlastet waren, oder weil

ihnen die materiellen Grundlagen fehlten. Für das Ancien Régime hatte die Nation die schlechteste jakobinische Oligarchie eingetauscht; das große, das dauernde Werk der Revolution hatte sie nur unter unerhörten Verlusten an Menschen, unter unermeßlichen Verlusten an Gütern, unter steten furchtbaren Leiden bis zum Anbruch einer neuen Zeit aufrechtgehalten.

ee. Unter dem Konsulat. Wie Bonaparte im Beginn seines Konsulats die bisherige republikanische Staatsverwaltung beurteilen mußte, liegt auf der Hand. Er sah, was alle Welt sah, daß sie nichts leistete, und für ihn, den geborenen Zuchtmeister, konnte sie nichts andres sein als die verwerflichste Zuchtlosigkeit. Urteilte er so, keine Frage dann, was er wollte. Er, der Militär, forderte Gehorsam, als Haupt des Staates forderte er, daß dessen Glieder dem Haupte unbedingt gehorsam seien. Sehn wir, wie er den Staat einrichtet!

1. Das Gesetz vom 17. Februar 1800 über die Verwaltungsorganisation. Dieses Gesetz, das die Grundlage der heutigen französischen Staatsverwaltung ist, hatte zum Ziel die völlige Unterordnung der Sonderverwaltungen unter die Zentralverwaltung. Es behält die Einteilung in 88 Departements mit einer geringfügigen Aenderung bei, teilt aber die Departements in Arrondissements (arrondissements communaux), d. h. es bringt an die Stelle der Kantongemeinden, die die Verfassung des Jahres 3 zur Herbeiführung eines rechten Gemeindelebens gebildet hatte, wieder die von der Konstituante gebildeten Distrikte, doch an Zahl verringert. Das Wichtigste ist: fortan wählt das Volk außer den Friedensrichtern keine Beamten mehr, sondern die Zentralgewalt ernennt sie samt und sonders. (Schon nach der Verfassung konnte der Erste Konsul die Stellen der örtlichen Verwaltungen nach Belieben besetzen oder freimachen.) Aber mehr noch. Die Verfassung bestimmte zwar, daß alle Verwaltungsbeamten durch die Exekutivgewalt zu ernennen seien, nicht aber, daß die Verwaltung im Departement und im Arrondissement je einem Einzigen anvertraut werde. Das tut Bonapartes Reformgesetz, indem es im Artikel 3 bestimmt: Der Präfekt wird im Departement allein mit der Verwaltung betraut, im Arrondissement allein der Unterpräfekt, der unter dem Befehl des Präfekten steht. Der Gemeinde ist der dem Unterpräfekten untergeordnete Maire vorgesetzt. Alle drei, Präfekt, Unterpräfekt und Maire, vom Ersten Konsul ernannt, sind streng der Zentralgewalt untergeordnet, aber jeder von ihnen hat volle Gewalt über seine Untergebenen, ist in seinem Amtsbereich, wie Bonaparte sagt, ein Konsul im Kleinen. Verwalten, erklärt die Konsularregierung, ist Sache eines Einzigen, Recht sprechen die Sache mehrerer. Daher greift

sie auf Einrichtungen des Ancien Régime zurück; ihr Präfekt ist der Nachfolger des Intendanten, ihr Unterpräfekt der des Subdélégué, nur, daß beide mächtiger sind als ihre Vorgänger, deren Macht durch ständische und körperschaftliche Vorrechte beschränkt wurde.

Im Departement, im Arrondissement, in der Gemeinde (commune) hat es um die Verwaltung im wesentlichen folgende Bewandtnis.

Im Departement hat, wie gesagt, der Präfekt alle Macht, sogar die Rechtsprechung ist in seine Hand gegeben, denn ihm liegt die Zusammenstellung der Geschworenenlisten ob. Und jedenfalls ist ihm — Recht sprechen ist die Sache mehrerer! — die Verwaltungsrechtsprechung ausgeliefert, denn der Präfekturrat, der aus 3—5 vom Ersten Konsul ernannten Beamten besteht, wird vom Präfekten geleitet oder kann von ihm geleitet werden, und der Präfekt gibt bei Stimmengleichheit den Ausschlag. Da waren also Verwaltung und Rechtsprechung nicht getrennt, Verwaltungsbeamte hatten in Verwaltungssachen Recht zu sprechen. Als beratende Körperschaft hat der Präfekt den Generalrat zur Seite, eine Körperschaft, deren Mitglieder auf 3 Jahre ernannt werden, die im Jahre 15 Tage lang wirkt und zuweilen außerordentlicherweise. Sie hat drei Obliegenheiten: 1. Die Grund-, Personal- und Mobiliarsteuern auf die Arrondissements zu verteilen und über die Steuereinsprüche der Gemeinden zu entscheiden. 2. Die centimes additionnels, die zur Deckung der Departementsunkosten erforderlichen Steuerzuschläge, zu bewilligen, und einmal im Jahre den Bericht des Präfekten über die Departementsfinanzen anzuhören. 3. Die Wünsche des Departements der Zentralverwaltung zu übermitteln. Der Generalrat sollte „der Regierung ein getreues und vollständiges Bild der Lage des Departements geben, sie auf das Gute, das geschehen könnte, und auf das Schlechte, das zu verbessern wäre, aufmerksam machen, und ohne sich chimärischen Hoffnungen hinzugeben, ohne der Idee einer unerreichbaren Vollkommenheit nachzujagen und ohne sich in Abstraktionen zu verlieren, alles angeben, was möglich sei, und die Mittel bezeichnen, es zu erreichen.“ So hieß es in einer Ministerialinstruktion. Der Generalrat hat sich besonders mit wirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen, mit den Erwerbs- oder Lebensfragen in Stadt und Land, mit den Verkehrsangelegenheiten (Straßen, Kanäle) und mit dem Schulwesen.

Das Arrondissement ist dem Departement nachgebildet. Dem allmächtigen Unterpräfekten fällt als wichtigste Aufgabe die Beaufsichtigung der Gemeindeverwaltung und die Vermittlung ihres Verkehrs mit dem Präfekten zu. Er hat als beratende Körperschaft den 15 Tage im Jahre wirkenden Arrondissementsrat zur Seite. Dieser, auch auf 3 Jahre ernannt, verteilt die Steuern auf die Gemeinden und äußert die örtlichen Wünsche und Beschwerden. Von 1802 an werden die Ar-

rondissementsräte von den Arrondissementskollegien ernannt, die aus Bauern, Handwerkern, überhaupt aus kleinen Leuten bestehen; dennoch setzte sich der Arrondissementsrat fortan, wie der Generalrat, vornehmlich aus Gebildeten und Wohlhabenden, aus Notaren, Großkaufleuten und Eigentümern zusammen.

Die Gemeindeverwaltung ist der Departements- und der Arrondissementsverwaltung nachgebildet. Der Maire an ihrer Spitze wird in den großen Orten vom Ersten Konsul ernannt, in den kleinen vom Präfekten. Er und seine Gehilfen (adjoints) sind nichts als die letzten Glieder der neuen Staatsbeamtenschaft. Auch der Maire hat eine beratende Körperschaft zur Seite, den Munizipalrat. Dessen Mitglieder werden in großen Orten auf Vorschlag der Kantonversammlung aus den Höchstbesteuerten gewählt, in kleinen Orten auf Vorschlag des Maire vom Präfekten ernannt. Auch der Munizipalrat wirkt nur 15 Tage im Jahr. Er erörtert den Gemeindehaushalt, d. h. die Einnahmen und Ausgaben, die der Maire dem Unterpräfekten zur Genehmigung vorschlägt. Der Maire und seine Adjunkten führen das Zivilstandsregister und verfügen in Orten von unter 100 000 Einwohnern über die Polizei.

Zur Herstellung der Gemeindefinanzen wäre der entscheidende Schritt der Widerruf des Gesetzes vom 10. Juni 1793 gewesen, die Wiederherstellung der Allmenden oder Gemeindegüter. Aber sie unterblieb; der Erste Konsul erkannte überhaupt die bestehenden Besitzverhältnisse bedingungslos an. Doch war die Regierung wenigstens bereit, den Gemeinden da wieder zu ihrem Eigentum zu verhelfen, wo es auf ungesetzliche Weise veräußert worden war oder aus andren Gründen zurückgefordert werden konnte. Uebrigens hatte die Verteilung der Gemeindegüter auch gute Folgen gehabt, sie hatte die Zahl der Besitzer erhöht, die Bebauung des Landes gehoben. Besonders kam den Gemeindefinanzen die Wiedereinführung des Octroi, der Besteuerung der in die Gemeinde einzuführenden Lebensmittel, zugute. Gesetz vom 20. Februar 1800.

Die Verwaltungsorganisation, alles in allem ein Werk despotischer Gesinnung, wobei Chaptal das Werkzeug, war keineswegs nach dem Geschmacke des Tribunats und des Corps législatif. Dem Tribunat galt der Gesetzentwurf als code de tyrannie. Der Berichterstatter Daunou tadelte ihn scharf, empfahl aber, ihn anzunehmen, weil die Ablehnung gefährlich sei. Die Presse war stumm, die öffentliche Meinung hatte kein Organ. Unter solchen Umständen kam es zu dem Gesetz vom 17. Februar 1800. Das Tribunat sprach sich mit 71 gegen 25 Stimmen dafür aus, der Gesetzgebende Körper beschloß es mit 217 gegen 68 Stimmen.

So sehr die neue Organisation den Grundsätzen der Revolution

entgegen war, fürs erste war sie für das Land eine Wohltat. Vor allem machte Bonaparte das ihm zugeschriebene Wort wahr, „daß fortan den Talenten Laufbahnen offen stehen.“ Am 8. November 1799, also kurz vor seinem Staatsstreich, hatte er schon begonnen, die Personen für die hohen Staatsämter auszuwählen, bald nach dem 18. Brumaire hat er an jeder Stelle seinen Mann. Er besetzt die Aemter nach sachlichen Rücksichten, nicht aus Gunst, nicht mit Vorurteilen. Er will nicht Personen mit Aemtern versorgen, sondern den Staat mit Verwaltern. Dabei hat er eine glückliche Hand. „Unter seiner Herrschaft,“ schreibt Roederer, „erwiesen sich Leute, die vorher für unfähig gegolten hatten, als nützlich, während andre, früher ausgezeichnet und angesehen, sich in der Menge verloren . . . Dummköpfe und Gauner werden nie danach streben, sich Bonaparte zu nähern, denn sie würden dabei nicht ihre Rechnung finden.“ Natürlich ist die Unparteilichkeit, womit Bonaparte alle Aemter, die hohen wie die niedern, besetzt, sein Nutzen. In dieser Hinsicht sagt er am 2. August 1800: „Niemand hat einen Vorteil vom Sturze eines Regierungssystems, das jedes Verdienst an seinen Platz stellt.“ Dann die Vorschriften, die er den Verwaltungsorganen gibt. „Seit 1790,“ sagt er im Jahre 8 zum Minister des Innern, „gleichen die 36 000 Gemeinden Frankreichs ebensovielen Waisenmädchen, die von ihren Vormündern — dem Gemeindepersonal des Konvents und dem des Direktoriums — seit zehn Jahren im Stiche gelassen oder ausgeraubt worden sind. Der Wechsel in den Personen der Bürgermeister, der Beigeordneten und der Gemeinderäte bedeutete im allgemeinen nur eine Abänderung des Raubsystems, aber nicht dessen Unterdrückung. Man stahl die Bäume, die Kirchen, die Fußsteige, die Feldwege, das Gemeindemobiliar, und unter der schwächlichen Gemeindewirtschaft des Jahres 8 wird noch immer gestohlen.“ Er befiehlt, das Geschehene zu untersuchen, die Uebeltäter zu bestrafen, die Uebel nach Möglichkeit wiedergutzumachen. Aber nicht nur das, er will auch neuen Uebeln vorbeugen. Daher schreibt er bei seiner Verwaltungsorganisation der Gemeinde bis ins Einzelne vor, wie sie alljährlich ihren Haushaltungsvoranschlag aufzustellen hat. Sie bekommt zur Richtschnur, daß keinesfalls die voraussichtliche Ausgabe die voraussichtliche Einnahme übersteigen darf, daß keinesfalls zur Bestreitung laufender Ausgaben außerordentliche Steuern ausgeschrieben werden dürfen. Da die meisten Gemeinden verschuldet sind, muß alles getan werden, um aus den Schulden herauszukommen. Dazu verfügt der Erste Konsul: „Bei Absetzungsstrafe soll jeder Präfekt gehalten sein, die Gemeinden mindestens zweimal, der Unterpräfekt, sie mindestens viermal im Jahre zu besuchen. Ich werde Preise bestimmen für jene Bürgermeister, die ihre Gemeinden binnen 2 Jahren schuldenfrei machen. In die Gemeinden, die nach

5 Jahren nicht schuldenfrei sind, wird die Regierung außerordentliche Kommissare zur Beaufsichtigung und Leitung der Gemeindeverwaltung entsenden. Alljährlich wird man die 50 Bürgermeister, die am meisten dazu beigetragen haben, ihre Gemeinden finanziell zu heben, auf Kosten des Staatsschatzes nach Paris berufen, um sie in feierlicher Sitzung den 3 Konsuln vorzustellen. Auch wird die Regierung diesen Bürgermeistern am Haupteingange dieser Städte oder Dörfer Denksäulen setzen lassen, die ihren Namen mit dem Zusatz verewigen: „Dem Vormund der Gemeinde das dankbare Vaterland."

2. Die Verfassungsänderung durch den organischen Senatsbeschluß vom 4. August 1802. (Sogenannte Verfassung des Jahres 10.) Von ihren vielen wichtigen Einzelheiten sei hier nur die Aenderung des Wahlrechts in Betracht gezogen. Wir wissen, was nach Sieyèsens Vorschlägen in der Verfassung des Jahres 8 zur Ausübung des Wahlrechts festgesetzt worden war. Eine schwerfällige Wahlmaschine, die mit dem Räderwerk der Notabeln- oder Honoratiorenlisten, für Bonaparte nichts als eine ideologische Kinderei. „So," sagt er im Jahre 10 im Staatsrat, „so kann man ein großes Volk nicht organisieren." Er beseitigt diese Kinderei und ersetzt sie durch eine andre, die Wahlkollegien, wobei die letzte Spur von direkter Wahl durch das Volk getilgt ist und, wie Roederer treffend sagt, der Erste Konsul zum Großwähler aller Notabeln geworden ist. Die neue Wahlrechtsordnung bestimmt nämlich, daß das Volk für alle Aemter im Staate zwei Bewerber bezeichne, dem Senat oder der vollziehenden Gewalt zur Auswahl. Damit ist dem Volke auch das letzte unmittelbare Wahlrecht, das Recht zur Wahl der Friedensrichter, genommen. Fortan gab es Kantonsversammlungen, Arrondissements-Wahlkollegien und Departements-Wahlkollegien. Die Kantonsversammlung, aus allen Bürgern des Kantons bestehend, hat vier Befugnisse: 1. Zu bezeichnen zwei beliebige Bewerber um das Amt des Friedensrichters. 2. In Gemeinden von mindestens 5000 Einwohnern zwei Bewerber zu bezeichnen für jede Stelle in dem alle 10 Jahre halb zu erneuernden Gemeinderat, und zwar unter den 100 Höchstbesteuerten. (Das traf 400—500 mittelgroße und große Gemeinden. In den ungefähr 36 000 kleinen Gemeinden schaffte die Regierung im Jahre 10 die alten Bewerberlisten ab und ernannte die Gemeinderäte ohne jede Mitwirkung der Gemeindebürger.) 3. Beliebige Personen zu Mitgliedern des Arrondissements-Wahlkollegiums zu wählen. 4. Unter den 600 Höchstbesteuerten des Departements die Mitglieder des Departements-Wahlkollegiums zu wählen. Das Arrondissements-Wahlkollegium, 120—200 Mitglieder stark — der Erste Konsul kann es um 10 verstärken —, es bezeichnet für jede Stelle im Arrondissementsrat zwei

Bewerber, und auch zwei für die Liste der Bewerber zum Tribunat. Das Departements-Wahlkollegium, 200—300 Mitglieder stark — der Erste Konsul kann es um 20, darunter 10 Höchstbesteuerte, verstärken —, es bezeichnet zwei Bewerber für jede Stelle im Generalrat (Departementsrat) und auch zwei für die Liste der Bewerber zum Senat. Endlich bezeichnet jedes Wahlkollegium im Arrondissement und jedes im Departement zwei Bewerber zum Corps législatif. Scheinbar bestand danach ein allgemeines Wahlrecht; die Kantonsversammlungen sollten ja aus allen Bürgern bestehen. (Das tritt erst ein nach dem Dekret vom 17. Januar 1806, aber — darauf wird später zurückzukommen sein — zugleich mit einer bedeutenden Machtsteigerung des Staatschefs bei der Bildung des Gemeinderats.) In Wirklichkeit ist die Tätigkeit der Kantonsversammlungen und der Wahlkollegien eine Komödie unter der Regie ihrer von der Regierung ernannten Vorsitzenden. Die Wahlkollegien können sich übrigens nur auf den Ruf der Regierung an dem ihnen bezeichneten Orte versammeln. Ueberschreiten sie die ihnen zugemessene Zeit oder beschäftigen sie sich mit Dingen, die ihnen nicht aufgetragen sind, so kann die Regierung sie auflösen und Neuernennungen vornehmen. Und was kann überhaupt die Tätigkeit der Selbstverwaltungskörperschaften in Departement, Arrondissement und Gemeinde bedeuten, wenn elfeinhalb Monate im Jahre Präfekt, Unterpräfekt und Maire die entscheidenden Rollen spielen, die Körperschaften dagegen jährlich nur einen halben Monat ganz nebensächliche Rollen!

Hier kommt auch die Reform der Polizeiverwaltung in Frage, die Bonaparte durch die Gesetzgebung regeln und durch Fouché ausführen ließ. Sie war weniger eine Reform als eine Schöpfung, denn im Beginn des Konsulats gab es weder auf dem Lande, noch in den Städten etwas, was als Polizei hätte bezeichnet werden können. In jedem Departement irrten tausende von Bettlern oder verzweifelten Menschen umher, noch 1801 kamen im Departement Vaucluse 90 Raubmorde vor. Aber so groß die Unsicherheit des Lebens und des Eigentums war, die Vorkehr dagegen war äußerst gering; viele Gemeinden hielten aus Furcht mit den Räubern, statt ihnen Widerstand zu leisten. Die Aufgabe war also, eine vertrauenswürdige, kräftige Polizei zu bilden, und, weil alles zentralisiert werden sollte, eine Polizei, die der Zentralgewalt unbedingt zur Verfügung stände.

Fouché bekannte sich zu dem Ziel, die über die Polizei verbreiteten übeln Vorurteile zu beseitigen, die Nation davon zu überzeugen, daß die Polizei ihre Aufgabe darin sehe, die gesellschaftliche Ordnung aufrechtzuhalten. Deshalb säuberte er sogleich die Polizei von denen, die sie bloßstellten, traf er Maßregeln, der Willkür der Polizeibeamten vorzubeugen. Er erklärte, der Maßstab für das polizeiliche Wirken solle

der öffentliche Vorteil sein, darüber hinaus solle keine Härte statthaben. Er milderte das Regiment in den Gefängnissen. So war der Anfang des konsularischen Polizeiwesens.

Bei der Organisation der Polizei ging Fouché vor allem darauf aus, sich über alle Vorgänge, die für die Polizei wissenswert sein konnten, zu unterrichten. Er bildete aus Angehörigen aller Stände eine Sonderabteilung der Geheimpolizei. Das war seine unregelmäßige Armee, die in Paris besonders stark war. Sie unterstand dem berühmten Polizeimann Desmarest.

Die Grundlage für die regelmäßige Armee der Polizei gab das Dekret vom 7. März 1800 über die Organisation der Polizei im Seine-Departement. Vordem war in Paris die Polizeigewalt einem Zentralbureau anvertraut gewesen, einem Direktorium, dessen Mitglieder ohne Zusammenhang waren und keine Verantwortung hatten. Das neue Gesetz ersetzte das Zentralbureau durch einen einzigen Beamten, den Präfekten der Seine, einen Polizeiminister im Kleinen. Er stand unmittelbar unter den Befehlen des Polizeiministers, hatte die Polizeiverordnungen und die Polizeigesetze zu veröffentlichen, ihre Ausführung zu regeln und zu sichern. Als Beamter der allgemeinen Polizei war er deren Vertreter im Departement der Seine, als Gemeindebeamter war er für Paris der Nachfolger des Polizeileutnants von ehedem. Mithin fielen ihm eine Menge wichtiger Obliegenheiten zu.

Für die Organisation der departementalen Polizei, die bisher von der mit Geschäften überlasteten Departementsverwaltung schlecht wahrgenommen worden war, gab das Gesetz vom 17. Februar 1800 die Grundlage. Es gab den Städten von unter 100 000 Einwohnern Polizeikommissariate, und hier verfügte, wie gesagt, der Maire über die Polizei. Die Städte von über 100 000 Einwohnern bekamen Polizeidirektionen, die unter dem Befehl der Regierung standen. Das Gesetz bestimmte: Präfekt, Unterpräfekt und Maire üben die Generalpolizei ihres Verwaltungsbezirkes aus, unter Aufsicht, Leitung und Billigung des Polizeiministers in Paris. Die bedeutenden Städte bekamen zwar eine eigne hohe Polizei, doch deren Beamte, förmlich vom Präfekten ihres Departements abhängig, waren vom Polizeiminister zu ernennen, berichteten ihm schriftlich, waren nichts als seine Vertreter und hatten als solche die gleiche Macht wie der Polizeipräfekt zu Paris. Ja die hohe Polizei der großen Städte, der die Polizeikommissare und deren Agenten untergeordnet waren, die über die Nationalgarde und die Gendarmerie verfügte, der Bonaparte einen verdienten General vorgesetzt hatte, diese Polizei hatte auch das Recht, die Verhandlungen

im Gemeinderat zu überwachen, sie war also durchaus ein Werkzeug der Zentralgewalt.

Zu den genannten Polizeibeamten kamen noch die Spezialkommissare, die nach zeitlichem Bedürfnis ernannt wurden. Sie hatten zu überwachen die fremden Agenten, die verschickten Priester, die aus England kommenden französischen Ausgewanderten, die Sendlinge der geflüchteten Prinzen, die Schmuggler, Unterhändler u. a. m. Der wichtigste Spezialkommissar war der in Boulogne, wo jeder von England kommende Franzose landen mußte. Die Stelle hatte Mongaud inne, den Fouché seine größte Dogge nannte.

Die Verwaltungsorganisation des Ersten Konsuls im ganzen wird so gekennzeichnet werden können:

Bonaparte griff zurück auf das Ancien Régime, indem er von der Dezentralisation, die von der Revolution herbeigeführt worden war, zur Zentralisation überging. Aber seine Zentralisation war nicht lückenhaft wie die frühere, sondern sozusagen vollkommen, denn er brachte alle Beamten im Staate an den Klingelzug der Regierung. Diese Zentralisation, dem Gesetzgeber wegen der bisherigen Zuchtlosigkeit nahegelegt, nützlich, weil sie wieder Autoritäten herstellte, war als ausnahmsweise, vorläufige Organisation in vielen Punkten zu rechtfertigen, aber ganz und gar nicht als auf die Dauer berechnete. Ihr Hauptfehler war, daß sie in das Aeußerste verfiel, die bestehenden Selbstverwaltungsorgane nicht zu verbessern, sondern zu unterdrücken und alle Entscheidungen der Regierung oder deren Vertretern zu überlassen. Das Bestreben, die Staatsallmacht aufzurichten, zeigte sich zunächst in der Bildung von Arrondissements; eine willkürliche Einteilung, wodurch die Bevölkerung in wirtschaftlicher Hinsicht zersplittert und in ihrem politischen Leben so zerklüftet wurde, daß sie unfähig war, das ersprießliche Gegengewicht gegen die Zentralgewalt zu bilden. In der Revolutionszeit war die Gemeinde weit über ihren natürlichen Wirkungskreis hinaus mächtig geworden; der Erste Konsul, statt sie auf diesen zu beschränken, enthielt ihn ihr vor, indem er ihr jede Selbständigkeit nahm. Er sah in den örtlichen Gesellschaften nur geographische Begriffe, er erklärte die Gemeinden und die Departements für physische Teile der Staatsgewalt, für Provinzialarbeitsstätten, wohin die Zentralgewalt ihre Werkzeuge sende. Anstatt den Kanton von dem Uebermaß seiner Geschäfte zu befreien, stellte er geknechtete Munizipalitäten her. So handelte er den großen Grundsätzen der Revolution, den Forderungen des modernen Staates entgegen, nur in andrer Richtung als die revolutionären Regierungen vor ihm. Er machte die Souveränität des Volkes zu einem Nichts, die Selbstverwaltung zu einem Schein. Er drängte die beratenden Kräfte zu Gunsten der vollziehenden zurück, er

legte die Verwaltungsjustiz in die Hände der Verwaltung, er gab den Eigentümern, den neuen Notabeln des Besitzes, einen gewissen geringen Einfluß auf die Staatsverwaltung, er machte die bürgerliche Gleichheit durch ein plutokratisches Wahlsystem zur Phrase, und ebenso die politische Freiheit, denn unter seinem Despotismus wurde jeder andre Wille hinfällig. Sein großer Mißgriff war: er übertrug dem Staate eine Aufgabe, die er nicht lösen konnte. Er belastete ihn mit Geschäften, die seinen Nutzen nicht unmittelbar ausmachten. Er stellte eine Staatsmaschine her, die zwar regelmäßig arbeitete, aber für gewöhnlich ungemein umständlich und langsam, also kostspielig. Kam es im Jahre 1800 darauf an, ein Regierungswerkzeug für einen Despoten zu schaffen, der nach seinem Kopfe die Ordnung im Lande herstellen wollte, so war die Verwaltungsorganisation des Ersten Konsuls vortrefflich. Sollte aber der tief gesunkene Gemeingeist wieder gehoben und die Nation zur Verwaltung von Gemeinde und Staat erzogen werden, so war diese Verwaltungsorganisation ein einziger Fehler.

Die Reform der Finanzverwaltung war natürlich so dringend wie keine andre Reform. Der Erste Konsul hatte, wie wir wissen, zum Finanzminister Gaudin, der unter dem Ancien Régime ein hoher Beamter gewesen war und ein sehr erfahrener, rechtlicher und pünktlicher Mann war. Außer ihm waren die bedeutendsten Helfer: Dufresne, Barbé-Marbois und Mollien. Die Reformen bestehen in Folgendem:

1. Die Neubildung der Finanzbehörden, die Gründung einer Staatsbank. Wie vor der Konsularzeit die allgemeine Verwaltung und die Rechtsprechung von gewählten Behörden besorgt wurden, besorgten ebensolche auch die Anfertigung der Steuerrollen und die Steuererhebung. Wegen der Unfähigkeit dieser Behörden und ihres Mangels an gutem Willen waren die Ergebnisse sehr schlecht gewesen; die Steuerrollen waren nachlässig gemacht worden, die Steuern waren zumteil nicht eingekommen, zumteil waren die eingenommenen nicht abgeliefert worden, die Rückstände waren sehr groß gewesen. Im Jahre 1800 betrugen sie nach einer Angabe 600 Millionen, nach einer andren über 1000 Millionen. Die neue Ordnung wird gegründet am 24. November 1799, durch die Errichtung von Direktionen der direkten Steuern in allen Departements. Diese Direktionen hängen nur von der Zentralverwaltung ab. Ihre Organe sind im Departement der Generaleinnehmer, im Arrondissement der Steuereinnehmer, in der Gemeinde wohlhabende Bürger. Die letzten werden nach Vorschlägen des Gemeinderates vom Unterpräfekten ernannt und mit einer Quote vom Steuerertrag entschädigt. Bei den

Generaleinnehmern sichert sich der Staat die rechtzeitige Ablieferung der Steuern durch die Einführung von Generaleinnehmerschuldscheinen, d. h. durch Wechsel mit Verfallszeit, die durch bare Kautionen der Aussteller gedeckt sind. (Mit den Kautionen wird am 27. November 1799 eine Staatsschuldentilgungskasse, caisse d'amortisation, gegründet, die einerseits die Kautionen sichert, andrerseits dem Staate bedeutende Mittel zur Verfügung hält. Sie wird später dem Schatzministerium unterstellt.) In jedem Departement hat die Steuerverwaltung Direktoren, Inspektoren, Kontrolleure, wie vordem die Verwaltung des Zwanzigstels. Das Ergebnis der neuen Organisation ist: die Steuerrollen werden ordentlich geführt, die Steuern kommen ordentlich ein, die Steuerrückstände sind gering.

Des weitern werden errichtet: am 16. September 1801 die Generaldirektion der Zölle, am 20. September 1801 die Generaldirektion der Enregistrements, am 16. Januar 1802 die Generaldirektion der Forsten (nun von der des Grundbuches getrennt, 1805 endgiltig organisiert), im März 1804 die Generaldirektion für die indirekten Steuern, Régie des droits réunies.

Besonders wichtig sind dem Ersten Konsul die Organisation des Staatsschatzes und die Gründung einer Staatsbank.

Die Generaldirektion des Staatsschatzes wird im Januar 1801 einem Staatsrat anvertraut. Im September desselben Jahres wird sie zu einem Ministerium gemacht, jedoch ohne Aenderung ihrer Aufgaben. Während zum Ressort des Finanzministers das Staatseinkommen, die Ueberwachung der großen Finanzverwaltungen, die Vorbereitung des Staatshaushaltes gehörten, lag dem Schatzmeister die Vorkehr für die Ausgaben (mouvements des fonds) ob. Bonapartes Absicht war, daß jeder Minister vom Schatzminister kontrolliert werde; jede Ausgabehandlung eines Ministers sollte in den Akten des Schatzministers ihre Spuren lassen. Der letzte war ihm eine Art General-Staatskontrolleur. Uebrigens wurden im September 1801 die Generalinspektoren des Schatzes eingeführt. Sie waren zur Verfügung des Finanzministers, sollten alle Kassen plötzlich prüfen und die Operationen der Rechnungsbeamten beaufsichtigen. Das war die Grundlage für die Inspektion der Finanzen.

An die Gründung einer Staatsbank, nach dem Muster der Bank von England, dachte Bonaparte sogleich nach dem 18. Brumaire. Schon am 18. Januar 1800 rief er die Bank von Frankreich ins Leben, mit einem Kapital von 30 Millionen, wozu der Staat von den Kautionen seiner Finanzbeamten 5 gab. Der Erste Konsul nahm 30 Aktien zu 1000 Franken und veranlaßte seine Umgebung zu Zeichnungen. Aufgabe der Bank war, Wechsel zu eskomptieren, Depots zu

verwalten, mit Effekten zu handeln und Vorschüsse zu leisten. 1803 bekam sie das ausschließliche Recht, Noten auszugeben. (Im Mai 1806 wird die Organisation der Bank endgiltig geregelt.) Die neue Staatsbank, streng wirtschaftlich geleitet, bot bald Deckung für alle Staatserfordernisse.

2. Reformatorische Finanzmaßnahmen, Finanz- und Steuergesetzgebung von 1799—1804. Wir sahen beim Beginn des Konsulats, daß die neue Regierung außerstande war, sofort die üble Praxis des Direktoriums zur Deckung der Staatsbedürfnisse aufzugeben. Sie hob das Gesetz über die Zwangsanleihe auf, half sich mit Kriegszuschlägen zur Grund- und zur Personalsteuer, mit Anleihen und mit dem Gelde, das sie im Auslande erpreßte. Manche Maßnahmen Gaudins kamen einem Bankerott gleich. Er verbietet nämlich am 5. Januar 1800 den Steuerkassen, die vom Direktorium den Staatslieferanten gegebenen Anweisungen (Delegationen) anzunehmen. Die Inhaber dieser Papiere sollten sich bis nach dem Kriege gegen Oestreich gedulden; wenn sie sogleich bezahlt sein wollten, geschah es, doch mußten sie sogleich eine Summe von der Höhe ihres Guthabens dem Staate als Darlehen geben. Damit eignete sich Gaudin eine Hauptforderung der Jakobiner an, die er anfänglich verworfen hatte. Er begründete sein Verfahren wie die Jakobiner mit der Masse von Betrug und Unterschleif bei den Lieferungen. Uebrigens erging das Verbot, die Delegationen anzunehmen, auf einfachen Befehl der Regierung, unter Bruch der Verfassung; ein Staatsbankerott von 70 Millionen. Mit ebenso großer Willkür verfügte die Regierung über 110 Millionen schwebender Schulden, wovon 20 aus dem Jahre 1799/1800 herrührten. Die letzten wurden in Rente von 5 v. H. bezahlt, die zu Anfang 1801 mit 50 gehandelt wurde. Die 90 Millionen dagegen, die aus der Zeit von 1797—99 herrührten, wurden nur mit 3 v. H. honoriert, d. h. sie wurden auf 54 Millionen Rente von 5 v. H. umgerechnet, in neue Rententitres verwandelt. So tilgte der Staat 90 Millionen seiner Schulden mit 27. Ein weiterer Schritt, dem Staate Geld zu verschaffen, war das von Gaudin erwirkte Gesetz, wonach die Kautionspflicht ausgedehnt wurde auf Beamte des Schatzes, der Forstverwaltung, der Posten, der Zölle, auf die Notare, Advokaten, Gerichtsschreiber und Gerichtsvollzieher. Eine neue Zwangsanleihe, die nur durch die Not des Staates zu erklären, nicht durch die Erfordernisse des Staatsdienstes zu rechtfertigen war. Doppelt wichtig war bei solchen Maßnahmen, daß seit 1801 Renten und Pensionen vom Staate wieder bar ausgezahlt wurden.

Beim Hauptpunkt der Finanzgesetzgebung, beim Staatshaushalt, ging die Konsularregierung darauf aus, freie Hand zu haben. Obwohl

die Verfassung vorschrieb, Einnahmen und Ausgaben jährlich festzustellen, legte sie nur die Einnahmen vor, mit der Begründung, unter den Ausnahmezuständen, infolge des Krieges oder des kriegerischen Zeitlaufes, seien die Ausgaben nicht zu schätzen. (Dabei blieb es bis zum Ende des Kaisertums.) Der Erste Konsul hatte also den Daumen auf dem Staatsbeutel, die Volksvertretung war in der wichtigsten Staatssache nichtig. (Uebrigens übertreffen von 1800—1814 die Ausgaben die Einnahmen nur um 443 Millionen.) Um den Staatshaushalt zu entlasten, überwies der Erste Konsul vom Werte der unverkauften Staatsgüter, die das Direktorium hinterlassen hatte, von ungefähr 300 Millionen 70 der Staatsschuldentilgungskasse, damit sie allmählich die Staatsgüter veräußere und den Erlös zum Rückkauf der Staatsrente verwende. Ferner überwies er der Unterrichtsverwaltung Staatsgüter im Werte von 120 Millionen mit ihrem Ertrage, und zur Invalidenversicherung bestimmte er Güter im Werte von 40 Millionen.

Endlich das Steuersystem. Von der Revolution übernahm Bonaparte vier direkte Steuern, wovon am wichtigsten die Grundsteuer war. Die Konstituante hatte sie am 23. November 1790 eingeführt, das Direktorium sie durch das Gesetz vom 23. November 1798 ergänzt. Aber es fehlte die Grundlage, ein ordentliches Grundbuch (Kataster.) Bonaparte verfügte sogleich dessen Herstellung. Sie ging zwar so langsam vor sich, daß sie auch unter dem Kaisertum nicht vollendet werden konnte, doch wurden die jeweiligen Ergebnisse bei der Grundsteuerveranlagung benutzt. Auch die Personal- und Mobiliarsteuern waren von der Konstituante eingeführt worden, als Verteilungssteuern, wie die Grundsteuer. (Repartition auf Departement, Arrondissement und Gemeinde.) Als vierte Steuer blieb bestehen die Tür- und Fenstersteuer, die vom Direktorium am 24. November 1798 eingeführt worden war. (1812 wird sie Verteilungssteuer.) Zu diesen vier Steuern kam unter dem Konsulat die Patentsteuer, die von allen Gewerbetreibenden erhoben wurde.

An die indirekten Steuern ging der Erste Konsul mit großer Behutsamkeit heran, hatte doch die Revolution mit dem Sturm auf die Octrois begonnen. Das Direktorium hatte 1798 nur einen zaghaften Versuch gemacht, indirekte Steuern wiedereinzuführen; von ihm rührten die Stempelsteuer, die Tabaksteuer und die Chausseegeldabgabe her. Bonaparte schaffte die letzte ab und legte Abgaben nur auf Salz und Getränke. Das Tabakmonopol kommt erst 1810.

Als wesentliches Ergebnis der Reform der Finanzverwaltung steht fest:

Bonaparte beseitigte die für den Staat verderbliche, für die Staatsbürger unerträgliche Steuerverpachtung; er brachte das ganze

Steuerwesen an den Staat, an dessen Beamte und Beauftragte. Er half so dem Staatsschatz, worin Gaudin 167 000 Franken vorgefunden hatte, wieder auf. Er beseitigte die Papiergeldmißwirtschaft, stellte die Barzahlung wieder her, und damit den Kredit. Die Rente, die vor dem 18. Brumaire auf 11 Franken stand, wofür ein unsicheres Versprechen von 5 Franken Rente gegeben wurde, hob sich unter dem Konsulat bis auf 68. Die öffentlichen Fonds stiegen von 12 auf 40 und mehr. Der Zinsfuß, der nach dem 18. Brumaire noch 1 v. H. im Monat betrug, sank nach 1802 auf 7—8 v. H. im Jahre. Kurz, wenn es, nach Gaudins Wort, am 20. Brumaire des Jahres 8 „wirklich keine Spur von Finanzen in Frankreich gab," so gab es schon im Laufe des ersten Konsulatsjahres wieder eine Finanzverwaltung, wieder Finanzen, so daß die Gesundung der Staatswirtschaft und der Privatwirtschaft begann.

---

c. Die Reform der Justizverwaltung. Der Code civil.

Vergegenwärtigen wir uns auch hier das, was gewesen war!

aa. Unter dem Ancien Régime. Zweierlei war für dessen Rechtspflege bezeichnend, die Unabhängigkeit der gewöhnlichen Gerichte von der königlichen Zentralgewalt und das Vorwalten von Ausnahmegerichten, wo die Verwaltung in eigner Sache richtete. Da die Könige keinen Einfluß auf die Richter der gewöhnlichen Gerichte hatten, sie weder versetzen, noch absetzen, meistens aber nicht befördern konnten, schufen sie sich besondere Gerichtshöfe, die Parlamente, die sich mit allem zu befassen hatten, was die königliche Macht berührte. Allmählich wurde zur Regel, daß der Staatsrat durch conseil d'évocation bestimmte, diese oder jene Sache sei, weil sie den Staat angehe, dem gewöhnlichen Gericht abzunehmen und dem Intendanten zu überweisen. Gegen dessen Rechtsspruch war die Berufung an den Staatsrat zulässig. Die gewöhnlichen Gerichte hatten sich also nur mit privaten oder nichtöffentlichen Angelegenheiten zu befassen, die öffentliche Rechtspflege lag in den Händen des Intendanten. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts sprach dieser oft auch in Kriminalsachen Recht. Die Parlamente machten sich allmählich selbständig. Ueberhaupt bildete sich, infolge der Käuflichkeit der Aemter und der Erblichkeit bei weitern Zahlungen an die Krone, ein geschlossener Kreis richterlicher Familien. Die Richter kamen durch die Sporteln der Parteien meistens zu reichlichen Zinsen

von der Kaufsumme. Das Uebel war: das Richteramt hatte eine kaufmännische Grundlage, es war einer Sippschaft ausgeliefert, die keine Reformen zuließ, es bestand da eine bevorrechtigte Kaste, die als Körperschaft dem Geist der neuen Zeit, dem für das Gemeinwohl zweckmäßigen, widerstrebte. Zwar war nicht zu verkennen, daß diese unabhängigen Richter meistens die Standesehre aufrecht hielten, sich vor der Willkür der Regierung fest und stolz zeigten. Schließlich war es unter Ludwig 16., ein Jahr vor der Revolution, dahin gekommen: durch Herstellung neuer Gerichtsbarkeiten, durch die Verschiebung aller Zuständigkeiten herrschte auf dem ganzen Gebiete der Rechtspflege Verwirrung, die richterliche Bourgeoisie sah sich schwer geschädigt und in ihrem Dasein aufs Ungewisse angewiesen.

bb. In der Revolutionszeit. In ihr wurden alle Rechtspflegeeinrichtungen des Ancien Régime abgeschafft. Entscheidend war, daß die Konstituante beschloß: Alle Richter werden durch das Volk auf Zeit gewählt, an jedem Orte durch die Gerichtsſassen. Sie ordnete die Ziviljustiz durch das Gesetz vom 16. August 1790. Danach bekam jeder Kanton 1 Friedensgericht, wobei Richter und Beisitzer auf zwei Jahre gewählt wurden und nicht wiederwählbar waren. Die Kriminaljustiz ordnete die Konstituante durch das Gesetz vom 16. September 1791 über das Kriminalverfahren und den Code pénal vom 25. September desselben Jahres. Beim Kriminalverfahren wandte sie sich völlig von der Ueberlieferung ab, vor allem durch die Einführung der Geschworenen. Die auch bei der Ziviljustiz einzuführen, dazu konnte sie sich nicht entschließen. Dann folgte sie, auf der Erklärung der Menschenrechte fußend, hinsichtlich der Strafen den Grundsätzen: 1. Das Gesetz hat nur das Recht, die der Gesellschaft schädlichen Handlungen zu verbieten, es hat sich nicht mit den nur sittlichen Handlungen zu befassen, d. h. mit denen, die sich aus der Absicht und nicht aus den Tatsachen ergeben. 2. Das Gesetz soll nur Strafen festsetzen, die genau bemessen und ersichtlich notwendig sind. (Das im Gegensatz zu den barbarischen Strafen unter dem Ancien Régime.) Bei den Vergehen unterschied die Konstituante drei Arten: crimes, délits correctionnels und délits municipaux. Dem entsprachen die drei Strafen: peines afflictives et infamantes, peines correctionnelles und peines municipales, entsprachen die drei Gerichte: tribunal criminel, mit Richtern und Geschworenen, juges und jurés, tribunal de police correctionnelle, mit Friedensrichter und 2 Beisitzern, und tribunal de police municipale, mit 3 Richtern, gewählt durch die Gemeindebeamten unter ihnen selbst. Des weitern schuf die Konstituante einen Kassationshof mit stetem Sitz beim Corps législatif. Die Mitglieder wurden durch die Departements gewählt. Und endlich schuf sie die Haute Cour nationale.

eine Art oberstes politisches Gericht, wo der Gesetzgebende Körper Ankläger war. Die Mitglieder, hauts jurés genannt, wurden von den Departements-Wahlversammlungen gewählt. Auf jedes Departement kamen 2. Der Sitz des Gerichtes war in Orléans.

Die Aenderungen waren also: Wahl der Richter auf Zeit durch das Volk, Errichtung ständiger Gerichtshöfe, Einführung der Geschworenen bei den Kriminalgerichten, Einführung der doppelten Berufung.

Durch die Verfassung des Jahres 3 wurde die Kriminaljustiz fast auf der Grundlage organisiert, die ihr die Konstituante gegeben hatte. Das besondre Werk des Direktoriums auf dem Gebiete der Rechtspflege war der Code des délits et des peines vom 3. Brumaire des Jahres 4, ein unpraktisches Gesetzbuch, das in Einzelheiten zur alten Ueberlieferung zurückkehrte.

cc. *Unter dem Konsulat.* Die Aufgabe war klar. Die Konstituante hatte einen Irrweg eingeschlagen, indem sie, zur Sicherung der Volkssouveränität, dem Volke die Wahl aller Beamten übertragen hatte. Besonders verhängnisvoll war das für die Rechtspflege geworden; die Aemterbesetzung wurde zur Parteisache, von Unabhängigkeit des Richterstandes konnte keine Rede sein. Bonaparte erkannte die Mißstände so gut wie irgend einer. Aber — um im voraus zu sagen, was man voraussagen kann — er geht bei der Justizverwaltungsreform darauf aus, sich und seine „Konsuln im Kleinen" an die Stelle des souveränen Volkes zu setzen, die Richter von der Regierung abhängig zu machen. Sein und seiner Helfer Werk besteht im Folgenden.

1. *Die Verfassung des Jahres 8 als Grundlage der Justizverwaltungsreform.* Durch die Verfassung war dem Ersten Konsul das Recht gegeben, alle Richter, mit Ausnahme der Friedensrichter, zu ernennen. Zwar war die Unabsetzbarkeit der Richter festgesetzt, aber das war fast wertlos, da ihre Ernennung und Beförderung in den Händen des Staatsoberhauptes lag.

2. *Das Gesetz über die Gerichtsorganisation vom 18. März 1800.* Es brachte das Gute: die Einführung der Arrondissements-Zivilgerichte, die Einschränkung der Befugnisse der Friedensrichter, die Regelung der Berufung, die 29 besondren Gerichten, in den alten Parlamentsstädten errichtet, übertragen wurden. Jedem Departement verblieb 1 Kriminalgericht, bestehend aus 2 Richtern und dem Vorsitzenden, einem Mitgliede des Appellationsgerichtshofes. Aber die Uebel des Gesetzes waren groß. Die richterlichen Aemter waren zu einer Hierarchie geordnet, in eine Stufenfolge gebracht, um den Ehrgeiz ihrer Träger zu entflammen. Die Regierung

Digitized by Google

verfügte über alle Würden und Einkünfte. Sie ernannte alle Richter, die Präsidenten der Zivil- und Kriminalgerichte, des Parketts u. a. m., sogar die Geschworenen, durch den Präfekten. Dazu kam, daß die Justizbeamten auch durch die Wiedereinführung der Kautionen in die Hände der Regierung geliefert wurden.

Für die Beratung dieses Gesetzentwurfes gewährte Bonaparte dem Tribunat 8 Tage. Denkwürdig ist die Kritik, die der Tribun Ganilh da vorbrachte. Er sagt über die Hierarchie der richterlichen Aemter, die Verteilung der Würden und des Geldes, die dem Ersten Konsul überlassen werde: Das wird den Richterstand verderben! Die geschaffenen Rangesunterschiede werden die Eintracht, die zum Besten der Gerichtsbefohlenen unter den Richtern herrschen muß, stören. Das Strebertum wird aufkommen, ein Widerstreit zwischen Pflicht und persönlichem Vorteil. „Eine schwierige Lage, worin das Gesetz die öffentlichen Beamten, vor allem den Richterstand, der über Eigentum, Leben und Ehre der Bürger entscheidet, nie versetzen darf .... So werden denn die Gerichtshöfe eines freien Landes fortan nur noch in der Liebedienerei gegen den ersten Beamten der Regierung mit einander wetteifern, und die Unabhängigkeit, die ihnen in der Verfassung durch die Unabsetzbarkeit gewährleistet wurde, wird durch die Verlockungen der in die Organisation der Rechtspflege eingeführten Ehrenämter zu Boden geworfen und vernichtet." Der Redner will für die verschiedenen Gerichtshöfe wenigstens das Recht, ihre Präsidenten zu ernennen, besonders bei Kriminalfällen ist ihm das wichtig. Wenn der Präsident nicht vom Gerichtshofe ernannt werde, sondern von der Regierung, bliebe nicht einmal die Schutzwehr der Geschworenen, die bisher der Präsident ernannt habe. „Wie, Tribunen? Als die Verfassunggebende Versammlung, deren Mitglieder fast alle von moralischen Grundsätzen durchdrungen waren, die Geschworenengerichte einsetzte, suchte sie sorgsam, all deren Elemente vor dem Einfluß der königlichen Macht zu schützen. Sie vertraute die Wahl der Geschworenen dem vom Volke gewählten Beamten an, die Leitung der Anklage einem Geschworenendirektor, die Erhebung der Anklage einem öffentlichen Ankläger, die beide das Volk gewählt hatte, die Leitung der Verhandlungen einem Kriminalgerichtspräsidenten, der ebenfalls aus einer Wahl hervorgegangen war — kurz, die königliche Gewalt wurde bei diesem großen Akte der Volksgewalt nur durch einen Kommissar vertreten, dessen Aufgabe sich darauf beschränkte, während der Untersuchung die Beobachtung der üblichen Formen und beim Urteilsspruch die Beobachtung der Gesetze zu überwachen. Und wir, die wir mit republikanischen Grundsätzen genährt sind, die wir in so entsetzlicher Weise die Willkür der von der Regierung abhängigen Kriminalgerichte erfahren haben, und bei der

Erinnerung an die Revolutionstribunale vor Abscheu beben, wir haben bereits für die Annahme eines Gesetzes gestimmt, das die Wahl der Geschworenen der Regierung überläßt, und heute wird uns ein andres Gesetz vorgelegt, das auch den Direktor der Geschworenen und den Präsidenten des Kriminalgerichts von der Regierung abhängig macht. Aber was sollte aus den Kriminalgerichten werden, deren Geschworene, von der Regierung gewählt, in denen der Direktor der Jury, der öffentliche Ankläger, der Präsident und die Richter von der Leidenschaft der Regierung beeinflußt würden — was anders als Regierungskommissionen?" Das Tribunat bekundete seine Gesinnung, indem es den Druck dieser Rede beschloß. Aber es wagte nicht, den Gesetzentwurf zurückzuweisen, und er fand wie andre im Gesetzgebenden Körper eine Mehrheit.

3. Das Gesetz über die Friedensgerichte vom 16. Thermidor des Jahres 10. Auch nach der Verfassung des Jahres 8 waren, wie gesagt, die Friedensrichter, zur Ausnahme von der Regel, vom Volke auf 3 Jahre zu wählen. Aber in der Session des Jahres 9 brachte die Regierung beim Tribunat einen Gesetzentwurf ein, worin die Verfolgung der Vergehen und der Verbrechen dem Friedensrichter genommen und der Sicherheitspolizei übertragen wurde. Hinsichtlich der Anklage wurde damit der Bürger dem gewählten Richter entzogen und vor einen Regierungsbeamten gestellt. Die Anklagejury hatte nach schriftlichem, statt nach mündlichem Verhöre zu entscheiden. Das hieß den Friedensgerichten ihre Bedeutung nehmen. (Geschah das noch nicht durchaus, so doch weiterhin durch den Senatsbeschluß vom 4. August 1802. Danach behielten zwar die Kantonsversammlungen das Recht, 2 Bewerber für jede Friedensrichterstelle vorzuschlagen, aber die Ernennung stand dem Ersten Konsul zu. Immerhin gingen auch danach die Friedensrichter oft aus den untern Volksklassen hervor.) Auch dieser Gesetzentwurf stieß beim Tribunat auf Widerspruch. Die Regierung zog ihn zurück und legte ihn mit einigen Aenderungen wieder vor, und nun wurde er angenommen.

4. Das Gesetz über die Spezialgerichte vom 7. Februar 1801. Es war anscheinend dazu bestimmt, dem Räuberwesen in den Provinzen ein Ende zu machen, aber es war so eingerichtet, daß die Regierung, wo und wann es ihr gefiel, das gewöhnliche Gericht durch ein Spezialgericht ersetzen konnte. Dieses bestand aus dem Präsidenten, 2 Kriminalrichtern, 3 Militärs und 2 Beisitzern, alle durch den Ersten Konsul ernannt. Es hatte zu erkennen über alle Verbrechen, die Leibesstrafen oder entehrende Strafen nach sich zogen, besonders auch über Verleitung oder Versuche zur Verleitung des Kriegsvolkes und über aufrührerische Zusammenrottungen, im wesent-

lichen über alle Handlungen, die die Regierung beunruhigen konnten, und zwar, abgesehen von der Zuständigkeitsfrage, ohne Zulassung der Berufung und des Rückanspruches (Rekurses). Zwei Jahre nach Abschluß des allgemeinen Friedens sollten die Spezialgerichte aufgehoben werden; bis dahin hatte die Regierung in ihnen ein Mittel, jeder ihr gefährlich erscheinenden Person irgendeinen Aufenthaltsort anzuweisen. (Internation.) Also ein Ausnahmegesetz, womit sich der Erste Konsul über alle ordentliche Gerichtsbarkeit hinwegsetzte. Der Entwurf fand Widerspruch und mit geringer Mehrheit Annahme.

Endlich ist für die Konsularregierung bezeichnend auch der Versuch zur Unterdrückung des Kassationstribunals. Dabei wurde die Schöpfung der Konstituante insofern verbessert, als gegen die in 1. Instanz von den Friedensrichtern erlassenen Urteile Berufung an das Kassationstribunal gewährt wurde. Ueberdies aber bekam das Tribunal das Recht, Mitglieder aller Gerichtshöfe wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt in den Anklagezustand zu versetzen und zu richten. Also wiederum das Bestreben, die Abhängigkeit der Richter zu vergrößern. Zwar wurde der Urteilsspruch dem gewöhnlichen Gerichte überlassen, aber es sah sich dadurch gelähmt, daß die Anklage einem besondren Gericht überwiesen war. Auch dieser Gesetzentwurf war gegen die Verfassung, die das Kassationstribunal nur dazu berief, die Beobachtung der gesetzlichen Formen zu sichern. Das Tribunat sprach sich mit 2 Stimmen Mehrheit dafür aus, der Gesetzgebende Körper stimmte dagegen. Uebrigens wollte Bonaparte, daß das Kassationstribunal der Regulator der Justizverwaltung wäre, wie es der Staatsrat für die allgemeine Verwaltung war. Demgemäß sollte es den Konsuln jährlich berichten, welche Verbesserungen in der Justizverwaltung und welche gesetzgeberischen Reformen für sie nötig seien.

Das Urteil über die Reform der Justizverwaltung wird dahin gefällt werden dürfen:

Bonaparte reformierte die revolutionäre Justizgesetzgebung, indem er sie zum großen Teil beseitigte. Bei seinen Neuschöpfungen tat er das Gegenteil von dem, was vor ihm getan worden war, er vergewaltigte die Rechtspflege durch den Einfluß, den er der Regierung auf sie verschaffte. Einzelnes war verdienstvoll, z. B. die bessere Verteilung der Gerichtsstellen, die Regelung der Berufung, die Einführung des mündlichen Verfahrens, nur, daß hierbei, wie bei andren vorzüglichen Einzelheiten, die Tatsache mitsprach, daß er der Unabhängigkeit der Richter keinen Raum gegeben hatte. Jedenfalls brachte er durch unparteiische Auswahl der Richter und durch Herstellung einer pünktlichen Rechtsprechung die französische Gerechtigkeitspflege wieder zu Ansehn — er reformierte sie, aber als Despot.

Das epochemachende Gesetzgebungswerk unter dem Konsulat ist der Code civil, das erste bürgerliche Gesetzbuch der Nation.

Versuche, die Rechtseinheit herzustellen, waren schon unter dem Ancien Régime gemacht worden. Es handelte sich um die Gegensätze zwischen dem im nördlichen Frankreich herrschenden germanischen, d. h. fränkischen Recht, den coutumes, gegen das im südlichen Frankreich herrschende droit écrit, das römische Recht, das sich gewohnheitsrechtlich reich entwickelt hatte und auch vom fränkischen Recht beeinflußt worden war. Einen Versuch, beide Rechte zu verschmelzen, machte 1761 Pothier durch seinen traité des obligations. (Noch heute dient sein Werk als Kommentar zum Code civil.) Unter Ludwig 15. bekamen durch die königliche Gesetzgebung Teile des bürgerlichen Rechtes, z. B. die Bestimmungen über Schenkungen und Testamente, eine für ganz Frankreich gültige Fassung, ja man dachte an einen Code général. Die Revolution brach den Provinzgeist, machte aus den Franzosen eine Nation, aus Frankreich einen Einheitsstaat, einen ganz neuen Staat, dessen dringendste Aufgabe natürlich die Feststellung des bürgerlichen Rechtes war. Die Konstituante beschloß daher im August 1790, daß ein Generalkodex von einfachen und klaren Gesetzen, die im Einklang mit der Verfassung stünden, geschaffen werde. Aber der Beschluß kam nicht zur Ausführung, nicht unter der Konstituante, nicht unter der Legislative und auch nicht unter dem Konvent. Nach einem Anlauf des Konvents in der Sache, worauf Cambacérès ein Inhaltsverzeichnis verfaßte, schrieb die Verfassung des Jahres 3 vor: Der Kodex der Zivil- und der Kriminalgesetze gilt für die ganze Republik. Der Konvent beauftragte einen Ausschuß mit der Ausarbeitung. Für ihn machte Cambacérès einen Entwurf, der im August 1793 vom Konvent erörtert, jedoch nach 26 Sitzungen als zu verwickelt zurückgewiesen wurde. Cambacérès machte einen neuen Entwurf, der nur aus 297 Artikeln bestand, auch den wies der Konvent an den Ausschuß zurück. Unter dem Direktorium wurde die Kodifikation von einem Ausschuß der Fünfhundert mit Cambacérès an der Spitze wiederaufgenommen. Des letzten dritter Entwurf stand grade zur Erörterung, als Bonaparte zur Macht kam, ihm fiel also die Aufgabe zu, die Absicht der Konstituante zu verwirklichen.

Bald nach Marengo, am 12. August 1800, betraut der Erste Konsul eine Kommission von vier Männern mit der Ausarbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches, und zwar Tronchet, Präsident des Kassationstribunals, Bigot de Préameneu, Regierungskommissar daselbst, Maleville, Mitglied desselben Tribunals, und Portalis, Regierungskommissar beim Prisengericht. (Der letzte wird auch der Verfasser des Konkordats.) Diese Vier hielten ihre Beratungen im Hause des Justiz-

ministers ab, Maleville war redigierender Sekretär. Zur Grundlage dienten der letzte Entwurf von Cambacérès und einige andre Pläne. Schon nach vier Monaten war das große Werk getan, so daß es Ende Januar 1801 gedruckt vorgelegt werden konnte. Der Entwurf des Gesetzbuches ging zur Prüfung an das Kassationstribunal und an die Appellationsgerichte, kam zu neuer Prüfung an die Kommission zurück und wurde endlich, zur letzten Prüfung, dem Staatsrate vorgelegt. Er begann am 17. Juli 1801 die Beratung, die 102 Sitzungen ausmachte; mehr als die Hälfte davon fanden unter Bonapartes Vorsitz statt.

Seine Mitwirkung war zwiefach: er beeinflußte die Gestaltung des Gesetzbuches mannigfach und verwandte seine Tatkraft dafür, daß es Gesetz wurde.

Was die Gestaltung des Code civil betrifft, so ist wahr: Bonaparte hatte mehr Eifer und Lust, eine glänzende Rolle zu spielen, als Sachkenntnis. Diese hatte er aus flüchtigem Lesen und aus vielen Gesprächen mit Cambacérès und Portalis; sie war erhascht, nicht erarbeitet, oberflächlich, in keinem Falle gründlich. Er improvisierte in der Art eines geistreichen Mannes, der zu allem seinen Senf zu geben weiß, und seine Improvisationen wurden für die Mitwelt zurechtgemacht, d. h. Locré redigierte sie für den Moniteur. Gleichwohl war das Auftreten des Ersten Konsuls bemerkenswert und folgenreich. Vor allem zogen ihn Familien- und Eigentumsrecht an. Ehe, Ehescheidung, väterliche Gewalt, Erbrecht, Adoption, Enteignungsrecht, das waren Fragen, wobei er eingriff.

Auf welche Entwicklung sah er beim Familienrecht zurück?

Die Ehe war unter dem Ancien Régime ein Sakrament mit geistlichen und zugleich ein Kontrakt mit weltlichen Folgen gewesen. Um die hieraus fließende Quelle des Streites zwischen der weltlichen Autorität und der geistlichen zu schließen, hatte die Konstituante Sakrament und Kontrakt scharf getrennt. In der Verfassung von 1790/91 hieß es: Das Gesetz betrachtet die Ehe nur als einen bürgerlichen Kontrakt. Die Legislative beschloß, wie wir sahen, 1792 das Gesetz über die Zivilehe, à côté du mariage religieux. Gleichzeitig beschloß sie das Gesetz über die Ehescheidung, als eine Folge der persönlichen Freiheit. Die Ehescheidung war danach äußerst leicht. Sie konnte ausgesprochen werden wegen Wahnsinns, Verurteilung zu entehrenden Strafen, Mißhandlungen und schwerer Beleidigungen, Liederlichkeit (déréglement des moeurs notoire), Eheverlassenheit eines der Gatten während zweier Jahre, Abwesenheit des einen während fünf Jahren ohne Lebenszeichen, Auswanderung, dann aufgrund gegenseitiger Zustimmung und aufgrund der einfachen Angabe, daß die Charaktere unverträglich seien. Bei gegenseitiger Zustimmung und bei Unverträglichkeit hatte das Gericht sich

nicht einzumischen; nach dem vergeblichen Versöhnungsversuch in der Familienversammlung war der Standesbeamte verpflichtet, die Scheidung auszusprechen. Die Geschiedenen konnten nach einem Jahre wieder heiraten, entweder andre oder wieder einander. Das Schicksal ihrer Kinder wurde im Familienrat geregelt; sie konnten dem einen oder dem andren Geschiedenen anvertraut oder unter sie verteilt werden. Die bürgerliche Ehe hatte nach allem nicht die Sicherheit eines Verkaufskontraktes; ein Zustand, den die Konstituante dadurch vorbereitete, daß sie dem Vater das Zuchtrecht über seine Kinder nahm und es einem Familiengericht übertrug, wo er in der gehässigen Rolle des Anklägers aufzutreten hatte. Der Konvent trug ein Weiteres zur Zerrüttung der Familie bei, indem er mit dem Recht des Erblassers höchst rücksichtslos verfuhr. Nach dem Hinfall der feudalen Rechte hatte sich die Konstituante im April 1790 darauf beschränkt, zu bestimmen, daß die Beerbung ohne Testament nach gleichen Teilen zu geschehen habe. Der Konvent aber beschloß am 2. November 1793: daß die Befugnis eines jeden, über seine Güter zu verfügen, sei es für den Todesfall oder bei Lebzeiten, sei es durch eine vertragsmäßige Schenkung an die unmittelbaren Nachkommen, aufgehoben sei, und daß nunmehr alle Nachkommen ein gesetzliches Recht auf die Teilung des Erbes ihres Vorfahren hätten. Damit wurden die natürlichen Kinder den gesetzmäßigen gleichgestellt. Ja der Konvent bestimmte für die Mädchen-Mütter (filles-mères) Belohnungen. Eine gewisse Freiheit beim Testieren gewährte der Konvent durch das Gesetz vom Januar 1794, wonach der Erblasser zu Gunsten seiner Kinder über $^1/_{10}$, zu Gunsten seiner Seitenverwandten über $^1/_6$ seines Vermögens verfügen konnte.

Alles in allem: die Revolution hatte das alte Familienrecht umgestürzt und die Familie durch ihr neues Recht ins Ungewisse gestellt. Sie hatte den Bestand der Ehe von einer Laune abhängig gemacht, nach Chamforts Wort, zum Austausch zweier Phantasien. Sie hatte die väterliche Gewalt und das Eigentumsrecht aufs äußerste eingeschränkt.

Zu alledem verhält sich Bonaparte mit Erfolg folgendermaßen.

1. Er wirkt mit bei der Feststellung der bei der Eheschließung zweckmäßigen Förmlichkeiten. Bei der Ehescheidung will er Einschränkung des geltenden Rechtes. Er verringert die Scheidungsgründe auf die vier: Ehebruch, Ausschweifung, Mißhandlung, schwere Beleidigungen. Er fordert, daß Geschiedene einander nicht wieder heiraten, daß sie erst nach fünf Jahren aufs neue heiraten dürfen. Vor allem will er, daß die Scheidung stets durch das Gericht ausgesprochen, mithin die Willkür ausgeschlossen werde. Er wendet sich dagegen, daß der bürgerliche Tod des einen Gatten die Ehe löse. Die Strafe eines Schuldigen, sagt er, soll sich nicht auf eine unschuldige Frau erstrecken.

Warum sie gewaltsam aus der Verbindung mit dem Gatten lösen? Sie könnte Euch sagen: „Besser, Ihr nähmt ihm das Leben, dann könnte ich wenigstens sein Angedenken lieben; aber Ihr befehlt, daß er lebe, und wollt nicht, daß ich ihn tröste." Ueber den Ehebruch sagt er: „Die Beobachtung unsrer nationalen Sitten lehrt, daß der Ehebruch keine seltene, sondern eine sehr gewöhnliche Erscheinung, eine Kanapeegeschichte ist ... Die Frauen, die wegen Flitters, wegen einiger Verse, wegen Apollos und der Musen Ehebrecherinnen werden, bedürfen einer Schranke." Erlaube man die Scheidung wegen Unverträglichkeit, so stehe die Ehe schon bei ihrer Schließung auf schwachen Füßen; „es wäre, als sagte man: Ich verheirate mich, bis mich eine andre Laune überkommt." Er verwirft die Scheidung auf Wunsch des einen Gatten.

2. Die väterliche Gewalt zu heben, liegt dem Ersten Konsul nicht grade am Herzen. Er ist bemüht, das Mündigkeitsalter der Kinder herabzusetzen, um den Einfluß des Staates auf sie früher herbeizuführen. Er bringt in den Code auch ein Gesetz über die Pflicht der Eltern, ihre Kinder, auch die volljährigen, zu ernähren. Er sagt: „Ein reicher oder wohlhabender Vater ist immer verpflichtet, seine Kinder zu erhalten. Eine Beschränkung in dieser Beziehung würde die Kinder zur Tötung ihrer Väter zwingen." Freilich, weil er dem Eigentumsrecht günstig ist, erhöht er die Macht des Vaters über sein Eigentum; dieser kann fortan zwar bei weitem nicht frei darüber verfügen, aber über weit mehr davon als früher. Uebrigens ist Bonaparte sehr bemüht, dem Staate durch das Enteignungsrecht die Gewalt über den Grundbesitz vorzubehalten. Nicht zu übersehen ist, daß er das Hypothekenrecht dadurch verdirbt, daß er die stillschweigenden Hypotheken der Ehefrauen und Bevormundeten in den Kodex bringt.

3. Noch eins endlich hat für den kinderlosen Ersten Konsul einen besondren Reiz, die Adoption. Ihr seht sie, sagt er den Staatsräten, „nicht vom Standpunkte des Staatsmannes, sondern von dem des Gesetzmachers an. Sie ist weder ein bürgerlicher Vertrag, noch eine Rechtshandlung. Die Betrachtung der Sache als einer juristischen führt zu den übelsten Ergebnissen. Die Menschen kann man nur durch die Einbildungskraft lenken, ohne diese sind sie Tiere. Nicht für 5 Sous täglich, nicht für eine armselige Auszeichnung läßt sich der Soldat töten — wenn man sich ans Gemüt wendet, kann man Begeisterung hervorrufen. Ein Notar, dem man 12 Franken dafür zahlen wollte, könnte diese Wirkung nicht erzielen. Es bedarf eines andren Verfahrens, eines Aktes der Gesetzgebung. Was ist Adoption? Eine Nachahmung, womit die Gesellschaft die Natur nachäffen will, eine Art neuen Sakraments; das Kind vom Fleische und Blute eines Menschen geht durch den Willen der Gesellschaft in Fleisch und Blut eines andren über.

Kann es eine großartigere Handlung geben? Diese flößt einem Wesen, das keine Kindes- oder Vaterliebe empfand, solche ein. Von wo muß also die Handlung ausgehen? Von oben, wie der Blitz."

Die Schwierigkeit, den Code civil zur Annahme zu bringen, war nicht gering. Das Tribunat sprach sich gegen den 1. und gegen den 2. Abschnitt des Gesetzentwurfes aus, weil sie den Grundsätzen von 1789 widersprächen. Das Corps législatif hatte erst einen Abschnitt abgelehnt, da, nach der letzten Ablehnung im Tribunat, zog der Erste Konsul, durch die Botschaft vom 2. Januar 1802 an die Tribunen, alle vorgelegten Gesetzentwürfe zurück. Verweisend hieß es zur Begründung, daß „die Zeit noch nicht gekommen sei, wo man diese so wichtigen Erörterungen mit der Ruhe und Eintracht des Strebens vorzunehmen vermöge, die sie erforderten." Bonaparte wollte nun, wie er öfter sagte, den Gesetzgebenden Körper auf magere Kost stellen. Ja mehr noch, er plante, sich von der Opposition zu befreien. Im Senat schmähte er das Tribunat; mit einer solchen zerstörenden Institution sei nichts anzufangen, sie müsse in Abteilungen aufgelöst, die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen müsse abgeschafft werden, „dann könne man schwatzen, so viel man Lust habe." Oder man müsse das Tribunat unterdrücken. Auch in Lyon, wo Bonaparte derzeit die Präsidentenschaft der Italienischen Republik annimmt und vom Volke umjubelt wird, auch dort macht er seinem Grimme gegen die Opposition Luft. „Es ist der Wille der Nation," sagt er, „daß man die Regierung nicht hindere, das Gute zu tun, und daß sich das Haupt der Meduse nicht ferner zeige in unsren Kammern und Versammlungen." Unterdessen fand Cambacérès den Weg, die Opposition mundtot zu machen. Er hatte Bonaparte geraten, sich der Verfassung zu bedienen. Nach ihr (Artikel 38) waren Tribunat und Corps législatif vom Jahre 10 an jährlich $^1/_5$ zu erneuern; wie das geschehen sollte, war nicht bestimmt. Daher hatte Cambacérès dem Ersten Konsul empfohlen, nicht wie üblich das Los entscheiden zu lassen, sondern die Abstimmung des Senats. Ein Staatsstreich, den auch die spitzfindigste Auslegung der Verfassung nicht verdecken konnte. Bonaparte ging darauf ein. So wurden, während er in Lyon war, durch den Senatsbeschluß vom 27. Ventôse 1801 insgesamt 240 Mitglieder des Corps législatif und 80 Mitglieder des Tribunats als nicht mehr wählbar bezeichnet. Statt ihrer wurden vom Senat unbedingte Anhänger des Ersten Konsuls gewählt. Danach war die Annahme des Code civil gesichert. Doch erst im September 1802 nahm der Staatsrat die Beratungen darüber wieder auf, und als endlich der Gesetzgebende Körper alle Titel des Gesetzbuches angenommen hatte, schrieb man den 21. März 1804. Der Code civil trat in Kraft für Frankreich, das linke deutsche Rheinufer, für Belgien, Luxemburg und für einen Teil von

Norditalien. Ueber seine spätere Geltung und über seine Wirkung überhaupt später ein Wort. 1807 wird auf Antrag von Bigot de Préameneu, des einzigen Ueberlebenden der Kommission der Vier, das Gesetz angenommen, das die Bezeichnung Code civil durch die Code Napoléon ersetzt.

Wie Napoleon seine Mitwirkung an dem großen Werke schätzte, zeigt sein Wort zu Montholon auf St. Helena: „Mein Ruhm ist nicht, vierzig Schlachten gewonnen zu haben. Waterloo wird die Erinnerung an so viele Siege auslöschen . . . aber das, was nichts auslöschen wird, das, was ewig leben wird, das ist mein Code civil." Freilich, denn der Erste Konsul bedeutete zwar unter den Verfassern wenig, aber er war der Vollbringer, der Führer zum Ziel.

---

d. Die kirchenpolitischen Reformen. Das Konkordat.

Wir halten uns an folgende Aufgaben: aa. Die Kirchenpolitik in der Revolutionszeit. bb. Bonapartes Stellung zu Klerus und Kirche. cc. Die Vorzeichen des Konkordats im Auftreten Bonapartes von 1799—1800. dd. Das Konkordat: Gehalt und Verlauf der Konkordatsverhandlungen, der wesentliche Inhalt des Konkordats, die Organischen Artikel, die Ausführung des Konkordats, Bonapartes Urteil über Entstehung und Bedeutung des Konkordats, die Wahrheit über beides.

aa. Die Kirchenpolitik der Revolutionszeit kennen wir bereits im wesentlichen; es wird hier angebracht sein, sie zu überblicken, um sie auf ihre Staatszweckmäßigkeit in Kürze zu prüfen.

Der große Unterdrückungsversuch der Revolution an der römisch-katholischen Kirche hat drei Abschnitte. In dem ersten, dem von 1789, werden der Kirche ihre Güter genommen, in dem zweiten, 1790—92, wird der Geistlichkeit die Zivilverfassung auferlegt, in dem dritten, 1793—99, wird und bleibt der Kultus unterdrückt, aus der Oeffentlichkeit verbannt.

Wie auf politischem Gebiete war auch auf kirchenpolitischem in der Revolutionszeit der Hauptpunkt der Geldpunkt. Als die Konstituante die Kirchengüter einzog, legte sie dem Staat die Pflicht auf, aus seinen Mitteln die Kultuskosten, das Gehalt der Priester und die Kosten der Armenpflege zu bestreiten. Trennung des Staates von der Kirche war nicht ihre Absicht, wohl aber die Unterwerfung der Kirche unter den

Staat. Daher die ohne den Papst geschaffene Zivilverfassung der Geistlichkeit vom 12. Juli 1790. Durch sie wurden die kirchlichen Dinge nach dem Belieben der weltlichen Macht gänzlich neugeordnet. Die 18 Erzbischofssitze wurden auf 10, die 135 Bischofssitze, entsprechend der Zahl der Departements, auf 83 verringert. Die Bischöfe waren von dem Wahlkörper zu wählen, der die Departementsversammlung wählte. Der Präsident der Wählerversammlung rief in der Kirche, wo die Wahl stattfand, den Erwählten zum Bischof aus. Dieser bedurfte keiner Bestätigung vom Papste; es war ihm nur überlassen, dem Oberhaupt der Kirche zu schreiben, zum Zeichen der Glaubenseinheit und der Gemeinschaft mit ihm. Die Pfarrer wurden von dem Wahlkörper gewählt, der die Distriktsverwaltung wählte. Der Erwählte hatte sich im Monat seiner Wahl dem Erzbischof vorzustellen, der das Recht hatte, ihn auf seine Lehre und seine Sitten zu prüfen. Wies er ihn ab, so hatte der Abgewiesene das Recht zum appel comme d'abus, d. h. er konnte sich an die beamteten Bischöfe wenden. Gab ihm keiner die kanonische Institution, so kam seine Berufung vor das Zivilgericht des Distriktes, wo er sich bewarb, und das konnte, als letzte Instanz, ihn zum Amte zulassen und den Bischof bezeichnen, der die Bestätigung auszusprechen hatte. Auch der als Pfarrer eingesetzte durfte den Papst nicht um eine Bestätigungsbulle ersuchen; auch ihm stand es nur frei, ihn durch eine lettre de communion zu benachrichtigen. Das Wesentliche war: durch die Zivilverfassung hatte die Konstituante, in ihrem Bestreben, eine Nationalkirche zu schaffen, den Papst beiseite geschoben; sie hatte dem Volke, und zwar Ungläubigen wie gläubigen Katholiken, Juden wie Protestanten, die Wahl aller Geistlichen übertragen, sie hatte die Geistlichen zu Staatsbeamten gemacht, die kirchliche Verwaltung zu einem Zweige der Staatsverwaltung, kurz, der Staat hatte sich die Kirche einverleibt. Dagegen erging am 30. Oktober 1790 der Widerspruch der Bischöfe, wobei die Uebergriffe des Staates auf das geistliche Gebiet dargelegt wurden. Infolgedessen beschloß die Konstituante am 27. November 1790 das Gesetz, wodurch sie allen Geistlichen den Schwur auflegte: treu zu sein der Nation, dem Gesetz und dem König, und mit allen Kräften die Zivilverfassung aufrechtzuhalten, bei Strafe, als Entlassene angesehen zu werden, und, falls sie ihr Amt fortführten, als Störer der öffentlichen Ordnung verfolgt zu werden. Nach diesem Gesetz war die Kirchenspaltung vollendete Tatsache. Den Schwur leisteten nur vier Bischöfe, unter ihnen Talleyrand, Bischof von Autun, und von der Geistlichkeit überhaupt leistete ihn nur ein Drittel. Fortan gab es prêtres constitutionels oder assermentés und prêtres réfractaires oder insermentés, Eidpriester und eidweigernde Priester. Die einen und ihre Anhänger bildeten aufgrund der Zivilverfassung die

konstitutionelle Kirche oder Zivilkirche, die andren mit den ihren die orthodoxe oder päpstliche Kirche. Der Papst verdammte die Zivilverfassung am 10. März 1791. Demnächst verbot er durch ein Breve, den Eid zu leisten.

Keine Frage, die Zivilverfassung des Klerus entsprach allem andren, nur keinem Staatsbedürfnis, und ihr Erlaß war unter den Fehlern, die die Konstituante beging, der schwerste, weil er durchaus ein Uebergriff war und den Bürgerkrieg entzündete. Statt daß sich der Staat darauf beschränkte, der Kirche, wie den andren bevorrechtigten Körperschaften, ihre gemeinschädlichen Vorrechte zu nehmen, ihre das bürgerliche Leben schädigenden Mißbräuche abzustellen, vergewaltigte er ihre Organisation. Und das tat er einer Körperschaft, die im Jahrhundert der Revolution, trotz all ihrer Uebelstände, in Seelsorge und Wohltätigkeit unermüdlich war, maßvoll und verständig auftrat, einem Klerus, der schon unter dem Ancien Régime bewiesen hatte, daß er der freiheitlichen Gesinnung, des Geistes der Revolution gegen die Mißstände im alten Staate nicht ermangelte.

Unter dem Konvent kam es zur Trennung der Kirche vom Staate, d. h. zu einer sogenannten Trennung. Der Konvent beschloß im September 1794: „Die Republik soll in Zukunft nicht mehr für die Kosten eines Kultus aufkommen.“ Aber er ließ die Kirche keineswegs frei, denn die freie erschien ihm staatsgefährlich. Das Gesetz vom 21. Februar 1795 sagte zwar: „Die Ausübung keines Kultus darf gestört werden.“ Aber dann, nach der erneuten Festsetzung, daß die Regierung für keinen Kultus Aufwendungen mache, hieß es: „Sie liefert keinen Raum, weder für die Ausübung der Kulte, noch zur Wohnung für die Kultusdiener. Die Zeremonien aller Kulte sind außerhalb des für ihre Ausübung gewählten Platzes untersagt. Das Gesetz erkennt keine Kultusdiener an. Keiner darf öffentlich mit den Kleidern, Ornamenten und Trachten erscheinen, die für die religiösen Zeremonien bestimmt sind. Kein einem Kultus eigentümliches Zeichen darf an einem öffentlichen Orte angebracht werden. Keine Inschrift darf den Ort bezeichnen, der ihm gewidmet ist. Keine Verkündigung, noch öffentliche Zusammenrufung darf geschehen, um die Bürger dorthin einzuladen. Die Gemeinde oder die Sektionen der Gemeinde werden im Namen der Gesamtheit einen Raum weder erwerben, noch mieten dürfen.“ Die Trennung bestand also in Unterdrückung; alle Kulte werden als staatsfeindlich hingestellt, aus dem öffentlichen Leben gewiesen und hinter verschlossene Türen verlegt. Eine Wendung brachte das Gesetz vom 11. Prairial des Jahres 3; es gab viele Gotteshäuser den Konfessionen zurück. Das Volk drängte sich nun wieder in die Kirchen, viele eidweigernde Priester kehrten heim und leisteten den neuen Eid, worin in

allgemeinen Ausdrücken Gehorsam gegen die Gesetze versprochen wurde. Die Heimgekehrten blieben durch die Auswanderergesetze bedroht, doch wandte sie der Konvent nicht mehr an.

Unter dem Direktorium, das bald duldsam, bald unduldsam war, wurden die Priester in den ersten Monaten des Jahres 1796 wieder verfolgt; viele wurden ins Gefängnis geworfen oder verschickt, manche erschossen. Im folgenden Jahre, vor dem Staatsstreich vom 10. Fructidor, ersetzte das Direktorium den bisherigen Priesterschwur durch den Schwur: Gehorsam den Gesetzen und Haß dem Königtum. Durch die Verdammung dieses Schwurs führte Pius 6. eine neue Priesterverfolgung herbei, die fast zwei Jahre dauerte. Das Direktorim verbot die Sonntagsfeier und gebot die Heilighaltung des Decadis. An den Sonntagen und Festtagen des alten Kalenders durften keine Tanzbelustigungen stattfinden, der christliche Kalender war verboten. Ehen sollten nur am Decadi und im Tempel des höchsten Wesens eingesegnet werden. Viele Kirchen wurden wiederum geschlossen. Auch verlangte das Gesetz vom 19. Fructidor des Jahres 6 wieder einen scharfen Eid. Die Priester sollten schwören: Haß gegen Königtum und Anarchie, Treue gegen die Republik und die Verfassung des Jahres 3. Die kleinsten Vergehen wurden durch Internierung oder Verschickung geahndet. Dazu kam die Behandlung des Papstes — die Römische Republik wurde gegründet, Pius 6. starb im August 1799 in der Gefangenschaft. Am Ende der Direktorialregierung (der Priesterschwur wurde da wiederabgeschwächt) war die römisch-katholische Kirche ohne Oberhaupt. Sie blieb es ungefähr ein halbes Jahr lang.

Nach allem standen die kirchenpolitischen Dinge, als Bonaparte zur Macht kam, wie folgt. Die orthodoxe Kirche bekam, wie die andren religiösen Gemeinschaften, vom Staate nichts, ihre Kultusausübung war durch die Gesetze und die Verwaltung des Staates mannigfach erschwert, ihre Diener waren von der Regierung verfolgt. Die konstitutionelle Kirche hatte zwar 50 Bischöfe, an 10 000 verheiratete Priester und die meisten Kirchen, aber sie umfaßte nur $^{1}/_{10}$ des Volkes; dessen große Mehrheit hielt zu den 15 Bischöfen der orthodoxen Kirche und verabscheute den Kultusdienst der konstitutionellen Priester als sündhaft. Neben den Katholiken gab es die Protestanten, die Juden und die freidenkerischen Theophilanthropen, Minderheiten von geringer Bedeutung. Die Geistlichen, seit einigen Jahren wieder sehr geschätzt, lebten von den Beisteuern der Gläubigen. Besonders litt natürlich die schwache Zivilkirche unter der Trennung vom Staate. Doch herrschte in ihr ein standhafter, opferbereiter Geist; ihre Priester gingen so weit, die Gebühren für Einsegnungen, Gebete und Messen zurückzuweisen. Bezeichnend für den Geist, der die besten der kon-

stitutionellen Geistlichen erfüllte, sind die Worte — sie seien vorgreifend angeführt —, womit der Bischof Lecoz das Konzil der Kirche zum Jahre 1801 berief. „Einige unter Euch," sagt er in seinem Berufungsbriefe, „sind voll Unruhe darüber, daß unsre Kirchen all ihrer Güter beraubt worden sind. Aber auch dafür haben wir die Vorsehung zu preisen! Ihr wißt, daß die Gottlosen zu behaupten wagen, die Kirche Jesu Christi würde nur durch die großen Güter aufrechtgehalten, deren sich ihre Diener erfreuten. Seit langer Zeit seufzt auch die Kirche selbst darüber, daß in ihr Heiligtum so viele eintreten, die nur durch ihre Reichtümer angelockt scheinen. Nun hat der Herr mit einem Schlage die Lästerungen der Ungläubigen und die Aergernis erregende Habgier seiner Diener zu Schanden gemacht. Die Religion, die er ohne Beihilfe des Reichtums gegründet, will er auch ohne diese seine unwürdige Hilfe erhalten. Als Jesus Christus seine 12 Jünger zusammenrief, berief er sie etwa zum Genuß von Gütern und Ehren? Nein, sondern zur Arbeit, zur Mühe, zum Leiden. Dürfen wir, die Jünger Jesu Christi, murren, wenn wir uns diesem apostolischen Zustande nahegebracht sehen? O, laßt uns diese heilige Armut mit Freuden begrüßen und den Herrn preisen, der durch seine Weisheit jenen alten Zustand der Dinge wiederhervorgerufen hat, wonach sich die frommsten seiner Kinder unablässig zurücksehnten!"

bb. Bonapartes Stellung zu Klerus und Kirche. Der Erste Konsul hatte angesichts der kirchenpolitischen Lage und bei seiner Absicht, Frieden zu stiften, zwei Möglichkeiten: 1. Er konnte die Trennung des Staates von der Kirche aufrechthalten und den Kirchengemeinschaften eine mit dem Wesen des weltlichen Staates verträgliche Freiheit geben. 2. Er konnte für den Staat einen Bund mit der Kirche schließen, ein Konkordat, wonach Staat und Kirche einander schützten und stützten. Ein Blick auf das frühere Verhalten des zur Macht gekommenen wird uns erkennen lassen, was von ihm zu erwarten war.

Wir erinnern uns, daß der schriftstellernde Jüngling (1786) Rousseau gegen seinen Kritiker Roustan verteidigte, daß er darlegte, daß das Christentum die Staatseinheit zerstöre. Damals schwamm er in dem kirchenfeindlichen Fahrwasser der Zeit, und er blieb darin, bis er zum Handeln berufen wurde. Auch dann machte er aus seiner Verachtung des Klerus kein Hehl. Besonders während seines ersten italienischen Feldzuges, also als er zum erstenmal einen großen politischen Wirkungskreis hatte, sprach er oft genug von Pfaffengesindel. Aber er schätzte die römisch-katholische Kirche als Macht; er befolgte den Befehl des Direktoriums, die weltliche Macht des Papstes zu zerstören, keineswegs, sondern schonte sie nach Möglichkeit, natürlich mit der Be-

rechnung, sich den Beistand des Klerus nicht zu verscherzen. Daheim, bei seinem Empfang im Luxembourg im Dezember 1797, zählte er zwar, in Gegenwart des Direktoriums und aller Staatskörperschaften, die Religion mit dem Royalismus und dem Lehnswesen zu den Vorurteilen, die das französische Volk überwunden habe, aber er, der die Macht der Religion so gut wie irgend einer kannte, sagte damit nur etwas, was man in Paris gern hörte. Kurz, in der Zeit von 1796—97, als er zum erstenmal auf der politischen Bühne stand, war er, bei all seinem Antiklerikalismus, kein Kirchenfeind oder Kirchenzerstörer, sondern er ging darauf aus, die Kirche für die politische Macht zu benutzen. Dem entsprach es, daß er in Ägypten Muselmann unter Muselmännern war.

cc. Die Vorzeichen des Konkordats im Auftreten Bonapartes von 1799—1800. Es konnte nicht anders sein: bald nach dem 18. Brumaire war das Konkordat zwischen Paris und Rom unterwegs. Das kündigte sich mannigfach an, wie aus folgendem ersichtlich ist.

1. Zunächst hatte es zwar den Anschein, als setze die Konsularregierung die Kirchenpolitik des Direktoriums fort. Die Gesetze, die dem Kultus jedes öffentliche Hervortreten untersagten, blieben in Kraft, daß der Unterricht wieder vergeistlicht werde, kam garnicht in Frage. Aber während das Direktorium die Kirche allmählich zerstören wollte, will Bonaparte sie allmählich wiederaufrichten. In der Kundgebung der Konsularregierung vom 28. Dezember 1799 wird, im entschiedenen Gegensatz zur Gepflogenheit des Direktoriums, der Klerus zur Mitarbeit an der Herstellung des inneren Friedens aufgerufen. „Die Diener eines Gottes des Friedens," hieß es da, „werden die ersten Werkzeuge der Versöhnung und Eintracht sein. Mögen sie in der Sprache, die sie von ihrem Herrn und Meister gelernt haben, zu den Herzen reden; mögen sie in den Tempeln, die sich ihnen wiederöffnen, mit ihren Mitbürgern vereint, das Sühnopfer für die Verbrechen des Krieges und das vergossene Blut darbringen." Aehnlich hieß es in einem Ministerialrundschreiben: „Es ist Zeit, den langen und doch so verderblichen Zänkereien zwischen Kirche und Staatsgewalt ein Ende zu machen, und den Widerspruch zwischen den Gewissen und den Gesetzen zu beendigen. Mögen die Tempel aller Religionen offenstehen, alle Gewissen frei und alle Kulte gleich geachtet sein." Dem entspricht die Aufhebung von Bedrückungs- und Kampfmaßregeln. Bonaparte hebt die Verschickungsbeschlüsse des Direktoriums gegen gewisse Priester auf, läßt die verhafteten frei, auf das Versprechen hin, der Verfassung keinen Widerstand zu leisten. Er bewilligt allen Kulten Erleichterungen und

Vorteile, damit besonders den orthodoxen Katholiken Wohltaten erweisend. Erstens sollten nämlich alle noch nicht veräußerten Kirchen zur Verfügung der Bürger der Gemeinden gestellt werden, die am 1. Tage des Jahres 2 in ihrem Besitz gewesen waren. Zweitens sollte hinfort von den Kultusdienern nur das Versprechen der Treue gegen die Verfassung verlangt werden. Drittens sollte die Bestimmung, daß die Kirchen nur an den Decadis offen seien, nicht mehr gelten. Die Heiraten brauchten nicht mehr am Decadi und nicht mehr am Hauptort des Kantons gefeiert zu werden. Nur die Staatsbehörden und die Staatsbeamten blieben zur Feier des Decadis verpflichtet. Um Spaltungen zu verhüten, ließ die Regierung nur zwei Feste bestehen, das Fest des 14. Julis und das der Gründung der Republik. Freilich blieb der Kultus von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen; ja noch am 23. Floréal des Jahres 9 fordert der Minister des Innern zur strengen Beobachtung des Gesetzes auf, wonach das Glockenläuten verboten war. Obwohl der Zivilkirche die Kultusausübung an den bisher dafür dienenden Stätten gesichert wurde, bekam sie doch einen schweren Stoß; sie war nicht mehr die vom Staate begünstigte Kirche. Nun endlich, nach zehn Jahren, atmete die orthodoxe Geistlichkeit wieder auf, und lebhaft erwiderte sie die Gesinnungen, die ihr der Erste Konsul entgegenbrachte. In Adressen begrüßte sie den 18. Brumaire als einen auf ewig denkwürdigen Tag, als einen Tag, den das Genie ersonnen, die Weisheit und der Heldenmut ausgeführt und zum Vorspiel der ewigen Gerechtigkeit gemacht habe. Was war von dem Ersten Konsul nicht zu erwarten, nachdem er am 30. Dezember 1799 beschlossen hatte, die Leiche Pius 6. zu Valence mit allen Ehren in der Hauptkirche dort beizusetzen und sein Grab mit einem stattlichen Denkmal zu schmücken! Ein Beschluß, den die Regierung in allen Gegenden ankündigen ließ, eine politische Reklame großen Stils, ein Zeichen der Zeit, das aller Welt offenbarte, wohin auf kirchenpolitischem Gebiete die Reise ging.

2. Die Verständigung mit Rom bahnte Bonaparte des weitern im Zweiten italienischen Feldzuge an. Wir erinnern uns, daß er schon 1796, bei seinem ersten Einzuge in Mailand, der Geistlichkeit gesagt hatte, daß die römisch-katholische Religion die einzige sei, die einem großen Gemeinwesen Festigkeit und Gesundheit verschaffen könne. Jetzt, zehn Tage vor Marengo, spricht Bonaparte wieder in Mailand zur Geistlichkeit. Am 5. Juni 1800 erinnert er sie an den Schutz, den er ihr früher gewährt habe, versichert er ihr, daß ihre Religion auch die seine, „daß er bereit wäre, aufs nachdrücklichste und schärfste, wenn es sein müßte, sogar mit dem Tode, jeden zu bestrafen, der sich erdreistete, ihren gemeinsamen Glauben in irgend

einer Weise anzutasten oder dessen geheiligte Diener zu beleidigen." Er gibt der Revolution und „der grausamen Politik des Direktoriums" an allem Schuld, was in Frankreich Staat und Kirche getrennt habe, und fügt hinzu, jetzt hätten sich die Franzosen durch Erfahrung überzeugt, „daß es keine Religion geben könne, die der republikanischen Verfassung zusagender sei als die katholische." Frankreich habe die Augen wieder dem Lichte geöffnet, der Kirche den Frieden zurückgegeben, und er selbst hoffe, mit dem neuen Oberhaupt der Kirche (Pius 7.) in Kurzem in Unterhandlungen treten und die letzten Störungen beseitigen zu können. Er schließt mit dem Versprechen, den Geistlichen ihre Güter zurückzugeben, und er ermächtigt die Hörer, seine Rede zu veröffentlichen. Das war ein Signal, aber auch das Echo auf die Frieden atmende Enzyklika des neuen Papstes über die Leiden der Kirche vom 25. Mai.

Grundlegend für das Kommende ist Bonapartes Besprechung mit dem Kardinal Martiniana, Bischof von Vercelli, in Mailand, am 26. Juni 1800. Er spricht da mit besondrer Achtung vom Papste und erörtert die Wiederherstellung des Papsttumes. Er erklärt, er neige dazu, dem Papste die Legationen wiederzugeben, wenn er es könnte. Sein Wunsch sei, den religiösen Unruhen in Frankreich ein Ziel zu setzen. Er beauftragt den Kardinal, dem Papst zu sagen: „Was ist nötig, um der Kirche Frankreichs den Frieden wiederzugeben? Eine entscheidende Maßnahme: die Entlassung des ganzen Episkopats. Es ist notwendig, daß alle Sitze für erledigt erklärt werden, daß ich statt dieser ausgewanderten Prälaten, die nicht aufhören, in ihren Diözesen für das Königtum zu intrigieren, Bischöfe ernenne, die der neuen Ordnung der Dinge zugetan sind, und die der Papst durch seine Bullen anweist. Ich will wohl, daß die katholische Religion, wie Ihr in Rom sagt, herrschend sei, aber ich will nicht, daß sie dazu diene, meine Regierung zu erschüttern." Mit dem Worte herrschend (dominante) meinte er, die katholische Religion solle als die Religion der Mehrheit anerkannt werden. Der Kardinal nahm dagegen das Wort als Anerkennung der katholischen Religion als Staatsreligion, woraus später, bei den Verhandlungen, stachelige Auseinandersetzungen entstehen.

Die Folge dieser Unterredung ist: der Papst sendet zur Vorbesprechung über eine kirchenpolitische Uebereinkunft Monsignore Spina, den Erzbischof von Korinth, nach Paris, und mit ihm den gelehrten Pater Caselli.

dd. Das Konkordat. Bei den Verhandlungen über das Konkordat, die im November 1800, bald nach Spinas Ankunft in Paris, mit offiziösen Vorbesprechungen beginnen, ist Bonaparte fürs erste der

im Hintergrunde bleibende Auftraggeber und dann der Hauptunterhändler. Zu seinen Helfern gehört vor allen der Abbé Bernier, Pfarrer von Saint-Laud d'Angers. Er war in der Vendée der Leiter des Aufstandes gewesen, hatte sich aber auf die Seite der Konsularregierung geschlagen und die Aufständischen zur Unterwerfung vermocht, nachdem er erkannt hatte, welche Vorteile der orthodoxen Kirche durch Bonapartes Entgegenkommen zuteil werden könnten. Außer Bernier befaßte Bonaparte seinen Bruder Josef und den Staatsrat Crétet mit den Verhandlungen. Talleyrand, der ihnen nicht günstig war, blieb beiseite. Nach Rom wurde in der Folge Cacault gesandt, der schon vor 1789 Diplomat gewesen war; der Erste Konsul befahl ihm, den Papst so zu behandeln, „als ob er 200 000 Mann hinter sich hätte."

Gehalt und Verlauf der Konkordatsverhandlungen bestehen im folgenden.

Die große diplomatische Frage für den Ersten Konsul war: Was räumt der Papst der Konsularregierung ein, wenn sie sich herbeiläßt, die Zivilkirche aufzuheben, wenn sie den Gallikanismus, das Bestreben, eine vom Papste unabhängige französische Nationalkirche zu bilden, fallen läßt, wenn sie in Frankreich den Papismus, die geistliche Oberherrschaft des Papstes, wiederherstellt? Die Zivilkirche schied sich von der Papstkirche dreifach, durch die Abgrenzung ihrer Diözesen, die Wahl der Priester durch das Volk und die Priesterehe. Ihre Priester waren bereit, mit den eidweigernden Priestern in Frieden zu leben, sich der Staatsaufsicht zu unterwerfen, das Bestätigungsrecht des Staates nach der Wahl der Bischöfe und Pfarrer anzuerkennen — ein Gesetz, das die Zivilkirche bestätigte, und der Grund zur Nationalkirche war gelegt. Ein Staatsmann konnte da sagen: Jedem das Seine; die Papstkirche und die Zivilkirche, beide sollen ihren gesicherten Rechtsstand bekommen! Die Kirchenspaltung zu beseitigen, ist nicht Aufgabe des Oberhauptes eines modernen Staates; im Gegenteil, es kann diesem Staate nur erwünscht sein, wenn er statt einer einzigen mächtigen katholischen Kirche zweien gegenübersteht, deren eine sich dem neuen, weltlichen Staatswesen ohne weiteres anpaßt. So hätte ein weltlicher Staatsmann mit unpersönlichen oder sachlichen Zielen gedacht, und, wie die Dinge standen, hätte er auch mit der orthodoxen Kirche leicht ein Abkommen treffen können, das den Frieden mit ihr herbeiführte. Bonaparte wußte das, wie seine Diplomatie gegenüber der Kurie zeigt, so gut wie irgend einer. Auch er wollte Frieden, aber einen solchen, wodurch er sich als Staatsoberhaupt einen neuen starken Rückhalt schuf. Er wollte den ganzen französischen Klerus wieder unter die päpstliche Zucht bringen, um dann dieses große geistliche Heer mittels des Papstes nach seinem politischen Belieben zu lenken und zu ge-

brauchen. Er sagt: „In allen Ländern ist die Religion nützlich für die Regierung; man muß sie gebrauchen, auf die Menschen zu wirken; deshalb war ich in Ägypten Mohammedaner und bin ich Katholik in Frankreich . . . Was die äußere Ordnung betrifft, muß die Religion eines Staates ganz und gar in den Händen des Regenten sein."

Bonaparte fordert von der Kurie: 1. Die Beseitigung der bisherigen Diözesaneinteilung und die Einführung einer neuen. Das heißt: Der Papst soll die ihm treu gebliebenen Bischöfe absetzen — die konstitutionellen Bischöfe bringt die Regierung zur Abdankung —, die Bischofssitze werden von 156 auf 60 verringert, die meisten neuen Sitze fallen vormals päpstlichen Bischöfen zu, die wenigsten ehemaligen konstitutionellen. 2. Der Staat besoldet die Geistlichen, wogegen die Kirche endgültig auf die ihr genommenen Güter verzichtet. Der Erste Konsul ernennt die Bischöfe, der Papst setzt sie ein. Die Pfarrer werden mit Genehmigung der Regierung von den Bischöfen ernannt. 3. Die Kirche erkennt das Zivilstandesregister an, die Ehen werden erst nach der bürgerlichen Trauung eingesegnet.

Diese Forderungen machten die Verhandlungen zwischen Bernier und Spina schwierig. Der letzte, der für seine Andeutung, daß die Rückgabe der Legationen die Einigung erleichtern würde, kein Gehör findet, verschanzt sich fort und fort hinter kirchenrechtliche Bedenken. Er verlangt, daß die katholische Religion als Staatsreligion bezeichnet werde, daß die Konsuln sich förmlich zu ihr bekennen. Der Papst, sagt er, könne die Bischöfe nicht absetzen, auch Geistliche der Zivilkirche nicht als Bischöfe einsetzen. Bonaparte läßt die beiden Theologen einige Monate mit einander streiten. Unterdessen siegt Moreau bei Hohenlinden—die päpstliche Diplomatie kann von der Zweiten Koalition nichts mehr hoffen. Nach Lunéville greift Bonaparte in die Verhandlungen ein. Er läßt seinen Konkordatsentwurf durch Cacault dem Papste unmittelbar vorlegen. In Rom stehen zwar Pius 7. und sein Staatssekretär, Consalvi, in der Furcht vor dem Zorne des Ersten Konsuls, und sie wollen nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß der Kirche die unerwarteten Vorteile der vorgeschlagenen Uebereinkunft entgehen und das Schisma verewigt werde; dennoch vergehen mehrere Monate über den Beratungen der Kardinalskongregation, der Bonapartes Forderungen vorliegen. Als sie mit ihren Beschlüssen Spina zugestimmt hat, verliert Bonaparte die Geduld. Er will die Kurie einschüchtern. Am 13. Mai klagt er zu Malmaison, vor Spina, Bernier und Talleyrand, lebhaft über den Papst und Consalvi und droht, die Verhandlungen abzubrechen. Ende Mai befiehlt er Cacault, Rom zu verlassen und sich nach Florenz zu begeben, wenn die Kurie den Vertrag nicht binnen 5 Tagen annehme. Cacault hat zu erklären, wenn

die Kurie sich weigere, werde der Erste Konsul die französische Nationalkirche nach eigenem Ermessen organisieren und an ihre Spitze treten und sich an den Frieden von Tolentino nicht mehr für gebunden halten. Damit erreicht Cacault, daß der Papst Consalvi nach Paris sendet.

Mit dem Auftreten Consalvis, eines sehr gewandten und standhaften Diplomaten, beginnt der letzte Abschnitt der Verhandlungen. Bonaparte sagt dem Staatssekretär des Papstes beim Empfang: „Ich weiß, was Sie hierher geführt hat. Sie haben 5 Tage für die Unterhandlungen; ist der Vertrag nach Ablauf dieser Frist nicht unterzeichnet, so ist alles abgebrochen." Uebrigens empfängt er ihn mit großem Staatsgepränge. Er liebäugelt dann stark mit der Zivilkirche, deren Bischöfe er ermächtigt hatte, ein neues „nationales" Konzil in Paris zu halten. Am 29. Juni 1801 vereinigen sich dort fünfzig unter Grégoire, und die Regierung läßt ihnen volle Freiheit in Rede und Schrift. Das hat Consalvi vor Augen. Andrerseits freilich sagt man ihm, der Erste Konsul liebe die Zivilkirche nicht; wenn die Kurie ihm entgegenkomme, werde er sich dankbar zeigen, und die Stellung der Kirche werde glänzender werden als je zuvor. Von den Legationen fällt kein Wort. Unter solchen Umständen läßt sich Consalvi „breitschlagen;" er stimmt, froh, so viel für die Kirche zu bekommen, den Forderungen des Ersten Konsuls zu. Ein heftiger Streit entsteht noch, weil der letzte in die Reinschrift des Vertrages den Satz eingeschwärzt hat: Der Kultus ist öffentlich unter Beobachtung der polizeilichen Vorschriften. Bonaparte droht auf Consalvis Widerspruch, er werde die Religion in ganz Europa umgestalten. „Rom wird blutige Tränen weinen, aber dann ist es zu spät ..." Consalvi, der auf die Frage, wann er abreise, kaltblütig antwortet: „Nach Tisch," nimmt schließlich die Fassung an: Der Kultus ist öffentlich unter Beobachtung der polizeilichen Vorschriften, die die Regierung zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe für nötig hält. Es folgt am 15. Juli 1801 die Unterzeichnung des Konkordats.

Das Weitere ist: Am 6. August teilt Bonaparte im Staatsrat die Tatsache mit; kühl wird die Mitteilung aufgenommen. Pius 7. legt in einem Breve die Gründe dar, die ihn zum Abschluß bewogen hätten, und am 15. August fordert er in der Bulle Ecclesia Dei die französischen Bischöfe auf, ihre Sitze zum Vorteil der Kirche aufzugeben. Am 10. September werden die Urkunden zwischen der Konsularregierung und der Kurie ausgewechselt. Das Konkordat, erst sieben Monate nach dem Abschluß veröffentlicht, wird am 5. April im Gesetzgebenden Körper mit 228 gegen 21 Stimmen angenommen. Im Tribunat waren 78 dafür und 7 dagegen gewesen. Es tritt am 18. April 1802, also kurz nach dem Frieden von Amiens, in Kraft, und die nächste Folge ist, daß der Erste Konsul durch Fouché der Presse verbieten läßt, über Religion,

ihre Kulte und Diener zu sprechen. Endlich das feierliche Nachspiel. Bei der Inauguralfeier am Osterfeste erscheint der Erste Konsul, umgeben von seinem Zivilstaat und seinem Militärstaat, mit dem päpstlichen Gesandten, Caprara, in Notre-Dame, wo er, „gleich den ehemaligen allerhöchsten Königen, von der hohen Geistlichkeit, unter Abfeuern der Kanonen, an der Kirchtüre empfangen wird und dann bei der Messe des päpstlichen Kardinal-Legaten die Knie beugt und dann wieder von den Bischöfen den Eid empfängt." (Schlabrendorf.) In seiner Bulle vom 8. April 1802 spricht der Papst rühmend vom Ersten Konsul der Republik; ihm hauptsächlich verdanke die Kirche eine so große Wohltat, ihm, der bestimmt sei, dem schwer heimgesuchten Frankreich die Ordnung und die Ruhe wiederzugeben, der wie der große Konstantin der Schützer der Religion geworden sei und in den Denkmalen der Kirche Frankreichs ein ewiges und ruhmvolles Andenken hinterlassen werde. (Primus vero reipublicae vestrae Consul, cujus praecipuae in tanta hac utilitate vobis comparanda partes fuerunt, cuique datum videtur ut afflictae Galliae tranquillitatem et ordinem restitueret, catholicae religionis, Constantino illi magno simillimus praesidium effectus, gloriosissimam in ecclesiasticis Galliarum monumentis istorum temporum recordationem est relicturus.)

Der wesentliche Inhalt des Konkordats, das zum Unterschied von dem Konkordat von 1516 zugleich ein Gesetz des Staates und der Kirche ist, besteht in folgenden Bestimmungen.

1. Die römisch-katholische Kirche ist anerkannt als die Religion der großen Mehrheit des französischen Volkes und besonders als die Religion der Konsuln. Ihre Ausübung ist frei, ihr Kultus öffentlich, doch in Uebereinstimmung mit den Polizeiverordnungen, die die Regierung für die öffentliche Ruhe für notwendig hält.

2. Der Heilige Stuhl gibt, in Uebereinstimmung mit der Regierung, Frankreich eine neue Diözeseneinteilung. Er veranlaßt die alten Bischöfe, ihre Entlassung zu nehmen, und besetzt jedenfalls die neuen Bischofssitze mit neuernannten Bischöfen.

3. Der Erste Konsul ernennt jetzt und in der Folge die Erzbischöfe und die Bischöfe, der Papst gibt ihnen die kanonische Institution. Alle Bischöfe leisten vor dem Amtsantritt in die Hände des Ersten Konsuls den Schwur: Ich schwöre und gelobe bei Gott, auf die heiligen Evangelien, gegen die durch die Verfassung der Französischen Republik eingesetzte Regierung Gehorsam und Treue zu beobachten. Ich verspreche auch, kein geheimes Einverständnis zu haben, nicht teilzunehmen an einem Rate, keinem Bunde anzugehören, sei es im Lande oder draußen, der gegen die öffentliche Ruhe gerichtet ist; und wenn ich, in meiner Diözese oder anderswo, erfahre, daß etwas zum Schaden des

Staates angezettelt wird, so werde ich es die Regierung wissen lassen.

4. Die Bischöfe geben mit Zustimmung der Regierung ihren Diözesen eine neue Pfarrbezirkseinteilung. Sie ernennen die Pfarrer, wählen jedoch nur solche Personen zum Pfarramte, die der Regierung genehm sind. Am Schluß des Gottesdienstes wird in allen katholischen Kirchen gebetet:

Domine, salvam fac Rempublicam;
Domine, salvos fac Consules.

5. Alle Metropolitankirchen, Kathedralen, pfarrgemeindliche und andre, noch nicht veräußerte, werden zur Verfügung der Bischöfe gestellt. Der Papst verzichtet für sich und seine Nachfolger auf die der Kirche vom Staate entzogenen Güter und erkennt für sich und sie auch die Folgen dieser Entziehung an. Die Regierung dagegen gewährt den Bischöfen und Pfarrern ein auskömmliches Gehalt. Auch trifft sie Maßnahmen, damit die französischen Katholiken zu Gunsten der Kirche Stiftungen machen können. Diese sind in Staatsrenten anzulegen.

6. Der Papst gesteht dem Konsul dieselben Rechte und Vorrechte zu, die die alten Regierungen Frankreichs beim Heiligen Stuhl innehatten.

Unterzeichnet ist das Konkordat von Josef Bonaparte, Crétet, Bernier und andren.

Das Ausführungsgesetz zum Konkordat bilden die Organischen Artikel. Sie, nur ein französisches Gesetz, nicht auch ein Gesetz der Kirche, sollen dazu dienen, die Unabhängigkeit der Regierung in weltlichen Dingen und die Beschränkung der geistlichen Autorität auf rein geistliche Dinge festzustellen. Portalis, der mit den Kultusangelegenheiten betraute Staatsrat, sagte in seinem Berichte über die Artikel: Der Staat will der Kirche nur die Region des Gewissens überlassen, wo der Glaube an die Dogmen waltet, an die Geheimnisse: die Gottheit Christi, die Dreieinigkeit, die Transsubstantion u. s. w. Diese Geheimnisse nehmen den Platz ein, den die Vernunft leer läßt. Auf diesen Platz, die partie malade der Seele, verzichtet der Staat; er behält sich die partie saine vor, nur hier will er herrschen. Aber es gibt ein Zwischengebiet zwischen Staat und Kirche, da regelt der Staat die matières mixtes, weil er älter ist als die Kirche, und die Kirche im Staate besteht. Und auch auf rein geistlichem Gebiete verzichtet der Staat nicht auf jeden Einfluß; er wacht über dem katholischen Unterricht, befaßt sich mit dem Kultus, den Dogmen und der Kirchenzucht. U. s. w. Da kam für Rom der Pferdefuß des Konkordatsschöpfers zum Vorschein. Der Staatschef griff in das Reich des Kirchenchefs hinüber, der Papst sollte in der französischen Kirche im Ersten Konsul einen mächtigen Mitregenten haben.

Demgemäß setzen die Organischen Artikel unter andrem folgendes fest.

Keine Bulle des Papstes, kein Dekret der Konzilien kann ohne Vollmacht der Regierung in Frankreich veröffentlicht werden. Nur mit ihrer Vollmacht kann ein Nuntius oder Legat seine Pflicht ausüben und ein Fremder als Geistlicher wirken. Die Bischöfe dürfen sich ohne Vollmacht der Regierung weder zu einer Synode vereinigen, noch ihre Diözese verlassen, auch nicht, um zum Papste zu reisen. Der appel comme d'abus wird unter der Form der Berufung an den Staatsrat wiedereingeführt. Die Regierung läßt durch ihre Beauftragten die Bewerber um Bischofssitze auf ihre Lehre prüfen. Die Professoren der geistlichen Seminare haben die Erklärung von 1682 über die Unabhängigkeit der bürgerlichen Macht zu unterschreiben und danach zu lehren. Der Klerus darf nur einen einzigen Katechismus und nur eine einzige Liturgie gebrauchen. Die Regierung wacht darüber, daß jeder Bischof in fünf Jahren seine ganze Diözese besucht habe. An Orten, wo Tempel andrer Bekenntnisse sind, darf keine Zeremonie außerhalb der Kirche stattfinden. Kapellen und Oratorien dürfen nicht ohne Erlaubnis in Gebrauch genommen werden. Die Geistlichen haben außerhalb der Kirche schwarze Tracht oder sind à la français gekleidet. Sie dürfen im Amte nicht über Politik sprechen, und sie dürfen einen andren Kultus nicht angreifen.

Da war vieles bestimmt, was bei den Konkordatsverhandlungen von der Kurie entschieden zurückgewiesen worden war. Daher erhob der Papst im Konsistorium vom 24. Mai 1802 Widerspruch und ließ ihn auch durch Caprara in Paris vorbringen. Doch das Ergebnis war nur, daß Talleyrand erwiderte, die Organischen Artikel seien nur die Mode der Ausführung des Konkordats, und die Mode könne sich ändern und bessern.

Die Organischen Artikel befaßten sich auch mit dem Protestantismus; sie regelten die Verfassung der reformierten Kirchen und der Kirchen der Augsburger Konfession. Die Grundlage dieser Kulten war das Konsistorium. Aus Pastoren und Laien bestehend, wählte es die Geistlichen und schlug sie der Regierung zur Bestätigung vor. Die Bestätigten bekamen ein Staatsgehalt. Die protestantischen Kirchen waren den allgemeinen Bestimmungen unterworfen, die für die katholische Kirche galten. Der israelitische Kultus wird erst 1806 und 1807 geregelt.

Was die Ausführung des Konkordats angeht, so stellten alle konstitutionellen Bischöfe unverzüglich ihre Aemter dem Ersten Konsul zur Verfügung, kein Geistlicher der Zivilkirche weigerte sich, in die Konkordats-Kirche hinüberzutreten. In der orthodoxen

Kirche dagegen weigerten sich von 81 Bischöfen 36, ihre Sitze aufzugeben; sie erließen deswegen eine Erklärung, die sie 1806 erneuerten. Diese Bischöfe, die ihr Verhalten mit der den gallikanischen Freiheiten geschuldeten Achtung begründeten, starben als Konkordatsverwerfer; im wesentlichen waren es Edelleute, die Ludwig 18. treu bleiben wollten. So blieb nach dem Inkrafttreten des Konkordats ein Schisma, genannt Blanchardisme, nach dem Abbé Blanchard, und wegen der geringen Zahl der Schismatiker, la petite Eglise. Bonaparte ernannte 11 ehemals konstitutionelle Bischöfe aufs neue zu Bischöfen; der Papst mußte sich damit begnügen, daß sie ihm ihre Ernennung und ihren Beitritt zum Konkordat mitteilten.

Ein zweites Konkordat schließt Bonaparte als Präsident der Italienischen Republik 1803; dabei wird die katholische Religion als Staatsreligion anerkannt.

Bonapartes Urteil über Entstehung und Bedeutung des Konkordats ergibt sich aus dem, was er derzeit und späterhin zur Sache äußert. Er stellt das Konkordat als eine Staatsnotwendigkeit hin; er will es abgeschlossen haben, um dem Volke die Religion, den kirchlichen Frieden wiederzugeben. So sagt er im Staatsrat. Er sagt später, er habe dem religiösen Zwist ein Ende machen müssen, damit Frankreich nicht so geschwächt wurde, daß es die Sklavin Europas geworden wäre, statt, wie es sein, des Ersten Konsuls, Ehrgeiz gewesen wäre, die Herrin Europas. Er sagt auch, auf St. Helena, Montholon diktierend, er habe das Konkordat abgeschlossen, „um die Geistlichkeit für den neuen Zustand der Dinge zu gewinnen, die letzten Fäden zu zerreißen, wodurch die alte Dynastie mit dem Lande zusammenhing.“ Er stellt den Freunden des Katholizismus das Konkordat als Wiederherstellung der wahren Lehre, als Rückkehr zur Religiosität dar: den Freunden der Freiheit versichert er, das Konkordat bedeute einen vollkommenen Sieg der Philosophie, die Unterwerfung der Kirche unter den Staat. Er will beim Konkordat die Absicht gehabt haben, zu verhindern, daß die Kirche die Staatseinheit zerstöre. Ganz unzweideutig ist sein Wort im Staatsrat: „Mit meinen Präfekten, meinen Gendarmen und meinen Priestern tue ich, was ich will.“ Und im Hinblick auf seine Weltpolitik gibt er völlige Klarheit, wenn er sagt: „Mit meinen Truppen in Italien und mit einiger Höflichkeit bringe ich ihn (den Papst) wohin ich will, und dann welch ein Hebel für meinen Einfluß in der übrigen Welt!“ Oder auf St. Helena: „Paris (wo er den Papst gern gehabt hätte) würde die Hauptstadt der Welt geworden sein, und ich hätte die religiöse Welt ebenso wie die politische geleitet.“

Die Wahrheit über die Entstehung und Bedeutung des Konkordats dürfte sein:

1. Das Konkordat war keine Staatsnotwendigkeit. Es wurde nicht von den Staatskörperschaften begehrt, auch nicht vom Klerus, und auch in Rom erwartete man nicht, daß der französische Staatschef auf die Vorteile, die die Trennung von der Kirche dem Staate gewährte, verzichten werde. (Bezeichnend ist, daß Consalvi am 27. Juli 1801 aus Paris an seinen Hof schreibt: „Alle Vertreter der fremden Mächte hier, ebenso wie alle Personen, die etwas bedeuten und unterrichtet sind, betrachten den Abschluß des Konkordats wie ein wahres Wunder, und besonders, daß man es in einer Art hat abschließen können, die so vorteilhaft sei, daß sie bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge unmöglich schiene. Ich selbst, der ich es abgeschlossen sehe, kann kaum daran glauben." Und der Papst? Während die Kardinäle das Konkordat prüften, war er, Cacault zufolge, „in der Bewegtheit, Unruhe und Begier einer jungen Gattin, die nicht wagt, sich des großen Tages ihrer Vermählung zu freuen.")

2. Das Konkordat entstand durch die Initiative, durch das Vorgehen Bonapartes. Es war für ihn die Ergänzung seiner Zentralisation der Staatsverwaltung; er wollte allen im Staate befehlen, den Beamten der Kirche, wie den Beamten des Staates. Bei der Lage des Staates, d. h. bei seiner eignen, durch die Bourbonen und ihre Anhänger befeindeten Stellung, verfolgte er mit dem Konkordat den Zweck, Ludwig 18. seiner Stützen in Frankreich und in der ganzen katholischen Welt zu berauben, dagegen sich, zur Ausführung seiner Pläne, die Gunst der katholischen Christenheit zu sichern. Er wollte steigen, Stifter einer Dynastie werden, er wollte Europa beherrschen, und dazu soll ihm der Papst seinen weitreichenden Arm leihen. Aus politischem Ehrgeiz und Machtbedürfnis griff er nach dem alten Rezept Thron und Altar. Die andren Motive, die er früher oder später Gläubigen oder Ungläubigen angibt, treffen entweder die Hauptsache nicht oder sind bloße Redensarten.

3. Gewissermaßen war das Konkordat ein Zeichen der Zeit, der religiösen Reaktion, des Niederganges des revolutionären Freidenkertums und des Wiederauflebens des Katholizismus. Die Initiative Bonapartes harmonierte damit, daß in der Literatur der Konsularzeit der Katholizismus Mode wurde, gleichviel, daß Bonaparte selbst dazu beitrug. (1802 erschien das viel bewunderte Buch: Génie du christianisme ou les beautés de la religion chrétienne von Chateaubriand (1768—1848). Da wurde — der Verfasser stand in hoher Gunst beim Ersten Konsul — die christliche Religion als ein Gegenstand ästhetischen Genusses aufgefaßt. Es war die das Wesen der

Religion verkennende oder mißachtende, meistens leichtfertige Schwärmerei duldsamer Romantiker, die bei der Geistlichkeit Wohlgefallen fand, weil sie jedenfalls die katholische Religion wieder in den Mittelpunkt des Lebens stellte.) Für die politische Erziehung der Nation, für die Entwicklung des weltlichen Staates bedeutete das Konkordat einen großen Rückschritt. Bonaparte ging auch auf kirchenpolitischem Gebiete darauf aus, das Gewordene zu beseitigen, statt es zu regeln. Die staatsmännische Aufgabe, die ihm der Kirche gegenüber zugefallen war, der revolutionären Unduldsamkeit ein Ende zu machen, die Duldsamkeit innerhalb der Grenzen der Staatsnotwendigkeit in Gesetzgebung und Verwaltung herbeizuführen, diese Aufgabe löste er zwar durch das Konkordat der Hauptsache nach; aber dabei verwickelte er aufs neue die weltliche Staatsmacht mit ihrer alten Feindin, der Kirche. Ueberdies machte er durch die Organischen Artikel viele Bestimmungen des Konkordats treuloserweise zunichte, griff er, gegen alle staatsmännische Klugheit, in das eigenste Gebiet der Kirche ein.

4. Im ganzen war das Konkordat ein Werk der Vermengung alter Grundsätze mit neuen. Insofern als Bonaparte die Kirchendiener zu Staatsdienern machte (u. a. sollten sie bei der Konskription ihren Einfluß ausüben), wandte er sich zum Ancien Régime zurück. Insofern als er die Kirche dem Staate unterordnete, betätigte er — von seinen Ausschreitungen abgesehn — die Grundsätze des modernen Staates, und damit, mit der Begrenzung der päpstlichen Macht in Frankreich, gab er auch den Gallikanismus nicht völlig preis. Wesentliche Vorteile vom Konkordat hatte nur die römisch-katholische Kirche. Die Französische Republik brauchte es nicht. Sie brauchte weder ihre Anerkennung durch den Papst, noch die Beseitigung der royalistischen Bischöfe durch ihn, noch seine Billigung der Einziehung der Kirchengüter; zum wenigsten konnte sie, nach den Siegen Bonapartes und Moreaus, all das um vieles wohlfeiler bekommen. Keinesfalls bedurfte die Konsularregierung des päpstlichen Segens, wenn sie eine liberale Regierung sein wollte. Das Konkordat bedeutete den politischen Despotismus und dabei, besonders wegen der Vergewaltigung der Kirche durch die Organischen Artikel, nicht den Frieden zwischen Staat und Kirche, sondern den Kampf.

c. Die Unterrichtsform. Wissenschaft, Kunst, Presse.

aa. In der Revolutionszeit, was war da aus dem französischen Unterrichtswesen geworden? Der Gedanke, den gesamten öffentlichen Unterricht zu verweltlichen, unter die Leitung des Staates zu bringen, war unter Ludwig 16. von Turgot vertreten worden, und 1789 forderte man allgemein — Adel, Klerus und Dritter Stand — einen nationalen Erziehungsplan. Aber die Konstituante zerrüttete das Unterrichtswesen heillos, indem sie ihm, durch die Wegnahme der Kirchengüter und die Abschaffung aller Vorrechte, die finanziellen Grundlagen entzog und auch, durch die Unterdrückung der Kongregationen, das Lehrpersonal. Keiner ihrer Ausschüsse befaßte sich ausschließlich mit der Schulfrage. Wenigstens stellte die Verfassung von 1790/91 Grundsätzliches fest. Es hieß in ihr: „Es wird ein öffentlicher Unterricht geschaffen und organisiert, gemeinsam für alle Bürger, unentgeltlich hinsichtlich der unerläßlichen Teile des Unterrichts, für alle Menschen, und dessen Einrichtungen werden in Uebereinstimmung mit der Einteilung des Königsreichs verteilt." Die Legislative, so viel sie sich mit der Unterrichtsfrage beschäftigte, blieb die Ausführung schuldig. Erst der Konvent ging von Worten zu Taten über. Durch das Gesetz vom 30. Mai 1793 bestimmte er, daß jeder Bezirk von 400 bis 1500 Einwohnern 1 Elementarschule (enseignement primaire) habe, mit wöchentlichen Kursen für Erwachsene beider Geschlechter. Er erließ dann, vom 21.—30. Oktober desselben Jahres, Dekrete, die das ganze Unterrichtswesen in die Hände des Staates brachten; freilich blieben diese Dekrete auf dem Papier. Es folgte das Gesetz vom 19. Dezember 1793, das die Unterrichtsfreiheit und die allgemeine Schulpflicht einführte, und für jeden Bürger und jede Bürgerin, versehen mit einem certificat de civisme et de bonnes moeurs, die Unentgeltlichkeit des Unterrichts festsetzte. Der Staat bezahlte die Lehrer. Der Lehrplan bestand in Lesen, Schreiben und Rechnen. Des weitern verfügte der Konvent durch das Gesetz vom 17. November 1794, daß auf je 1000 Einwohner 1 Elementarschule komme. Er hielt dabei an der allgemeinen Schulpflicht nicht fest, dehnte aber den Unterricht aus auf die Menschenrechte und die Rechte des Bürgers, auf die Elemente der republikanischen Moral, der Geographie und der Geschichte der freien Völker. Dazu kam der Beschluß, in Paris eine polytechnische Schule zu gründen. Sie trat am 1. September 1795 ins Leben. Die Schüleraufnahme geschah da nach einem Wettbewerb. Jeder Schüler bekam zum Unterhalt 1200 Franken jährlich. In dreijährigem Kursus wurden die Schüler zu Zivilingenieuren oder Militäringenieuren ausgebildet. Des höheren Unterrichts nahm sich der Konvent in seiner

letzten Zeit besonders an, vor allem durch das Gesetz über die Zentralschulen vom 25. Februar 1795. Der Lehrplan dieser Schulen — 5 entstanden in Paris, 93 in den Departements — umfaßte: Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Ackerbau und Handel, Logik und Analyse der Empfindungen und Ideen, Nationalökonomie und Gesetzgebung, philosophische Geschichte, Heilkunst, allgemeine Grammatik, Literatur, alte und neue Sprachen und Zeichnen. Das Gesetz vom 25. Oktober 1795 war das Gesetz, wodurch endlich das gesamte Unterrichtswesen der Republik geregelt wurde. Nach ihm sollte es in jedem Kanton wenigstens 1 Elementarschule geben (das war weit weniger als je 1 auf 1000 Einwohner), und in jedem Departement 1 Zentralschule als Mittelschule. Ueberdies sollten in den größten Handels- und Industriestädten Spezialschulen für zehn Wissensgebiete bestehen. Die Lehrer bekamen nun vom Staate nichts mehr, sondern von jedem Schüler einen Betrag, den die Departementsverwaltung festsetzte. Damit war die Unentgeltlichkeit des Unterrichts aufgehoben, nur daß an den Elementarschulen und an den Zentralschulen ein Viertel der Schüler als Arme von der Schulgeldzahlung befreit werden konnten. In der Schreckenszeit nannte man diese Armen élèves de la patrie. Der Lehrplan der Elementarschulen wurde beschränkt auf Lesen, Schreiben, Rechnen und republikanische Moral. Die Zentralschule wurde in 3 Sektionen geteilt, nach dem Lehrplan: 1. Naturgeschichte, Zeichnen, alte und neue Sprachen. 2. Mathematik, Physik, Chemie. 3. Allgemeine Grammatik, Geschichte, Literatur und Gesetzeskunde. Prüfungen gab es allgemein nicht, so daß Graden und Diplomen die Bestätigung fehlte. Mit diesem Gesetz erneuerte der Konvent nach Condorcets Plan das National-Institut. Es sollte sein l'abrégé du monde savant, le corps représentant de la république des lettres. Unter dem Direktorium zeigte sich, wie verfehlt die Schulgesetzgebung des Konvents gewesen war. Zwischen Elementarschulen und Zentralschulen klaffte eine große Lücke. Die letzten leisteten nichts, weil ihr Studiengang nicht geregelt war und ihre Schüler keine genügende Vorbildung hatten. Daher forderte man allgemein wieder eine Unterrichtsreform, besonders eine gründliche Umgestaltung des Mittelschulwesens, der Zentralschulen.

bb. Unter dem Konsulat. Die Zustände, die Bonaparte auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts, vier Jahre nach der Reform von 1795, vorfand, waren sehr schlimm. Elementarschulen gab es fast nicht; es fehlte an Lehrern und an Schülern. Jede der Pariser Elementarschulen zählte kaum 40 Schüler. Im Departement de la Manche, wo es 485 Schüler geben sollte, gab es nur 170. Wer lesen und schreiben lernte, lernte es von Geistlichen oder von Ordensgeist-

lichen. Um die Zentralschulen stand es nicht besser; die meisten Lehrer waren da ohne Schüler. Daher besagen die Berichte der Generalräte an die Regierung: Es gibt kein allgemeines Unterrichtssystem, es gibt keine Sekundärschulen, sehr wenige Primärschulen, die Zentralschulen bedeuten nichts, es gibt eine gewisse Zahl von freien Schulen, aber auch da, was für Zustände! Bedeutung hatten nur die Schulen, die zu Laufbahnen führten, die Polytechnische Schule und die Medizinischen Schulen. Mit recht schrieb Lucien Bonaparte als Minister des Innern: „Seit der Unterdrückung des Lehrkörpers ist der Unterricht in Frankreich fast Null."

Aus der Null ein Etwas zu machen, war die Aufgabe, die dem Ersten Konsul, insbesondere Chaptal, dem Minister des Innern, zufiel. Es geschieht folgendes.

Im März 1802 wird aus der im Dezember 1799 gegründeten Abteilung für Wissenschaften und Künste die Direction générale de l'instruction publique gebildet. Auch sie untersteht dem Ministerium des Innern. Sie wird kurze Zeit von Roederer und von 1802—9 von dem Staatsrat Fourcroy verwaltet. Das Unterrichtswesen wird geregelt durch das Gesetz über den öffentlichen Unterricht vom 1. Mai 1802. Es bestimmt im wesentlichen: 1. Die Elementarschulen (écoles primaires) sind Gemeindesache, unterstehen jedoch dem Unterpräfekten. Ihre Lehrer werden vom Maire und vom Gemeinderat ernannt, von der Regierung bestätigt. Diese beaufsichtigt den Unterricht. Von der Schulgeldzahlung können ein Fünftel der Schüler befreit werden. 2. Die Mittelschulen (écoles secondaires) dürfen, sowohl als Gemeindeschulen wie als Privatschulen, nur mit Erlaubnis der Regierung gebildet werden und unterstehen dem Präfekten. Ihre Lehrer müssen dem Laienstande angehören und werden nach den Vorschlägen einer Kommission von der Regierung angestellt. Bei der Feststellung des Lehrplanes ist die Regierung maßgebend. Hauptfächer sind: Lateinisch, Französisch, Geschichte, Geographie und Mathematik. 3. Die Lyzeen, die die Zentralschulen ersetzen, stehen unter Aufsicht eines Verwaltungsbureaus, dem Verwaltungsbeamte und Justizbeamte angehören. Innerhalb des Bezirkes eines Appellhofes gibt es 1 Lyzeum. (Danach gab es viel weniger Lyzeen als vorher Zentralschulen, da ein Appellhof sich über mehrere Departements erstreckte.) Lehrfächer sind vor allem Latein und Mathematik, daneben wird gelehrt etwas Naturwissenschaft, Geographie, Mythologie und etwas Geschichte. Die Schüler der Lyzeen sind entweder Nationalfreischüler oder Schüler aus den Gemeindeschulen oder aus den Privatschulen, alle nach Wettbewerb aufgenommen, oder zahlende Interne (Pensionäre) oder zahlende Externe. Auf

Staatskosten werden 6400 Schüler in diese Schulen geschickt, darunter 2400 als Söhne verdienter Militärs oder Beamten, 4000 als erfolgreiche Wettbewerber. Die Schulzucht ist sehr streng. 4. Der höhere Unterricht wird den Spezialschulen anvertraut. Sie haben die Lehrfächer: Recht, Medizin, Naturgeschichte, Physik, Chemie, höhere Mathematik, Geographie, Geschichte und Nationalökonomie, Zeichenkunst, Astronomie, Musik und Komposition. Das Institut, die Generalinspektion der Studien und die Professoren im Amte schlagen dem Ersten Konsul Personen für die freien Lehrstühle vor. 5. Die Unterrichtsfreiheit hört auf. Die Errichtung von Schulen wird von dem Gutdünken der Regierung abhängig gemacht. 6. Die finanziellen Grundlagen des Schulwesens sollen wiederhergestellt werden, vor allem durch Rückgabe der alten Schulgebäude und der noch unverkauften Güter aufgehobener Schulen an die Gemeinden, und auch durch Begünstigungen bei Schulstiftungen.

Ueber den Ersten Konsul als Reformator des Unterrichtswesens wird geurteilt werden dürfen: Er richtete in Frankreich und in den von Frankreich abhängigen Ländern das Schulwesen wieder auf, nach einem Plane, der ein Muster der Zentralisation war. Er hielt an dem Grundsatz der Revolution fest, daß die Schule eine Veranstaltung des Staates sei, nur notgedrungen griff er vielfach auf geistliche Lehrkräfte zurück, auf die frères ignorantins und auf die Klosterfrauen. Er beseitigte die Unterrichtsfreiheit; das gehörte zu seinem Despotismus. Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts gab er auf. Er wandte der Kirche Staatsunterstützung zu, aber nicht der Schule, obwohl sie wegen der Armut der Gemeinden äußerst hilfsbedürftig war. Freilich war die Finanzlage des Staates dabei mitbestimmend. Die höhern Schulen bedrückte er durch einen weitgehenden Staatsschutz. Seine Auffassung war, daß die Schulen für praktische Berufe vorzubereiten hätten; daher drängte er die klassischen Studien (Humaniora) zurück, daher widmete er seine besondre Aufmerksamkeit den Spezialschulen. Durch Einführung einer strengen Schulzucht, besonders durch die Umwandlung des alten Prytaneums in vier große militärisch organisierte Kollegien, zeigte er sich als Schulmeister mit dem Korporalsstock.

Das Verhalten des Ersten Konsuls zu Kunst, Wissenschaft und Presse sei nur in einigen Punkten berührt.

Bezeichnend für ihn ist sein Verfahren mit dem Institut de France. Im Januar 1803 unterdrückt er die Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften, wozu die einflußreichsten

Freidenker gehörten, und weist ihre Mitglieder der Klasse für Geschichte und alte Literatur zu; dort sollten sie ihre Fächer „in ihrem Zusammenhang mit der Geschichte" studieren. Auch dabei zeigte sich, daß der Erste Konsul darauf aus war, die ihm unbequemen Ideologen kaltzustellen. Andrerseits förderte er die exakten und die technischen Wissenschaften, besonders auf Chaptals Anregungen. Großen Forschern, z. B. Berthollet, Cuvier, Lacépède und Laplace, gewährte er reichlich Unterstützung.

Auf die Darbietungen der Kunst sah er zuvörderst ebenfalls mit den Augen des politischen Despoten. Das Theater ist seit dem 17. April 1800 streng überwacht. Er führt die Zensur wieder ein. Kein Werk darf ohne ministerielle Erlaubnis aufgeführt werden, in den Departements keins, das nicht in Paris aufgeführt worden ist. Auch ist den Bilderhändlern verboten, irgend etwas auszustellen oder zu verkaufen, was gegen die guten Sitten und gegen die Grundsätze der Regierung verstößt.

Was die Presse angeht, so legt Bonaparte auf sie, als auf das wirksamste Mittel zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung, hohen Wert. Er hatte sich ihrer seit Jahren bedient; wir wissen, daß er in seinem ersten Feldzuge die Journalisten anwies, immer von ihm zu sprechen, nur von ihm. Kaum zur Macht gelangt, nimmt er die Presse in seine strenge Zucht. Als er im Beginn des Konsulats die Pariser Zeitungen bis auf 13 unterdrückte, unterdrückte er zwar keine bedeutende. Aber die bleibenden bedroht er mit unmittelbarer Unterdrückung für den Fall, daß sie Artikel brächten, die der dem sozialen Pakt, der Volkssouveränität und dem Ruhme der Armee geschuldeten Achtung zuwiderliefen, oder daß sie Angriffe auf die Regierung oder die der Republik verbündeten Nationen veröffentlichten, seien diese Artikel auch ausländischen Blättern entnommen. Das sollten Ausnahmemaßregeln sein, aber es blieb bei ihnen bis zum Ende der Napoleonischen Herrschaft. Die Ueberwachung der Presse war bis 1802 dem Polizeiminister übertragen, dann dem Justizminister, 1804 wurde sie wieder Sache des Polizeiministers. Es war nicht an dem, daß der Erste Konsul die Preßfreiheit beseitigte; sie hatte nur von 1789—92 bestanden. Der Konvent hatte die oppositionelle Presse scharf verfolgt, die oppositionellen Journalisten verbannt oder guillotiniert, und auch unter dem Direktorium war die Presseverfolgung an der Tagesordnung gewesen. Wie bei so vielem, brachte erst der Erste Konsul in die Behandlung der Presse Methode — er knebelte sie ganz und gar. Auch für die Literatur führte er die Zensur wieder ein. Die Verordnung vom 27. September 1803 sagte: „Um die Freiheit (!) der Presse zu sichern, wird hinfort keine Buchhandlung mehr irgend ein Werk verkaufen, ohne es vorher einer Revisionskommission unterbreitet zu

haben, die es zurückgeben wird, wenn kein Grund zur Zensur vorliegt." Uebrigens war Bonaparte nun selber fast täglich journalistisch tätig, für das Regierungsblatt, den Moniteur, wo er, zum Angriff oder zur Abwehr, bei tausend Angelegenheiten der innern oder der äußern Politik die öffentliche Meinung zu beeinflussen suchte. Auch ließ er sich selbst die Aufsicht über alle möglichen Preßerzeugnisse angelegen sein.

---

f. Die Heeresreform, die Marinereform.

Die Heeresreform — wir gehen auch dabei von dem, was war, zu dem, was geschieht.

aa. Unter dem Ancien Régime war der große Uebelstand das Fehlen eines starken nationalen Heeres. Unter Ludwig 14. bestand das Heer zu mehr als einem Drittel aus Fremden, und bis auf Louvois, den tatkräftigen Kriegsminister dieses Königs, war es wesentlich ein Werkzeug in den Händen der Kriegsspekulanten. Louvois schuf da Wandel. Er ordnete 1688 die Neubildung der Milizen an, die aus den alten Provinzlegionen hervorgegangen waren. Sein Ziel war, eine stets bereite Hilfsarmee aufzustellen, die erst im Ernstfalle marschieren und Sold bekommen sollte. Er ließ, ohne daß die Aushebung gesetzlich geregelt worden wäre, 1688 durch die Intendanten 25 000 Mann pressen, 1690 desgleichen; 1691 dagegen geschah die Aushebung durch Losung, und danach wurde diese in Frankreich ständig. Die Milizen, die sogenannten Volontaires, leisteten gelegentlich gute Dienste, auch kam es durch sie dahin, daß nur noch ein Sechstel des Heeres aus Fremden bestand. Aber die Milizen gediehen keineswegs. Ludwig 16. hob sie 1775 auf. Das Ziel, durch sie eine große nationale Armee zu schaffen, war also nicht erreicht worden; auch im 18. Jahrhundert bedurfte Frankreich fremder Söldner. Ein anderer Uebelstand war das Adelswesen im Heere. Nur der Adel hatte Zugang zu den Offizierstellen, und seine Angehörigen kauften sie auf Lebenszeit. Die Folge davon war die Unzahl hoher Kommandostellen und bloßer militärischer Versorgungsstellen für große Herren. Kurz vor der Revolution gab es fast 1200 Generaloffiziere. Der König hatte auf das Offizierkorps nur geringen Einfluß, schon deshalb, weil er nicht einmal die Hälfte aller Offiziere ernannte. Am meisten aber fiel da ins Gewicht, daß sich das Offizierkorps als Teil der Aristokratie fühlte, die den König und durch ihn das Land beherrschen wollte.

Natürlich — das war der dritte Uebelstand — stand es schlimm um den Geist der Soldaten in einem Heere, wo der übermütige Adel die „Canaille" brutalerweise in Zucht hielt. Der ständischen Widersetzlichkeit der Offiziere gegen den König entsprach die Widersetzlichkeit der Soldaten gegen die Offiziere. Vor der Revolution gab es ein Heer, ungefähr 175 000 Mann stark, worüber der König keine Macht hatte, und wo die Soldaten den Offizieren als Todfeinde gegenüberstanden.

bb. In der Revolutionszeit. Die Konstituante nahm die Heeresreform vor, aber sie entschied sich gegen die Vorschläge von Dubois-Crancé und für die Behaltung des alten Söldnerwesens; die Konskription erschien ihr mit der persönlichen Freiheit und mit den Bürgerrechten unverträglich. Ihre Reform bestand im wesentlichen darin, daß sie allen Befähigten die Offizierstellen zugänglich machte, den Soldaten außerhalb des aktiven Dienstes die Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte zugestand und den Sold der Gemeinen erhöhte. Auch stellte sie durch das Dekret vom 9. März 1791 die schlimmsten Mißbräuche der Aushebung ab. Für die Neubildung der Cadres tat die Konstituante fast nichts, wohl aber untergrub sie die regelmäßige Armee durch die Errichtung der Nationalgarden, die ihre Offiziere wählten und aller Zucht spotteten. Zwar erließ sie strenge Dekrete über die Manneszucht und zuletzt einen sehr strengen code des délits et peines militaires. Da sie jedoch dem König nur das Recht ließ, die Marschälle und die kommandierenden Generale zu ernennen, und die Ernennung aller andren Offiziere dem Gesetzgebenden Körper übertrug, entrückte sie das Heer so gut wie gänzlich der königlichen Autorität, der Einheit und Zucht unter einem obersten Kriegsherrn. Die Errichtung der Nationalgarden war das deutlichste Zeichen des Verfalls des alten Heeres, und als sich gar, auf Geheiß der Konstituante, Linientruppen und Nationalgarden verbrüderten, war das militärische Chaos fertig. Uebrigens beging die Konstituante den schweren Fehler, in der Not der Zeit (Frühjahr 1791) die 1778 wiederhergestellten Milizen aufzuheben. Unter dem Konvent kam es im Heerwesen zu bedeutenden, epochemachenden Neuerungen. Indem am 20. Februar 1793 ein Zwangsaufgebot von 300 000 Mann beschlossen wurde, wurde mit der alten Anwerbung gebrochen. Und nachdem am folgenden Tage, nach dem Antrage von Dubois-Crancé, verfügt worden war, die Linientruppen mit den nationalen Freiwilligen zu gemischten Halbbataillonen zu verschmelzen, die Offizierstellen bis zum Brigadechef aufwärts zu zwei Drittel durch Wahl, zu einem Drittel nach dem Dienstalter (nicht nach dem Alter im Dienstrange) zu besetzen, da war die Demokratisierung des Heeres eingeleitet. Unter der Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses

nahm die Aushebung einen großen Aufschwung. Die Konventskommissare leiteten sie anstelle der Ortsbehörden, und es gelang, unter bewunderungswürdigen Anstrengungen, in kurzer Zeit ein brauchbares Heer zu bilden. Es erging das Gesetz vom 23. August 1793, das alle Bürger vom 18.—25. Lebensjahre zu den Waffen rief und 30 Millionen Franken zur Anlage von Waffenfabriken auswarf. Dabei war wesentlich, daß die Stellvertretung fortfiel und die Aushebung auf 8 Jahre beschränkt wurde. Also die levée en masse war nur eine sogenannte, aber als solche war sie bedingungslos; sie rief die französische Jugend nach dem Grundsatz der allgemeinen Dienstpflicht zu den Waffen. So wurde endlich der Heeresersatz gesichert. Ueberdies wurden die militärischen Funktionen streng und zweckmäßig geregelt. Das Bataillon wurde die taktische Einheit, über ihm standen die Brigade als Verwaltungseinheit und die aus allen Waffen zusammengesetzte Division als strategische Einheit. Die Operationen der aus mehreren Divisionen bestehenden Armee leiteten der Etat major, die adjutants généraux und die adjutants commandants des Feldherrn. All das war das Werk Carnots und seiner beiden Mitarbeiter im Militärausschuß, von Robert Lindet und Prieur von der Côte d'Or.*) Im ganzen wurden für die

---

*) Lazare Nicolas Marguerite Carnot wurde 1753 zu Nolay in der Bourgogne geboren. Er zeigte früh militärischen Sinn und eisernen Fleiß, wurde Ingenieuroffizier und war beim Beginn der Revolution Kapitän. Er war Mitglied der Legislative. Als Konventsmitglied stimmte er mit den Jakobinern. Auch für den Tod des Königs und für manche höchst unmilitärische Maßnahmen stimmte er, wobei er sich vom Geiste der Zeit fortreißen ließ, er, der gerecht denkende, er, der militärische Fachmann. 1793 wurde er als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses Leiter des Kriegswesens und die Seele der kriegerischen Unternehmungen. Das blieb er bis zum Ende des zweiten Koalitionskrieges. Zu unrecht als Royalist verdächtigt, entflieht der Direktor Carnot im September 1797 (vor dem 18. Fructidor) nach Genf. Den zur Verschickung verurteilten ruft, wir wissen es, Bonaparte im November 1799 zurück und macht ihn zum Kriegsminister. Das bleibt er nur bis 1801. Im folgenden Jahre wird Carnot Mitglied des Tribunats. Erst 1809 bekommt er eine Pension von 10000 Franken. 1814 bietet er Napoleon seine Dienste an und wird Gouverneur von Antwerpen. Nach Napoleons Rückkehr von Elba wird er Minister des Innern und Graf. Nach Waterloo widerstrebt er der Abdankung des Kaisers. Er entflieht nach Magdeburg, wo er 1823 stirbt, von wo 1889 seine Gebeine nach Paris ins Pantheon übergeführt werden. Carnot war ein unbeugsamer Republikaner, kein politischer Agitator, überhaupt kein Politiker aus Neigung, aber ein für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit begeisterter, ein Parteigänger der Radikalen, dem Robespierres Wort hätte zugeschrieben werden können: Möge das Land zugrunde gehen, aber die Grundsätze bleiben! Gewiß also ein Mensch mit Mängeln und Fehlern, einseitig, eigensinnig, nicht befähigt, dem Standpunkt anderer gerecht zu werden. Doch seine Mängel und Fehler sind die Kehrseite seiner Vorzüge; seine Einseitigkeit und sein Eigensinn hängen mit seiner Beharrlichkeit und Festigkeit zusammen. Uebrigens ist er ungemein gründlich, höchst redlich, unendlich pflichttreu und ein großer Arbeiter. Man nennt ihn den Philosophen, und das ist er, weil es keine äußere Verlockung für ihn gibt, weil er im Studium, im Streben nach Erkenntnis aufgeht.

Hebung der Tüchtigkeit des Heeres grundlegend: 1. Das Zuströmen guter Dienstnehmer, infolge der Schreckensherrschaft im Staate. 2. Die Beseitigung der Stellvertretung und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. 3. Die Verschmelzung der Milizbataillone mit den Linienbataillonen. Dazu kam die neue Gefechtsweise, Schwarmangriffe in Massen nach lang genährtem Schützenfeuer, und das Requisitionssystem, dessen Anwendung den französischen Armeen so große Beweglichkeit verlieh und zu ihren Erfolgen so viel beitrug. Als Carnot im März 1795 aus dem Wohlfahrtsausschuß trat, konnte er im Konvente als Erfolge seiner Tätigkeit von 18 Monaten aufzählen: „27 Siege, davon 8 in bataille rangée, 120 Gefechte, 80 000 außer Gefecht gesetzte Feinde, 116 eroberte Festungen und Städte, wovon 36 nach Belagerung oder Blockade gefallen sind, 230 eroberte Forts oder Redouten, 3800 eroberte Geschütze, 7000 Gewehre, 90 Fahnen." In der Direktorialzeit erging das Gesetz vom 5. September 1798. Danach war jeder Franzose vom 20.—25. Lebensjahre dienstpflichtig, und sämtliche Jahresklassen durften erschöpft werden. 1799 reorganisierte Bernadotte das Heer tatkräftig, doch mit Ueberstürzung. Dann folgte die „Heimkehr des Helden."

cc. Unter dem Konsulat. Als Bonaparte zur Macht kam, wer wollte ermessen, wieviel er bis dahin zum Verderben des militärischen Geistes beigetragen hatte, indem er die Soldaten auf Beute hinwies! Seine organisatorische Tätigkeit begann nach dem 13. Vendémiaire, als er in Paris die Nationalgarde reorganisierte und die Garden des Direktoriums und des Gesetzgebenden Körpers schuf, ihre Reihen mit seinen Anhängern füllend. Die Auswanderung hatte das Heer seiner tüchtigsten Offiziere beraubt; er ließ sich daher angelegen sein, tüchtige Adlige ins Heer zurückzurufen — als General kannte er keine politischen Vorurteile. Nun, als Konsul, sah er sich vor die Aufgabe gestellt, ein Heer zu reformieren, um dessen Verwaltung, Verpflegung, Bewaffnung und Zucht es sehr schlimm stand, bei dem infolgedessen die Desertion, das Entlaufen der Soldaten zu den Räubern im Lande, an der Tagesordnung war. Um der Fahnenflucht entgegenzuwirken, erläßt Bonaparte Proklamationen, verheißt er den Truppen: La victoire nous donnera du pain! Er fand nur eine viertel Million unter den Waffen; freilich waren das erprobte Soldaten, Kerntruppen. Er vermehrt das Heer durch eine Aushebung um 100 000 Mann. Auch hebt er den Heeresbestand durch die Beendigung des Bürgerkrieges. In der regelmäßigen Militärgesetzgebung geht der Erste Konsul vor, indem er die Stellvertretung regeln läßt. Sie war 1792 erlaubt, 1793 verboten worden, 1794 wieder erlaubt und 1795 wieder verboten worden; so stark war die Abneigung der Nation gegen die allge-

meine Dienstpflicht. Das Gesetz vom 19. Fructidor (September 1797) hatte von der Konskription nur Kranke und junge Leute, die sich vor dem Erlaß des Gesetzes verheiratet hatten, ausgenommen. Daher war die Zahl der unsichern Heerespflichtigen ungeheuer gewachsen. Bonaparte suchte, durch das Gesetz vom 7. März 1800 Wandel zu schaffen. Er erlaubte die Stellvertretung, setzte Preise auf den freiwilligen Eintritt ins Heer aus und sicherte den Kapitulanten einen höhern Sold. Die Berechtigung, einen Stellvertreter zu stellen, gewährte er solchen Einberufenen, die die Beschwerden des Krieges nicht würden ertragen können, oder die für den Staat von größerm Nutzen sein würden, wenn sie ihre Arbeiten oder ihre Studien fortsetzten, als wenn sie dem Heere angehörten. Da die Entscheidung über die Befreiung vom Heeresdienst in das Ermessen der Unterpräfekten gestellt war, war die Aushebung der Regierung ohne Kontrolle überlassen und jeder Mißbrauch ermöglicht. Außer diesen Neuerungen kommen die ungeheuren Anstrengungen in Betracht, die Bonaparte machte, die Verpflegung und Ausrüstung des Heeres zu bessern. Nicht zu übersehen, daß für das Heerwesen des Konsulats grundwichtig ist die Bestimmung der Verfassung, daß der Erste Konsul alle Generale und Offiziere ernennt. Er teilte übrigens das Land in 25 Militärdivisionen unter besondren Befehlshabern, eine zur Verhütung von Aufständen zweckmäßige Maßregel. Nach Marengo ist Bonaparte mit neuem Eifer darauf aus, die Armee höchst leistungsfähig zu machen. Seine wichtigste Maßregel ist die von 1803, die Errichtung großer Lager, die die Truppen, bis 1806, auf längere Zeit beziehen. Hier bekamen sie eine vortreffliche Ausbildung, hier, in der Abschließung vom Bürgertum und unter strenger Zucht, bildete sich ein geschlossener Soldatenstand, erfüllt von soldatischem Geiste. Im ganzen war die Militärlast unter dem Konsulate leichter als in der Revolutionszeit.

Auch der Marinereform nahm sich Bonaparte mit hohem Eifer an. Nachdem sich von 1793—94 herausgestellt hatte, daß die französische Marine zerrüttet und der englischen keinesfalls gewachsen war, hatte Frankreich auf den großen Seekrieg verzichten und sich auf den Kaperkrieg gegen England beschränken müssen. Im Herbst 1795 hatte das Direktorium zwar eine gründliche Marinereform eingeleitet, aber das Ergebnis war, daß der Erste Konsul eine Marine vorfand, um die es in jeder Hinsicht ebenso übel stand wie um das Landheer. Ende 1799 trifft er seine erste Maßnahme zur Abhilfe, indem er eine Marinesektion des Staatsrates bildet und sie als obersten Marinerat einsetzt. Im April 1800 teilt er die Küste von Antwerpen bis Toulon in 6 Bezirke unter besondren Stationschefs. Er

setzt die Stärke des Seeoffizierkorps auf 1354 Köpfe fest und führt den Halbsold ein, um ihm starke Reserven zu sichern. Er ordnet für das Seepersonal tägliche Uebungen unter Segel an, er vermehrt das Material der Marine, er verfügt mancherlei zweckmäßige Neuerungen, deren Ausführung freilich geraume Zeit erfordert. Inwieweit es ihm gelang, die Marine kriegstüchtig zu machen, das wird sich beim Seekriege Frankreichs gegen England im Jahre 1805 zeigen.

---

g. Die Förderung der Landwirtschaft, der Industrie, des Handels. Die Wiederaufnahme der Kolonialpolitik.

Skizzieren wir hier die Bemühungen der Konsularregierung, die großen Erwerbsstände zu fördern!

Der Landwirtschaft hatte die Revolution zweierlei Großes gebracht, die Vermehrung des kleinen Landbesitzes und die Befreiung des Bodens. Schon unter dem Ancien Régime war die Zahl der kleinen Landbesitzer nicht gering gewesen, vielleicht hatte sie mindestens 4 Millionen betragen; wie hoch sie durch den Verkauf der Kirchengüter und den der Güter der ausgewanderten Adligen anschwoll, ist ungewiß. Bei der Befreiung des Bodens von Feudallasten und vom Zehnten hatte die Konstituante die nichtfeudalen Grundzinsen für ablösbar erklärt, die Bauern befreiten sich jedoch davon, indem sie die Urkunden verbrannten. Zu diesen Besitzveränderungen kamen die, die mit dem landwirtschaftlich genützten Besitz der Bevorrechtigten vor sich gegangen waren. Zum Teil war er von der städtischen Bourgeoisie erworben worden, zum Teil von kleinen Bauern oder von Besitzern bei den Gemeinheitsteilungen oder infolge davon, und zu einem sehr großen Teil von den Großbauern. Die große Besitzverschiebung — man zählte 1 200 000 neue Eigentümer — hatte übrigens bewirkt, daß neben der Landwirtschaft treibenden Volksklasse eine neue soziale Schicht entstanden war, die der Propriétaires, des ländlichen Bürgertums, das nur durch seinen Landbesitz, nicht durch landwirtschaftliche Tätigkeit zur Landwirtschaft gehörte.

Das Wichtigste war nun, daß Bonaparte die bestehenden rechtlich gesicherten Besitzverhältnisse nicht antastete. Er ließ auch die Grundentlastung bestehen und alle Maßregeln, die die Entlastung von Menschen und Land bezweckten. Die Hauptziele seiner Agrarpolitik waren: durch strenge Maßregeln gegen die Wucherer den bäuerlichen

Besitz zu schützen, durch Verbesserung der landwirtschaftlichen Technik den Bodenertrag zu steigern, und durch Wegebau den Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu erleichtern. Dabei hielt der Erste Konsul am Getreideausfuhrverbot der Revolution fest; denn niedrige Getreidepreise waren ihm die Grundlage einer gesunden Wirtschaftspolitik.

Auch sonst tat die Konsularregierung ihr Mögliches, die Landwirtschaft und ihre Nebenzweige zu heben. Studienkommissionen wurden eingesetzt, landwirtschaftliche Gesellschaften gebildet und unterstützt, für die Bauern, die ihr Getreide zum Markte brachten, wurden Preise bestimmt, desgleichen für das Aufholzen der Wälder, und die Schafzucht, Viehzucht und Pferdezucht wurden in jeder Weise aufgemuntert.

Unter solcher Fürsorge, wie unter der Besserung der allgemeinen Staatszustände, kam die Landwirtschaft zum Gedeihen, kam bei ihr das in der Revolutionszeit Errungene endlich voll zur Geltung.

Die Industrie — wir wissen, wie schwer sie in dem revolutionären Jahrzehnt gelitten hatte. Unter dem Ancien Régime, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, war sie trotz des Zunftwesens, trotz aller Fabrikationsvorschriften, Verbote und Verordnungen, und trotz der Schutzzölle, stetig gediehen. Die Revolution aber hatte ihr die Lebenswurzeln zerschnitten. Das elende Geldwesen, die Zerrüttung des Kredits, die Zurückhaltung des Kapitals infolge der Kriegssteuern, der die Kapitalisten unterworfen wurden, die Störungen in der Beschaffung der Rohstoffe und im Warenvertriebe daheim und nach auswärts, die tief gesunkene heimische Kaufkraft, die Entziehung von Arbeitskräften durch Auswanderung und Aushebung, das alles hatte viele industrielle Betriebe vernichtet, viele schwer geschädigt und nur wenige neue aufkommen lassen.

Die Herstellung der Ordnung und Sicherheit im Staate war natürlich für die Industrie die erste Vorbedingung zur Wiedergeburt. Bei dieser waren die Ziele des Ersten Konsuls und Chaptals: die französische Industrie nun, im Beginn des Maschinenzeitalters, aller neuen technischen Vorteile teilhaftig zu machen, um die Warenherstellung zu verbessern und zu verbilligen.

Von den Maßnahmen, die mittelbar und unmittelbar der Hebung der Industrie dienten, oder sonst wichtig für sie waren, sind folgende am bemerkenswertesten.

Der Erste Konsul hielt vor allem an der Gewerbefreiheit fest, die das Gesetz vom 2. März 1791 eingeführt hatte. Freilich war er von dem Geist der Reglementierung der Gesetzgeber unter dem Königtum, dem auch die Revolution nicht gänzlich abgesagt hatte, nicht frei.

Das Gesetz vom 12. April 1803 machte viele Gewerbe wieder erlaubnispflichtig, regelte manche und dehnte die polizeiliche Einmischung aus. Durch dasselbe Gesetz wurde die Errichtung von chambres consultatives für Manufakturen, Fabriken, mechanische Künste und Handwerke angeordnet, auch das Verhältnis der Arbeiter zu den Arbeitgebern (patrons) geregelt, und zwar zu Gunsten der letzten. Den Arbeitern war jede Koalition streng verboten, und der Bruch des Arbeitsvertrages, der nur auf 1 Jahr geschlossen werden durfte, war ihnen durch die Einführung des Arbeitsbuches (livret) sehr erschwert. Ja durch die Dekrete vom 1. Dezember 1803 und 1. März 1804 wurde das Arbeitsbuch für den Arbeitgeber ein Mittel, den Arbeiter ganz in seiner Gewalt zu halten. Gewissermaßen war das Koalitionsverbot ein Rückschritt. Die Konstituante hatte zwar am 14. Juni 1790 ein Gesetz gegeben, das alle Vereine von Arbeitern eines und desselben Handwerks verbot, weil die Zünfte nicht erneuert werden sollten, aber sie hatte auch den Arbeitgebern verboten, sich zu vereinigen. Bonaparte stellte sich dagegen auf die Seite der letzten; er knebelte den Besitzlosen durch die Besitzenden. Die Aufmunterung der Industrie geschah u. a. durch Unterstützung der Gesellschaften, die ihre Hebung bezweckten, durch Ausstellungen in den Departements, durch Verleihung von Preisen und Medaillen und durch ehrenvolle Erwähnungen, durch Besuche des Ersten Konsuls und Chaptals in den Fabriken, durch Errichtung von industriellen staatlichen Musteranstalten (Webereien), wo Arbeiter aus allen Departements sich vervollkommneten. Wichtig war auch die 1801 gegründete Société d'encouragement pour l'industrie nationale. Sie bestand ohne Staatshilfe und wurde für die Industrie eine höchst wertvolle Lehr- und Prüfungsanstalt, eine vortreffliche Ratgeberin und eine Quelle der Anregung zu Erfindungen. Besondre Aufmerksamkeit widmete Bonaparte der Seidenindustrie, und mit Erfolg. Lyon hatte von 1780—84 im Jahre ungefähr 12000 Webstühle in Betrieb gehabt, 1788 waren es 9335 gewesen, in der Revolutionszeit in manchem Jahre nur 3500. Unter dem Konsulat hob sich die Zahl schnell, 1801 auf 6500, 1802 auf 9490, also auf den Stand von 1788. Die Wollindustrie hob sich dagegen langsam, und Baumwollindustrie und Leinenindustrie bestanden aus besondren Ursachen kümmerlich. In der Revolutionszeit war übrigens die Leinenindustrie der Bretagne, wie die Spitzenindustrie in Nordfrankreich und die Papierindustrie im Departement Charante, fast vernichtet worden. Die Textilindustrie förderte Bonaparte vor allem dadurch, daß er englische Mechaniker nach Paris kommen ließ. In einem Jahre wurden 50 Tuchfabriken mit neuen Maschinen versehen. Ueberdies wurden neue Erfindungen von französischen Ingenieuren

Digitized by Google

verbessert. Auch führte Chaptal die Erzeugungsfeststellung (Produktionsstatistik) ein, damit die Regierung eine Richtschnur bei ihrem Wirken habe.

Ein Wort endlich, das für Bonapartes Reformeifer auf industriellem Gebiete bezeichnend ist. Er sagte zu dem Staatsrat Mollien: „Ich will die Industrie niemands belästigen; aber als Haupt der gegenwärtigen Regierung Frankreichs, darf ich keine Industrie dulden, wofür nichts heilig ist, deren gewöhnliches Mittel der Betrug und die Lüge sind, deren Ziel ein Gewinn ist, der noch unsittlicher ist als der, den man bei den Glücksspielen sucht, und die, für den mäßigsten Gewinn dieser Art, das Geheimnis und die Ehre der Regierung selbst verkaufen würde, wenn sie darüber verfügte."

Für den Handel, den Binnenhandel, war im Beginn der Revolution die wichtigste Maßregel die Aufhebung der Binnenzölle gewesen. Dann, im Laufe der Revolution, war sein Absatzgebiet durch die Eroberungen großartig erweitert worden. Aber infolge des Darniederliegens der Industrie, der unerhörten Ausnahmegesetze für die Handeltreibenden und der unaufhörlichen Finanznöte, war der französische Binnenhandel im Jahrzehnt vor dem Konsulat tief herabgekommen. Der Außenhandel hatte sich natürlich während der Kriege gegen England und die Festlandmächte völlig verblutet. Im Beginn des Konsulats war mit dieser Quelle des nationalen Einkommens nicht zu rechnen; denn England beherrschte das Meer, hatte Frankreichs Kolonien in seiner Gewalt, und der Handel mit Deutschland stockte, weil der Krieg gegen Oestreich bevorstand.

Was der Erste Konsul für den Handel tat, kam also nur dem Binnenhandel zugute. Diesen förderte er durch die Gründung der großen Kreditanstalt, der Bank von Frankreich, durch die Bildung von Handelskammern zu Anfang 1803 (22 in den großen Städten), durch die Neugründung von Handelsbörsen (von 1801—4 entstanden 72), durch den Erlaß des Handelsgesetzbuches und durch andres mehr. Nicht zu übersehen, daß er durch das Gesetz vom 17. Germinal des Jahres 11 das Geldsystem regelte, mit dem Silber, das damals die Masse des Metallumlaufes ausmachte, als Grundlage. Damit bekam der Handel endlich wieder eine gute Münze, eine, wobei der Metallwert dem Nennwert entsprach. Auch von der Handelswelt forderte Bonaparte Rechtlichkeit und Mäßigung. Er haßte die Spekulanten, die Agioteurs, die Manieurs d'argent. Er sagt den Pariser Kaufleuten gelegentlich: „Der Handel ist ein ehrenhafter und achtungswerter Stand bei Klugheit und Wirtschaftlichkeit. Man muß weise sein, meine Herren; der Handeltreibende soll nicht Ver-

mögen gewinnen, wie man eine Schlacht gewinnt, er soll wenig und beständig gewinnen . . ."

Um den Außenhandel wiederherzustellen, hätte der Erste Konsul zweierlei tun müssen: der Welt einen dauerhaften Frieden geben und das Prohibitivsystem beseitigen, das er als Erbschaft aus der Revolutionszeit vorgefunden hatte. Er wollte weder das eine, noch das andre. Seinen ausschweifenden kriegerischen Absichten, seiner internationalen Gewaltpolitik entsprach es, daß er mehr als das Direktorium und als der Konvent sich zu der verbietenden Zollpolitik des Ancien Régime zurückwandte. Willig lieh er den Fabrikanten, die Schutzzölle forderten, Gehör. Der neue Zolltarif, der in der Session des Jahres 11 beschlossen wurde, war zwar nur mäßig schutzzöllnerisch, aber die folgenden Verhandlungen mit England führten zur Wiederaufnahme des schärfsten Handelskrieges. Am 20. Juni 1803 wurde die unmittelbare und die mittelbare Einfuhr aller von England kommenden Waren verboten, und am 23. Juli desselben Jahres wurde der Zutritt zu den französischen Häfen jedem Schiff verboten, das von England kam oder England berührt hatte. Damit waren die Hoffnungen des französischen Außenhandels geknickt; es begann für ihn eine neue Kampfzeit, die erst mit dem Ende der Napoleonischen Herrschaft enden sollte.

Einen Teil der Handelspolitik des Ersten Konsuls bildete die Wiederaufnahme der Kolonialpolitik. Wie hatte sich auf diesem Gebiete der Stand der Dinge seit dem Beginn der Revolution geändert! Vor der Revolution hatte im französischen Wirtschaftsleben der überseeische Handel überwogen. In den letzten Jahren des Ancien Régime kam mehr als ¹/₃ der Einfuhr aus den Kolonien, und ungefähr ¹/₅ der Ausfuhr war für sie bestimmt. Im Jahre 1789 bestand fast ¹/₃ der Gesamtausfuhr von 400 Millionen aus Kolonialwaren; 124 Millionen kamen auf Bodenerzeugnisse, 131 auf Fabrikate. Kurz vor der Revolution bezog Frankreich aus seinen Kolonien Waren im Werte von 218 Millionen, um ¹/₃ mehr als England aus Westindien. Nun, im Beginn des Konsulats, lag die Tatsache vor: der Kolonialbesitz Frankreichs war bis auf weniges dahin. Nachdem nämlich schon Ludwig 15., durch die Teilnahme am Siebenjährigen Kriege, Kanada und fast alle Besitzungen in Indien verloren hatte, besaß Frankreich im Anfang der Revolution noch folgendes. In den Antillen den westlichen Teil von Haïti und die sogenannten Windinseln, Martinique, Guadeloupe, St. Lucie, Tabago, Marie Galante, Désirade und einen Teil von St. Martin, in Südamerika einen Teil Guyanas, in Afrika eine Niederlassung am Senegal, Ile de France

und Bourbon (heute Mauritius und Réunion genannt) und einige Faktoreien auf Madagaskar, in Indien Pondichéry, Chandernagor, Mahé, und an der nordamerikanischen Küste die Inseln St. Pierre und Miquelon. Das meiste hiervon hatte die Republik an England verloren. Geblieben waren ihr: St. Domingo, wirtschaftlich verfallen und tatsächlich unabhängig, Guadeloupe, fast selbständig, Ile de France mit Réunion, wirtschaftlich darniederliegend und im Aufruhr gegen das Mutterland, endlich Guyana, dem Mutterlande noch unbedingt unterworfen.

Die Aufgabe war also: das Verlorene wiederzugewinnen, und in den Kolonien, die Frankreich nur noch dem Namen nach besaß, die Herrschaft des Mutterlandes wiederaufzurichten.

Wir kennen Bonapartes kolonialpolitische Pläne von 1796/97 und bei der Expedition nach Ägypten. Als erste Periode seiner selbständigen Kolonialpolitik kann man die Zeit vom Beginn seines Konsulats bis zum Vorfrieden von London im Herbst 1801 ansehen. Da war das Ergebnis: Einerseits verlor Frankreich all seine Eroberungen im Mittelmeer, Ägypten, Malta und die Jonischen Inseln. (Die letzten waren von den Russen erobert worden und sollten eine unabhängige Republik werden.) Andrerseits aber erreichte der Erste Konsul, daß Frankreich all seine Kolonien von 1789 wiederbekam. Ueberdies erwarb er 1800 von Spanien Louisiana, ein riesiges Kolonialgebiet, das er freilich im Frühjahr 1803 notgedrungen den Nordamerikanern verkauft, für 80 Millionen Franken. Die erste Periode schloß also nach schweren Mißerfolgen doch mit großem Gewinn ab.

Natürlich konnte der Erste Konsul, wegen der Schwäche der Flotte und während des Krieges mit England, wo ihn die Sorge für die Armee in Ägypten in Anspruch nahm, nur eine vorbereitende Kolonialpolitik treiben. Schon bei der Feststellung der Verfassung des Jahres 8 hatte er hinsichtlich der Verwaltung der Kolonien mit dem bisher geltenden Grundsatze gebrochen, daß die Kolonien ergänzende, integrierende Teile des Staates seien und wie das Mutterland verwaltet werden müßten. Die Verfassung besagte, für die Kolonien seien Sondergesetze zu erlassen, die auf gemeinsamen Grundsätzen fußen, aber den Besonderheiten der Kolonien Rechnung tragen müßten. Die Kolonien blieben dem Marineminister unterstellt, doch bildete Bonaparte zu dessen Unterstützung eine Marine-Sektion aus Staatsräten. Vorläufig kam es nur darauf an, über die Zustände in den Kolonien Klarheit zu gewinnen und danach Pläne zu machen.

Die zweite kolonialpolitische Periode des Ersten Konsuls umfaßt die Zeit vom Vorfrieden mit England bis zum neuen Bruch mit ihm, vom Herbst 1801 bis zum Bruch des Friedens von Amiens im

Frühjahr 1803. Da war es vor allem die Expedition nach St. Domingo, wodurch er die Kolonialpolitik wiederaufzunehmen suchte.

Bei der Expedition, die er schon 1800 auszuführen versuchte, war sein Zweck, Frankreich Ersatz für Ägypten zu verschaffen. Er wollte ihm eine Station auf dem Wege nach Louisiana sichern und hoffte, den Vereinigten Staaten den Handel am Mississippi nehmen zu können. Des weitern wollte er den französischen Handel an dem des aufstrebenden Amerikas beteiligen. In politischer Hinsicht war es ihm allem Anschein nach darum zu tun, unruhige Köpfe aus der Heimat zu entfernen und draußen zu beschäftigen; aber jedenfalls war das nur ein Mittel zur Erfüllung des wirtschaftspolitischen Hauptzweckes. Auf St. Domingo war der Neger Toussaint Louverture tatsächlich der Herrscher, seit 1796 über den französischen Teil der Insel, seit Januar 1801 auch über den spanischen Teil. Toussaint, ein sehr intelligenter und tatkräftiger Mann, hielt mit Hilfe seiner Armee von Schwarzen ein strenges Militärregiment aufrecht, überdies aber zeigte er sich als großes Verwaltungstalent. Er hob die Erzeugung der Insel wesentlich und wußte, vor allem durch Gewährung von Handelsfreiheit, die Staatskasse zu füllen. Schließlich (Frühjahr 1801) gab er der Insel gar eine Verfassung, die er den Konsuln zur Bestätigung vorlegen ließ, jedoch sogleich in Kraft setzte. Vielleicht plante er, sich gänzlich unabhängig zu machen. Vorläufig war er seiner Rassegenossen nicht sicher. Manche seiner Generale mißbilligten seine weißenfreundliche Politik, und in manchen Landesteilen war die Bevölkerung mit dem Arbeitszwang seiner Ackerbauordnung sehr unzufrieden. Darauf stützte der Erste Konsul seine Hoffnung. Die wenigen, die ihm rieten, sich mit Toussaint zu verständigen, die voraussagten, daß die Expedition unter dem Klima St. Domingos zugrundegehen werde, fanden kein Gehör. Am 8. Oktober 1801 beschloß er, Toussaints Herrschaft ein Ende zu machen.

Zum Leiter der Expedition macht Bonaparte seinen Schwager Leclerc. Er ernennt den General zum Generalkapitän der ganzen Insel und gibt ihm den Auftrag: Toussaints Besitznahme des spanischen Teils und seine ganze Verwaltungsorganisation für nichtig zu erklären, feierlich aufs neue von dem spanischen Teile Besitz zu ergreifen, und danach beide Teile der Insel verschieden zu verwalten, um ihre Bevölkerungen, zum Vorteil der Autorität Frankreichs, auseinanderzuhalten. Insbesondere gibt er Leclerc die Weisung, plötzlich alle Hafenplätze zu besetzen, alle Gutgesinnten zu bewaffnen, in einer Proklamation die Neger als Brüder der Franzosen zu begrüßen, ihnen neuerdings Freiheit zu versprechen und Gehorsam von ihnen zu fordern. Leclerc sollte sich zunächst bemühen, Toussaint und seine

Generale zu gewinnen. In zwei Wochen, dachte Bonaparte, werde das alles auszurichten sein. Kamen die farbigen Generale zur Huldigung, so sollten sie gut aufgenommen werden, aber nach Auflösung ihrer Truppenkörper waren sie zu verhaften und nach Frankreich zu senden. Hier sollten unterwürfige ihren Rang behalten, widerspenstige als verschickte behandelt werden. Bei andrem Verlauf der Dinge war Leclerc befohlen, Toussaint und seine Hauptstützen für Rebellen zu erklären und den Vernichtungskrieg gegen sie aufzunehmen. Nach dem Siege waren alle Schwarzen zu entwaffnen, alle, die einen höhern Rang als den Kapitänsrang gehabt hatten, aus der Kolonie zu entfernen, und auch alle Weißen, die Toussaint beigestanden hatten. War die Herrschaft der Schwarzen beseitigt, so sollte es bei der gewährten Freiheit bleiben; nur im spanischen Teile sollte die Sklaverei bestehen, weil sie dort niemals aufgehoben worden war. Vor allen Operationen hatte sich der Befehlshaber der Flotte, Contreadmiral Villaret-Joyeuse, mit Leclerc zu verständigen. Die Verpflegung der Expeditionsarmee wurde dadurch gesichert, daß der französische Geschäftsträger in den Vereinigten Staaten Getreidelieferungen von Amerika nach St. Domingo zu veranlassen hatte. Um England durch die großen Vorkehrungen nicht mißtrauisch zu machen, gab ihm Talleyrand Aufklärung über die Ziele der Expedition. Bei alledem war Umsicht und Methode; doch von einer Finanzierung des Unternehmens konnte keine Rede sein, was besonders bei der ungenügenden Ausstattung der Truppen mit Kleidern und Schuhen verderblich werden mußte.

Dies ist der Verlauf der Expedition:

Im Dezember 1801 fährt Leclerc ab, im Februar 1802 ist er an Ort und Stelle. Toussaint leistet Widerstand; er will durch Verhandlungen Zeit gewinnen, um die Franzosen zu vertreiben. Leclerc, der im Februar, nachdem die Geschwader von Toulon und Cadix gekommen sind, 16 000 Europäer befehligt, nimmt, ohne Widerstand zu finden, den spanischen Teil der Insel und auch den Süden des französischen Teils in Besitz. Er erklärt dann Toussaint den Krieg. Aber dieser, dessen Anhang sich infolge des Auftretens Leclercs sehr verringert hat, will zur Huldigung kommen, wenn ihm und seiner Armee volle Amnestie gewährt werde. Darauf geht Leclerc ein, und Toussaint zieht sich demnächst auf sein Landgut zurück. Der Generalkapitän hatte da gegen seine Instruktionen gehandelt, aber die Lage war derart, daß ihm die friedliche Unterwerfung der Insel ratsamer als die gewaltsame scheinen mußte. Bald nach Toussaints Unterwerfung bricht eine furchtbare Fieberepidemie aus. Gelbes Fieber und Uebel von Siam sagten die Franzosen. Jetzt war zu befürchten, daß Toussaint die Waffen wiedererhöbe. Leclerc kommt dem zuvor, indem er durch Anwendung

einer List Toussaint verhaften läßt. Am 15. Juni 1802 sendet er ihn nach Frankreich. Hier stirbt er schon nach zehn Monaten, in einem Festungsgefängnis am Fuße des Juras, als Opfer des rauhen Klimas. Die Verluste der Expeditionsarmee beliefen sich, inbegriffen 5000 Seeleute, auf 24 000 Mann, auf ungefähr ²/₃ von den 35 000, die der Erste Konsul nach und nach entsandt hatte. Leclerc, vom Fieber befallen, stirbt am 2. November 1802. Der Ausgang ist: im folgenden Jahre ist der völlige Mißerfolg der Expedition da. Bonapartes Absicht, St. Domingo zu einer Domäne für den französischen Handel zu machen, konnte nicht verwirklicht werden. Leclercs Nachfolger sah sich im März 1803 genötigt, den fremden Handel zur Einfuhr von Lebensmitteln und zur Ausfuhr von Kolonialwaren ohne Beschränkung zuzulassen; einen anderen Weg, seine Einnahmen zu erhöhen, hatte er nicht. Schließlich, nachdem sich die ehemaligen Unterführer Toussaints wiedererhoben hatten, schifften sich die Reste der Expeditionsarmee ein, die Insel den Schwarzen überlassend.

Auf St. Helena sagt Napoleon über die Expedition nach St. Domingo: „Das ist der größte Fehler, den ich in der Verwaltung begangen habe. Ich hätte mit den schwarzen Chefs unterhandeln müssen."

Andre kolonialpolitische Unternehmungen der Konsularregierung seien übergangen, so die vergeblichen Expeditionen nach Martinique und Guadeloupe.

Wie steht es um den Ersten Konsul als Kolonialverwalter?

Keineswegs beschränkte er sich darauf, Expeditionen auszurüsten und mit Instruktionen zu versehen, sich über die militärischen und politischen Leistungen der Generalkapitäne genau unterrichten zu lassen, daheim, in den sechs Küstenstädten, wo er Kolonialdepots errichtet hatte, fort und fort Truppen für den Kolonialdienst auszubilden, die Nachschübe zu beschleunigen und für die Ernährung der ausgesandten Truppen, die sehr schwierig war, Sorge zu tragen. Er hielt sein Augenmerk auch scharf auf die wirtschaftlichen Zustände und die Verwaltung der Kolonien gerichtet und machte da, so weit er konnte, seinen Willen geltend. Vor allem unterstützte er die Kolonialverwaltung bei ihrem Bemühen, die weißen Pflanzer zurückzurufen; die geflüchteten bekamen ihren beschlagnahmten Besitz wieder, wenn sie zurückkehrten. Ja im November 1802 wurden die kolonialen Auswandererlisten aus der Revolutionszeit ohne weiteres unterdrückt. Das kam zu dem Konsularbeschluß (September desselben Jahres), wonach alle Schulden, die seit 1792 zu wirtschaftlichen Unternehmungen in den Kolonien aufgenommen worden waren, erst vom Herbst 1804 an einklagbar waren;

ein Termin, der später verlängert wurde. Dann die Verordnung im März 1803 zur Errichtung von Ackerbaukammern. Sie hatten — schon unter dem Ancien Régime gab es solche Kammern — der Regierung zur Hebung des Ackerbaus Rat zu geben. Jede bestand aus fünf wohlhabenden Pflanzern und hatte einen Vertreter in Paris, der in ständiger Verbindung mit dem Minister war. Hinsichtlich der für die Kolonien wichtigsten Frage, der Sklaverei, traf Bonaparte keine allgemeinen Anordnungen. Er wollte die Sklaverei behalten, wo sie bestand, und sonst die Freiheit der Schwarzen dermaßen beschränken, daß sie zur Arbeit genötigt wären. In Betreff des Negerhandels bestimmte ihn der Marineminister Decrès, die Aufhebung aller Gesetze aus der Revolutionszeit über Negerhandel und Sklaverei herbeizuführen. Das Gesetz vom 20. Mai 1802 gab dem Gesetz aus der Königszeit über die Schwarzen wieder Geltung für die orientalischen Kolonien und Martinique, Tabago und St. Lucie; d. h. es nahm den Schwarzen die Freiheit, um dem weitern wirtschaftlichen Verfall der Kolonien vorzubeugen. Auch ließ sich die Konsularregierung durch dasselbe Gesetz ermächtigen, alle Kolonien nach besondren Reglements zu verwalten, ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze. Bei den Handelsbeziehungen wollte Bonaparte überhaupt das alte Verfahren beibehalten, jede fremde Nation von dem Ein- und dem Ausfuhrhandel mit den französischen Kolonien auszuschließen. Nur Ausnahmen wollte er erlauben, z. B. die Einfuhr notwendiger Lebensmittel und die Ausfuhr französischer Waren, die in der Kolonie niedergelegt waren.

Die Verwaltung der Kolonien stellte der Erste Konsul auf gleichartige Grundlagen. Seine drei höchsten Kolonialbeamten waren der Generalkapitän, der Kolonialpräfekt und der Justizkommissar. Der Generalkapitän befehligte alle Streitkräfte zu Land und zur See, leitete den Verkehr mit dem Auslande, visierte die Pässe und besetzte die niedern Offizierstellen und gewisse Beamtenstellen. Der Kolonialpräfekt sorgte für die innere Sicherheit, wachte über die Eintreibung der Steuern, über das Unterrichtswesen, über alle Gebiete der inneren Politik. Seine Beamten wurden gewöhnlich nach seinen Vorschlägen vom Minister ernannt oder vom Generalkapitän. Dieser konnte neue Reglements des Präfekten für nichtig erklären, doch mußte er die Nichtigkeitserklärung beim Minister begründen. Er stellte mit dem Präfekten den Staatshaushalt auf, auch erteilten beide Erlaubnis zur Bewirtschaftung von Staatsländereien. Dem Justizkommissar unterstand alles, was zur Rechtspflege gehörte, er war dem Generalkapitän in ähnlicher Weise bei- und untergeordnet wie der Präfekt. Dem Ministerium gegenüber hatte die Kolonialverwaltung einige Freiheit. Die drei obersten Beamten konnten nämlich Erlasse der

Minister und auch Gesetze, die ihnen schädlich schienen, für immer oder für zeitweilig aufheben; doch waren sie zur Begründung verpflichtet. Obwohl der Generalkapitän dem Präfekten und dem Justizkommissar in vielen Dingen übergeordnet war, durfte er sich nicht in ihre laufenden Geschäfte mischen. Bei der Gerichtsverfassung erneuerte der Erste Konsul im wesentlichen die alten königlichen Einrichtungen unter neuen Namen. Ganz und gar aber wandte er sich zu dem Zustand vor der Revolution zurück, indem er beim Kultuswesen das Vorrecht der katholischen Kirchen wiederherstellte. Er ließ in den Kolonien nur den katholischen Kultus öffentlich zu und verbot jeden andren, und das aus der politischen Erwägung, daß nur die katholische Priesterschaft geeignet sei, die Sklaven durch die Zügel der Moral und der religiösen Zeremonien im Zaume zu halten.

Im ganzen zeigte der Erste Konsul bei der Verwaltung der Kolonien viel Einsicht; aber seine Kolonialpolitik war im wesentlichen eine zweckwidrige Gewaltpolitik, eine verkehrte Handelspolitik.

---

h. Die Reform der Krankenpflege. Die Förderung der Armenpflege. Die Fürsorge für Paris.

Um in der Schilderung der Wiedergeburt des Staates keine Lücke zu lassen, erwähnen wir noch das Wesentliche von dem, was unter dem Ersten Konsul — immer hat Chaptal unmittelbar die größten Verdienste — auf den vorgenannten Gebieten geschieht.

Bei der Reform der Krankenpflege lag die Tatsache vor, daß in der Revolutionszeit die Wohltätigkeitsanstalten überhaupt zugrundegerichtet worden waren. Die Konstituante hatte ihnen durch die Einziehung des Kirchenvermögens und die Aufhebung der Octrois einen großen Teil ihres Einkommens genommen, die Legislative hatte sie durch Verfolgung der Mönche und Nonnen um ihr kundiges und unentgeltlich tätiges Personal gebracht, der Konvent hatte alle ihre unbeweglichen Güter und ihre Forderungen beschlagnahmt; was die Anstalten in der Folge zurückbekommen hatten, war wenig gewesen. Dabei die Steigerung des Bedürfnisses. Im Jahre 1789 hatten die 800 Wohltätigkeitsanstalten ungefähr 100 000 Menschen zu beherbergen, 1800 dagegen an 300 000. Besonders groß war natürlich in Paris die Zahl der Pflegebedürftigen und der Kranken, und grade hier herrschten die ärgsten Mißstände. Chaptal ging gegen sie äußerst tat-

kräftig vor. Seine grundlegende Vorkehr war die Bildung des Conseil général de l'administration des hospices et hôpitaux und die Bildung einer Kommission, die die Beschlüsse des Conseils auszuführen hatte. Chaptal, als dessen Leiter, entfesselte einen edlen Wetteifer. Die Krankenhäuser wurden neueingerichtet, mit gutem Brot, mit wohlfeilen Arzneien und allem Nötigen versorgt; wenigstens die schlimmsten Mißstände wurden schnell beseitigt. Chaptal krönte sein Werk durch die Zurückrufung der Barmherzigen Schwestern (soeurs de la charité). Was die Gesundheitsbehörden betraf, so wirkte der Erste Konsul aufs beste durch seine Dekrete über sie. Besonders wichtig war das Gesetz vom 10. März 1803, wonach nur geprüfte und zugelassene Aerzte ärztlich tätig sein durften. Freilich war die konsularische Gesundheitspolizei ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Im ganzen jedoch war der Fortschritt in der Krankenpflege gegen ihren Stand vor der Konsularzeit übergroß. Uebrigens war Bonaparte sehr auf das Wohl seiner Veteranen und Invaliden bedacht; daher die musterhafte Einrichtung des Invalidenhotels in Paris.

Die Förderung der Armenpflege war das einzige, was die Konsularregierung unmittelbar für die Besitzlosen tat. Die Revolution hatte auch da von Grund auf erneuern wollen. Deutlich hatte das die Verfassung von 1793 bekundet, wo der Grundsatz aufgestellt war: Die Nation schuldet den Armen Unterstützung, den Arbeitsfähigen durch Zuweisung von Arbeit, den Erwerbsunfähigen durch Zuweisung von Daseinsmitteln. Aber der Konvent konnte den Armen nicht halten, was er ihnen versprochen hatte; seine Armenpflegegesetze waren bei der Not des Staates unausführbar. So kam es, daß das Direktorium mit den Grundsätzen des Konvents auch bei der Armenpflege brach, daß es sich durch das Gesetz vom 7. Oktober 1796 zur fakultativen Armenpflege bekannte. Es gab die noch nicht veräußerten Stiftungsgüter den Wohltätigkeitsanstalten zurück, es errichtete die bureaux de bienfaisance — die Konsularregierung knüpfte da an. Sie ließ sich angelegen sein, die Organisation der Bureaux zu vollenden und überhaupt auf dem Wege, den das Direktorium zur Armenpflege betreten hatte, weiterzugehen.

Was unter dem Konsulat für das Verkehrswesen durch den Bau von Straßen und Kanälen ausgeführt und begonnen wurde, übergehen wir mit dem Hinweis auf die große Tatkraft des Ersten Konsuls und seiner Mitarbeiter auch auf diesem Gebiete.

Bemerkenswert ist endlich die Fürsorge für Paris, die sich Bonaparte, natürlich auch aus ehrsüchtiger Berechnung, angelegen sein ließ. Vor seinem Konsulat hatte er, Arnault zufolge, gesagt: „Wenn ich Herr in Frankreich wäre, würde ich Paris nicht nur zur

schönsten Stadt, die es gäbe, zur schönsten Stadt, die es gegeben hätte, machen, sondern zur schönsten Stadt, die es geben könnte. Ich würde dort alles, was man in Athen und Rom, in Babylon und Memphis bewunderte, vereinigen. (Da sollte es geben) weite Plätze, geschmückt mit Denkmälern und Bildsäulen, Springbrunnen an allen Straßenecken, um die Luft zu verbessern und die Straßen zu säubern, Wasserleitungen zur Berieselung zwischen den Bäumen, Boulevards um die Hauptstadt herum, Bauten, die der öffentliche Nutzen heischt, Brücken, Theater, Museen, die die Baukunst mit aller Pracht ausstatten würde, die mit ihren verschiedenen Charakteren verträglich wäre. Was die alten Völker gemacht haben, können das die heutigen nicht machen?" Solcher Gesinnung entsprach das, was nun für Paris unter Chaptals Leitung geschah. Der Stadt wurde gutes Wasser zugeführt, Ufermauern wurden vollendet, Brücken gebaut, Straßen gebrochen, großartige Bauten freigelegt, die Gärten des Luxembourg und der Tuilerien verschönert, die Museen vervollkommnet, die Sammlungen des Jardin des plantes vermehrt. Kurz, es geschah alles, Paris den ersten Platz unter den Weltstädten zu sichern.

---

8. Auf dem Wege zum Kaisertum.

Aus der Konsularzeit haben wir vor Augen gehabt: auswärtige Politik, Krieg und Frieden, und die Wiedergeburt des Staates. Nun müssen wir noch das betrachten, was dem Ersten Konsul dazu dient oder dienen soll, seine Stellung zu wahren und zu erhöhen, zu erhöhen bis zum Kaisertum.

Er hat seine Stellung zu wahren gegen die entthronte Dynastie und ihre Anhänger. Das ist das Kapitel von der Abweisung der Bourbonen, der Heimrufung der Ausgewanderten, den royalistischen Verschwörungen und dem Verbrechen an dem Herzog von Enghien. Er hat — wenn er sich zum Monarchen machen will —, die republikanischen Sitten zu beseitigen, und er mag sich auch einen besondren Ehrenstand bilden, eine Art Konsularadel oder Konsularnotabilität; er hat die republikanische Opposition zu überwinden und seine Stellung zu einer dauernden dynastischen zu machen. Das ist das Kapitel von

Gesellschaft und Hof unter dem Konsulat, von der Gründung der Ehrenlegion, von dem Verfahren gegen die republikanische Opposition vom Jahre 8 bis zum Jahre 10, vom Konsulat auf Lebenszeit, von der Verfassungsänderung vom Jahre 10 und von der Errichtung des Kaisertums. (Natürlich könnte unter dem Titel Auf dem Wege zum Kaisertum auch andres angeführt werden, vor allem das Konkordat, das wir bei den Staatsreformen behandelt haben.)

* *
*

a. Die Abweisung der Bourbonen, die Heimrufung der Ausgewanderten, die royalistischen Verschwörungen, das Verbrechen an dem Herzog von Enghien.

Bei der Abweisung der Bourbonen handelt es sich um die Ansprüche, die Monsieur oder der Graf von Lille, der älteste Bruder Ludwigs 16. (später Ludwig 18.) auf die Wiederherstellung des französischen Königsthrones erhob. Man kann da, im Verfahren Bonapartes, drei Stufen unterscheiden.

Auf der ersten Stufe wird Ludwig hingehalten. Er, der sich wahrscheinlich vordem schon an Robespierre und an Barras gewandt hatte, schrieb am 20. Februar 1800 an den Ersten Konsul: „Wie immer Ihr anscheinendes Verhalten sei, Männer wie Sie, mein Herr, flößen mir niemals Unruhe ein. Sie haben eine erhabene Stellung angenommen, und ich weiß Ihnen Dank dafür. Besser als irgend jemand wissen Sie, was an Kraft und Gewalt zur Regierung einer großen Nation nötig ist. Retten Sie Frankreich vor seinen eignen Rasereien, und Sie werden den Wunsch meines Herzens erfüllt haben; geben Sie ihm seinen König wieder, und die zukünftigen Geschlechter werden Ihr Andenken segnen. Sie werden dem Staate immer zu nötig sein, als daß ich durch wichtige Stellen die Schuld meiner Vorfahren und die meine abtragen könnte.“ Auf diese naive Umschmeichelung antwortete Bonaparte mit keiner Silbe; solange wie er sich noch nicht als Staatsoberhaupt befestigt hatte, wollte er die Leute, die sich einbildeten, er werde à la Monk (in England 1660) das Königtum in Frankreich wiederherstellen, nicht ernüchtern und zu seinen erklärten Feinden machen. Uebrigens ließ Fouché im Frimaire des Jahres 8 zwei royalistische Schriften beschlagnahmen. Die eine trug den Titel L'ombre de Louis XVI, die andre den Titel Les trois Consuls ou réflexions d'un royaliste sur la journée de St. Cloud.

Vor dem Tage von Marengo greift Ludwig wieder zur Feder.

„Seit langer Zeit, General," schreibt er dem Ersten Konsul, „müssen Sie wissen, daß Sie meine Hochachtung gewonnen haben. Wenn Sie zweifeln sollten, daß ich der Erkenntlichkeit fähig bin, so bezeichnen Sie selbst Ihren Platz, bestimmen Sie das Schicksal Ihrer Freunde. Was meine Grundsätze betrifft, so bin ich Franzose: gütig von Charakter, werde ich es auch aus Billigkeit sein. Nein, der Sieger von Lodi, von Castiglione, von Arcole, der Eroberer Italiens und Ägyptens kann nicht dem Ruhme eine eitle Berühmtheit vorziehen. Indessen verlieren Sie eine kostbare Zeit. Wir können die Ruhe Frankreichs sichern; ich sage wir, weil ich Bonapartes dafür bedarf, und weil er es nicht ohne mich vermöchte. General, Europa sieht auf Sie; der Ruhm erwartet uns, und ich bin ungeduldig, meinem Volke den Frieden wiederzugeben."

Einige Monate später — nun kommt die zweite Stufe — antwortet der Erste Konsul. Der Sieger von Marengo schreibt dem Grafen von Lille: „Ich habe Ihren Brief bekommen, mein Herr; ich danke Ihnen für die artigen Dinge, die Sie mir darin sagen. Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen; Sie müßten über 500 000 Leichen marschieren. Opfern Sie Ihren Vorteil der Ruhe und dem Glücke Frankreichs . . . Die Geschichte wird es Ihnen anrechnen. Ich bin nicht unempfindlich für das Unglück Ihrer Familie . . . Mit Vergnügen werde ich zur Annehmlichkeit und zur Ruhe Ihres Zufluchtsortes beitragen." Auch hiernach haben Ludwig und seine Leute noch Einbildungen. Durch den Abbé Montesquiou wird versucht, auf den Konsul Lebrun zu wirken. Er äußert, eine Restauration sei heute nicht möglich. Die Herzogin von Guiche sucht, Josefine zu gewinnen; aber Fouché weist die Herzogin aus. Dann, im Frühjahr 1801, sendet Ludwig als seinen Vertrauensmann Clermont-Gallerand nach Paris; er hat Josefine die schmeichelhaftesten Dinge zu sagen und sich mit ihr auszusprechen. Bonaparte ließ auch das zu, um den Thronforderer nicht zu neuen öffentlichen Schritten zu veranlassen.

Auf der dritten Stufe, nach der Befestigung seiner Stellung durch die Friedensschlüsse von Lunéville und Amiens und durch das Konkordat, hiernach ist es dem Ersten Konsul darum zu tun, Ludwig zum förmlichen Verzicht zu bringen. Dazu nimmt er insgeheim Preußens Vermittlung in Anspruch. Aber Ludwig, der aus Rußland gewiesen worden ist und sich zu Warschau weiter als König aufführt, ist zum Verzicht keineswegs geneigt. Er antwortet der preußischen Regierung aus Mitau am 3. März 1803: „Ich verwechsle Herrn Bonaparte nicht mit denen, die ihm vorausgegangen sind; ich achte seinen Wert, seine militärischen Talente; ich bin ihm für mehrere Verwaltungshandlungen dankbar, denn das Gute, das man meinem Volke tun wird, wird mir immer wert sein; aber er täuscht sich, wenn er glaubt, mich dahin zu

bringen, auf meine Rechte zu verzichten. Weit davon entfernt, würde er selbst sie, wenn sie streitig sein könnten, bestätigen, durch den Schritt, den er in diesem Augenblick tut. Die Pläne Gottes mit meinem Geschlechte und mit mir kenne ich nicht; aber ich kenne die Verpflichtungen, die er mir durch den Rang, womit ich nach seinem Gefallen geboren worden bin, auferlegt hat. Als Christ werde ich diese Verpflichtungen bis zu meinem letzten Atemzuge erfüllen; als Nachkomme des heiligen Ludwigs werde ich, nach seinem Beispiel, mir Achtung zu verschaffen wissen bis in den Kerker, als Nachfolger Franz 1. will ich wenigstens sagen wie er: Alles ist verloren, außer der Ehre!"

Ein Jahr weiter, und die Abweisung der Bourbonen wird durch die Gründung des Napoleonischen Kaisertums besiegelt.

Die Heimrufung der Ausgewanderten stand als Hauptnummer auf dem Programm Bonapartes, weil sie der Haupttrumpf gegen den bourbonischen Thronforderer war und überhaupt zu dem Ziel führte, alle Franzosen mit der Konsularregierung zu befreunden. Freilich ging Bonaparte da behutsam und langsam vor. Auch wenn er die Ausgewanderten aus reiner Großmut oder Menschenliebe zurückgewünscht hätte, konnte er doch die bisher gegen sie geltenden Gesetze nicht ohne weiteres beiseite schieben. Schon bei der Verfassung trug er den Republikanern klüglich Rechnung durch die Bestimmung: „Die französische Nation erklärt, daß sie in keinem Falle die Rückkehr jener Franzosen dulden wird, die sich, weil sie ihrem Vaterlande seit dem 14. Juli 1789 ferngeblieben sind, nicht der Ausnahmevergünstigung zu erfreuen haben, die gewissen Ausgewanderten gewährt wurden. Die Nation untersagt in dieser Hinsicht jede neue Ausnahme." Das war streng. Aber Bonaparte als Machthaber war der Mann dazu, die Verfassung zu umgehen, trotz ihrer durch Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaßregeln das durchzuführen, was er zu seinem politischen Vorteil durchführen wollte.

Bei der Auswandererpolitik des Ersten Konsuls kann man zwei Stufen unterscheiden.

Die erste Stufe reicht vom Beginn des Konsulats bis zur Heimkehr des Siegers von Marengo. Anscheinend ist da das Verfahren widerspruchsvoll. Während nämlich Fouché in seinen Erlassen gegen die Ausgewanderten als gegen Vatermörder eifert, gegen Leute, die in fremdem Dienste gegen ihr Vaterland gekämpft hätten, fordert der Minister des Innern in seinen Erlassen alle Franzosen zur Bruderliebe und zum Vergessen der Uebel der Revolution auf. Aber in Wirklichkeit ist grade Fouché, der sich für alle politischen Wechselfälle aufsparen will, eifrig auf die Heimrufung Ausgewanderter bedacht. Sieben Monate

hindurch ist er der Leiter einer Dreimännerkommission, die an der Stelle der ehemaligen Division des émigrés waltet und viele Streichungen auf der Auswandererliste vornimmt. Auch nachdem Bonaparte im Frühjahr 1800 die Streichungen dem Justizminister übertragen hat, bleibt Fouché der, der sie vorzuschlagen hat. Außer ihm und mit ihm wirkt Bonapartes Gattin. Josefine ist keine Politikerin, und über die letzten Ziele Bonapartes ist sie wohl derzeit unklar. Sie, die als bonne sans-culotte mit Schreckensmännern verbunden gewesen war, hält sich für eine Royalistin und bedenkt, was sie gewinnen würde, wenn sie sich um die Wiederherstellung des Königtums verdient gemacht hätte. Bonaparte läßt sie gewähren; Josefine dient als guter Engel der Ausgewanderten vortrefflich seinen Absichten.

Oeffentlich geht er zunächst zu Gunsten der Verwandten der Ausgewanderten vor, indem er ihnen zu Weihnachten 1799 die bürgerlichen und politischen Rechte wiedergibt, die nach der Verfassung allen Franzosen, die nicht ausgewandert sind und nicht verschickt worden sind, zustehen. (Das Gesetz aus der Schreckenszeit, wonach die Ausgewanderten von ihren Verwandten daheim nicht beerbt werden können, bleibt bestehen.) Auch bekommen nun alle „Verbannten des Innern" (200 000 — 300 000 Internierte) ihre Rechte wieder. Ueberdies werden die infolge des 18. Fructidors verbannten oder ausgewanderten heimgerufen. Unter ihnen sind: Carnot, Barthélamy, Boissy d'Anglas, Siméon, Mathieu Dumas und 33 andre, auch 2 Erzjakobiner, die nach dem 9. Thermidor geächtet worden waren. Nur Tage später, noch vor Neujahr 1800, bekommt eine andre Gruppe von Fructidorisés die Freiheit wieder, die große der Priester, die auf der Insel Ré ein elendes Dasein geführt haben. Und am 26. Februar 1800 wird ein Gesetz verkündet, wonach die Liste der Ausgewanderten endgiltig geschlossen ist. Des weitern ordnet ein Erlaß vom 2. März an, die Prüfung der Streichungsgesuche zu beschleunigen. Am 3. März folgt die Verfügung, auf der Liste zu streichen die ersten Gründer der neuen Ordnung der Dinge, jene Mitglieder der Nationalversammlung, „die für die Einführung der Gleichheit und die Abschaffung des Adels gestimmt haben." Der Regierung wird überlassen, zu entscheiden, wer auf seinen Antrag auf der Auswandererliste zu streichen sei. Die Heimgerufenen haben keinen Anspruch auf ihre ehemaligen Güter. Solche Güter, die noch Staatsbesitz sind, können ihnen zurückgegeben werden; ob, wann und wieviel, das steht im Ermessen der Regierung. Bezeichnend für den Ersten Konsul ist: er läßt die Angelegenheit der Ausgewanderten nicht durch eine allgemeine Amnestie regeln, sondern behält sich die persönliche Verfügung von Fall zu Fall vor; um sich die Ausgewanderten zu verpflichten, macht er sie von seiner Gnade abhängig.

Die zweite Stufe reicht von der Heimkehr des Siegers von Marengo bis zum Ende des Konsulats. Nachdem im Frühjahr 1800 die tagtägliche Streichung einzelner auf der Auswandererliste begonnen hat, und nachdem nach Marengo aufgrund einer Verordnung ganze Gruppen auf ihr gestrichen worden sind, beträgt die Zahl der Gestrichenen im Oktober des Jahres 1200, also noch nicht ein Hundertstel von den ungefähr 146 000 rechtskräftig verurteilten Ausgewanderten aller Stände, die im Beginn des Konsulats vorhanden waren. Dann, nach Amiens, folgt der Senatsbeschluß vom 26. April 1802, der das Werk der Heimrufung krönt, indem er allen noch nicht gestrichenen die Heimkehr erlaubt, mit Ausnahme der erklärten Leiter und der ganz hervorragenden Mitglieder des streitbaren Auswanderertums. Die Heimgekehrten bekommen ihr Bürgerrecht wieder, gegen das Versprechen, „der verfassungsmäßigen Regierung treu zu bleiben und keine mittelbare oder unmittelbare Verbindung mit den Staatsfeinden zu unterhalten.“ Nun kehren die Ausgewanderten in hellen Haufen heim. Freilich war das letzte Gesetz ein Ausnahmegesetz, denn die Begnadigten wurden auf zehn Jahre der Ueberwachung der Regierung unterstellt. Sie konnte jeden einzelnen zwingen, sich von seinem Wohnort bis auf zwanzig Meilen und weiter zu entfernen, je nach „Erfordernis der Umstände.“ Auch bedeutete das Gesetz, was die Fürsorge für die Heimgekehrten betraf, für viele nur einen kümmerlichen Ersatz ihres früheren Eigentums, für die meisten nur die Erlaubnis, in Frankreich Hungers zu sterben. Da waren die früheren Großgrundbesitzer, Adlige, Politiker, allerlei Standespersonen, all jene, die vor der Revolution ohne Arbeit von ihren Einkünften gelebt hatten, die sich im Auslande als Sprachlehrer, Tanzlehrer, Fechtlehrer durchgeholfen hatten. Sie bekamen einen Teil ihrer unverkauften Güter zurück, d. h. wenig, weil das Meiste verkauft worden war, und weil Bonaparte viel von ihrem frühern Eigentum (Wälder und Forsten über 300 Morgen groß, Aktien und Eigentumsanteile an den großen Schiffahrtskanälen) für den Staat zurückbehielt, damit die ehemaligen Reichen nicht wieder reich würden. Höchstens bekamen diese Leute $^1/_{20}$ ihres frühern Besitzes wieder, 100 Millionen an Wert statt 2000. Dann aber die kleinen und mittleren Grundbesitzer von ehedem, die Landedelleute, deren Güter 50 000 Franken wert waren und 2000—3000 Franken Rente einbrachten. Sie alle gingen leer aus, denn ihre Güter hatten leicht Käufer gefunden.

Nur zum Teil erreichte der Erste Konsul bei der Heimrufung der Ausgewanderten seine politischen Absichten. Nach Roederer sagte er Ende 1802: „Jawohl, ich beschütze den französischen Adel, aber er sieht ein, daß er des Schutzes bedarf ... Ich gebe mehreren Aemter, lasse ihnen öffentliche Auszeichnungen zuteil werden und zeichne sie sogar in meinen

Salons aus; aber sie fühlen, daß sie das nur meinem guten Willen zu verdanken haben.“ Das mochte sein. Aber Roederer stellt in einem amtlichen Bericht in demselben Jahre fest: „Die zurückgekehrten Ausgewanderten sind weder von Zuneigung, noch von Befriedigung erfüllt. Ihre Freude über das, was ihnen wiedergegeben wurde, ist geringer als die Entrüstung über die erlittenen Verluste. Sie sind für die Amnestie nicht dankbar und erklären sie für eine unzulängliche Gerechtigkeit ... Im übrigen aber scheinen sie fügsam zu sein.“

Schließlich ist Bonaparte selbst der strengste Kritiker der Gesetzgebung über die Heimrufung der Ausgewanderten. Im Staatsrat sagt Napoleon 1806: „Eine der ungerechtesten Folgen der Revolution war, daß jene Ausgewanderten, deren gesamter Besitz verkauft worden war, Hungers sterben konnten, während andren, deren Güter sich zufällig noch in den Händen des Staates befanden, große Einkünfte, bis zu 100 000 Talern zufielen. Und wie seltsam war es ferner, die nicht verkauften Felder zurückzugeben, die Wälder aber zu behalten! Es wäre besser gewesen, jedem einzelnen 6000 Franken Renten zu geben und den Ueberschuß zu einem unter alle zu verteilenden Fonds anzusammeln.“ Und im Januar 1809 äußert er, Roederer zufolge: „Ich bereue täglich von neuem einen Regierungsfehler, den ich gemacht habe; ich habe nie einen schwereren begangen, und seine schlimmen Folgen zeigen sich fortwährend. Es war die Rückgabe der eingezogenen Güter an die frühern Eigentümer ... Als ich meinen Fehler erkannte, zog ich alsbald Wälder im Werte von 30—40 Millionen zurück, aber vielen Zurückgekehrten ist doch noch zu viel geblieben.“ Den einen zu viel, den andren zu wenig, den meisten garnichts — jedenfalls gesteht der Heimrufer der Ausgewanderten ein, eine wichtige Staatsfrage unzweckmäßig geregelt zu haben. Der Fehler war der des Despoten; er hatte alles auf sein Belieben, auf seine Gnade ankommen lassen, daher die Ungerechtigkeit, die schlimmen Folgen.

Die royalistischen Verschwörungen spielen bei den Sorgen Bonapartes um die Wahrung seiner Macht keine geringe Rolle. Kaum war er ein Jahr Konsul, da zeigte ihm das Attentat in der Straße Saint-Nicaise, wessen er sich von den Parteigängern der Bourbonen zu versehen hatte. Es war am Abend des 24. Dezembers 1800, als er sich im Wagen zur Oper, zur Aufführung von Haydns Schöpfung begab. In der genannten Straße begegnete sein Wagen einem Karren, der die Weiterfahrt erschwerte. Der Kutscher des Konsuls wich geschickt aus, doch kaum war er über eine Biegung der Straße hinausgekommen, als eine Höllenmaschine explodierte. Bonapartes Wagen neigte sich ein wenig auf ein Rad, die Scheiben zer-

sprangen, doch er und seine Begleiter blieben unverletzt. Im zweiten Wagen, wo Josefine, Hortense und Frau Murat saßen, war Hortense durch Glassplitter an der Hand leicht verwundet worden. Bonaparte, schreckensbleich, spielt den Unerschrockenen. Er sagt zum General Rapp: „Diese Spitzbuben haben mich in die Luft sprengen wollen.“ Er fährt zur Oper, kehrt aber schon nach einigen Minuten in die Tuilerien zurück. Der Anstifter des Attentats war der in England weilende ehemalige Vandéeerführer Georges Cadoudal. Von den Ausführern wurden nur zwei ergriffen und hingerichtet.

Eine andre mißglückte Verschwörung war die Verschwörung von Pichegru, Cadoudal und Genossen von 1803—4. Sie ging von den Ausgewanderten aus, die in England um den Grafen von Artois, seinen Sohn, den Herzog von Berry, und den Prinzen von Condé einen Hof bildeten. Unter ihnen war, außer dem General Dumouriez, der General Pichegru, der 1793 die Rheinarmee befehligt, 1795 Holland erobert hatte, nach dem 18. Fructidor verschickt, aus Cayenne entflohen war, vordem ein entschiedener Jakobiner, ein „unerschütterlicher“ Republikaner, übrigens ein Mann von militärischen Kenntnissen, von kaltem Kopf und großer Selbstbeherrschung. Nachdem Cadoudals Anerbieten, bei einer neuen Verschwörung mitzuwirken, angenommen worden war, plante man, den Ersten Konsul auf dem Wege nach Malmaison aufzuheben und an die Küste zu bringen, wo die Engländer kreuzten. Graf Artois, der zweite Bruder Ludwigs 16., will den Herzog von Berry nach Frankreich senden, um dem Unternehmen ein politisches Ansehen zu geben. Die Verschwörer sind darin einig, Frankreich wolle sich von Bonaparte befreien und warte nur auf ein Zeichen, auf einen General, der die Fahne des Aufruhrs erhebe. Pichegru, als Leiter der Verschwörung, macht sich stark, die Bourbonen mit Hilfe Moreaus und andrer Unzufriedener — er hofft auf Macdonald, Reynier, Desolles und Bernadotte — zurückzuführen.

Am 24. Januar 1804 ist Pichegru in Paris und trifft dort Cadoudal, der sich schon seit August 1803 in Frankreich befand. Er kommt am 27. mit Moreau zusammen, wobei er gegen sein Versprechen Cadoudal mitbringt, was Moreau veranlaßt, sich zurückzuziehen. Danach lehnt der letzte zwar die Gemeinschaft mit Pichegru nicht ab, aber der Verschwörung tritt er nicht bei. Wahrscheinlich erklärte er sich gegen das Regiment Bonapartes, aber auch gegen die Wiederherstellung der Bourbonen. Die Polizei, die Pichegru überwachte, ließ auch Moreau nicht aus den Augen, ja sie war darauf aus, den Sieger von Hohenlinden, den einzigen militärischen Nebenbuhler Bonapartes, ins Verderben zu bringen. Uebrigens war die Verschwörung so wenig geheim,

daß man in den europäischen Staatskanzleien davon sprach. Besonders in London, wo das Ministerium mit Pichegru und Dumouriez Fühlung hatte, hielt man den Erfolg für unausbleiblich. (Letztes wird dargetan in Potrels Studie Rußland und der Bruch des Friedens von Amiens in den Annales de l'Ecole libre des sciences politiques 1897 S. 98 und in Malmesburys Diaries Bd. 4 S. 287.) Ein Geheimagent der Pariser Polizei, Méhée de La Touche, ist es, der die Verschworenen zum Vorgehen anspornt. Nachdem der Pichegru befreundete General Lajolais versichert hat, Moreau sei für die royalistische Sache gewonnen, vereinigen sich Cadoudal und einige andre Chouans in Paris, in der Hoffnung, durch Moreau einen Militäraufstand hervorzurufen. Darin getäuscht, wollen sie, wie anfänglich geplant war, den Ersten Konsul auf der Straße mit einer Schar von der Stärke und der Kleidung seiner Garde angreifen. Noch wartet die Polizei ab, ob ihr nicht Moreau und einer der Bourbonen ins Garn gehe. Als sie endlich einige der Chouans, die sie inzwischen verhaftet hat, befragt, erfährt sie, daß Moreau sich geweigert hat, der Verschwörung beizutreten. Trotzdem läßt ihn Bonaparte am 15. Februar verhaften und eröffnet einen Verleumdungsfeldzug in der Presse gegen ihn. Pichegru wird demnächst ergriffen, ebenso Cadoudal mit seinen Genossen, den beiden Polignacs und dem Marquis de Rivière. Moreau war im Gefängnis so unklug, zunächst seine Verbindung mit Pichegru abzuleugnen. Dann, im März, gestand er sie in einem schwächlichen Briefe an Bonaparte ein, mit der Versicherung: „Ich bin kein Verschwörer." Cadoudal gestand, daß er den Ersten Konsul habe angreifen wollen, pour agir, qu'un prince fût venu à Paris, et ce prince n'y était pas encore. Pichegru endet im April 1804 im Gefängnis, angeblich und auch der Wahrscheinlichkeit nach durch Selbstmord. Zeitgenossen behaupten, daß Bonaparte ihn umbringen ließ, um bei den Prozessen gegen die Verschwörer und Moreau das Aufsehen zu vermeiden, das Pichegrus Auftreten gemacht hätte. Auf St. Helena verwahrt sich Napoleon dagegen mit der Aeußerung: „Es wäre eine Schmach, wenn ich mich dagegen verteidigen wollte. Die Beschuldigung ist zu albern. Was hätte ich dabei gewinnen können? Ein Mann von meinem Charakter handelt niemals ohne große Motive. Welche Mühe man sich auch gegeben haben mag, mein Leben anzuschwärzen und meinen Charakter zu entstellen, alle die, die mich genau kennen, wissen doch, daß mein Charakter dem Verbrechen unzugänglich war. Es gibt während meiner ganzen Regierung keine einzige Privathandlung, von der ich nicht vor jedem Gericht, ich will nicht sagen ohne Verlegenheit, sondern zu meiner Ehre reden könnte. Die Sache ist ganz einfach; Pichegru sah sich in einer hoffnungslosen Lage, in seiner Seele wollte er die Schmach der Hinrichtung nicht er-

tragen, er verzweifelte an meiner Gnade oder verschmähte sie, und so gab er sich selbst den Tod." Aber Pichegru als Zeuge dafür, daß Moreau nicht zu der Verschwörung gehörte? Auf diese Frage kann man antworten: Moreau war jedenfalls schon dadurch bloßgestellt, daß er mit Pichegru verkehrt hatte und diesen Verkehr abgeleugnet hatte. Pichegrus Tod vor den Prozessen mochte Bonaparte erwünscht sein, aber ihn ermorden zu lassen, obgleich den Verschwörern die Todesstrafe und Moreau die Bloßstellung sicher war, das war unnötig. Das galt auch für die Polizei, die bei der Verschwörung mitgewirkt hatte. Der Ausgang war: Cadoudal und zwölf seiner Genossen wurden nach langem Prozeß hingerichtet, Moreau wurde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Er wird später von Bonaparte zur Verbannung nach Amerika begnadigt.

Mit der Verschwörung von Pichegru, Cadoudal und Genossen steht das Verbrechen an dem Herzog von Enghien in ursachlichem Zusammenhang. Denn da sich beim Verhöre Cadoudals ergeben hatte, daß nach dem Erfolge der Verschwörer ein bourbonischer Prinz nach Paris kommen sollte, fühlte sich der Erste Konsul getrieben, einen Hauptschlag gegen die Bourbonen zu führen, einen von ihnen in seine Gewalt zu bringen und zu vernichten. Der Herzog von Enghien (1772 geboren), der in dem badischen Städtchen Ettenheim lebte, war ein Seitenverwandter des Hauses Bourbon, der letzte Condé. Er hielt sich am genannten Orte als unbeschäftigter Privatmann auf, gefesselt durch die Liebe zu seiner Base Charlotte von Rohan-Roquefort, die ihm vielleicht durch ihren Onkel, den Kardinal Rohan, zu dessen Sprengel Ettenheim gehörte, insgeheim angetraut worden war. Der Herzog hatte im 1. und im 2. Koalitionskriege im Auswandererheer unter seinem Großvater, dem Prinzen Condé, gegen Frankreich gekämpft, er bezog von der englischen Regierung ein Jahresgehalt, er plante, beim Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich, entweder in England Dienste zu nehmen oder aus Unzufriedenen im Elsaß ein Freikorps zu bilden. Letztes schlug er der englischen Regierung vor, doch sein Vorschlag wurde abgelehnt. Jedenfalls war der tapfre junge Prinz nach seinem Vorleben ein erklärter Feind der Konsularregierung, und daß er an der letzten Verschwörung Anteil gehabt habe, konnte Bonaparte annehmen, nachdem ihm irrigerweise berichtet worden war, daß Enghien heimlich mit Sendlingen Englands verhandelt habe, u. a. mit dem General Dumouriez, der seit 1793, nach seinem Uebergang zu den Oestreichern, die Feinde Frankreichs beriet. Der Erste Konsul glaubte also, der Herzog sei bestimmt, bei der Wiederherstellung der Bourbonen eine Rolle zu spielen, und er befahl am

10. März 1804 — nach dem Beschluß der drei Konsuln, des grand-juge und Talleyrands — ihn gefangen zu nehmen. Demgemäß fiel am 15. März General Ordener mit einigen hundert Dragonern völkerrechtswidrig ins Badische ein, nahm den Herzog fest und brachte ihn nach Straßburg. Von dort wurden die bei ihm beschlagnahmten Papiere sogleich nach Paris gesandt. Der Gefangene langt am 20. März in Paris an und wird in das Staatsgefängnis zu Vincennes gebracht.

Ueber das Schicksal des Herzogs, der übrigens öfter vor Bonapartes Anschlägen gewarnt worden war, war schon am 10. März entschieden worden. Als man seine Gefangennehmung beschloß, wurde nämlich bestimmt, daß er einem Kriegsgericht zu überweisen sei, daß dieses ohne weiteres feststelle, daß er als Ausgewanderter die Waffen gegen Frankreich getragen habe, daß ihn daher, dem Gesetze gemäß, die Todesstrafe treffe. In der Tat, das Trauerspiel von Vincennes spielt sich äußerst pünktlich und schnell ab. Schon am Abend seiner Ankunft wird der Herzog vor eine aus Obersten der Pariser Garnison gebildete Kommission gestellt. Der Wahrheit gemäß stellt er jede Verbindung mit Pichegru und Genossen in Abrede, gesteht aber stolz ein, er habe seit dem Wiederbeginn des Krieges zwischen England und Frankreich die Wiederaufnahme in den englischen Dienst nachgesucht, um gegen die Konsularregierung zu kämpfen. Ein Condé könne nur mit den Waffen in der Hand nach Frankreich zurückkehren. Danach wird der Gefangene entlassen und wieder in die Wohnung des Schloßkommandanten Harel gebracht. Hier plaudert er eine Weile harmlos mit dem Gendarmerieleutnant Noirot, dann kommt Harel, um dem Ahnungslosen sein Schicksal anzukündigen, ihn zum Tode zu führen. Die Militärkommission hatte aufgrund der Erklärungen des Herzogs das Urteil gesprochen. Um 9 Uhr am Abend war sie in Tätigkeit getreten, um 11 hatte das Verhör begonnen — um $2^1/_2$ Uhr in der Nacht wird das Urteil vollstreckt, wird der Herzog von Enghien im Schloßgarten von Vincennes von einer Gendarmerieabteilung erschossen. Kurz vor seinem Ende hatte er gebeten, der Prinzessin von Rohan mit seinem letzten Gruße einen Ring und eine Haarlocke von ihm zu überbringen. Eine Bitte, die ihm ebensowenig erfüllt wird, wie ihm die um eine Unterredung mit Bonaparte und um die Gegenwart eines Priesters erfüllt worden war. In der Nacht des 21. März 1804 wurde der letzte Condé zu Vincennes begraben; bis zu seinem Ende hatte er sich heldenhaft benommen.

Dem geltenden Rechte nach war das Geschehene eine schwere Rechtsverletzung, ein Rechtsverbrechen. Abgesehen von der sachlichen Seite, davon, daß das Verfahren durch eine Verletzung des Völkerrechts ermöglicht wurde, und abgesehen von der Frage, ob die gegen die Aus-

gewanderten geltenden Gesetze in voller Strenge auf den Herzog anwendbar waren, bestand das Prozeßverfahren aus einer Reihe von Formfehlern, die das Urteil ungesetzlich machten. Der Angeklagte hätte nicht vor eine Militärkommission gestellt werden, nicht zur Nacht verhört und auch nicht zur Nacht hingerichtet werden dürfen. Er hätte einen Verteidiger haben müssen, und das Verhörprotokoll wäre ihm vorzulesen gewesen. Das Urteil durfte sich nicht nur auf das Verhör gründen und nicht mit der Anordnung sofortiger Vollstreckung schließen. Auch ließen die zur Zeit geltenden Gesetze vom 15. Brumaire des Jahres 6 und 27. Ventôse des Jahres 8 gegen das Erkenntnis eines Kriegsgerichtes die Revision und die Kassation aufgrund der Gerichtsunzuständigkeit zu. (Das alles macht der französische Advokat Dupin geltend, der den Enghienprozeß untersuchte. Pièces judiciaires et historiques relatives au procès du Duc d'Enghien. Paris 1823.) Bemerkenswert ist auch, daß die Mitglieder der Militärkommission so unwissend waren, daß sie nicht einmal das Gesetz anzugeben wußten, wonach sie den Angeklagten verurteilten. Das Originalerkenntnis war eine Art Blankett ohne Anführung von Gesetzesstellen. Nach der Hinrichtung wurde ein zweites Erkenntnis hergestellt, worin die gesetzliche Begründung nachgeholt wurde.

Es erübrigt, festzustellen, wem die Schuld an dem Verbrechen an dem Herzog zufiel, und wie sich die politische Welt in Frankreich und im Auslande mit ihm abfand.

Hinsichtlich der Schuld an dem Verbrechen wird man von Mitschuldigen und vom Hauptschuldigen, d. h. von Bonapartes Ratgebern, Talleyrand und Fouché, und von Bonaparte sprechen müssen. Von Talleyrand steht fest, daß er, dem in Sachen des Royalismus Zweideutigkeit vorgeworfen werden konnte, äußerst beflissen war, sich als den Bourbonen feindlich gesinnt zu zeigen. Keineswegs rechnete er zur Zeit mit ihnen, sondern er verband sein Schicksal mit dem Bonapartes. Er machte sich, im Gegensatz zu dem abratenden Cambacérès, ein Verdienst daraus, den Ersten Konsul zur Vernichtung des Herzogs anzutreiben, ihm dafür politische Gründe an die Hand zu geben. Am 7. März berät er ihn in einer Unterhaltung, am 8. empfiehlt er ihm schriftlich, de frapper un exemple terrible. Daß er letztes tat, ist trotz seiner Ableugnung nicht zu bezweifeln. Aber auch wenn Talleyrand am 8. nichts zu Ungunsten Enghiens geschrieben hätte, würde seine Haltung in keinem andren Lichte erscheinen, besonders deshalb nicht, weil er am Beschlusse vom 10. März teilnahm. Daß auch Fouché den Ersten Konsul zu dem Verbrechen antrieb, steht ebenso fest. Er war in Ungnade gefallen und wollte wieder zu Gnaden kommen, wieder Polizeiminister werden. Daher legte auch er jetzt, in der Zeit der Verschwörungen

gegen das Staatsoberhaupt, eine starke Probe seiner Bourbonenfeindlichkeit ab.

Bonapartes Aeußerungen zur Sache lauten verschieden. Am Abend nach der Hinrichtung des Herzogs sagte er zu Malmaison im Kreise seiner Vertrauten: „Diese Leute wollten Frankreich in Aufruhr bringen und die Revolution in meiner Person töten; ich habe sie verteidigen und retten müssen ... Wir haben die Zeiten der Etikette hinter uns ... Ich habe Blut vergossen, ich mußte es, ich werde vielleicht noch mehr vergießen ... Ich bin der Mann des Staates, ich bin die französische Revolution, und ich werde sie aufrechterhalten.“ Das ging auch, Frau von Rémusat zufolge, gegen Josefine, die ihn gebeten hatte, den Herzog zu schonen. Auch sagte er bald nach dessen Tode zum Admiral Truguet: „Jetzt wird sich niemand mehr einbilden, daß ich die Rolle eines Monks spielen wolle.“ Eine Aeußerung, die zu der paßt, die er am 27. März zu Couteulx, dem Vizepräsidenten des Senats, tat. „Man mußte,“ sagt er ihm, „den Bourbonen, dem Kabinett von London, allen Höfen Europas zeigen, daß dies kein Kinderspiel ist ... Die Umstände, worin wir uns befanden, waren nicht von der Natur, daß man sie ritterlich behandeln konnte. Diese Art würde bei den Staatsgeschäften kindisch sein.“

Anders, wenigstens zum Teil, die späteren Aeußerungen Napoleons. Wieland freilich hörte ihn 1808 in Weimar sagen, Cäsar sei der größte aller großen Männer gewesen, habe aber einen unverzeihlichen Fehler begangen; „er kannte die Menschen genau, die ihn aus dem Wege räumen wollten, und so hätte er *sie* aus dem Wege räumen müssen.“ Aber später, auf St. Helena, sagt der Entthronte manches, wobei er sich als den Verführten hinstellt. So erzählt er dem Schiffsarzte Warden: „Meine Minister drangen in mich, den Herzog von Enghien, obgleich er in neutralem Gebiete lebte, verhaften zu lassen. Zweimal legte mir der Fürst von Benevent (Talleyrand) den Befehl dazu zur Unterschrift vor. Endlich überzeugte ich mich von der Notwendigkeit der Sache und unterschrieb.“ Zu O'Meara spricht der Entthronte sogar von einem Briefe, den Enghien ihm geschrieben und den Talleyrand unterschlagen habe, und zu Montholon von dem strafbaren Eifer derer, die die Befehle ihres Herrn zur Vollziehung des kriegsgerichtlichen Urteils nicht erwarteten.“ Das war etwas für die Allerleichtgläubigsten. Las Cases vernimmt dagegen die Darlegung: „Wenn ich gegen den Herzog von Enghien die Landesgesetze nicht für mich gehabt hätte, so wären mir die Rechte des Naturgesetzes, der legitimen Verteidigung geblieben.“ Napoleon eifert vor ihm gegen das absonderliche Recht der Familie (Bourbon), täglich sein Dasein anzugreifen; „in einem solchen Kampfe müßten die Aussichten gleich sein, es sei sein Blut schließ-

lich ebensoviel wert wie das ihre." Dann die Stelle in den Bemerkungen über das Werk von Fleury de Chaboulon. Da diktiert Napoleon: „Wenn die Sache des Herzogs von Enghien noch einmal aufzunehmen wäre, würde der Kaiser noch einmal dasselbe tun: der Vorteil Frankreichs, die Würde seiner Obrigkeit und das Gesetz einer strengen Wiedervergeltung haben es ihm zum Gesetz gemacht." Endlich sagt Napoleon im Angesicht des Todes, in seinem Testament: „Ich habe den Herzog von Enghien verhaften und richten lassen, weil das für die Sicherheit, den Vorteil und die Ehre des französischen Volkes notwendig war, als der Graf von Artois nach seinem Eingeständnis sechzig Mörder in Paris erhielt. Unter ähnlichen Umständen würde ich nochmal so handeln."

Aus diesen Aeußerungen ergibt sich: solange Bonaparte an der Macht war, begründete er die Hinrichtung Enghiens mit der Staatsnotwendigkeit; später gab er zwar andren die Mitschuld, hielt aber gleichwohl daran fest, daß er aus Staatsnotwendigkeit gehandelt habe, und nahm die Verantwortung im wesentlichen auf sich. Keineswegs war er darüber im unklaren, daß er an dem Herzog, soweit seine Ergreifung auf neutralem Gebiet in Frage kam, ein Verbrechen begangen hatte. Aber einen sittlichen Vorwurf machte er sich nicht. Nach seiner Auffassung, und den Tatsachen nach, war er als Oberhaupt der Republik von einer Meuchelmörderbande, die im Einvernehmen mit den Bourbonen stand, bedroht gewesen, und er hatte sich dafür an dem Bourbonen, den er ergreifen konnte, gerächt, um ein abschreckendes Beispiel zu geben. War das ein Verbrechen gewesen, so war es in seinen Augen eins um der Selbsterhaltung willen gewesen. Nicht zu übersehen, daß ihm als Korsen die Vendetta im Blute lag, daß ihm von Hause aus die Blutrache keine Gewissensbedenken machte.

Wie fand sich die politische Welt mit dem Verbrechen an dem Herzog von Enghien ab?

In Frankreich konnte von einer allgemeinen und tiefen Erregung nicht die Rede sein. Wohl rief das Geschehene in den politischen Kreisen bei denen, die den Despoten haßten, Entsetzen und Abscheu hervor, wohl sank der Kurs der Staatsrente beträchtlich, so daß Bonaparte Millionen aufwenden mußte, um ihn zu steigern; aber die Franzosen, die zur Zeit an dem Schicksal der Bourbonen Anteil nahmen oder mit ihm rechneten, waren nicht zahlreich. Auch hatten all die, die sich um politische Dinge kümmerten, die Greuel der Revolution noch nicht so lange hinter sich, daß sie sich über die Hinrichtung eines erklärten Feindes der Konsularregierung hätten aufregen können. Ueberdies mußte für die politische Welt Frankreichs ins Gewicht fallen, daß man wieder auf Kriegsfuß mit England stand, dem Erzfeinde der Republik.

dem Lande, woher Pichegru und Cadoudal gekommen waren, die man vor kurzem ergriffen hatte. Und schließlich, was war die Fusillade von Vincennes dem gegenüber, daß das Leben des Ersten Konsuls für Frankreich die Gewähr der Ordnung und der Sicherheit war! Frau von Rémusat urteilt in ihren Memoiren sicherlich richtig, wenn sie sagt: „Der Prozeß Moreau und vor allem der Tod Enghiens brachten die Gefühle in Aufruhr, aber sie erschütterten nicht die Meinungen." Ebenso urteilte der preußische Gesandte, Lucchesini, der in einem Berichte an seine Regierung schrieb: „Wenn der französische Nationalcharakter nicht zu allen Zeiten seinen Handlungen mehr den Stempel der Lebhaftigkeit aufgedrückt hätte, man könnte meinen, der Erste Konsul habe durch den Gewaltakt gegen den Herzog von Enghien ein großes und wichtiges Stück von dem Vertrauen, dem Enthusiasmus, der Ergebenheit und Neigung eingebüßt, auf denen seine gegenwärtige Autorität beruht, und auf die seine künftige Würde sich gründen soll. Aber vielleicht kennt er die Franzosen besser, als sie selbst sich kennen; vielleicht, hat ihn das Beispiel des Kardinals Richelieu — der einen Montmorency hinrichten ließ — gelehrt, daß in Frankreich grade die kühnsten Staatsstreiche die oberste Gewalt eher befestigen, als erschüttern."

Aber im Deutschen Reiche, wurde da die Sache ruhig hingenommen?

Es gehört zum Kapitel der deutschen Ohnmacht, daß keine der deutschen Mächte gegen den Ersten Konsul wegen der frevelhaften Grenzverletzung aufzutreten wagte. Begreiflich genug; denn im Jahre nach dem Sturz der deutschen Reichsverfassung durch ihn, wie hätte sich da das morsche Reich dazu aufraffen können, für die Verletzung seiner Grenze ernstlich Genugtuung zu fordern! Der zunächst betroffene, Kurfürst Karl Friedrich von Baden, beschwerte sich in Paris äußerst bescheiden, indem er sich wegen seiner großen Kühnheit entschuldigte. Natürlich, er verdankte seine Kurwürde Bonaparte, und sein Land lag unter den Kanonen von Straßburg. Uebrigens hatte Talleyrand, unverfroren wie immer, für die französische Regierung beizeiten die Haltung des Anklägers eingenommen. Noch ehe Enghien entführt worden war, hatte der Minister von der badischen Regierung, durch ein Schreiben vom 10. März, die Ausweisung aller französischen Ausgewanderten gefordert, weil sie hochverräterische Dinge trieben. Und durch sein Schreiben vom folgenden Tage suchte er, die Verhaftung des Herzogs (die bei Uebergabe des Schreibens geschehen war) mit der Gefährlichkeit der besagten Dinge zu begründen. Dasselbe Pferd ritt Talleyrand bei Württemberg, Bayern und Hessen, und so war die einzige Folge der Gewalttat von Ettenheim, daß jene drei Staaten und Baden

die Ausgewanderten auswiesen, mithin gewissermaßen anerkannten, daß Frankreich zu der Gewalttat seine guten Gründe gehabt habe.

Am Berliner Hof nahm man die Erschießung des Herzogs nicht leicht; Königin Luise brannte darauf, wie Lombard an Hardenberg schreibt, Trauer anzulegen. Aber offiziell ereiferte man sich keineswegs. Der Minister von Haugwitz zeigte dem französischen Gesandten „einige Besorgnis über die Vorwürfe, die gegen die Form würden erhoben werden können, obgleich es in Deutschland Beispiele von allem gäbe." Der König aber ließ durch den Minister der französischen Regierung seinen Wunsch wiederholen, „daß der Erste Konsul die schreckliche, gegen seine Person und seine Regierung erbitterte Kombination entwurzele."

In Wien verhielt man sich ebenso. Graf Cobenzl sagte dem russischen Botschafter, der ihn auf die Notwendigkeit, im Namen der beleidigten Reichswürde vorzugehen, hinwies: Nous sommes à la bouche du canon. Ja er erschöpfte sich gegenüber Champagny, dem französischen Gesandten, in Höflichkeiten und Beteuerungen. Und der Kaiser sagte sogar zu dem letzten: „Wenn Sie mit meinen Ministern nicht zufrieden sind, wenden Sie sich an mich, ich werde ihnen Beine machen." Auch in Wien ließ man sich herbei, die Ausgewanderten auszuweisen. Uebrigens hatte Talleyrand am 19. März an Champagny eine Instruktion gesandt, worin er hinsichtlich der Verletzung des Völkerrechtes den Standpunkt der Unverfrorenheit mit den Worten einnahm: „Als ob es denn überhaupt erst noch nötig wäre, in einer solchen Angelegenheit, wo es sich um die Ermordung des Oberhauptes eines großen Reiches handelt, mit dem Kompaß die Schritte zu regeln, die erforderlich sind, die Ausführung einer so großen Freveltat zu verhindern."

Die einzige Macht, die, freilich fern vom Schuß, entschieden gegen den Ersten Konsul auftrat, war Rußland, das zur Zeit mit England über einen Hilfsgeldervertrag verhandelte. Der Zar hätte sofort mit Frankreich brechen mögen; aber da Rußland noch nicht ganz kriegsfertig war, wurde am 17. April beschlossen, die Zeichen der offiziellen Entrüstung über den Fall Enghien abzustufen, in der bei den Staatskanzleien einzulegenden Verwahrung nur die Grenzverletzung zu erwähnen. Am Hofe wurde Trauer angelegt, wurden der französische Gesandte und seine Gattin vom Zaren „geschnitten." Der letzte erging sich in heftigen Schmähungen gegen die französische Regierung, „dieses Gesindel von Räubern und Mördern." Als aber der Zar in Paris Erklärungen fordern ließ, fragte Bonaparte höhnisch zurück, ob man in Petersburg, als England die Ermordung Pauls I. plante, davon Kenntnis gehabt habe, und warum man sich nicht beeilt

habe, die Verschworenen innerhalb der Reichsgrenzen zu ergreifen. Am 6. Mai läßt Alexander I. dem Deutschen Reichstage zu Regensburg eine Note übergeben, worin er, als Gewährleister des Reiches, seiner Rechte und seiner Verfassung, Verwahrung gegen den Ettenheimer Frevel einlegt und einen kräftigen Widerspruch gegen die Grenzverletzung fordert. Dem Reichstag kam das höchst ungelegen. Als Anfang Juli die russische Note besprochen wurde, lag eine zwischen Talleyrand und der badischen Regierung verabredete badische Erklärung vor. Darin hieß es: Indem der Kurfürst von Baden die reinste Absicht des russischen Kaisers und dessen „unwandelbare Teilnahme an der Wohlfahrt des Deutschen Reiches ebenso lebhaft verehre, wie er von der innigsten Dankbarkeit für die dem Kurfürsten ganz besonders gewährte wohlwollende Zuneigung durchdrungen sei, würde er doch seinen tiefen Schmerz nicht unterdrücken können, wenn das in Frage stehende Ereignis, das sich zufällig in seinem Lande zugetragen habe, der Anlaß zu beschwerlichen Verhältnissen werden sollte, die für die Ruhe Deutschlands die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen dürften. Diese wichtige Betrachtung, verbunden mit dem zuversichtlichen Vertrauen in die erst bei der jüngsten Friedensvermittelung erprobte wohlmeinende Gesinnung des französischen Gouvernements und dessen erhabenen Chefs gegen das gesamte Reich und in die diesen Gesinnungen gemäßen Erläuterungen des befragten Vorfalles, müsse den Kurfürsten mit dem Wunsche erfüllen, daß man den darüber geschehenen Eröffnungen keine weitere Folge gebe." Dem stimmten die Gesandten Oestreichs und Preußens zu. Der preußische Gesandte sprach die Erwartung aus, „daß sein königlicher Herr in der badischen Erklärung eine Beruhigung für die Zukunft finden und dem . . . aus so erheblichen Beweggründen geäußerten Wunsche" seinen Beifall zollen werde. Der östreichische Gesandte äußerte die zuversichtliche Erwartung, daß der Kaiser „den Antrag Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht von Baden und die von dem französischen Gouvernement erhaltenen Erläuterungen des besagten Vorfalles mit all jener gewohnten Teilnahme und Rücksicht" aufnehmen werde, die er jeder Angelegenheit widme, „wodurch Ruhe, Sicherheit und Wohlfahrt des Deutschen Reiches gefördert werden können." Als auch danach, im letzten Drittel des Julis, durch den Antrag Hannovers auf ein Reichsgutachten und auf Heischung genugtuender Erklärungen von Frankreich, die Ettenheimer Sache nicht zur Ruhe kam, verließen die meisten Reichsgesandten Regensburg Ende des Monats, noch vor den Ferien; d. h. der Deutsche Reichstag nahm im Sommer 1804 vor Bonaparte und Talleyrand Reißaus.

b. Gesellschaft und Hof unter dem Konsulat, die Gründung der Ehrenlegion, das Verfahren gegen die republikanische Opposition vom Jahre 8 bis zum Jahre 10, das Konsulat auf Lebenszeit, die Verfassungsänderung vom Jahre 10, die Errichtung des Kaisertums.

Die Gesellschaft unter dem Konsulat, die neue oder nachrevolutionäre Gesellschaft, beruhte auf den neuen Besitzverhältnissen; an der Stelle der bevorrechtigten Stände von ehedem, der adligen und geistlichen Notabeln, standen nun die Notabeln des Besitzes. Natürlich eine sehr gemischte Gesellschaft; eine, in der neben achtbaren Industriellen und Großkaufleuten, neben ehrenwerten Adligen und Patriziern, Leute den Ton angaben, die entweder als Bankiers oder als Haus- und Grundstücksmakler durch Schwindel und Betrug reich geworden waren, oder als Armeelieferer durch Unterschleif oder als Kommissare durch Brandschatzung in Feindesland ein großes Vermögen gesammelt hatten. In diesen Kreisen, wo die Jüngeren ohne Schulbildung, die Aelteren geistig abgestumpft waren, ging das Streben der meisten auf materielle Genüsse. Man scheute die Aufregungen des politischen Lebens, man wollte vor allem Sicherheit des Daseins, um bei Schlemmen und Prassen, bei der rohen Völlerei und Fresserei, die Mode geworden waren, nicht gestört zu werden.

Natürlich gehörte zu der neuen Gesellschaft, zu den neuen Reichen, auch die Familie Bonaparte. Da war — späterhin wird von allen ausführlicher zu sprechen sein — der Familienchef, Josef, der auf seinem schönen Landgute Mortefontaine den großen Herrn spielte. Im Floréal des Jahres 10 sagte er zu Roederer: „Wir sind alle reich." Da war Lucien, der als Gesandter in Madrid reich geworden war. Er stand am Ende des Konsulats schlecht mit dem Ersten Konsul, weil er die 1803 Witwe gewordene Königin von Etrurien nicht hatte heiraten wollen, sondern ein Mädchen aus niederem Stande genommen hatte und sich weigerte, seine Ehe zu lösen. Da war Louis, der auf Josefinens Betreiben Hortense geheiratet hatte und auf großem Fuße lebte. (Jérôme war 1802—3 in Amerika, wo er zu Baltimore Elisa Patterson ehelichte.) Da war die älteste Schwester, Elisa, verheiratet mit einem Offizier, dem Korsen Felix Bacciochi. Sie sammelte mit Lucien zu Neuilly Schöngeister um sich, brachte Fontanes und Chateaubriand beim Ersten Konsul in Gunst. Dann Pauline,

seit 1802 Witwe des Generals Leclerc, seit 1803 Fürstin Borghese, und Karoline, seit 1800 Frau Murat, die in ihrem prächtigen Hotel Thélusson die Kameraden ihres Mannes und die ganze offizielle Welt empfing. Auch Frau Lätizia hatte in Paris ihren Palast, und Onkel Fesch, vordem Magazinverwalter bei der italienischen Armee und Händler mit italienischen Kirchengemälden, stak als Erzbischof von Lyon wieder im geistlichen Gewande. Ja, die Bonapartes, vor Jahren arm wie Kirchenmäuse, waren allesamt Leute von Stand und Vermögen geworden.

Merkwürdig, wie die neue besitzende Klasse, die politisch ohnmächtig war und sich in der Verwaltung in Departement, Arrondissement und Gemeinde nur nach dem Belieben der Regierung betätigen konnte, merkwürdig, wie dieses Bürgertum allmählich von seinen republikanischen Gepflogenheiten abließ. Im Anfang des Konsulats trug man noch die bürgerlich-militärische Tracht; nach einigen Jahren aber kam vielfach die Tracht des Ancien Régime wieder auf. Statt des Säbels trug man wieder den Paradedegen, statt der Stiefel Schnallenschuhe und Wadenstrümpfe. Heimgekehrte Adlige trugen Fracks und Pantalons, um ihre Verarmtheit kenntlich zu machen. Die Frauen kleideten sich prächtig in Samt und Seide und zierten sich mit kostbarem Geschmeide. Man sah wieder galonnierte Lakaien, in Kleidern von den Farben der Häuser, wo sie dienten. Für die Anreden citoyen und citoyenne kamen monsieur und madame in Gebrauch. Die Straßen verloren ihre republikanischen Namen und bekamen ihre früheren wieder. In der Lesewelt wurden Voltaire und Rousseau in den Hintergrund gedrängt; die katholisierenden Schriftsteller — wir sprachen schon von Chateaubriand — wurden die Lieblinge, die Löwen des Tages.

Am deutlichsten zeigte sich in dem Auftreten, in der Lebensweise des Ersten Konsuls, daß die Republik im Verschwinden war. *Der Hof unter dem Konsulat* — wer darauf sah, wußte, was kam.

Anfänglich, in den Monaten, wo Bonaparte im Luxembourg wohnte, ging es bei ihm noch verhältnismäßig einfach her. Er lebte mit Josefine und seinen Stiefkindern wie ein reicher Rentner, empfing ohne Umstände seine Kriegsgefährten und die Schriftsteller, Künstler und Gelehrten, die in der Rue de la Victoire bei ihm ein- und ausgegangen waren. Die Frauen von Zivilbeamten und Militärs bildeten den Kern des wenig gewählten Kreises, der Josefine umgab. Allmählich wurde das anders. Der Zugang zum Ersten Konsul wurde schwieriger, er wählte sorgsam den Umgang seiner Frau, erschien in ihrem Salon nur auf Augenblicke und benahm sich ohne Vertraulichkeit.

Dann, im Februar 1800, zog er in die Tuilerien ein. Da grade die Nachricht vom Tode Washingtons kam, nahm er die Möglichkeit wahr, seinem Umzug nach dem Palast der Könige durch eine republikanische Kundgebung unauffälliger zu machen. In einem Tagesbefehl über den Tod Washingtons sagt er der Nation: „Washington ist tot. Der große Mann hat sich gegen die Tyrannei geschlagen. Er hat die Freiheit seinem Vaterlande gesichert. Sein Andenken wird dem französischen Volke, wie allen freien Männern beider Weltteile, teuer bleiben, besonders aber dem französischen Soldaten, der sich wie Washington und wie der amerikanische Soldat für Freiheit und Gleichheit geschlagen hat. Der Erste Konsul befiehlt deshalb, daß die Fahnen und Standarten der Republik zehn Tage lang mit schwarzem Flor behangen seien." Damit nicht genug; am Tage der feierlichen Ueberführung der bei Abukir erbeuteten Fahnen in den Tempel des Mars, zu den Invaliden — die Ueberführung sollte dem Einzuge in die Tuilerien vorausgehen —, an diesem Tage läßt Bonaparte eine Trauerfeier für Washington veranstalten. Als am 9. Februar 1800 General Lannes die Fahnen von Abukir in Gegenwart der hohen Staatsbehörden dem Kriegsminister Berthier übergibt, ist im Festsaale neben der Büste des Mars die Washingtons aufgestellt. Nach Berthiers Antwortrede an Lannes hält der gelehrte Schriftsteller und Dichter Fontanes eine Lobrede auf Washington, die leicht zu deuten ist. Er preist Washington als einen Feldherrn von mehr stillem als glänzendem Verdienst; bei seiner Art zu befehlen und sich zu schlagen habe der Verstand stets über der Begeisterung gestanden. Ueberdies könnte in Zukunft kein Volk der Welt dem Volke Lehren des Heldenmutes erteilen, das die Vorbilder aller Heldentugenden in seinem Schoße berge. Die militärischen Wunder, die die französischen Truppen vollbracht, hätten den Glanz aller Großtaten auf diesem Gebiete abgeschwächt. „Washingtons Entwürfe waren mehr wohl überlegt als kühn; er riß nicht zur Bewunderung hin, aber er erwarb sich jederzeit Achtung ... Von Zeit zu Zeit erscheinen auf dem Schauplatze der Welt wunderbare Männer, deren Bestimmung es ist, zu herrschen ... Eine Art übernatürlicher Eingebung leitet sie; ihre Unternehmungen sind von fortreißender Gewalt. Die Menge sucht sie noch in ihrer Mitte und findet sie nicht mehr. Sie erhebt ihre Augen und sieht den, der den Unwissenden und Neidischen nur wie ein Tollkühner erschienen war, umgeben von einer Glorie von Licht und Ruhm. Washington besaß nicht jene stolzen, imposanten Züge, die die Welt in Erstaunen setzen, er hatte mehr Klarheit und Folgerichtigkeit, als Kraft und Erhabenheit der Ideen." Fontanes bezeichnet Washington als den Mann, „der die Verwegenheit der Parteien niederhielt und die Ord-

nung wiederherstellte.“ Anspielend auf den 18. Brumaire, erinnert er daran, daß Washington, nachdem der Friede geschlossen worden war, seine Machtvollkommenheiten niederlegte, um sich nur noch gesetzlicher Mittel gegen die Parteien zu bedienen. Und am Schluß bricht er in die Anrede aus: „Ja, Deine Ratschläge sollen befolgt werden, o Washington, o Krieger, o Gesetzgeber, o Bürger ohne Tadel! Der, der Dich, obwohl noch jung an Jahren, an Schlachtenruhm übertrifft, wird, wie Du, mit seiner siegenden Hand die Wunden des Vaterlandes schließen!“ Lafayette, Washingtons Freund und Waffenbruder, wurde vom Redner auf Befehl, wie es heißt, mit Stillschweigen übergangen.

Diese blumige Rede mochte dem Ersten Konsul behagen; doch er war nüchtern genug, um an seinem ersten Abend in den Tuilerien zu sagen: „Bourienne, es ist nicht genug, in den Tuilerien zu sein, man muß auch darin bleiben.“

Mehr und mehr entfernte er sich in der Folge von der republikanischen Schlichtheit. Bis zum zweiten italienischen Feldzuge umgab er sich zwar noch mit Männern von 1789 und mit Mitgliedern des Instituts, nach Marengo aber wollte er andre Leute, solche, die zum Ancien Régime gehört hatten. Nur sie, sagt er, verstehen zu dienen. Die Liberalen, die ihm bei der Gesetzgebung widersprachen, wurden ihm mehr und mehr verhaßt; er wollte Höflinge um sich haben, keine „Ideologen.“ Nach Marengo wird seine Wohnung in den Tuilerien prächtig eingerichtet, nach Amiens entschließt er sich, eine Art Hof zu bilden. Er bezieht statt der halben Million, die die Verfassung festgesetzt hatte, eine Zivilliste von sechs Millionen; er hat also die Mittel, fürstlich aufzutreten. Fortan gibt es in den Tuilerien einen Palastgouverneur (Duroc), vier Palastpräfekten, vier Ehrendamen für Josefine, darunter Frau von Rémusat und Frau von Montesson, die am Hofe Ludwigs 16. gelebt hatte. Große Empfänge werden abgehalten, auch Fremdenempfänge, wo die Gesandten ihre Landsleute vorstellen. Selbstverständlich herrscht nun eine strenge Etikette, und Kleiderfragen sind wichtig. Am Fest des 14. Juli 1802 erschien Bonaparte in roter Seide von Lyon, ohne Stulpen und mit schwarzer Halsbinde. Auch dafür, daß Degen, Schnallenschuhe und seidne Strümpfe an die Stelle von Säbel und Stiefeln treten, gibt er das Beispiel. Und alle, die ihm den Hof machen, beeifern sich, bei ihrer Tracht auf die des Ancien Régime zurückzugreifen. Man trägt wieder Haarbeutel und pudert sich wieder; so der Minister Gaudin. Zwar trug Bonaparte das Haar wie vorher, aber es war ihm überhaupt erwünscht, daß sich seine Umgebung mit all den Nichtigkeiten der Tracht beschäftigte. In den Tuilerien war er bald durchaus der Gebieter, mit dem keiner frei

heraus zu sprechen wagte. Freilich konnte sein Hof denen, die den alten Hof gekannt hatten, nicht imponieren. Talleyrand z. B. spottete über die Leute, die nicht auf dem Parkett zu gehen verstanden. Und wie die Hofgesellschaft den Gegensatz von Neuen und Alten erkennen ließ, war das ganze Hofwesen ein Gemisch von neuen und alten Sitten, wie der Deutsche Reichardt urteilt, von buntem, noch unbestimmtem Geschmack.

Auch sonst war der Erste Konsul darauf bedacht, fürstlich aufzutreten. Im Theater saß er in prächtiger Loge, ernst, fast unbeweglich, ohne je seine Meinung zu bekunden. Die Offiziere hinter ihm standen. Dann die Revuen, die ihm dazu dienten, sich auf seinem eigensten Gebiete dem Volke zu zeigen. Sie waren keine bloßen Paraden, sondern ernsthafte Besichtigungen. Bald zu Fuß, bald zu Pferde, bewegte sich Bonaparte durch die Reihen, um Soldaten und Offiziere kennen zu lernen und sich ihnen zu zeigen. Er kümmerte sich dabei um die Einzelheiten der Ausrüstung und des Dienstes, die Bedürfnisse der Mannschaften, und im Namen der Nation erteilte er Lob oder Tadel, Auszeichnungen und Belohnungen. Die Revuen, die oft viele Stunden dauerten, waren ihm ein Mittel, die Armee in das öffentliche Leben zu bringen, sie in ihren eignen Augen und in den Augen der Bürgerlichen zu heben. Auch fehlten die Höflinge nicht, die, wenn zur Revue das Wetter gut geworden war, sagten, der Erste Konsul befehle den Elementen oder sei von den Göttern begünstigt.

An dem höfischen Wesen hielt Bonaparte auch in St. Cloud fest, nicht aber in Malmaison. Hier ließ er sich gehen, ließ er auch andre volle Freiheit genießen. Unter Leitung von Talma und Michot wurde zu Malmaison Komödie gespielt. Dabei wirkten mit Hortense und Eugen Beauharnais, Karoline Murat, bekanntlich auch Bourienne, und ein Graf Almaviva. An den Spieltagen gab es Diners zu vierzig und Soiréen zu hundertfünfzig Personen.

Schließlich gehören zum Glanze des Konsularhofes auch die Gesellschaften bei den hohen Staatsbeamten, vor allen die bei Cambacérès, dem Schlemmer, und bei Talleyrand, und dann die Gesellschaften bei den Bonapartes. Die Soiréen begannen mit Vorlesungen, später traten Sängerinnen oder Tänzerinnen auf, ein Ball machte den Schluß. Der Tanz war das Hauptvergnügen der Zeit.

Alles in allem — was auch Kritiker sagen mochten —: der Konsularhof, und was dazu gehörte, was sich durch unerhörten Luxus neben ihm hervortat, das insgesamt bot ein glänzendes Schauspiel für die Einheimischen, ein besonders anziehendes für die Fremden, die aus Nah und Fern hergekommen waren, um den ersten Mann der Welt zu sehen.

Die Gründung der Ehrenlegion geschah durch das Gesetz vom 19. Mai 1802. Gewissermaßen war ihre Vorläuferin die Einführung von Ehrenwaffen in der Armee (Ehrensäbel, Ehrenkarabiner, Ehrentrompeten und Ehrentrommelstöcke), deren Empfänger auf Marmortafeln im Tempel des Mars verzeichnet wurden. Nach dem Plane des Ersten Konsuls hatte die Ehrenlegion den dreifachen Zweck: 1. In Uebereinstimmung mit dem Artikel 87 der Verfassung, „eine nationale Belohnung für die Krieger zu bestimmen, die im Kampfe für die Republik glänzende Dienste geleistet haben werden." 2. Eine zugleich bürgerliche und militärische Hierarchie aufzurichten — auch bürgerliche Dienste und Tugenden sollten belohnt werden —, eine Hierarchie, deren Chef der Erste Konsul war, und die ihm durch einen feierlichen Schwur, durch Jahresgehalte und besondre Verpflichtungen verbunden war. 3. Einen Notabelnstand zu bilden, dessen Mitglieder ihre lebenslängliche Notabilität einzig und allein dem Staatschef verdankten. Die Einrichtung ist demnach folgende. Die Legion, deren Oberhaupt der Erste Konsul ist, besteht aus dem Grand conseil d'administration und 15 Kohorten, die ihre besondren Standorte haben. Jede Kohorte hat 7 Großoffiziere, von denen jeder 5000 Franken Jahresgehalt bekommt, 20 Kommandanten, jeder mit 2000, 30 Offiziere, jeder mit 1000, und 350 Legionäre, jeder mit 250 Franken Jahresgehalt. Jede Kohorte bekommt Nationalgüter im Werte von 200 000 Franken Rente. Auch soll jede ein Hospiz für kranke Legionäre haben. Der Grand Conseil schlägt dem Ersten Konsul zu Mitgliedern der Legion solche Personen vor, die entweder als Militärs dem Staate im Kampfe um die Freiheit größere Dienste geleistet, oder als Bürger durch ihr Wissen, ihre Talente, ihre Tugenden dazu beigetragen haben, die Grundsätze der Republik aufzustellen oder zu verteidigen, oder der Gerechtigkeit und öffentlichen Verwaltung Liebe und Achtung zu verschaffen. Jeder muß bei seiner Aufnahme in die Legion schwören, „bei seiner Ehre, sich dem Dienste der Republik zu widmen, der Erhaltung ihres Gebietes in seiner Unversehrtheit, der Verteidigung ihrer Regierung, ihrer Gesetze und des Eigentums, das sie bestätigt haben, zu bekämpfen mit allen Mitteln, die die Gerechtigkeit, die Vernunft und die Gesetze rechtfertigen, jede Unternehmung, die auf die Wiederherstellung der Feudalherrschaft ausgeht, . . . endlich, mit seiner ganzen Kraft bei der Aufrechterhaltung der Freiheit und Gleichheit mitzuwirken."

Der Plan zur Errichtung der Ehrenlegion stieß im Staatsrat, im Tribunat, im Corps législatif und überhaupt bei der öffentlichen Meinung auf eine Abneigung, wie kein andrer Plan der Konsularregierung. Man hielt dafür, es solle eine neue Aristokratie gebildet werden, man werde durch die Ehrenlegion die alten aristokratischen

Vorurteile wieder zum Aufleben bringen. Die meisten sahen in der Legion eine auserlesene National-Ehrenwache oder eine Kreaturenlegion des Ersten Konsuls; nur wenige sahen in ihr eine Einrichtung, die vortrefflich geeignet wäre, gegenüber dem erblichen Geburtsadel einen Adel der Verdienstvollen und der Tüchtigen aufzurichten.

Bemerkenswert ist, wie Bonaparte seinen Plan im Staatsrate begründet und verteidigt. Er sagt: Die Ehrenlegion soll für alle sein. „Wenn man die Ehren in militärische und bürgerliche unterschiede, würde man zwei Stände herstellen, obwohl es nur eine Nation gibt. Wenn man Ehren nur für die Militärs bestimmte, würde es noch schlimmer sein, denn dann wäre die Nation nichts mehr.“ Bei der folgenden Erörterung sagt Berlier: „Die vorgeschlagene Einrichtung führt zur Aristokratie; die Kreuze und die Ordensbänder sind der Tand der Monarchie.“ Der Erste Konsul antwortet: „Man zeige mir eine alte oder eine neue Republik, wo es keine Auszeichnung gegeben hat! Man nennt das Tand; nun wohl, mit Tand leitet man die Menschen. Ich würde das nicht auf einer Tribüne sagen; aber in einem Rat von Weisen und Staatsmännern soll man alles sagen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit, die Gleichheit liebt; zehn Revolutionsjahre haben die Franzosen keineswegs geändert, sie sind, was die Gallier waren, stolz und oberflächlich. Sie haben nur ein Gefühl, die Ehre. Man muß also diesem Gefühle Nahrung geben; sie brauchen Auszeichnungen. Sehen Sie einmal, wie tief sich das Volk vor den Orden der Fremden verneigt; diese sind von dieser Verehrung überrascht und verfehlen nicht, ihre Dekorationen zu tragen. Wenn man will, kann man den Plan einen Stand nennen; die Worte tun nichts zur Sache. Aber schließlich, zehn Jahre lang hat man von Einrichtungen gesprochen; was hat man gemacht? Nichts; die Zeit war noch nicht gekommen . . . Man hat alles zerstört, es handelt sich darum, wiederzuschaffen. Es gibt eine Republik, Gewalten, aber das Uebrige der Nation, was ist das? Sandkörner. Wir haben in unserer Mitte die alten Bevorrechtigten organisiert nach Grundsätzen und Interessen und wohl wissend, was sie wollen. Ich kann unsre Freunde zählen; aber wir, wir sind verstreut, ohne System, ohne Vereinigung, ohne Fühlung mit einander. Solange ich sein werde, stehe ich ein für die Republik; aber man muß die Zukunft bedenken. Glauben Sie, daß die Republik endgiltig gewonnen ist? Sie würden sich täuschen. Wir sind Herren, sie (zur endgiltig gewonnenen) zu machen; aber wir haben es noch nicht gemacht, und wir werden es nicht machen, wenn wir nicht auf den Boden Frankreichs einige Massen von Granit werfen . . . Ich verlange nicht, daß die Einrichtung allein die Republik retten soll; aber sie wird ihre Rolle darin spielen.“

Nur gegen beträchtliche Minderheiten wurde der Gesetzentwurf über die Ehrenlegion Gesetz. Der Staatsrat sprach sich mit 14 gegen 10 für ihn aus, das Tribunat mit 56 gegen 38, der Gesetzgebende Körper nahm ihn mit 170 gegen 110 Stimmen an.

Uebrigens trat die Ehrenlegion erst im Sommer 1804 ins Leben. Am 15. Juli nimmt der Kaiser im Invalidendom nach einem Hochamt, in Gegenwart der Kaiserin und des ganzen Hofes, den zu Mitgliedern der Legion erwählten den Eid ab und übergibt ihnen die Kreuze. Am 15. August, seinem Geburtstage, tut er das Gleiche im Lager zu Boulogne, angesichts des Meeres und der zur Eroberung Englands bestimmten Flotte, in Anwesenheit von 300 000 Zuschauern und der ganzen Armee, unter dem Wirbeln von 1800 Trommeln. Eine Feier, die alle Teilnehmer aufs äußerste begeistert.

Das Verfahren gegen die republikanische Opposition vom Jahre 8 bis zum Jahre 10 besteht wesentlich in der Vergewaltigung der Presse, in der von Republikanern, in der Errichtung der Spezialgerichte und in der Vergewaltigung des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers.

Zur Vergewaltigung von Republikanern — von der Presse sprachen wir schon — schreitet der Erste Konsul nach dem Attentat vom Dezember 1800. Er macht für das Attentat, dessen royalistischer Ursprung nicht zweifelhaft sein konnte, die „Jakobiner" verantwortlich. Er will denen, die den republikanischen Ideen treu geblieben sind und ihm im Wege stehen, einen Schlag versetzen, damit vor Europa dartun, daß er der Mann der Ordnung ist und keineswegs, wie ihn Pitt genannt hat, der Erbe und Champion der Jakobiner. Da ihm Tribunat und Corps législatif ein Aechtungsgesetz verweigerten, ließ er vom Staatsrat eine acte du gouvernement abfassen. Sie wurde vom Senat für eine mesure conservatrice de la Constitution erklärt und als solche zwei Wochen nach dem Attentate in Kraft gesetzt. Das war die Aechtung von 130 Republikanern. Sie sollten außerhalb des europäischen Gebietes der Republik unter Ueberwachung gestellt werden, nicht als Attentäter, sondern als Septembriseurs (Mörder aus der Schreckenszeit vom September 1792) und als Anarchisten, obwohl sie in Wirklichkeit nichts als Regierungsgegner waren. Die meisten wurden nach Guyana verschickt, andre nach der Seschelleninsel Mahé. Bis auf ungefähr zwanzig, die nach dem Sturze Napoleons heimkehrten, gingen diese Unglücklichen zugrunde.

Zu der Aechtung der Hundertdreißig kamen noch andre Maßregeln. Noch im Monat des Attentates erging eine Verfügung, wonach 52 bekannte Demokraten außerhalb des Seine-Departements und der

ihm benachbarten Departements interniert wurden. Ueberdies wurden Frauen und Witwen von Republikanern ohne Urteil ins Gefängnis geworfen, z. B. die Witwen von Chaumette, Marat, Babeuf. Auch kam es zu ungesetzlichen Verurteilungen zum Tode und zu Hinrichtungen. Einige Republikaner, die in eine von der Polizei angezettelte Verschwörung verwickelt worden waren, wurden vor eine Militärkommission gestellt, verurteilt und in der Ebene von Grenelle erschossen. Wieder andre wurden durch das Kriminalgericht der Seine zum Tode verurteilt, obgleich sie nur Gegner Bonapartes oder höchstens Leute mit Verschwörergelüsten waren. Sie wurden im Pluviôse des Jahres 9 guillotiniert.

Das war in demselben Monat, wo die Regierung, wie wir schon wissen, die Errichtung der Spezialgerichte durchsetzte, die ihr auch als Rachewerkzeug gegen ihre Widersacher dienten.

Was die Vergewaltigung des Tribunats betrifft — wie groß Bonapartes Abneigung gegen diese Körperschaft war, hatte schon ein Gesetzentwurf gezeigt, den er in der Session des Jahres 8 hatte vorlegen lassen. Da forderte er für die Regierung das Recht, die Zeit zu bestimmen, worin das Tribunat die ihm vorgelegten Gesetzentwürfe zu prüfen habe. Genügte die Zeit nicht, so durfte sie der Gesetzgebende Körper auf Antrag der Tribunen verlängern; doch wenn sie nicht zur Debatte kamen, wurde ihre Zustimmung ohne weiteres angenommen. Auch behielt sich die Regierung das Recht vor, im Laufe der Session jeden Gesetzentwurf zurückzuziehen und von neuem vorzulegen, so daß sie nach ihrem Belieben jede Beratung unmöglich machen konnte. Motive dafür wurden nicht beigebracht. Wie sonst wurde als Hauptgrund die augenblickliche Lage angegeben, die die Einigkeit der Staatsgewalten notwendig mache. Vom Ausschuß des Tribunats, wo die Vorlage geprüft und mäßig bekämpft worden war, wurde empfohlen, sie anzunehmen. Nun wagt es der Tribun Benjamin Constant de Rebecque, der politische Freund und der Geliebte der Frau von Staël, dem Ersten Konsul entgegenzutreten. Er sagt, daß das Tribunat das Organ der nationalen Erörterung sei, und daß es keinen Vorteil davon habe, nützlichen Einrichtungen Schwierigkeiten zu machen. „Wenn diese Wahrheiten begriffen würden, wenn die verfassungsmäßige Bestimmung des Tribunats nicht verkannt wäre, so hätte vielleicht der Ihnen vorliegende Entwurf einige Aenderungen erfahren. Aber die Annahme einer beständigen Opposition ohne bestimmten Gegenstand, der Gedanke, daß der Beruf des Tribunats nur der sein kann, die Bildung der Gesetze zu verzögern, hat jedem Artikel dieses Gesetzes das Gepräge des ungeduldigen Verlangens aufgedrückt, unsren vorausgesetzten Widerstand zu entkräften, indem man uns an Schnellig-

keit übertrifft. Man zeigt uns die Entwürfe gleichsam im Fluge, in der Hoffnung, daß wir sie nicht zu fassen vermögen. Wie durch eine feindliche Armee will man sie durch unsre Prüfung hindurchjagen, um sie in Gesetze zu verwandeln, ohne daß wir imstande gewesen sind, sie anzugreifen." Das bedeute, die Regierung bekomme eine solche Gewalt, daß sie fortan jede Diskussion unterdrücken könne, indem sie die Frist der Vorberatung abkürze. Wohin werde das führen, wenn große Gesetzentwürfe vorlägen! Berufe man sich auf die Notwendigkeit der Dringlichkeitsgesetze, so hätten grade diese alles Unglück und alle Verbrechen der Revolution hervorgerufen. Es sei endlich Zeit, zu dem langsamern Geschäftsgange ruhiger Tage zurückzukehren, bei dringenden Gefahren dürfe man der Vaterlandsliebe der Tribunen vertrauen. „Ohne Zweifel ist Harmonie der verschiedenen Gewalten der Republik höchst wünschenswert; aber die Unabhängigkeit des Tribunats ist zu dieser Harmonie nicht weniger nötig, als die verfassungsmäßige Macht der Regierung. Ohne Unabhängigkeit im Tribunat gäbe es weder Einigkeit, noch Verfassung — es gäbe nur noch Knechtschaft und Schweigen, ein Schweigen, das ganz Europa verstehen würde." Trotz dieser Rede spricht sich das Tribunat mit 54 gegen 26 Stimmen für das Gesetz aus. Der Gesetzgebende Körper nimmt es schnell an. Wenigstens hatte die Kritik der Opposition die Folge, daß die Regierung das Gesetz maßvoll anwandte. Ja sie verfügte sogar, daß dem Tribunat jeder Gesetzentwurf mit seiner Begründung vorzulegen sei.

Uebrigens rief Constants Auftreten die Verfolgung der Frau von Staël hervor. Fouché ließ sie zu sich kommen, sagte ihr, daß der Erste Konsul argwöhne, sie habe Constant zu seiner Rede aufgereizt. Frau von Staël erwiderte, ihr Freund sei ein zu bedeutender Mann, als daß seine Ansichten einer Frau zugeschrieben werden könnten, auch enthalte seine Rede kein Wort, das den Ersten Konsul beleidigen könne. Fouché räumte das ein, gab aber der Dame, in deren Salon sich die Unzufriedenen sammelten, den Rat, aufs Land zu gehen. Eine Ausweisung, der sie sich, nach vergeblichen Bemühungen dagegen, fügen mußte.

Die weitere, eigentliche Vergewaltigung des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers zu Anfang 1802, als Bonaparte den Code civil zur Annahme bringen wollte, kennen wir schon. Benjamin Constant gehörte zu den Opfern.

Erwähnt sei noch, daß der Erste Konsul, Thibaudeau zufolge, sagte: „Im Tribunat sitzen 12 bis 15 Metaphysiker, die ertränkt zu werden verdienen; sie sind ein Ungeziefer, das ich in meinen Kleidern habe."

Das alles gegenüber einer Opposition, die im ganzen sehr bescheiden auftrat, nur einen Schatten von Aufsicht beanspruchte, keinesfalls Gesetze diktieren wollte, sondern nur verlangte, daß der Erste Konsul die Gesetze, die er hatte abfassen lassen, achte; geschweige denn, daß einer der parlamentarischen Widersacher der Regierung auf den Sturz des Regierungschefs gesonnen hätte.

Das Konsulat auf Lebenszeit machte der Erste Konsul nach Marengo zum Ziel seiner Wünsche. Natürlich, daß er schon vor dem Zweiten italienischen Feldzuge bedacht hatte, was werden solle, wenn er stürbe. Er liebte es, von seinem Glück, von seinem Stern zu sprechen, und anscheinend gleichgiltig sprach er auch von der Möglichkeit seines Todes, um zu hören, was andre von der Zukunft dachten. Man sollte bei ihm an eine überirdische Sendung glauben oder wenigstens annehmen, daß das Heil Frankreichs mit ihm stehe und falle. Daß er mit Sorgen um seine Macht daheim ins Feld zog und in Italien verweilte, dafür gibt es mannigfache Beweise. Schon aus Genf schrieb er an seine Mitkonsuln, sie sollten jeden kräftig treffen, der sich hervorwage (qui s'écarterait de la ligne.) Vor dem Uebergang über den Großen St. Bernhard, am 15. Mai, wies er Talleyrand an, der üblen Wirkung auf die öffentliche Meinung, die vom Verluste Ägyptens zu befürchten wäre, entgegenzuwirken. „Gebt zu verstehen, daß, wenn ich in Ägypten geblieben wäre, diese herrliche Kolonie uns noch gehören würde, wie wir, wenn ich in Frankreich geblieben wäre, Italien nicht verloren hätten." Und am 22. Mai führte er in einer Kundgebung an die Italiener den Franzosen vor Augen, daß es ihr Nutzen wäre, an ihm festzuhalten. Italien habe, nachdem es wieder unter den Kaiser von Oestreich gekommen sei, eine Schreckenszeit erlebt; die Bevorrechtigten hätten sich für drei Jahre der Gleichheit entschädigen wollen. „Es ist nötig, daß das französische Volk das Schicksal kennt, das ihm die Könige von Europa bestimmen, falls sich die Gegenrevolution vollzieht."

Als Bonaparte Anfang Juli 1800 aus Italien nach Paris zurückgekehrt war, wußte er, daß man sich während seiner Abwesenheit ernstlich mit der Frage beschäftigt hatte, wer ihn, wenn er im Kriege gefallen sei, ersetzen könne. Vor allen hatten das Josef und Lucien bedacht. Auch war deswegen bei Talleyrand, bei Fouché und bei Sieyès Rat gepflogen worden, und man hatte sich auf Carnot geeinigt, als auf den Mann, der nach seiner Vergangenheit der Rechte sei, und der niemand verdunkeln werde. Der Erste Konsul konnte sich erzählen lassen, welchen Eindruck in Paris die Nachricht von der anfänglichen Niederlage bei Marengo gemacht hatte, die Unglücksbotschaft vor der

Siegesbotschaft. Wenn er verloren hätte, war er dann nicht verloren gewesen? Talleyrand mochte ihm nach dem Siege schreiben: „Was für ein Anfang, was für eine Lösung! Wird die Nachwelt an das Wunder dieses Feldzuges glauben können? Unter welchen Auspizien ist uns Ihre Rückkehr versprochen! Es gibt kein Reich, das nicht auf das Wunderbare gegründet wäre, und hier ist das Wunderbare Wahrheit." Anders las sich, was Lucien ihm am 24. Juni schrieb. Indem er Siehès, Talleyrand, Carnot, Lafayette verklagte, versicherte er ihm: „Wenn der Sieg das Ende des Ersten Konsuls bezeichnet hätte, zur Stunde, wo ich Ihnen schreibe, würden wir alle geächtet sein."

Nach allem war es begreiflich, daß Bonaparte sich keinen Einbildungen über die Festigkeit seiner Stellung hingab. Deutlich genug spielte er auf die Beratungen während seiner Abwesenheit an, indem er über Undank und Verschwörungen klagte. Und wenigstens einer fiel seinem Mißmut zum Opfer; Carnot, der an dem, was man geplant hatte, ganz unschuldig war, verlor sein Ministeramt.

Die Nachfolgerfrage behandelte demnächst eine Schrift, zu deren Abfassung Lucien, zur Zeit Minister des Innern, Fontanes angetrieben hatte. Da wurde Bonaparte wiedermal mit Cäsar und Cromwell verglichen. Dann hieß es zur Empfehlung der Erblichkeit seines Amtes in seiner Familie: „Die Republik könnte sich glücklich preisen, wenn Bonaparte unsterblich wäre! ... Aber wo sind seine Erben? Wo ist der Nachfolger des Perikles? ... Franzosen, jeden Augenblick könnt Ihr unter die Gewalt der Versammlungen, unter das Joch (Siehèsens) oder unter das Joch der Bourbonen zurückfallen. Ihr schlaft an einem Abgrunde, und Ihr schlaft ruhig, Ihr Toren!" Danach Verstimmung im Publikum. Bonaparte, dem die Schrift vor der Veröffentlichung vorgelegen hatte, verleugnet sie. Luciens Ministerschaft nimmt ein Ende, er wird Gesandter in Madrid.

Was Bonaparte nach Marengo für sich erstrebte, war also der politischen Welt klar, und als er vor dem Friedensschluß mit England stand, schien ihm die Zeit gekommen, die „am Abgrunde schlafenden Franzosen" zu wecken. Seine Brüder, Josef und Lucien, mochten ihm nach der Vergewaltigung des Tribunats und des Gesetzgebenden Körpers immerhin sagen, daß eine Opposition im Staate notwendig sei, und dabei auf England verweisen. Er erwiderte: „Ich habe die Vorteile irgendwelcher Opposition noch nicht begriffen. Wie immer sie beschaffen sein mag, sie dient doch nur dazu, die Regierungsgewalt in den Augen des Volkes herabzusetzen. Soll ein andrer an meiner Stelle regieren, wenn er nicht, wie ich, den Schwätzern Schweigen gebietet, wird er sehen, wie es ihm geht. Ich sage Euch, zum Regieren bedarf man unbedingter Einheit der Gewalt." Alle Gewalt einem Einzigen, das

wars! Aber dabei fehlte noch etwas. Nach der Verfassung war Bonaparte nur auf zehn Jahre zum Ersten Konsul ernannt; so mächtig er sein mochte, eine Macht von dieser Dauer war nichts für einen Mann seines Schlages. Er wollte nicht der auf Zeit angestellte erste Beamte Frankreichs sein, sondern dessen unabsetzbarer Staatsleiter. Das wurde er, wenn er die lebenslängliche Anstellung bekam, und sie lag auf dem Wege zu noch Höherem.

Sehen wir, wie der Erste Konsul im Jahre 1802 zum lebenslänglichen Konsulat gelangt!

Der Macher ist wiedermal der vielgewandte Cambacérès. Er veranlaßt den Tribunen Chabot de l'Allier, im Tribunat zu befürworten, daß dem Ersten Konsul wegen des Abschlusses des Friedens von Amiens eine glänzende nationale Belohnung zuteil werde. Die Tribunen sprachen den Wunsch förmlich aus, ohne damit etwas anders als eine Belobung im Sinne zu haben, etwa den Titel Friedensstifter oder Vater des Vaterlandes. Das gab auch die Tribunatsabordnung zu erkennen, die dem Ersten Konsul erklärte: „Wir erwarten, daß die erste Körperschaft des Staates (der Senat) sich zum Dolmetsch des allgemeinen Gedankens machen wird, dessen Ausdruck das Tribunat nur . . . zu beantragen das Recht hat.“ Gleisnerisch erwiderte der Angesprochene, er erstrebe keinen andren Ruhm als den, seine Aufgabe erfüllt zu haben, und keinen andren Lohn als die Liebe seiner Mitbürger. Das Leben sei ihm nur wert um der Dienste willen, die er dem Vaterlande leisten könne, und sein Tod werde für ihn schmerzlos sein, wenn seine letzten Blicke das Glück der Republik ebenso gesichert sehen könnten wie ihren Ruhm.

Bonaparte setzte seine Hoffnung auf den Senat. Die Senatoren, im stillen einzeln aufgefordert, sich für das Konsulat auf Lebenszeit auszusprechen, tun aber zunächst, als ob sie an die Bescheidenheit des Ersten Konsuls glauben. Was auch Cambacérès ihnen sagt, sie „besorgen,“ mit dem Anerbieten lebenslänglicher Amtsdauer über die Wünsche des Staatsoberhauptes hinauszugehn, seinen republikanischen Gesinnungen zu nahe zu treten. Doch, um den Ehrgeizigen nicht zu verletzen, verlängert ihm der Senat die Amtsdauer schon jetzt um weitere zehn Jahre, also bis zum Jahre 1819. Der Beschluß wird Bonaparte durch einen Staatsboten mitgeteilt; der Senat will eine Abordnung aus seiner Mitte nicht dem Zorne des Enttäuschten aussetzen.

Wirklich, Bonaparte rast nun. Er sagt, die Auszeichnung sei ein Schimpf, der Senat habe kein Recht zu seinem Beschluß gehabt, er habe sich des Raubes am Rechte des Volkes schuldig gemacht. Er schreibt einen Absagebrief, der jedoch nicht abgesandt wird. Cambacérès weiß den Aufgeregten zu beruhigen. Er bringt ihn dazu, seinen Aerger zu

verbergen, und rät ihm als Ausweg eine Volksabstimmung an. Der Erste Konsul schreibt nun: „Senatoren, die Stimme des Volkes hat mich mit der höchsten Würde bekleidet. Ich würde mich seines Vertrauens nicht sicher fühlen, wenn der Akt, der mich ferner zu dieser Würde beruft, nicht wiederum dieselbe Bestätigung bekäme. In den letztverflossenen drei Jahren war das Glück der Republik hold, aber das Glück ist unbeständig, und wie viele, auf die es seine Gunst gehäuft hat, haben einige Jahre zu lange gelebt . . . Sie sind der Meinung, daß ich dem Volke ein neues Opfer schulde; ich werde es bringen, wenn der Wunsch des Volkes mir befiehlt, was Ihre Entscheidung erlaubt."

Der erste Akt der Komödie schließt also damit: es wird ein Brief an den Senat verfaßt, worin Bonaparte seinen Dank für die preuve honorable d'estime ausspricht und den Appell an das souveräne Volk ankündigt. Der Erste Konsul zieht sich nach Malmaison zurück, das Weitere Cambacérès überlassend.

Der zweite Akt spielt im Staatsrat. Cambacérès, der sich mit Roederer und andern verabredet hat, hat ihn berufen, damit er über den Brief des Ersten Konsuls an den Senat berate. Die Frage ist: Wie und über was soll das Volk befragt werden? Bigot de Préameneu schlägt vor, die Befragung nicht in den Grenzen des Senatsbeschlusses zu halten. Roederer sagt, zum Vorteil der Beständigkeit, die der Senat sichern wolle, müsse man dem Volke die Frage vorlegen, ob der Erste Konsul auf Lebenszeit zu ernennen sei, und mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu bezeichnen. Diese Fragestellung nimmt der Staatsrat im Mai an.

Hiernach — „im dritten Akt" — erscheint Bonaparte wieder. Er stellt sich böse; in der Oeffentlichkeit soll man annehmen, daß er um nichts wisse. Er grollt Roederer und will den Beschluß des Staatsrates für nichtig erklären. Doch schließlich besinnt er sich; er nimmt ihn an und streicht nur den Artikel über sein Recht, seinen Nachfolger zu wählen. Er gibt dabei vor, er wolle dem Volke dieses Recht nicht nehmen; in Wirklichkeit war die Frage noch nicht spruchreif für ihn. Demgemäß beschließt die Konsularregierung am 20. Floréal, in Abwesenheit Bonapartes, das Volk zu fragen: „Soll Napoleon Bonaparte zum Konsul auf Lebenszeit erwählt werden?" Das bedeutete: da die Verfassung des Jahres 8 zu solcher Befragung kein Recht gab, entschied sich die Konsularregierung zu einem wahren Staatsstreich.

Die Ausführung des Staatsstreiches ist der vierte Akt der Komödie. Am 21. Floréal teilen der zweite und der dritte Konsul den Konsularbeschluß dem Senat mit und senden ihm den Dankbrief des Ersten Konsuls. An demselben Tage bekommen das Tribunat und das Corps législatif von dem Konsularbeschluß Kenntnis, doch werden sie

nicht aufgefordert, darüber zu beraten oder zu beschließen. Was konnten die ohnmächtigen Körperschaften machen? Der Senat ernannte in seinem Unwillen eine Kommission, die sagen sollte, was auf solche Botschaften der Regierung zu tun sei. Sie erklärte am 27. Floréal, darauf sei nichts zu tun, und nun sprach sich der Senat für das lebenslängliche Konsulat aus. Tribunat und Gesetzgebender Körper beugten sich ohne weiteres vor dem Konsularbeschluß. Beide legten Register auf, worin ihre Mitglieder sich für oder gegen das lebenslängliche Konsulat eintrugen. Am 24. Floréal teilten ihre Abordnungen dem Ersten Konsul die günstigen Ergebnisse mit. Die Sprecher, Chabot und Vaublanc, wagten es dabei, auf seinen Ehrgeiz anzuspielen und mittelbar vor dem Mißbrauch der Macht zu warnen.

Es folgt das Plebiszit. Der mit seiner Prüfung beauftragte Senat verkündet am 2. August, daß 3 568 885 Stimmen für und 8374 gegen das lebenslängliche Konsulat abgegeben worden seien. Er beschließt infolgedessen: 1. Das französische Volk ernennt und der Senat verkündet Napoleon Bonaparte zum Ersten Konsul auf Lebenszeit. 2. Eine Statue des Friedens, in der einen Hand den Lorbeer des Sieges und in der andren das Dekret des Senats haltend, wird der Nachwelt den Dank der Nation bezeugen. 3. Der Senat wird dem Ersten Konsul den Ausdruck des Vertrauens, der Liebe und der Bewunderung des französischen Volkes überbringen.

Die Bedeutung des Geschehenen war: die Volksabstimmung beruhte im wesentlichen auf der Befriedigung, die die Nation über die Herbeiführung des allgemeinen Friedens empfand. Für das lebenslängliche Konsulat hatten viele Heimgerufene gestimmt, überhaupt viele Royalisten, einerseits aus Dankbarkeit, andrerseits, weil sie in der Errichtung des Consulats à vie den ersten Schritt zur Wiederherstellung der Monarchie sahen. Die besten Dienste aber hatte der päpstliche Klerus bei der Volksabstimmung geleistet; das war seine Quittung über das Konkordat. Der Erste Konsul war mithin durch die Unterstützung der reaktionären Parteien gestiegen, und mit den Liberalen von 1789, von denen sich die meisten der Abstimmung enthalten hatten, hatte er, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, gebrochen.

Selbstverständlich, daß Bonaparte seine Ernennung zum Konsul auf Lebenszeit dazu benutzte, sich vor Europa in Szene zu setzen. Beim nächsten großen diplomatischen Empfang in den Tuilerien erscheint plötzlich der Senat. Der Exdirektor Barthélemy sagt: „Der Erste Konsul bekommt von den Franzosen die Mission, ihre Einrichtungen zu befestigen . . .“ Bonaparte antwortet: „Das Leben eines Bürgers gehört seinem Vaterlande. Das französische Volk will, daß das meine ihm ganz gewidmet sei. Ich gehorche seinem Willen. Indem es mir

ein neues Pfand, ein dauerndes Pfand seines Vertrauens gibt, legt es mir die Pflicht auf, das Gefüge seiner Gesetze auf vorsorgliche Einrichtungen zu stützen. Durch meine Anstrengungen, durch Euern Wettbewerb, Bürger-Senatoren, durch den Wettbewerb aller Autoritäten, durch das Vertrauen und den Willen dieses unermeßlichen Volkes, werden die Freiheit, die Gleichheit, das Gedeihen Frankreichs vor den Launen des Schicksals und der Ungewißheit der Zukunft geschützt sein. Das beste der Völker wird das glücklichste sein . . ., und sein Glück wird zu dem von ganz Europa beitragen. Zufrieden dann, durch den Befehl dessen, von dem alles ausgeht, berufen worden zu sein, auf der Erde die Gerechtigkeit, die Ordnung und die Gleichheit wiederherzuführen, werde ich die letzte Stunde ohne Bedauern schlagen hören . . . und ohne Unruhe über die Meinung der zukünftigen Geschlechter . . . Der Senat hat beschlossen, was das französische Volk gewollt hat, und dadurch hat er sich enger all dem angeschlossen, was für das Glück des Vaterlandes zu tun bleibt."

Da hatte mans — das lebenslängliche Konsulat war nichts als ein Opfer des Ersten Konsuls, gebracht auf dem Altare des Vaterlands!

Die Verfassungsänderung vom Jahre 10, die unmittelbar nach der Errichtung des lebenslänglichen Konsulates beschlossene sogenannte Verfassung des Jahres 10, besteht in dem senatus-consulte organique de la Constitution vom 4. August 1802. Er ist Bonapartes eigenstes Werk, nichts anders als der Entwurf, den er Bourienne diktiert, und dem er selbst die letzte Fassung gegeben hat. Der Entwurf wurde zunächst dem Staatsrate vorgelegt; er sprach sich fast ohne Erörterung dafür aus. Dann kam er an den Senat, der ihn, ungesetzlicherweise als verfassunggebender Körper auftretend, ohne Debatte, mit absoluter Mehrheit annahm, aus Furcht vor Bonaparte und, wie es heißt, vor den Grenadieren, die seinen Versammlungsort umstellt hatten.

Der Senatsbeschluß besagt und bedeutet folgendes.

1. Der Erste Konsul hat das Recht, dem Senat, bei Lebzeiten oder durch Testament, einen Bürger vorzuschlagen, der ihm, dem Staatsoberhaupte, nach seinem Tode im Amte folgen soll. Den ersten und den zweiten Vorgeschlagenen kann der Senat zurückweisen, den dritten muß er annehmen. Auch der zweite und der dritte Konsul sind auf Lebenszeit ernannt; werden ihre Plätze frei, so schlägt der Erste Konsul die Nachfolger vor, ebenso wie für seine eigne Stelle.

2. Der Senat ergänzt sich zwar wie bisher durch Selbstergänzung (cooptation), aber in jedem Falle hat er unter den drei Be-

werbern zu wählen, die der Erste Konsul der vom Departementskollegium aufgestellten Liste entnimmt und dem Senate vorschlägt. Ueberdies kann der Erste Konsul die Zahl der Senatoren von 80 auf 120 erhöhen, und bei dem Mehr von 40 steht die Ernennung ganz in seinem Belieben. Da der Senat derzeit nur 66 Mitglieder zählt, von denen die meisten gefügig sind, kann sich Bonaparte nun durch Vorschläge zu Ernennungen und durch Ernennungen leicht eine zuverlässige Mehrheit verschaffen. Auch hat er im Senate den Vorsitz; seine Mitkonsuln vertreten ihn dabei. Daß die Befugnisse des Senats vermehrt sind, daß er fortan nicht nur die Verfassung auslegt, sondern auch all das regelt, „was durch die Verfassung nicht vorgesehen ist, und was zu ihrer Ausführung (à sa marche) nötig ist," daß er das Tribunat und das Corps législatif auflösen kann, daß er Gerichtsurteile aufheben kann, wenn sie die Sicherheit des Staates u. s. w. gefährden, alle diese Befugnisse bedeuten nichts als eine Machterweiterung des Ersten Konsuls. Treffend sagt Bonaparte 1804: „Der Senat irrt, wenn er eine Nationalvertretung zu sein glaubt; er ist nur eine zu Recht bestehende Staatsgewalt, die von der Regierung ausgeht, wie die übrigen." Uebrigens sind die Mitglieder des Grand Conseil der Ehrenlegion von Rechts wegen Senatoren, welches auch ihr Alter sei.

3. Der Staatsrat ist von der Beratung der Gesetze ausgeschlossen. Er ist mattgesetzt durch die Errichtung des Conseil privé, den der Erste Konsul jederzeit beliebig zusammensetzen kann. Dieser Conseil hat die Entwürfe zu organischen Senatsbeschlüssen zu machen.

4. Das Tribunat zerfällt in Sektionen und zählt vom Jahre 13 an nur 50 Mitglieder statt 100.

5. Der Gesetzgebende Körper hat keine pflichtmäßigen Sitzungsperioden mehr, nicht einmal zur Beschlußfassung über den Staatshaushalt.

6. Die Wähler ernennen nicht mehr die Friedensrichter, sondern bezeichnen für jede freie Stelle zwei Bewerber, dem Senat oder der Regierung zur Auswahl.

7. Der Erste Konsul hat Vollmacht, Friedens- und Bundesverträge nach einfacher Meinungsäußerung des Conseil privé zu unterzeichnen. Tribunat und Corps législatif dürfen nicht hineinreden, und zur Bekanntmachung genügt es, daß der Erste Konsul dem Senat von den Verträgen Kenntnis gibt.

8. Der Erste Konsul hat das Begnadigungsrecht.

9. Das Verfahren zur Wahl der Staatskörperschaften erfährt eine gründliche Aenderung. Die Notabilitätslisten werden abgeschafft; fortan haben die Wähler für jedes Amt zwei Bewerber zu bezeichnen, dem Senat oder der Regierung zur Auswahl. Diese Neuerung —

wir kennen sie schon genauer — war der öffentlichen Meinung erfreulich, aber gegenüber der Macht des Ersten Konsuls war sie ohne Bedeutung.

Keine Frage, der Senatsbeschluß vom 4. August 1802 war eine neue Verfassung. Nachdem Bonaparte am Tage vorher den Senatoren gesagt hatte, es sei ihm durch die Volksabstimmung die Pflicht auferlegt, das Gefüge der Gesetze durch vorsorgliche Einrichtungen zu stützen, traf er diese Einrichtungen im Handumdrehen. Das heißt: er blies der Republik das schwache Lebenslicht aus, das er ihr bei der Feststellung der Verfassung des Jahres 8 noch gelassen hatte.

Nach diesen politischen Vorgängen konnte es nicht wunder nehmen, daß am 16. Thermidor des Jahres 10 der Minister des Innern die Präfekten aufforderte, am 15. August den Geburtstag des Ersten Konsuls öffentlich feiern zu lassen. In Paris gab es am Abend des Geburtstages eine glänzende Beleuchtung. Ueberall sah man die Buchstaben N. B., und auf dem Pont neuf stand die Statue des Friedens, die der Senat dem erfolgreichen Staatschef hatte errichten lassen.

Von der Einführung des Konsulats auf Lebenszeit und der Verfassungsänderung des Jahres 10 bis zur Errichtung des Kaisertums verfließen zwei Jahre.

Man kann vor allem fragen: War die Umwandlung der Französischen Republik in eine Monarchie nicht ein großes Wagnis in einer Zeit, wo der Ruf Tod den Tyrannen! kaum verhallt war? Lief der Erste Konsul, indem er nach der Kaiserkrone griff, nicht Gefahr, seine Volkstümlichkeit zu verlieren und die Grundlagen seiner Machtstellung zu erschüttern?

Es ist klar, von der rein politischen Opposition hatte er nach alldem, was er ihr angetan hatte, nichts zu fürchten. Die Demokraten alten Schlages hielten sich fast alle zurück. Die ehemaligen Montagnards, die unversöhnlichen Gegner der Diktatur, sie, die von der Polizei als die Exklusiven bezeichnet wurden, waren zum schweigen gebracht; wie ihre verschickten und ihre hingerichteten Gesinnungsgenossen spielten sie auf der politischen Bühne keine Rolle mehr. Insofern als sie Männer der Gesellschaft waren, sahen sie sich auf die Salons angewiesen; dort — vornehmlich bei Frau von Staël — konnten sie, die von dem Machthaber als Ideologen verspotteten, ihre Ideen austauschen und sich an der Hoffnung erbauen, daß aus der Armee einer auftreten werde, um dem Totengräber der Republik in den Arm zu fallen.

Die Opposition in der Armee war in der Tat nicht gering, ja es gab militärische Verschwörungen gegen den Staats-

chef. Nach Lunéville hatten sich die meisten der Generale, die in Paris müßig gingen, aufs Opponieren verlegt; das war der Anfang gewesen. Einige von diesen Militärs hatte der Erste Konsul aus der Hauptstadt entfernt, indem er sie mit militärischen oder diplomatischen Sendungen betraute; so Bernadotte, Lannes, Brune, Macdonald. Bernadotte kam als Befehlshaber der Westarmee oft nach Paris. Frau von Staël zufolge war seine Absicht, sich im Senat eine Partei zu verschaffen, aber nur nach einem Beschluß des Senates zu handeln. Da konnte er freilich lange warten. Aber in seinem Generalstab zu Rennes wurde nach der Veröffentlichung des Konkordats eine Verschwörung inszeniert. Der Generalstabschef, General Simon, versandte an alle Armeen eine von ihm verfaßte Erklärung, worin es hieß: „Soldaten, Ihr habt kein Vaterland mehr; die Republik ist nicht mehr, und Euer Ruhm ist ausgelöscht ... Ein Tyrann hat sich der Gewalt bemächtigt, und dieser Tyrann, wer ist es? Bonaparte! ... Die Republik endlich, das Werk Eurer Sorgen, Eures Mutes und Eurer Standhaftigkeit während zwölf Jahren, ist nur noch ein Wort. Bald, ohne Zweifel, wird ein Bourbone auf dem Throne sitzen, oder gar Bonaparte selbst wird sich zum Kaiser oder König erklären lassen." Nachdem er das Konkordat und die Feier in Notre-Dame verspottet hat, fährt Simon fort: „Mit welchem Rechte mißbraucht Bonaparte die Schwäche, die die Franzosen gehabt haben, als sie seine Haltung am Vendémiaire vergaßen und ihm verziehen, daß er am 18. Brumaire die Zügel der Regierung widerrechtlich an sich gerissen hatte? Mit welchem Rechte will dieser Bastardembryo Korsikas, dieser Knirps von einem Republikaner, sich in Lykurgus oder Solon umwandeln, um einem Lande Gesetze zu geben, das seine Ehre weder in seiner Weisheit, noch in seinen Tugenden suchen kann?" Gegen die Treulosigkeit und Ruchlosigkeit „des unredlichen Ritters von Saint-Cloud" muß man einen „militärischen Bund" schließen ... „Mögen unsere Generale sich zeigen, mögen sie ihrem Ruhme und dem der Armee Achtung verschaffen. Unsre Bajonette sind bereit, uns wegen der Schmach zu rächen, die man uns zugefügt hat, als man sie an dem unseligen Tage von St. Cloud sich gegen uns selbst kehren ließ: mögen sie ein Wort sagen, und die Republik wird gerettet sein." Simon und die Offiziere, die an der Verschwörung beteiligt waren, wurden verhaftet. Ihre Art vorzugehen war nicht viel klüger, als die des hitzköpfigen Obersten Fournier, der an der Offizierstafel prahlte, er werde den General Bonaparte auf fünfzig Schritte mit der Pistole niederschießen; eine Redensart, worüber er als Staatsgefangener im Temple nachdenken konnte. Aber es gab auch andre Verschwörer in der Armee; hier und dort trug man sich mit dem Gedanken, den Ersten Konsul zu ermorden oder aufzugreifen. Wenn all das von der Regierung mit Schweigen

bedeckt wurde, so deshalb, weil es in ihrem Nutzen lag, im eignen Lande und im Auslande als unbestritten zu gelten. Bonaparte wußte, weshalb er den Kern der Rheinarmee nach St. Domingo sandte, und andre konnten argwöhnen, daß er nicht zuletzt deshalb mit England so kurze Zeit Frieden hielt, weil er für die republikanischen Generale Ablenkung brauchte.

Was übrigens die sogenannte parlamentarische Welt betraf, so ging auch das Jahr 1803 nicht ohne einen kleinen Staatsstreich dahin. Am 24. Nivôse des Jahres 11 schuf nämlich der Erste Konsul die Sénatoreries oder Senatorenpfründen. Jede, auf Lebenszeit verliehen, machte eine Jahresrente aus Nationalgütern im Betrage von 20 000 bis 25 000 Franken aus. Die Pfründner wurden vom Ersten Konsul unter drei vom Senate vorgeschlagenen Senatoren gewählt. Ein neues Mittel, den Senat zu verderben. Am 23. Dezember 1803 gab sich dieser dazu her, dem Gesetzgebenden Körper das Recht zur Ernennung seines Präsidenten zu nehmen. Fortan hat das Corps législatif dem Ersten Konsul für das Präsidentenamt vier Bewerber vorzuschlagen. Demnächst wählt Bonaparte unter den vorgeschlagener Fontanes, den hervorragendsten unter seinen literarischen Speichelleckern, und siehe da, am 3. Germinal des Jahres 12 beschließt der Gesetzgebende Körper, in seinem Sitzungssaale eine Statue Bonapartes aus weißem Marmor aufzustellen!

Diese Statue war ein Wahrzeichen dafür, daß vor dem Gewaltigen alle Opposition entgleist war.

Aber wie stand es um die unterste Volksschicht? Waren nicht wenigstens die Arbeiter entschiedene, abgesagte und tatbereite Gegner des Despoten? Mit nichten. Obgleich Bonaparte die Arbeiter völlig in die Gewalt des Arbeitgebers gebracht und sie der strengsten polizeilichen Ueberwachung unterstellt hatte, waren sie seine festesten Stützen. Vornehmlich die Pariser Arbeiter hatten Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Seiner Fürsorge hatten sie es zu danken, daß Paris mit Lebensmitteln stets gut versorgt war, und daß ihre Preise meistens niedrig waren. Dazu der Aufschwung der Industrie, die stetige Arbeitsgelegenheit und die hohen Löhne. Und endlich das: die Arbeiter waren keine Politiker. Sie sahen in dem Ersten Konsul nach wie vor den Hort der Republik, und was er gegen deren Feinde tat, war ihres lauten Beifalls sicher.

Alles in allem: am Ende des Konsulats waren die politischen Körperschaften aufs äußerste geschwächt und zahm, bis zur Selbsterniedrigung. In den Salons opponierte man, doch das war ohne Bedeutung. In der Armee, wo der Erste Konsul bei den gemeinen Soldaten beliebt war, gab es Verschwörungen unter den Offizieren, aber

es fehlte ein Kopf, ein Mann, der den Widerstand organisierte. Wichtig war, daß auch die Nationalgarden ihre Rolle ausgespielt hatten. Im niedern Volke endlich, in der Arbeiterklasse, wurde Bonaparte vergöttert. Wenn er sich zum Kaiser machen wollte, ein Wagnis war es nicht. Verschwörungen, Ueberfällen blieb er ausgesetzt, so lange wie er unversöhnliche Gegner hatte. Dagegen konnte er sich sagen, daß die große Mehrheit der Nation in der Errichtung des Kaisertums eine Gewähr für das Heil Frankreichs sehen werde, eine Gewähr für die Fortdauer der Ordnung, der Sicherheit, des Gedeihens in Handel und Wandel. Das war seine Legitimation zu dem letzten Schritt, zur förmlichen Abschaffung der Republik.

Die große Komödie im Frühjahr 1804 verläuft ähnlich wie die vom Sommer 1802. Da ist ein höchst ehrgeiziger Mann, der steigen will, aber so tut, als schicke er sich an, der Nation ein Opfer zu bringen. Da sind die Staatskörperschaften, denen bei dem neuen Ehrgeiz ihres Herrn und Meisters durchaus nicht wohl zu Mute ist. Da sind die Mittelsleute, die die Sache besorgen, dem zaghaften oder verschämten Ehrgeizigen zureden, die Staatskörperschaften vorwärtstreiben und der Komödie den glänzenden, befriedigenden Schluß zu geben wissen.

Das Stück beginnt eine Woche nach der Erschießung des Herzogs von Enghien. Am 27. März kommt eine Senatsabordnung zum Ersten Konsul, um die Entdeckung der Verschwörung von Pichegru, Cadoudal und Genossen politisch auszunutzen. Der Sprecher empfiehlt dem Staatsoberhaupte, einen Staatsgerichtshof für Hochverrat zu errichten, und fährt fort: „Es ist aber nicht genug, das Verbrechen zu strafen, das die Ruhe des Staates bedrohte, man muß auch all denen die Hoffnung nehmen, die ein solches Beispiel nachzuahmen wagen wollen, zumindest eine derartige Missetat unfruchtbar machen. Sie haben eine neue Aera gegründet, Sie müssen sie verewigen. Der Erfolg ist nichts ohne die Dauer. Wir können nicht zweifeln, daß auch Sie bereits die große Idee beschäftigt hat, denn Ihr schöpferisches Genie umfaßt alles und übersieht nichts. Aber zögern Sie nicht länger! Die Zeitumstände und die Ereignisse, die Unruhe, die alle Franzosen bewegt, drängen Sie dazu. Sie können Zeit und Umstände meistern, die Ehrsüchtigen entwaffnen, ganz Frankreich beruhigen, wenn Sie Einrichtungen schaffen, die Ihr Gebäude befestigen und den Söhnen erhalten, was Sie den Vätern geben. Das Staatsschiff darf nicht Gefahr laufen, seinen Piloten zu verlieren, ohne durch einen Anker gegen Schiffbruch gesichert zu sein. Seien Sie überzeugt, daß der Staat hier im Namen aller Staatsbürger spricht!"

Diese Aufforderung war Fouchés Werk. Nachdem nämlich die Senatskommission nur eine Glückwunschadresse an den Ersten Konsul

vorgeschlagen hatte, hatte der ehemalige Polizeiminister, der bei dem Staatschef wieder zu Gnaden kommen wollte, „Einrichtungen“ gefordert, „die die Hoffnung der Verschwörer zerstörten, indem sie das Bestehen der Regierung über das Leben ihres Chefs hinaus sicherten.“ Das Wort Empire blieb unausgesprochen.

Vorläufig bekam der Senat auf seine Adresse keine offizielle Antwort. Doch sagte Bonaparte am Tage der Ueberreichung zu dem Vizepräsidenten des Senats: „Die französische Nation braucht ein erbliches Oberhaupt, und ich fühle die Notwendigkeit, diese Wohltat Frankreich zu sichern, so tief, daß meine Vernunft diese Maßnahme für eine meiner Pflichten erachtet, gleichviel auf welches Haupt, auf welche Familie der Wunsch der Franzosen diese Würde überträgt. Ich würde sogar raten, die Bourbonen wiederzunehmen, wenn sie heute in Europa eine andre Bedeutung, eine andre Macht haben könnten als die, die ihnen der armselige Lohn Englands gibt, und wenn die Universalität der Franzosen bei ihrer Rückkehr nicht die Wirkung in Europa gegen Frankreich zu fürchten hätte, (die) des Mißkredits dieser Familie, ihrer Schwäche und des Umsturzes aller unserer heutigen Einrichtungen . . .“

Bonaparte geht also nur förmlich noch nicht auf die Aufforderung des Senates ein. Der Grund ist: er will die Kaiserwürde nicht vom Senat angeboten haben, sondern vom Tribunat, grade von der Körperschaft, die seither ihre antimonarchische Gesinnung so oft bekundet hat. Auch brauchte er Zeit, mit seinen Brüdern zu verhandeln.

Es kommt zunächst, ehe das öffentliche Spiel weitergeht, zu einem scharfen Familienzwist hinter den Kulissen.

Am 2. April berät der Erste Konsul mit Josef. Er sagt ihm, die Zeit sei gekommen, die Erblichkeit einzuführen; es sei immer sein Gedanke gewesen, durch sie die Revolution zu schließen. Die Sache müsse durch die in Gang gebracht werden, die an der Revolution den größten Anteil gehabt hätten. Zu der für die Familie Bonaparte wichtigen Frage, wer der Erbe der neuen Krone sein solle, äußert er, er behalte sich vor, die in seiner Familie auszuschließen, die sein Familiengesetz nicht annähmen. Das ging auf Lucien und Jérôme. Ein Ergebnis hatte die Besprechung nicht; nur, daß vermutlich Josef sich weigerte, in den Stand der Erblichkeit einzutreten, und Bonaparte ihm zugestand, nur die Kinder auszuschließen, die aus Ehen stammten, die er nicht gebilligt hätte.

Am 4. April bespricht sich Bonaparte wieder mit Josef. Er gibt seine Absicht kund, sich zum Kaiser erklären zu lassen und zu gleicher Zeit zu seinem Nachfolger den Sohn von Louis und Hortense, Napoleon Charles. Bei dessen Minderjährigkeit soll Josef Vormund sein und, im Verein mit den andern Konsuln, Regent. Josef erwidert, daß er nicht

verdient habe, sein Recht auf die Krone als ältester Bruder zu verlieren. Aber Bonaparte besteht auf seinem Plane.

Am 5. April nimmt der Staatsrat die Erörterung der Erblichkeit auf. Von den Widersachern erinnert Berlier daran, daß Bonaparte vordem gesagt habe, die Erblichkeit wäre abgeschmackt, unvereinbar mit dem Grundsatz der Volkssouveränität und unmöglich in Frankreich. Andre Staatsräte sind zwar dafür, daß Bonaparte das Recht verliehen werde, seinen Nachfolger zu bezeichnen; aber obgleich Lucien damit droht, die Armee werde den Ersten Konsul zum Kaiser ausrufen, kommen die Staatsräte in vier Sitzungen zu keiner Einigung.

Am 7. April sind der Erste Konsul und Josefine bei Louis. Dieser hört von seiner Schwägerin, das Gesetz über die Erblichkeit sei entworfen. Das Recht zur Nachfolge werde nur den Mitgliedern der Familie zugestanden, die sechzehn Jahre jünger als der Erste Konsul seien, mithin käme nur Napoleon Charles in Betracht. Louis nimmt für seinen Sohn noch nicht an.

Am 8. April berät er mit Josef. Dieser hetzt ihn auf. Er erinnert ihn an das Gerücht über die Herkunft seines Sohnes. Dem Ersten Konsul wurde nämlich nachgesagt, er habe mit seiner Stieftochter Liebesverkehr gehabt. Er mahnt ihn, den Vorteil der Familie (Bonaparte) nicht dem Vorteil eines Kindes zu opfern, das halb den Beauharnais gehöre. Er führt ihm vor Augen, wie das Kind seiner Autorität werde entzogen werden. In diesen Tagen hat Josef seine Zornanfälle. Er äußert zu seinen Vertrauten, seine ganze Zukunft werde durch Bonapartes Pläne vernichtet, durch die treuloseste Kombination wäre er in all seinen Hoffnungen getäuscht, für immer von den Sachen entfernt und seiner Rechte beraubt. Er verflucht den Ehrgeiz des Ersten Konsuls und wünscht dessen Tod, als ein Glück für seine Familie und für Frankreich.

Noch mehr durch Lucien aufgeregt, kommt Josef mit Louis in die Tuilerien. Jetzt sagt Louis dem Ersten Konsul: Weshalb soll ich meinen Teil an der Nachfolgerschaft meinem Sohne abtreten? Was wird meine Lage sein, wenn dieses Kind, das Ihrige geworden, eine Stellung haben wird, die der meinen sehr überlegen ist, wenn es, unabhängig von mir, unmittelbar hinter Ihnen geht und auf mich nur mit Unruhe oder vielleicht mit Verachtung blickt? Louis weigert sich, dem Gesetzentwurfe über die Erblichkeit zuzustimmen. Er will sein Kind fortbringen; dann werde man sehen, ob der Erste Konsul es wage, einem Vater sein Kind öffentlich zu rauben.

Mit seinen Brüdern vermag sich also der Erste Konsul über die Erblichkeit nicht zu verständigen. Er sagt zu Josefine: „Es ist hart, bei so großen Vorteilen auf einen ähnlichen Widerstand zu stoßen . . .

ich kann also nur auf mich zählen. Wohlan! Ich werde mir selbst genügen, und Du, Josefine, wirst mich für alles trösten."

Vorläufig rechnet er bei seinem Plane zur Errichtung des Kaisertums nicht mehr mit seiner Familie. Und damit ihm Josef in Paris nicht im Wege ist, beredet er ihn, das Kommando des 4. Linienregiments anzunehmen. Dem Senat teilt er die Ernennung mit großen Worten über den kriegerischen Eifer des bisherigen Senators mit. Das war seine Rache.

Nun geht das Stück vor den Kulissen weiter, und zwar spielt die erste Szene im Tribunat. Hier ist der Tribun Curée von Cambacérès gewonnen worden. Er stellt am 23. April den Antrag: 1. Napoleon Bonaparte werde als Kaiser mit der Regierung der Französischen Republik betraut. 2. Die Kaiserwürde werde als in seiner Familie erblich erklärt.

Das Wort vom erblichen Kaisertum war heraus. Jetzt konnte der Erste Konsul dem Senat auf die Adresse vom 27. März antworten. Am 25. April schreibt er den Senatoren: „Ihre Zuschrift ist mir nicht einen Augenblick aus dem Sinne gekommen; sie ist der Gegenstand meines beständigen Nachdenkens gewesen. Sie haben die Erblichkeit des höchsten Staatsamtes für nötig erachtet, um das Volk vor den Anschlägen unsrer Feinde und den Unruhen zu bewahren, die der Ehrgeiz von Nebenbuhlern hervorrufen würde. Zu gleicher Zeit haben Ihnen mehrere unsrer Einrichtungen der Vervollkommnung bedürftig geschienen, um für immer den Sieg der Gleichheit und der öffentlichen Freiheit zu sichern und dem Volke wie der Regierung die doppelte Bürgschaft zu gewähren, deren sie bedürfen. Je mehr ich meine Aufmerksamkeit auf die großen Gegenstände gerichtet habe, desto mehr habe ich gefühlt, daß mir in einem so neuen und wichtigen Falle der Rat Ihrer Weisheit und Ihrer Erfahrung nötig ist, um allen meinen Gedanken eine feste Gestalt zu geben. Ich fordere Sie daher auf, mir Ihre Gedanken ganz darzulegen."

Der Senat, in dem nur fünf, darunter Sieyès, Volney, der Bischof Grégoire und Lanjuinais, ehemals Konventspräsident, gegen den Antrag Curées waren, wartet mit seiner Antwort, bis das Tribunat ihn erörtert. Das geschieht am 30. April, und Carnot ist der einzige, der widerspricht. Die Bewegung der öffentlichen Meinung für die erbliche Monarchie, sagt er, sei erkünstelt, da die Presse nicht frei sei, und obwohl er zugibt, daß der 18. Brumaire und die absolute Gewalt den Staat vom Rande des Abgrundes gezogen haben, meint er doch, daß die Diktatur aufhören müsse. „Ich bin weit entfernt," fährt der Redner fort, „das dem Ersten Konsul erteilte Lob schmälern zu wollen; aber

welche Dienste auch ein Bürger seinem Vaterlande geleistet hat, es gibt Grenzen, die Ehre wie Vernunft der Dankbarkeit des Volkes setzen. Wenn dieser Bürger die öffentliche Freiheit wiederhergestellt, wenn er das Heil seines Vaterlandes bewirkt hat, ist es wohl eine Belohnung, wenn man ihm diese nämliche Freiheit als Opfer anbietet, und heißt es nicht sein eignes Werk vernichten, wenn man sein Vaterland zum Erbgute für ihn macht? Von dem Augenblick an, wo der Vorschlag an das französische Volk erging, über das lebenslängliche Konsulat abzustimmen, konnte jeder leicht urteilen, daß noch ein Hintergedanke vorhanden war; man sah eine Menge offenbar monarchischer Einrichtungen einander folgen. Heute endlich tritt in bestimmter Weise das Ziel so vieler einleitender Maßregeln aus seiner Hülle hervor: wir werden aufgefordert, uns über den förmlichen Vorschlag zur Wiederherstellung der Monarchie und zur Erteilung der Kaiserwürde an den Ersten Konsul auszusprechen. Wurde denn die Freiheit dem Menschen nur gezeigt, damit er sie niemals genießen könne? . . . Nein, ich kann es nicht über mich gewinnen, dieses Gut, das man so allgemein allen andern vorzieht, ohne das alle andern nichts sind, für eine bloße Täuschung anzusehen: mein Herz sagt mir, daß die Freiheit möglich, daß ihre Regierung leicht und dauerhafter ist als irgend eine Willkürregierung, als irgend eine Oligarchie. Ich habe dermalen gegen das lebenslängliche Konsulat gestimmt; ich stimme ebenso gegen die Wiederherstellung der Monarchie, da ich glaube, meine Eigenschaft als Tribun verpflichtet mich dazu." Schließlich erklärt sich Carnot bereit, sich den Maßregeln, gegen die er gesprochen hat, zu unterwerfen. Das Tribunat setzt eine Kommission nieder, und sie berichtet am 3. Mai: „Der allgemeine Wunsch hat sich für die individuelle Einheit in der Gewalt und für die Erblichkeit dieser Gewalt ausgesprochen. Frankreich muß von der Familie Bonaparte, mehr als von einer andern, erwarten die Aufrechthaltung der Rechte und der Freiheiten des Volkes . . . und aller Einrichtungen, die geeignet sind, sie zu gewährleisten. Diese Dynastie hat auch ihren Nutzen davon, alles Gewonnene aufrechtzuhalten, wie die alte den ihrigen davon haben würde, es zu zerstören." Von 49 Anwesenden sprechen sich 48 für den Antrag Curées aus und überweisen ihn dem Senat.

Dieser erfüllt an demselben Tage das Ersuchen des Ersten Konsuls, seinen Gedanken ganz darzulegen. Er teilt ihm mit, er glaube, „daß es für das französische Volk von höchster Wichtigkeit (sei), die Regierung der Republik Napoleon Bonaparte als erblichem Kaiser anzuvertrauen." Der Gesetzgebende Körper tagt derzeit nicht; aber sein Präsident, Fontanes, läßt die in Paris anwesenden Mitglieder eine Adresse beschließen, deren Inhalt mit den Erklärungen des

Tribunats und des Senats übereinstimmt, nur, daß sie ein besonderes Gemisch von Schmeicheleien und liberalen Ratschlägen ist.

Endlich kommt es darauf an, den Senat zur Errichtung des Kaisertums den rechten Beschluß fassen zu lassen. Den Entwurf zum Senatsbeschluß macht eine Regierungskommission, zu der die Konsuln, Talleyrand und Fouché gehören. Der Staatsrat genehmigt ihn am 12. Mai. Am 14. wird er der Bonaparteschen Familienversammlung vorgelesen. Der Senat empfängt den Entwurf vom Staatsrate und nimmt ihn am 18. Mai in feierlicher Sitzung mit überwältigender Mehrheit (gegen 5 Stimmen) an, „weil der Vorteil des französischen Volkes diesen Schritt erheische." Das heißt: der Senat beschließt die kaiserliche Verfassung, die Verfassung des Jahres 12.

Denkwürdig die Stunden des 18. Mais 1804 vom Mittag bis zur Nacht. Mit ungeheurer Aufregung wartet die Pariser Bevölkerung auf den Senatsbeschluß. Um 3 Uhr wird er bekannt und mit Jubel begrüßt. Um 5 Uhr ist der Senat in St. Cloud. Cambacérès teilt dem Ersten Konsul den Senatsbeschluß mit. Bonaparte hört sich zum erstenmal mit dem Titel Majestät angeredet, zum erstenmal hört er den Ruf Vive l'Empereur! Würdevoll erwidert er: „Alles, was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, ist der Natur der Sache nach auch mein Glück. Ich nehme den Titel an, den Sie für den Ruhm der Nation für nötig halten. Das Gesetz hinsichtlich der Erblichkeit unterwerfe ich der Bestätigung des Volkes. Ich hoffe, daß Frankreich es nie bereuen wird, meine Familie dieser Ehre gewürdigt zu haben."

Glaubt der Gewaltige nun nicht fester als je an seinen Stern? Mit nichten. Als er in dunkler Nacht mit Lebrun nach Paris fährt, sagt er zu dem bisherigen Amtsgenossen: „Die Monarchie ist fertig, aber ich ahne es, der Bau wird nicht von Dauer sein."

Schon am 18. Mai wird der Senatsbeschluß als Staatsgrundgesetz verkündet. Nun hatte man die Republik mit dem Kaiser.

Der wesentliche Inhalt des organischen Senatsbeschlusses vom 18. Mai 1804 oder der Verfassung vom Jahre 12, die vom Volke mit ungefähr $3^1/_2$ Millionen Stimmen gegen ungefähr 2500 angenommen wird, ist der:

1. Die kaiserliche Würde ist erblich in der unmittelbaren, natürlichen und gesetzmäßigen männlichen Nachkommenschaft Napoleon Bonapartes nach der Ordnung der Erstgeburt. Fehlen unmittelbare Nachkommen, so kann Napoleon die Söhne oder Enkel seiner Brüder adoptieren; die Adoptierten treten in die Linie seiner unmittelbaren Nachkommenschaft. Andernfalls — wenn er weder Leibeserben, noch Adoptivkinder hat —, haben nacheinander Josef und Louis Bonaparte

das Recht auf die Kaiserwürde, doch ihnen folgen darin nur ihre unmittelbaren Nachkommen. Lucien und Jérôme sind wegen ihrer standeswidrigen und vom Familienhaupte nicht gebilligten Ehen von der Nachfolge ausgeschlossen; Lucien ist es für immer, Jérôme bis auf weiteres. Fortan sind die Eheschlüsse der französischen Prinzen, d. h. der Mitglieder der kaiserlichen Familie im Stande der Erblichkeit, bei Strafe des Verlustes ihrer Rechte auf die Krone von der Zustimmung des Kaisers bedingt. Der älteste Sohn des Kaisers führt den Titel prince impérial. Für einen minderjährigen, noch nicht achtzehn Jahre alten Kaiser ist eine Regentschaft vorgesehen. Der Regent ist entweder ein französischer Prinz oder ein durch den Senat bestimmter Großwürdenträger, und er regiert, ohne alle kaiserlichen Gewalten auszuüben. Der Kaiser hat bei seinem Regierungsantritt zu schwören: „Ich schwöre, zu erhalten die Unversehrtheit des Gebietes der Republik, zu achten und zur Achtung zu bringen die Gesetze des Konkordats und die Kultusfreiheit; zu achten und zur Achtung zu bringen die Gleichheit der Rechte, die politische und die bürgerliche Freiheit, die Unwiderruflichkeit der Verkäufe der Nationalgüter; keine Steuer aufzulegen, keine Taxe festzusetzen, als nur kraft des Gesetzes; aufrechtzuhalten die Einrichtung der Ehrenlegion; zu regieren nur mit der Rücksicht auf das Glück und den Ruhm des französischen Volkes.“ Die kaiserliche Zivilliste beträgt 25 Millionen, so viel wie die königliche nach der Verfassung von 1790/91. Bald werden auch die Schwestern des Kaisers Prinzessinnen. Ihrem Drängen nachgebend läßt der Kaiser schon am 20. Mai im Moniteur verkünden: „Man gibt den französischen Prinzen und Prinzessinnen den Titel Kaiserliche Hoheit. Die Schwestern des Kaisers tragen denselben Titel.“ Des Kaisers Mutter führt den Titel Madame, mère de Sa Majesté l'Empereur.

2. Die kaiserliche Gewalt umfaßt vor allem die Rechte, die schon der Erste Konsul allein oder im Verein mit seinen Mitkonsuln hatte. Diese Rechte sind: die Senatsbeschlüsse und die Gesetze zu verkündigen, im Senat und im Staatsrat den Vorsitz zu führen, Verurteilte zu begnadigen, zu ernennen und abzuberufen Staatsräte, Minister, Botschafter, alle nicht gewählten Beamten, Verordnungen zur Ausführung der Gesetze zu erlassen, und endlich, diplomatische Beziehungen zu unterhalten und Verträge zu schließen. Neue Rechte sind: eine Erklärung des Senats über die Verfassungswidrigkeit eines vom Gesetzgebenden Körper beschlossenen Gesetzes zu billigen oder zu verwerfen, zu ernennen die Großwürdenträger und Großoffiziere des Kaiserreichs, die Präsidenten des Senates, des Kassationshofes und des Appellhofes, zu wählen den Präsidenten und die Quästoren des Tribunats, aufgrund einer Liste, die das Tribunat aufgestellt hat. Fortan wird nicht mehr

im Namen des französischen Volkes Recht gesprochen, sondern im Namen des Kaisers, durch die von ihm eingesetzten Beamten. Das war ein Rückfall in die Regierungsweise der Königszeit; der Grundsatz der Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege, der bei der Verfassung des Jahres 3 sorgfältig beachtet worden war, wurde da wieder außer acht gelassen.

3. Den kaiserlichen Thron umgeben, nach dem Plane Talleyrands, sechs Großwürdenträger. Erstens: der Großwähler (grand électeur, Josef Bonaparte), als höchster Vertreter in allen Angelegenheiten der Wahlkollegien und der vier Staatskörperschaften. Zweitens: der Reichserzkanzler (archichancelier de l'Empire, Cambacérès), für alle Angelegenheiten der Rechtspflege und für die Gerichtshöfe. Drittens: der Staatserzkanzler (archichancelier de l'Etat; Eugen de Beauharnais war zu dem Amte bestimmt), für den Verkehr mit dem Auslande. Viertens: der Erzschatzmeister (architrésorier, Lebrun), für das Geldwesen. Fünftens: der Kronfeldherr (connétable, Louis Bonaparte.) Sechstens: der Großadmiral (grand admiral; Murat war dazu ausersehen), für die Marineangelegenheiten. Diese Großwürdenträger sind unabsetzbar, stehen im Range nach den französischen Prinzen und genießen mit ihnen die gleichen Ehren. Sie bilden den Großen Rat des Kaisers und den Großen Rat der Ehrenlegion. Außer und nach ihnen gibt es die ebenfalls unabsetzbaren Großoffiziere des Kaiserreichs. Sie bilden drei Klassen. Erstens: die Marschälle von Frankreich, im ganzen 16. (Ernannt werden zu Marschällen die vierzehn Generale: Jourdan, Berthier, Masséna, Lannes, Ney, Augereau, Brune, Murat, Bessières, Davout, Bernadotte, Soult, Moncey und Mortier. Vier Generale bekommen nur den Titel Marschall, nämlich Kellermann, Sérurier, Lefebvre, Pérignon.) Zweitens: die Inspektoren und Generalobersten der Artillerie und des Geniekorps, der Kavallerie, der Marine, im ganzen 8. Drittens: die Zivilgroßbeamten der Krone, wie sie durch die Statuten des Kaisers eingesetzt sind. Es sind: der Großalmosenier (grand aumônier, Kardinal Fesch.) Er geleitet an hohen Festen den Hof zur Messe, reicht den Majestäten die Gebetbücher, er nimmt (dazu freilich kommt es beim Kaiser nicht) ihre Beichte ab, und er segnet an ihrer Tafel die Speisen. Dann der Obersthofmarschall (grand maréchal du palais, Duroc.) Er hat für die Tafel zu sorgen, an der Tafel dem Kaiser die Serviette zu reichen und ihm den Wein einzuschenken. Ihm unterstehen die Palastpräfekten und die Reisemarschälle. Ferner der Oberstkämmerer (grand chambellan, Talleyrand.) Er überwacht und ordnet die Hofempfänge. Ihm unterstehen die Theater, die Hofmusik, die Bibliothek und die Garderobe. Es kommen hinzu: der Oberstzeremonienmeister (grand maître des cérimonies, Ségur), der Oberst-

stallmeister (grand écuyer, Caulaincourt), dem das Pagenkorps und die Kuriere unterstehen, und der Oberstjägermeister (grand veneur, Berthier.) Zum Glanze des kaiserlichen Hofes trägt wesentlich auch der militärische Hofstaat bei (la maison de l'empereur.) Er besteht aus den vier Generalobersten der Garde (Davout, Soult, Bessières, Mortier) und ihren Begleitungen und den zwölf Adjutanten des Kaisers.

4. Die Staatskörperschaften, Senat, Staatsrat, Gesetzgebender Körper und Tribunat, bestehen im wesentlichen wie bisher fort.

Dem Senate, der nun, wie im Jahre 10, vergeblich die gesetzgeberische Initiative und die Erblichkeit für seine Mitglieder gefordert hat, sind mehrere neue Befugnisse verliehen. Vor allem hat er das Recht, die Verkündigung eines Gesetzes zu verbieten, wenn ein Senator es als contrerevolutionär oder als verfassungswidrig bezeichnet. Das bedeutet tatsächlich: der Kaiser hat ein unbeschränktes Veto in der Gesetzgebung. Denn, wenn er ein Gesetz nicht will, findet sich stets ein Senator, der ihm willfahrt, und wenn er ein Gesetz gegen ein senatoriales Veto durchsetzen will, so braucht er, nach Artikel 72 der Verfassung, das Veto nur durch den Staatsrat prüfen zu lassen, danach kann er das beanstandete Gesetz verkündigen. Das letzte Recht war jedenfalls dem Senate gegenüber ein Schreckmittel. Des weitern hat der Senat zwei Kommissionen, jede aus sieben Senatoren, zu bilden. Die eine, die commission sénatoriale de la liberté individuelle, hat die unter dem Vorwande der Verschwörung gegen den Staat vorgenommenen Verhaftungen zu prüfen. Die andre, die commission sénatoriale de la liberté de la presse, hat zu prüfen, ob die der Verbreitung von Büchern in den Weg gelegten Hindernisse genügend begründet sind. Wenn die Minister angeklagt sind, sich gegen die individuelle Freiheit oder gegen die Preßfreiheit vergangen zu haben, so ist der Senat der zuständige Gerichtshof. Dem Senate sitzt vor ein vom Kaiser ernannter Senator. Endlich: der Kaiser ernennt zu Senatoren die französischen Prinzen, die Großwürdenträger und solche Bürger, die er für geeignet hält, die Würde des Senates zu erhöhen. Nach allem hat der Kaiser den Senat ganz in seiner Gewalt.

Der Staatsrat zerfällt nun in sechs Abteilungen, in die für Gesetzgebung, Inneres, Finanzen, Krieg, Marine und Handel. Seine Mitglieder werden nach fünfjähriger Tätigkeit auf Lebenszeit ernannt.

Das Corps législatif, dessen Mitglieder fortan ohne Unterbrechung wiedergewählt werden können, hat nun auch das Recht, Gesetzentwürfe zu erörtern, doch nur in comités généraux und in geheimer Sitzung, es sei denn, daß die Regierung eine öffentliche Sitzung fordert. In den gewöhnlichen Sitzungen wird, wie bisher, nur abgestimmt.

Das Tribunat zerfällt, wie seit 1802, in drei Abteilungen, in

die für Gesetzgebung, Inneres und Finanzen. Der Kaiser ernennt seinen Vorsitzenden auf ein Jahr. Gesetzentwürfe dürfen nicht in Vollversammlungen erörtert werden, sondern nur in den Abteilungen. Das Tribunat verhandelt nicht mehr öffentlich. Die Amtszeit der Tribunen beläuft sich auf zehn Jahre.

5. Beim Stimmrecht ist die Unabhängigkeit der Wähler durch zweierlei eingeschränkt. Es gehören nämlich von Rechts wegen zu den Arrondissementskollegien alle Legionäre und zu den Departementskollegien alle Großoffiziere, Kommandanten und Offiziere der Ehrenlegion.

Das glänzende Nachspiel der Errichtung des Kaisertums ist *die Krönung Napoleons 1. durch den Papst Pius 7.* in Paris am 2. Dezember 1804.

Natürlich, daß der Schöpfer des Konkordats, der Mann, der von seinen Priestern sprach wie von seinen Präfekten und Gendarmen, des kirchlichen Segens bei der Gründung seiner Dynastie nicht entbehren zu können glaubte. Er knüpfte übrigens mit seinem Kaisertum an das mittelalterliche germanische in seiner größten Herrlichkeit an. Karl der Große, der Erneuerer des abendländischen Kaisertums, war sein Vorbild, er wollte für die Welt ein zweiter Charlemagne sein. Das zeigte sich zunächst bei den vielen Aeußerlichkeiten des neuen Kaisertums, bei den Titeln und Formen, die dem heiligen römischen Reiche entlehnt waren. Und nun sollte auch das Letzte und Größte nicht fehlen — wie Karl zu Weihnachten 800 vom Papste Leo 3. zu Rom gekrönt worden war, wollte Napoleon, um auch seiner Krone den „übernatürlichen Ursprung" zu verleihen, von Pius 7. gekrönt werden, freilich nicht zu Rom, sondern zu Paris.

Nicht leicht entschloß sich der Papst zur Reise dahin. Dem Manne, der auf das Konkordat die Organischen Artikel hatte folgen, der den Herzog von Enghien hatte ermorden lassen, dem aufzuwarten und sich in Frankreich dem Spott der Kirchenfeinde auszusetzen, das war zu bedenken. Dazu kam — seit dem Sommer verhandelte man über die Krönung —, daß Napoleon im Herbste gegen die Jesuiten vorging. Am 7. Oktober 1804 beauftragte er nämlich Talleyrand, von Spanien Sicherheit dafür zu verlangen, daß es den Orden nicht wieder zulasse. Auch von der Königin von Etrurien soll er das verlangen. „Ich werde sie" (die Jesuiten), schreibt der Kaiser, „niemals in Frankreich oder in der Republik Italien dulden." Aber schließlich siegte in Rom der bevollmächtigte Minister des Kaisers, Kardinal Fesch. Pius — auch die Mehrheit des Kardinalskollegiums und Consalvi waren dafür — Pius versprach, den Kaiser in Paris zu krönen. Doch er

zögerte mit der Abreise, so daß Napoleon seinen Wunsch, am 18. Brumaire gekrönt zu werden, nicht erfüllt sah. Er schrieb daher am 2. November an Fesch, er solle dafür sorgen, daß der Papst sofort abreise, damit die Krönung am 2. Dezember geschehen könne; andernfalls werde er auf die Mitwirkung des heiligen Vaters verzichten. Man könne die Fremden in Paris nicht länger hinhalten, auch die Rückkehr der herbefohlenen Truppen in ihre Garnisonen und die der Abordnungen in ihre Departements nicht länger verzögern. Darauf tritt der Papst die Reise an. Vom Zorne des Kaisers hatte er viel zu fürchten, vielleicht den Verlust des Kirchenstaates; bei seiner Zuneigung bekam er — so mochte er denken — vielleicht die Legationen wieder. Jedenfalls war es von größter Bedeutung für die Kurie, daß sich die Krönung in Paris nicht ohne das Oberhaupt der katholischen Christenheit vollzog.

Pius, der Rom am 30. Oktober verlassen hatte, langte am 19. November in Lyon an und wurde von der Bevölkerung aufs beste empfangen. Am 25. traf er mit dem Kaiser in Fontainebleau zusammen. Von hier fuhr er am 29. mit ihm nach Paris, wo er in den Tuilerien Wohnung nahm.

Wenn der Papst geglaubt hatte, aus der Krönung für sich großen Nutzen ziehen zu können, so zeigte ihm das Auftreten des Kaisers, daß er wenig zu hoffen hatte. Seine Heiligkeit sollte der Gebende, nicht der Empfangende sein. Nur in einem fügte sich Napoleon. Josefine hatte nämlich dem Papste anvertraut, daß sie nur bürgerlich getraut worden war; die kirchliche Trauung vor der Krönung, hoffte sie, würde ihre Ehe unauflöslich machen. In der Tat machte der Papst die Einsegnung der Ehe zur Bedingung für die Krönung. Napoleon gab nach, und am 1. Dezember nahm Kardinal Fesch, im Kabinett des Kaisers insgeheim, die kirchliche Trauung des Kaiserpaares vor.

Am Krönungstage, welch ein Schauspiel für die Pariser Bevölkerung, für die Besucher aus den Departements und die Fremden aus aller Welt!

Am Vormittag um Neun begibt sich der Papst unter Glockengeläut von den Tuilerien nach Notre-Dame. Seinem von acht Apfelschimmeln gezogenen, mit der dreifachen Krone geschmückten Prachtwagen reitet auf einem weißen Maultiere der Nuntius Speroni mit dem doppelten Kruzifix voraus. Dem Wagen des Papstes folgen neun Galawagen mit Kardinälen und italienischen Offizieren. Der ganze Zug wird von Kavallerieabteilungen begleitet. Unter dem stürmischen Jubel der Menge zieht Pius 7. dahin. Wo er sich zeigt, sinkt das Volk auf die Knie, um seinen Segen zu empfangen.

Unterdessen machen sich auch der Kaiser und die Kaiserin in den

Tuilerien zum Aufbruch fertig. Napoleon, vor Glück strahlend, sagt zu Josef: „Wenn unser Vater uns jetzt sehen könnte!“ Frau Letizia wohnt der Krönung nicht bei; sie, die keineswegs vertrauensvoll in die Zukunft sah, kommt erst vierzehn Tage nachher nach Paris.

An der Spitze des Krönungszuges reitet der Marschall Murat mit acht Schwadronen aller Kavalleriegattungen. Es folgen die Wappenherolde, in zehn sechsspännigen Wagen die Großoffiziere des Kaiserreichs, die Minister und die hohen Würdenträger und der Wagen mit den Prinzessinnen. Dann kommt, begleitet von der kaiserlichen Garde, der von acht isabellenfarbigen Pferden gezogene Prachtwagen mit dem Kaiserpaar und Josef und Louis Bonaparte. Der Wagen, mit der von vier Adlern gehaltenen kaiserlichen Krone geschmückt, ist ganz von Glas, so daß die Insassen — Napoleon trägt ein Phantasiekleid — bei der langsamen Fahrt für die Zuschauer gut sichtbar sind. Am erzbischöflichen Palast steigt das Kaiserpaar aus, um im Palast den Krönungsstaat anzulegen. Nachdem es das getan hat, geht es die kurze Strecke nach Notre-Dame, die Kaiserin voraus, nach ihr der Kaiser, nach ihm die Marschälle Bernadotte und Berthier, nach ihnen Eugen de Beauharnais und Talleyrand mit den Reichszeichen. (Unlängst, bei seinem Aufenthalt in Aachen, hatte der Kaiser die Insignien und das Schwert Karls des Großen nach Paris schaffen lassen.) Am Eingang der Kathedrale mit Ansprachen empfangen, gehen Kaiser und Kaiserin in das prächtig geschmückte Gotteshaus, wo sie der Papst auf seinem Throne, die Kardinäle, die Bischöfe und die hohen Staatsbeamten erwarten. In der Tiefe der Kirche nimmt das Paar auf dem kaiserlichen Throne Platz, und nun beginnt die Krönung. Der Papst begibt sich zum Altar. Es kommen der Großalmosenier (Kardinal Fesch), ein Kardinal und ein Bischof zum kaiserlichen Throne, um die Majestäten zum Altare zu holen. Hier, wo inzwischen die Reichsinsignien niedergelegt worden sind, stimmt der Papst das Veni Creator an. Der Kaiser leistet mit deutlicher Stimme den ersten Schwur auf das Evangelienbuch, und der Papst erteilt zuerst ihm und dann der Kaiserin die dreifache Salbung, auf Kopf und Hände. Nun betet der Papst: „Allmächtiger Gott, der Du Hazaël zur Herrschaft über Syrien und Jehu zum König von Israel bestellt hast, indem Du ihnen Deinen Willen durch den Mund des Propheten Elias kund tatest; der das heilige Oel der Könige auf das Haupt Sauls und Davids durch den Propheten Samuel ausgegossen hat, gieße durch meine Hände die Schätze Deiner Gnade und Deiner Segnungen über Deinen Diener Napoleon, den wir heute, trotz unsrer persönlichen Unwürdigkeit, in Deinem Namen zum Kaiser weihen.“ Es folgt die Messe. Während der Papst sie liest, segnet er die kaiserlichen Insignien und gibt sie einzeln

dem Kaiser und der Kaiserin, nur die beiden Kronen bleiben liegen. Der Kaiser ergreift die eine Krone und setzt sie sich auf, er ergreift die andre Krone und setzt sie der vor ihm knienden Kaiserin auf. Das war ganz nach dem Zeremoniell, das Karl der Große für die Krönung seines Sohnes Ludwig festgesetzt hatte. Vielleicht aber — das ist streitig — kam Napoleon dem Papste, der ihm und Josefine die Krone aufsetzen wollte, durch schnelles Zugreifen zuvor. Danach führen der Papst und die Kardinäle das Kaiserpaar zu seinem Throne zurück. Der Papst küßt den Kaiser auf die Wange und ruft: Vivat Imperator in aeternum! Die tausende Zuschauer rufen: Vive l'empereur! Vive l'impératrice! Darauf der Schlußakt. Die höchsten Würdenträger, mit dem Präsidenten des Senats und dem des Gesetzgebenden Körpers, sammeln sich um den Thron. Hier leistet der Kaiser sitzend den von der neuen Verfassung vorgeschriebenen Eid auf die Evangelien. Nun ruft der erste Herold: Le très glorieux et très auguste Empereur, Napoléon, Empereur des Français, est couronné et intronisé; vive l'Empereur! Die Anwesenden stimmen in den letzten Ruf ein, während von draußen Kanonendonner in die Kirche dringt. Das Tedeum wird gesungen, das Kaiserpaar steigt vom Throne und kehrt, unter dem Jubel des Volkes, in der Weise, wie es hergekommen ist, in die Tuilerien zurück. Am Abend folgt dort das glänzende Krönungsmahl. Die nächsten Tage sind für Paris Festtage.

Das war das Ende der Republik, die Einsargung einer längst gestorbenen. — Die letzte Spur der Republik wurde erst durch das Dekret des Kaisers vom 22. Oktober 1808 ausgelöscht, wonach vom 1. Januar 1809 an die Geldmünzen die Worte Empire français statt République française zu tragen hatten.

Ueberblick.

Der Erste Konsul Bonaparte.

Wir wollen nun den Ersten Konsul als den Erneuerer und Regierer des Staates im großen und ganzen schätzen, uns seinen staatsmännischen Charakter vergegenwärtigen.

Wahrlich, der aus Aegypten heimgekehrte ist der Retter Frankreichs geworden, der Mann vom 18. Brumaire hat die Nation aus dem Sumpfe der Verwahrlosung und Verderbtheit gezogen, er hat den tief zerrütteten Staat wiederaufgerichtet, ihn erweckt zu neuem Gedeihen

auf allen Gebieten. Er hat — ein erhabenes Beispiel für die Welt — die zerfahrenen Kräfte eines großen Kulturvolkes zusammengefaßt, er hat eine politische Autorität aufgerichtet, die eines Einzigen, die seine, und er ist dem Staate zum Wohltäter ohnegleichen geworden.

Wenn solches Urteil gefällt werden muß, sollte man nicht denken, auch das sei zu fällen, da sei ein Staatsmann ersten Ranges, ein Meister der Politik am Werke gewesen? Aber so Großes der Erste Konsul tat, wer könnte ihn mit guten Gründen als Meister bezeichnen! Die Politik ist Sache der Klugheit, des zweckmäßigen Handelns — in welchem Maße es ihm an jener gebrach, wie oft er es an diesem fehlen ließ: all seine Erfolge bei der Erneuerung des Staates können nicht darüber täuschen.

Die Hauptsache ist diesem Staatsmanne die Allmacht des Staates, der Regierung, d. h. des Einen, der bei dem Bündnis der Philosophie mit dem Säbel, wie er seine Regierungsweise nennt, den Säbel hält. Er fordert von den Staatsbürgern Gehorsam, Schweigen und Steuern. Welch ein Wahn, zu denken, daß er ein Sohn der neuen Zeit sei, daß er den politischen Idealen des Geschlechtes, das ihn emporsteigen ließ, im geringsten zugetan sei! Er ist ein Staatsmann von der alten Art unter neuen Umständen, im Punkte der höchsten Gewalt der rücksichtslose Fortsetzer des Ancien Régime, und mehr noch, seine politischen und sozialen Einrichtungen gleichen im wesentlichen denen einer um vierzehn Jahrhunderte zurückliegenden Zeit, nämlich denen im Jahrhundert des Römischen Reiches von Diocletian bis auf Theodosius. Das bedeutet freilich nicht, daß er ein Nachahmer ist, sondern zeigt nur, daß Despoten weit auseinander liegender Zeiten auf die gleichen Gedanken verfallen. Zentralisation, das ist sein Wort für die Staatsallmacht, ist seine staatsmännische Losung. Schade nur, daß er sie nicht wie ein Staatsleiter, sondern wie ein Staatsbefehlshaber auffaßt, daß er in seinem Kopfe den Korporalsgedanken hat, daß alle im Staate nach seinem Kommando marschieren müssen. Dabei müßte vorausgesetzt werden können, daß er ein Weiser wäre; aber so klug er ist, weise ist er in keinem Stücke. Sein Grundirrtum ist seine Auffassung vom Staate. Er sieht in ihm eine unbedingte Einheit, d. h. eine Organisation, eine Regelung des Miteinanderlebens einzelner, deren Sonderzwecke mit dem Staatszwecke übereinstimmen. Die Zweiheit im Staate, der Unterschied von Staat und Staatsgliedern, von allgemeinem Vorteil und Sondervorteil, dieser Dualismus besteht für ihn nicht oder soll nicht bestehen. Hieraus kann man seine ganze Regierungsweisheit, seine mechanische Staatspraxis ableiten. Von einem Regenten, der die Regierung zu allem befugt hält, kann natürlich für die politische Freiheit und die bürgerliche Selbständigkeit in Departement und Gemeinde nichts erwartet werden.

Vor allem muß ihm die Meinung andrer, sobald sie sich öffentlich gegen ihn wendet, ganz unleidlich sein. Daher hält er Presse und Literatur streng im Zaume, daher wendet er dem Tribunat seine volle Mißgunst zu, bezeichnet er alle, die gegen seine Regierung ein Wort sagen, als Metaphysiker, als Leute, die ihm wie Ungeziefer in den Kleidern sitzen und ertränkt zu werden verdienten. Sein Despotismus ist der der antiken Despoten; daher duldet er keine freien, selbständigen Vereinigungen, hofft er alles vom Zwang, nichts von der Freiwilligkeit, daher legt er die individuellen Kräfte lahm, nimmt er der Verwaltung in Gemeinde, Arrondissement und Departement jede Selbständigkeit. Natürlich ist das Verfahren, alles und jedes in Paris zu entscheiden, sehr langwierig, umständlich und kostspielig; auch der beste Wille und die größte Arbeitskraft reichen nicht aus, die örtlichen Angelegenheiten eines großen Reiches am Sitze der Regierung zweckmäßig zu behandeln. Also ein Staatsmann steht da vor uns, der seine Aufgabe verkennt, der die Staatsverwaltung mit den Obliegenheiten der Selbstverwaltung belastet, der die Staatsregierung nicht auf ihr natürliches Gebiet zu beschränken weiß.

Merkwürdig, wie dieser Mann, der den höchst zeitwidrigen, ungeheuerlichen Anspruch erhebt, im Staate die unbedingte Autorität zu sein, merkwürdig, wie er bemüht ist, den Schein zu erhalten, als sei er der Bringer und Erhalter der republikanischen Freiheit. Er versichert, der 18. Brumaire sei zum Vorteil der Republik und der Republikaner gemacht worden; wenn er sagte, zur Herstellung von Ordnung und Sicherheit, das ließe sich hören. Er versichert, sein Regiment sei gegründet auf die wahre bürgerliche Freiheit; ein cynischer Scherz das, weil unter seinem Regiment jedes Volksrecht nichtig wird. Er versichert (1802), er wolle die Freiheit und Gleichheit vor den Launen des Schicksals und den Wechselfällen der Zukunft sichern; in der Tat bedeutet das die Steigerung seiner persönlichen Macht, die Auslieferung der Freiheit an seine Willkür. Auch versichert er: „Ich gehöre keiner Partei, sondern Frankreich an; wer Frankreich liebt und der Regierung gehorcht, ist von meiner Partei.“ Das wenigstens besagt klar, daß er von den Parteien im Lande der „wahren bürgerlichen Freiheit“ nur die Partei der Gehorsamen, der Jasager, der Regierungsfrommen anerkennt. Er läßt das Andenken Washingtons feiern, um sich wiedermal als Republikaner zu zeigen; aber aus der Festrede kann jeder heraushören, daß der große Amerikaner neben dem Ersten Konsul nur wie ein armseliger Tropf dasteht. (Ein Mann von mehr stillem als glänzendem Verdienst!) Gewiß, der Erste Konsul gibt den Willen kund, die einander feindlichen Kinder des Vaterlandes zu vereinigen; aber wehe denen, die ihm, dem Staatsoberhaupte, abgeneigt sind —

internieren, deportieren, guillotinieren, so wütet er gegen Leute, denen nichts andres zur Last gelegt werden kann, als daß sie Republikaner geblieben sind. Er spricht von Duldsamkeit, aber das Haupt der Meduse, die Opposition, läßt ihm keine Ruhe; zu Zeiten will er Blut sehen, um ruhig schlafen zu können. Der Genius der Freiheit, von dem er fabelt, geht unter seinem Regiment in Ketten und blutigen Lumpen einher. Nur die Gleichheit besteht, insofern nämlich, als alle unter ihm das gleiche Schicksal haben, die gleiche Knechtschaft; den einen freilich wird sie mit Gold aufgewogen, den andern mit nichts. Köstlich also, wenn er sich zur Souveränität des Volkes bekennt, köstlich, wenn er im Staatsrat sagt: „Meine Politik besteht darin, daß ich die Menschen so regiere, wie die große Mehrheit regiert zu werden wünscht.“ Das soll diesmal heißen, er stelle sich auf den katholischen Standpunkt; aber sonst, in tausend andern Dingen, da sind die „Wünsche der Mehrheit“ die Wünsche, die er eingibt, erlaubt oder vorschreibt. Kurz, es handelt sich für ihn um Gehorsam und um nichts weiter. Alles, was er an Freiheitsgedanken vorbringt, sind Phrasen, sind „Romane,“ wirklich ist nur sein „kolossales Ich.“

Keine Frage, der Erste Konsul ist ein Staatsverwalter von großen Fähigkeiten, von seltenen Vorzügen. Er ist über die Lage des Staates auf allen Gebieten wohl unterrichtet, er weiß oft besser als die Beamten, was hier und dort im Werke ist, er sieht alles, vergißt nichts, er verfährt nie oberflächlich oder summarisch, er will stets wissen, was ist und was sein könnte, es lebt in ihm ein großer Eifer, die Nation zu fördern, seine hohe Stellung durch sein Wirken als die ihm zukommende zu erweisen. Aber dieser Eifer, höchst wertvoll für den Staat, ist nur einigermaßen frei von den Schlacken des Despotismus und eines übeln Ehrgeizes. Während des Konsulats, sagt Chaptal, „als sich seine Meinung über die meisten Dinge noch nicht gebildet hatte, vertrug er die Erörterung, und es war damals möglich, ihn aufzuklären . . . Aber von dem Augenblick an, wo er richtige oder falsche Vorstellungen über alle Verwaltungssachen gehabt hat, hat er niemand mehr befragt; . . . er machte sich mit Bitterkeit lustig über alle, die eine von der seinen verschiedene Meinung äußerten, er suchte, sie lächerlich zu machen, und sagte oft, indem er sich an den Kopf schlug, daß ihm dieses gute Instrument viel nützlicher wäre, als die Ratschläge der Menschen, die dafür gölten, Bildung und Erfahrung zu haben . . . Vier Jahre hindurch suchte er, sich mit den Tüchtigsten jedes Faches zu umgeben; dann schien ihm die Wahl seiner Mitarbeiter gleichgültig zu werden. Da er sich für stark genug hielt, selbst zu regieren und zu verwalten, schob er sogar mit Sorgen alle beiseite, deren Talent oder Charakter ihm lästig war. Er brauchte Kammerdiener, keine Räte . . . Die Minister waren nur noch

Bureauchefs, der Staatsrat diente nur noch dazu, den Beschlüssen, die von ihm, dem Ersten Konsul, ausgingen, die Form zu geben. Er verwaltet bis in die kleinsten Einzelheiten. Alles, was ihn umgab, war furchtsam und passiv: Man vernahm den Willen des Orakels und führte ihn aus ohne Besinnen . . . Indem er sich von der Welt absonderte, alle Gewalt und Tätigkeit in seinen Händen zusammenfaßte, durchdrungen davon, daß die Einsicht und Erfahrung andrer ihm keine Unterstützung mehr sein könnten, dachte er, daß er nur noch Arme nötig habe." Die sichersten „schienen ihm die einer ihm ergebenen Jugend" zu sein; daher berief er junge Leute in die höchsten Stellen, machte er Jünglinge von zweiundzwanzig Jahren zu Präfekten. Im wesentlichen war das Urteil der Mitlebenden, der Erste Konsul sei ein Politiker von scharfem, durchdringendem Verstande, von hoher Willenskraft, ein Mann, der mit dämonischer Gewalt seinen Willen der Mitwelt aufdränge, der mit ungemeiner Geistesgegenwart seinen Vorteil erspähe und wahrnehme und auf ganz besondre Art alle Hemmnisse zur Seite schiebe. Auch sprach man wohl von seiner furchtbaren Verschlossenheit. Wie mächtig der Funke des hohen Ehrgeizes in ihm erglüht ist, was sein Eifer bei der Staatsleitung bedeutet — Josef Bonaparte sagt darüber 1803: „Mein Bruder will, daß das Bedürfnis seines Daseins so lebhaft empfunden werde, und daß dieses Dasein eine so große Wohltat sei, daß man darüber hinaus nichts sehen könne, ohne zu schaudern. Er weiß und er fühlt es, daß er vielmehr durch diese Idee regiert, als durch die Gewalt und Erkenntlichkeit. Wenn man morgen, wenn man eines Tages sagen könnte: ‚Siehe da, die Ordnung der Dinge ist hergestellt und sorglos, siehe da ein bestimmter Nachfolger, Bonaparte kann sterben, es wird weder Unruhe, noch Aufstand zu befürchten sein,' dann würde mein Bruder sich nicht mehr in Sicherheit glauben . . . Das ist die Regel seiner Haltung."

In der Tat, bei dem Ersten Konsul kommt zuerst das ehrsüchtige und herrschsüchtige Ich; daß er dieses in irgend einer großen oder kleinen Sache freiwillig verleugnete oder hintenansetzte, wer hätte das bei ihm erlebt! Der Vorteil andrer ist ihm teuer, wenn er mit seinem Vorteil zusammenfällt oder wenigstens nicht dagegen verstößt. Das Glück Frankreichs ist ihm heilig, wenn es sein Glück ist, wenn er die Art der Beglückung der Nation zu bestimmen hat. Wollte die Nation ihr Glück in freien politischen, echt konstitutionellen Einrichtungen sehen, so wäre seine Glücksgemeinschaft mit ihr zu Ende. Wo sein Ehrgeiz und seine Macht in Frage kommen, darf man bei ihm auf Sachlichkeit, Unparteilichkeit, Wohlwollen oder Güte nicht rechnen. Ja, seine Gier nach der Macht und nach dem Glanze der Macht, sie allein ist es, die seinen politischen Charakter verdirbt, dessen Vorzüge ver-

dunkelt, ihn tief herabsetzt. Der Politiker wird da zum Streber, der Staatsmann zum eiteln Macher, der Staatschef zum Komödianten. Macher, das ist für den Ersten Konsul die treffendste Bezeichnung. Josef sagt von ihm: „Er ist gewiß ein großer General, aber ein Macher, ein machinateur, macchinatore.“ Und Saliceti urteilt gar: „Er ist vollendeter Betrüger, er ist Ränkeschmied, Verschwörer, er ist Korse.“ Wir haben hier unser letztes Urteil über ihn noch nicht zu fällen; wir beschränken uns deshalb darauf, sein Auftreten als Staatschef zwar als hoher Anerkennung wert zu bezeichnen, doch auch als berechnet auf Täuschung und Blendung. Ein Schauspieler dieser Mann an der höchsten Stelle, kein Genie, aber doch ein Virtuose, der die meisten verblüfft und des lauten Beifalles sicher ist. Natürlich, solchem Komödianten ist die Wahrheit nichts; schon im Beginn des Konsulats kommt in Paris, Thibaudeau zufolge, das Wort auf: Er lügt wie ein Bulletin. Auch die Verlogenheit gehört zum Ehrgeiz; dieser Regent, dieser Machthaber gönnt ja keinem einen Ruhm, der den seinen im geringsten verdunkeln könnte, und wo er keinen Ruhm hat, da fälscht er die Wahrheit, da lügt er. Achtungswerte, sittliche Motive, wo sind sie bei seinem Systeme? Wenn er nur ein Prahler wäre, ein politischer Aufschneider, so könnte man sagen, er habe Schwächen oder Fehler. Aber nein, er hat Laster; er mißachtet Wahrheit und Recht, auch das Recht, das er selbst gegeben hat, er ist die Treulosigkeit selbst, das Leben andrer ist ihm nichts, er wird zum Mörder, wenn er glaubt, seine Stellung befestigen zu können — ihn bändigt nichts als die Gewalt, die stärker ist als die seine.

Sicherlich, keiner, der die Wahrheit liebt und das Recht achtet, kann auf diesen Mann anders als mit Haß und Abscheu sehen. Aber seinen Charakter beiseite — zuerst und zuletzt handelt es sich um die Leistungen des Mannes, um seine Bedeutung für Frankreich und die Welt. Nun denn, möchte man ihn auf der politischen Bühne der Zeit missen? Könnte man leugnen, daß er am rechten Platze steht? Er ist der Totengräber der Republik, aber er ist auch der Lebenserneuerer Frankreichs, der Wiederhersteller der Ordnung und der Sicherheit, der große Wegebahner für neues Gedeihen. Er ist ein Zügelloser, aber er ist auch der Mann, der wieder eine Autorität im Lande aufgerichtet hat. Er ist ein Rechtsverächter, aber er ist auch der Vollbringer einer alles umfassenden, in vielem vortrefflichen Gesetzgebung. Er ist ein Despot, aber er ist der erste, unvergleichliche, der emsigste Arbeiter des Staates. Seine Willkür, seine Verbrechen ziehen ihn herab, aber sein unendlicher Fleiß und seine Umsicht bei den Staatsgeschäften heischen Bewunderung, heischen Achtung. Er ist nicht vom Geiste der neuen Zeit, aber er ist doch der Bestätiger der großen Errungenschaft

in der Revolution, der bürgerlichen Gleichheit. Er liebäugelt zwar mit dem Pfaffentum, er spricht wie ein Gläubiger vom Lichte, der katholischen Kirche, aber er unterwirft diese Kirche — auch darin das Werk der Revolution aufrechthaltend — dem weltlichen Staate. Er ist ein Muster von Herrschsucht, aber diese, gelenkt von einem eisernen Willen, bewirkt die rasche Zusammenfassung aller Kräfte der Nation. Wenn er nicht herrschsüchtig, ehrgeizig, ruhmsüchtig wäre wie keiner: er ließe die Zügel am Boden schleifen, und wo wäre dann der Mann, der Frankreich wiederaufrichtete?

Nach allem die Frage: Was ist nun, nach dem Verlauf des Konsulats, nach der Errichtung des Kaisertums, für Frankreich und für die Welt zu erwarten? Offenbar ist: der Mann, der Frankreich regiert, kennt kein Maß in seinen Ansprüchen, er ist die verkörperte politische Ausschweifung — sein Wille, unbedingt zu gebieten, sein Wahn, die unbedingte Autorität sein zu können, sie bedeuten die furchtbarste Bedrohung der Zukunft der Nation und der der Staaten Europas. Was er von sich hält, was für eine Aufgabe er sich zuschreibt, kann darüber ein Zweifel bestehen? Selbstverständlich, daß Frankreich von ihm nicht das geringste von politischen Freiheiten zu erwarten hat, und nichts so wahrscheinlich, als daß er die Nation aus einem Kriege in den andern stürzen wird. Ruhe für Frankreich, Ruhe für Europa, wie könnte sie von dem kommen, der alle beunruhigt! Ein schönes, ein großes Wort des Gewaltigen ist dieses: Es gilt, auf den Roman der Revolution die Geschichte der Revolution folgen zu lassen. Hat er es vermocht, war er, der Vergewaltiger aller, der Mann dazu? Ganz und gar nicht; er hat auf den Roman der Revolution den Roman des Konsulats folgen lassen, insofern, als er dem Bedürfnis der Nation nach Freiheit und Mitwirkung bei der Regierung und Verwaltung des Staates keine Rechnung trug, also eine unnatürliche oder romanhafte Politik befolgte. Trotz all seiner Klugheit ist er ein Phantast; denn er glaubt, die Natur der Menschen und Dinge vergewaltigen zu können. Trotz seines guten Verstandes und seines Scharfblickes in tausend Einzelheiten ist er der unkritische Sohn seiner Zeit; denn er weiß nicht zu unterscheiden zwischen dem, was gemacht werden kann, und dem, was zu Nutz bestehen kann. Gewiß, er hat lichte Augenblicke. Er sagt am Grabe Rousseaus: „Nun wohl, die Zukunft wird lehren, ob es für die Ruhe der Welt nicht besser gewesen wäre, wenn Rousseau und ich niemals dagewesen wären.“ Aber dergleichen gehört entweder zur Melancholie oder zum Phrasentum des Despoten. Der Dämon des Ehrgeizes beherrscht ihn so, daß er nicht einen Augenblick daran denkt, sich zu mäßigen, mehr „Geschichte“ und weniger „Roman“ zu erstreben. Mit dem Glanze seiner Stellung wächst sein Hochmut, mit seiner Macht

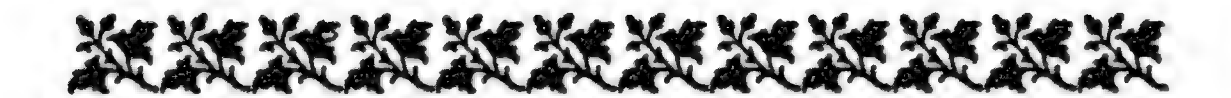
wachsen seine Ansprüche, mit seinen steigenden Erfolgen verlieren sich seine Despotenträume ins Unermeßliche. Er ist durch seinen Degen emporgekommen, und man merkt es fort und fort, daß er in kriegerischen Erfolgen das beste Mittel sieht, seine Macht zu sichern. Dazu kommt sein Glaube an seinen Beruf, „das Antlitz der Welt zu ändern." Im Jahre 1800, nach Marengo, sagt er: „In zwei Jahren werden wir die Herren der Welt sein." In derselben Zeit sagt er zu Lucchesini: „Ich brauche Frieden, um die gegenwärtige Regierung Frankreichs fester zu gründen und die Welt aus dem Chaos zu erwecken." 1803 droht er England, die Geschichte von der Größe Roms zu erneuern. 1804 äußert er zu Josef: „Ich bin berufen, das Antlitz der Welt zu ändern, ich glaube es wenigstens." Wahrlich, die Nation weiß nicht, in wessen Hand sie sich gegeben hat! Der Mann, dem sie im Oktober 1799 zujubelte, den sie von Stufe zu Stufe emporsteigen ließ, wird seine Macht nicht dazu gebrauchen, den Frieden zu sichern, sondern die Welt zu erobern. Er wird von Frankreich Blutsteuer auf Blutsteuer fordern, um das Antlitz der Welt nach seinem Gutdünken zu ändern. Er wird ganz Frankreich den Krieg atmen lassen — man wird sehen, wie er sich darauf versteht, zu seinem Ruhme die Gefilde Europas mit blutiger Saat zu beschicken. Im Juni 1803 sagt er zu Markow: „Nicht durch Gründe macht man die Franzosen dazu (zum Kriege) geneigt, man muß sie erhitzen, reizen . . . in einem Wort, ihre Leidenschaften ins Spiel bringen. Man hält mich für närrisch, überspannt, aber ich weiß besser, was zu tun ist, als die, die mich beurteilen."

So der Erste Konsul, so der Mann, der nun das kaiserliche Szepter führt. Wehe Dir, Frankreich! Wehe Euch, Völker Europas!

Vierter Abschnitt.

Der Kaiser Napoleon der Erste.

1804—14.



1. Aeußere Politik, Krieg und Friede.

A. Der Krieg gegen die Dritte Koalition.

Wir kommen zu einem Jahrzehnt, wo die diplomatischen und die kriegerischen Dinge sich dermaßen häufen, daß die Erfassung der Zeit schwierig wird, wenn man nicht jeweilig das Wesentliche in ihr sondert. Deshalb verschaffen wir uns hinfort öfter zunächst eine gedrängte Uebersicht der Zustände und der Ereignisse und heben dann die Hauptsachen hervor und betrachten sie genauer.

Der Krieg Napoleons gegen die Dritte Koalition ist ein Krieg gegen England zur See und einer gegen Oestreich und Rußland zu Lande. Wir wollen uns zunächst das Vorspiel zum Kriege vergegenwärtigen, dann den Seekrieg und endlich den Landkrieg.

* * *

a. Bis zum Kriege.

Bei der Uebersicht der Zustände und Ereignisse bis zum Kriege kommen in Betracht: die Unhaltbarkeit des Friedens zwischen Frankreich und England, der Bruch des Friedens von Amiens, das internationale Vorspiel des Krieges oder die Bildung der Dritten Koalition.

Die Unhaltbarkeit des Friedens zwischen Frankreich und England beruht, von den verfahrenen Weltverhältnissen überhaupt abgesehen, in den vielen Uebergriffen, die der Erste Konsul in Europa begeht, besonders gegen den Artikel des

Friedens von Lunéville, der bestimmt, „daß die Vertrag schließenden Mächte sich gegenseitig die Unabhängigkeit der Batavischen, der Ligurischen, der Helvetischen und der Cisalpinischen Republik gewährleisten und den betreffenden Völkern die Freiheit zusichern, sich die Regierungsform zu geben, die ihnen gut dünkt." Napoleon ist darauf aus, die Verfassungen der genannten Staaten nach dem französischen Muster von 1799 umzuformen; er will überall die Volksvertretungen geschwächt und die Vollziehungsgewalt vereinheitlicht und gestärkt wissen, um durch die letzte mittelbar bequem regieren zu können.

Was die Batavische Republik betrifft, so wurde in Paris mit ihrem Gesandten, Schimmelpenninck, ein Staatsgesetz entworfen, wonach die fünf Direktoren fortfielen und an ihre Stelle eine Exekutive (Staatsbevind) von zwölf Regenten trat, die alle drei Monate einen neuen Vorsitzenden zu ernennen hatte. Die beiden Kammern wurden durch einen gesetzgebenden Körper mit eingeschränkten Befugnissen ersetzt. Diese Verfassung drängt die Pariser Regierung Holland auf, durch drei von ihr gewonnene Direktoren, die sie durch französische Truppen unter Augereau nachdrücklich unterstützt. Bei der Volksabstimmung am 16. Oktober 1801 stimmen von 400 000 Berechtigten zwar nur 17 000 für und 52 000 gegen die neue Verfassung; aber Napoleon legt das Schweigen der übrigen als Zustimmung aus — um der Form zu genügen, wird die Verfassungsänderung als Willensausfluß des batavischen Volkes hingestellt. Vorläufig verzichtet Napoleon zwar darauf, die Batavische Republik unter einem Oberhaupte zu organisieren, doch hält er sie mit 11 000 Mann besetzt, obgleich er nach dem allgemeinen Frieden, zufolge des Vertrages vom 29. August 1801, seine Truppen hätte zurückziehen müssen. Sein Vorwand ist, die Truppen seien für Louisiana bestimmt.

Die Umwandlung der Cisalpinischen Republik in die Italienische Republik kennen wir schon. (S. das Kapitel über den Frieden von Amiens.) Im Januar 1801 wird Napoleon ihr mit monarchischer Gewalt bekleideter Präsident.

Von Piemont wissen wir bereits, daß es von Napoleon nach dem Frieden von Lunéville nicht geräumt wird. Im Vertrage von Amiens ist von dem Lande, d. h. vom König von Sardinien, nicht die Rede. Am 4. September 1804 macht ein Beschluß des französischen Senates Piemont zur französischen Provinz.

Auch die Ligurische Republik bekommt eine neue Verfassung, im Juni 1802, aufgrund eines in Paris gemachten Entwurfes. Ebenso ergeht es der kleinen Republik Lucca. Beide Staaten kommen ganz in Abhängigkeit von Frankreich.

Ueberdies beherrscht Napoleon auch das Königreich Etrurien

(Toscana). Durch die Generale Clarke und Murat lenkt er den jungen, unfähigen König, und nach seinem Tode die Königin. Dazu kommt, daß im August 1802 Elba, das von Toscana an Frankreich abgetreten wurde, französische Provinz wird.

Frankreich beherrscht also im Sommer 1802 Oberitalien mit Ausnahme des östreichischen Venetiens, und es hat ganz Unteritalien in seinen Machtbereich gebracht. Daher schreibt Thuguts Nachfolger, Ludwig Cobenzl, an den östreichischen Gesandten in Paris: „Wie soll, was in Italien noch nicht zu Frankreich gehört, seiner Herrschaft entrinnen? Wo wird endlich dieser reißende Strom, der im Frieden noch behender und verwüstender dahineilt als im Kriege, Halt machen?"

Nicht genug mit Holland und Italien, Napoleon legt seine Hand auch auf die Helvetische Republik. Er will eine möglichst sichere Verbindung mit Oberitalien haben, und dazu genügt ihm Piemont nicht. Die Schweiz soll ihm das Wallis mit der Straße über den Simplon abtreten, und zwar im Tausch gegen das Fricktal, das Oestreich zu Lunéville neuerdings an Frankreich abgetreten hat. Die Walliser aber, obwohl von dem französischen General Turreau hart bedrängt, wollen nicht Franzosen werden, und klugerweise begnügt sich Napoleon damit, daß Wallis eine besondre Republik wird (August 1802). Dabei bekommt es ja eine Verfassung, wonach es unter dem Schutz Frankreichs und dem der Italienischen Republik steht, also tatsächlich Frankreich ausgeliefert ist. Auch die übrige Schweiz weiß Napoleon unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Zwar steht er davon ab, sich zum Präsidenten des Landes zu machen; aber er, der bisher die Zwietracht der Schweizer genährt hat, macht sich zum Schiedsrichter im Streit der Parteien, der aristokratischen, patriarchalischen Föderalisten und der freigesinnten Zentralisten oder Unitarier. Dadurch, daß er die französischen Truppen zurückzieht, kommt es nämlich zwischen beiden Parteien zu offenem Kampfe, und dem Ersten Konsul ist Anlaß gegeben, als bewaffneter Vermittler aufzutreten. Sein Agent, Verninac, sagte darüber zu einem Schweizer, das gehöre zu dem großen Narrenspiel, das der Erste Konsul mit den Mächten treibe. (S. Oechslis Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, 1, 376.) Als schon die Altföderalisten bei England und Oestreich Hilfe erbeten haben, als schon ein englischer Agent (Moore) in Bern angelangt ist, nimmt Napoleon plötzlich die Dinge in die Hand. Er nötigt die Schweizer Regierung, „weil sie allein des Aufruhrs nicht Herr werden könne," von ihm militärischen Beistand zu fordern. Er nimmt Ende September 1802 in einer Kundgebung seinen vorigen Beschluß, sich nicht in die Angelegenheiten der Schweiz zu mischen, zurück; er läßt 30 Bataillone unter Ney einmarschieren, und er entbietet eine Abordnung von sechzig

Vertretern des Landes nach Paris. Diesen legt er, unter heftigen Ausfällen gegen England, einen Vermittlungsvorschlag (Mediationsakte) vor. Er sagt am 10. Dezember: „Die Schweiz muß französisch sein, soweit Frankreich ins Spiel kommt, ebenso wie alle an Frankreich grenzenden Länder. Die Geschichte beweist, daß die Schweiz stets durch den Einfluß Frankreichs regiert wurde.“ Ein andermal sagt er: „Ganz Europa erwartet, daß Frankreich die Geschäfte der Schweiz in Ordnung bringe; es erkennt an, daß Italien und Holland Frankreich ebenso zur Verfügung stehen wie die Schweiz.“ Die neue Verfassung brachte beiden Parteien etwas; den Föderalisten war es nach Wunsch, daß jeder Kanton eine eigene Verfassung bekam, den Unitariern, daß der Grundsatz der Gleichheit aller Staatsbürger aufrechtgehalten wurde. Die auswärtigen Geschäfte der Schweiz lagen nach dem 19. Februar 1803 einer von den Kantonen beschickten Tagsatzung ob, deren Vorsteher ein Landamman war. Napoleon erreichte, daß die Helvetische Republik dem französischen Einfluß unbedingt unterworfen war. Das blieb sie während seiner ganzen Regierung.

Endlich, zu den Uebergriffen Napoleons gehört auch seine Willkür bei der Ordnung der deutschen Dinge von 1802—1803, bei der Entschädigungsangelegenheit.

Der Bruch des Friedens von Amiens — wie kommt es dazu?

Wegen der Uebergriffe Napoleons auf dem Festlande, besonders weil der englische Handel von Frankreich und seinen Vasallenstaaten ausgeschlossen ist, kehrt sich die öffentliche Meinung in England im Laufe des Jahres 1802 mehr und mehr gegen Frankreich, und das friedliebende Ministerium Addington muß dem Rechnung tragen. England verletzt nun den Frieden von Amiens; es verzögert nämlich die Räumung Maltas, das es dem Johanniterorden zurückgeben sollte. Freilich hatte das Ministerium Addington vorsichtigerweise die Räumung davon abhängig gemacht, daß die Vertragsmächte die Stellung Maltas gewährleisteten, und weil das vor allem Rußland nicht tun wollte, hatte England einen Vorwand, die Insel festzuhalten. Ueberdies gab England, gegen den Vertrag von Amiens, die französischen Städte in Indien nicht heraus. Und endlich fiel auch ins Gewicht, daß den royalistischen Widersachern der französischen Regierung der Aufenthalt in England erlaubt war, daß die Regierung in London zu Leuten, die sich gegen das Leben des Ersten Konsuls verschworen, vertrauliche Beziehungen hatte, daß sie der Presse bei ihren Angriffen auf den französischen Staatschef völlig freie Bahn gab.

Im Herbst 1802 kommt es zwischen Frankreich und England zum

diplomatischen Zusammenstoß. Die englische Regierung beschwert sich bei der französischen darüber, daß durch den General Ney die Neutralität der Schweiz verletzt worden sei. Dagegen hat der Vertreter Frankreichs in London, Otto, zu fragen, weshalb die Räumung Maltas noch nicht geschehen, und weshalb ein englischer Agent nach Bern gesandt worden sei. Die englische Regierung antwortet, so sehr England den Krieg verabscheue, ziehe es ihn doch einem erniedrigenden Frieden vor, weil sich Frankreich nicht nur Piemont angeeignet habe, sondern auch über das Schicksal Hollands und der Schweiz verfüge. Der Vertrag von Amiens beruhe auf einem System der Kompensationen. Kurz, England will unter den obwaltenden Umständen Malta nicht herausgeben. In dieser Zeit wird der Erste Konsul besonders durch englische Zeitungsangriffe gereizt; seine Uebergriffe werden kundgemacht, seine Herausforderungen Europas ins Licht gestellt. Von England ergeht auch eine Schrift gegen ihn, wo am Schluß das Wort gebraucht wird: tuer n'est pas assassiner. Er antwortet mit Drohungen, unmittelbar an das englische Volk und an die englische Regierung gerichtet. Und in der Instruktion für Otto vom 23. Oktober 1802 läßt er Talleyrand sagen: daß, wenn England für seine Sache neue Bundesgenossen gewönne, das kein anderes Ergebnis haben würde, „als uns zu zwingen, Europa zu erobern . . . (Der Erste Konsul) ist erst 33 Jahre alt, er hat nur erst Staaten zweiten Ranges vernichtet. Wer weiß, wieviel Zeit er nötig hätte, um das Antlitz Europas zu verändern und das abendländische Kaiserreich wiederzuerwecken." Otto teilt, Talleyrands Weisung folgend, nur das Wesentliche der Note der englischen Regierung mit. Er fordert: Den Vertrag von Amiens und nur diesen! Die Antwort Hawkesburys, des Staatssekretärs des Aeußeren, lautet: Den Zustand Europas von damals (beim Vertragsschluß) und nur diesen!

Bis auf weiteres bleibt Friede. Talleyrand, die Brüder des Ersten Konsuls, Andréossy, der neue französische Gesandte in London, sie alle sind dafür, den offenen Kampf zu vermeiden. Aber Napoleon treibt es zum Bruche. Schon im Mai 1802 hatte er dem östreichischen Gesandten gesagt, er sei von der Wahrscheinlichkeit des Bruches mit England, der einen Krieg auf dem Festlande mit sich bringen müsse, überzeugt. (Bei dem Friedensbedürfnis der Engländer rechnet er auf Ruhe bis zum Herbst 1804.) Besonders reizt er England durch zwei Angriffe, durch die Veröffentlichung des Berichtes des Obersten Sebastiani und durch die des Jahresberichtes an den Gesetzgebenden Körper vom 20. Februar 1803. Sebastiani war von ihm im September 1802 unter dem Titel eines Handelsagenten nach Ägypten gesandt worden; er sollte dort und in Syrien für Frankreich spionieren und wirken.

In dem Bericht des Obersten, der am 30. Januar 1803 im Moniteur erschien, wurde der Stand der englischen und der türkischen Kräfte in der Levante genau angegeben und daran der prahlerische, herausfordernde Schluß geknüpft: „6000 Franzosen würden heute genügen, Ägypten wiederzuerobern.“ Auch die Bevölkerung der Jonischen Inseln warte nur auf eine günstige Gelegenheit, sich für Frankreich zu erklären. Uebrigens hatte Napoleon den Bericht willkürlich geändert, so daß er, wie Sebastiani späterhin erzählt, ausrufen konnte: „Nun, das wird hoffentlich genug sein, John Bull zum Kriege zu treiben. Ich für meinen Teil fürchte ihn nicht.“ Als er erfuhr, daß die fremden Diplomaten in Paris sein Verhalten für töricht hielten, weil Frankreich einen Seekrieg mit England nicht wünschen könne, da sagte er zu Markow, man nenne ihn verrückt, aber da er des Friedens nicht sicher sei, müsse er sich auf den Krieg vorbereiten und könne seine Franzosen nur durch solche Mittel in Atem halten. Noch herausfordernder war Napoleon in dem genannten Jahresbericht. Da sprach er von dem Kampf der beiden englischen Parteien, der friedliebenden und der franzosenfeindlichen friedlosen. Auf den Sieg der letzten müsse Frankreich mit einer halben Million Streiter vorbereitet sein. England werde freilich keine Bundesgenossen finden und allein Frankreich nicht gewachsen sein. Diese Geringschätzung bewirkt, daß die englische Kriegspartei die Oberhand bekommt; sogar Fox, der Franzosenfreund, spricht von der verletzten Nationalehre. Uebrigens bereitet der Erste Konsul in dieser Zeit eine Expedition nach Indien vor. In der Instruktion, die er Ende Januar ihrem Führer gibt, heißt es: Der Generalkapitän Decaen „wird in ein Land kommen, wo unsre Nebenbuhler herrschen, wo sie aber schwer auf den Völkern lasten . . .“ Er soll, die Absichten der französischen Regierung nach Möglichkeit verheimlichend, Verbindungen anknüpfen „mit den Völkern oder den Fürsten, die mit der größten Ungeduld das Joch der Compagnie anglaise ertragen.“ Diese soll er nicht beunruhigen; aber er hat anzugeben, welche Kräfte nötig wären, den hindostanischen Fürsten zu helfen, die Engländer zu verjagen. Decaen hatte den offiziellen Auftrag, die fünf französischen Städte in Indien zu übernehmen, zu deren Rückgabe sich England zu Amiens verpflichtet hatte. Sein geheimer Auftrag zeigt, wie der Erste Konsul es beim Friedensschluß meinte. — Decaen warf sich in Indien, verfolgt durch die Engländer, nach Isle de France. Acht Jahre hindurch fügte er von dort aus dem englischen Handel großen Schaden zu.

Genug; im Januar 1803 ist der Bruch zwischen Frankreich und England nahe. Georg 3. ruft, unter dem Vorwande französischer Rüstungen in den holländischen Häfen, die Milizen ein. In Paris sagt der Erste Konsul in öffentlicher Audienz dem englischen Gesandten,

Lord Whitworth, wegen der Nichtachtung der Verträge sei England vor ganz Europa für den Krieg verantwortlich. Noch sucht er, durch Verhandeln Zeit zu gewinnen; denn eben jetzt (am 6. März) ist die Expedition nach Ostindien begonnen worden. Auch sendet er einen Boten nach Petersburg, um die Vermittlung des Zaren anzurufen. Aber nachdem Napoleon am 30. April mit Nordamerika den Verkaufsvertrag über Louisiana geschlossen hat, und als die ostindische Expedition fast am Ziele ist, da entscheidet er sich für den Krieg und gibt am 1. Mai Talleyrand die Weisung: sich mit den Engländern nicht mehr in lange Gespräche einzulassen, sondern „kalt, stolz, ja sogar ein wenig hochmütig" ein schriftliches Ultimatum zu fordern, damit man endlich wisse, woran man sei. Dem englischen Gesandten sei zu bedeuten, daß ein solches Ultimatum den Krieg zur Folge haben könne. Uebrigens soll der Minister ihn von einem jähen Abbruch der Verhandlungen abhalten und ihm vorschlagen, Malta einer der gewährleistenden Mächte, am ehesten Rußland, auszuliefern. Aber England stellt das Ultimatum: Malta wird englisch für immer, oder nur für zehn Jahre, wenn England nach dieser Zeit die sizilische Insel Lampados bekommt; Frankreich räumt Holland und die Schweiz und entschädigt den König von Sardinien, wogegen England die italienischen Republiken und das Königreich Etrurien anerkennt. Diese Bedingungen werden in Paris verworfen. Holland soll erst geräumt werden, wenn die Engländer Malta räumen. Darauf bringt Whitworth etwas ermäßigte Forderungen vor; doch auch sie werden zurückgewiesen. Jetzt reist er ab. Am 16. Mai 1803 verkündet in England eine Botschaft des Königs an die Gemeinen, die Verhandlungen mit Frankreich seien abgebrochen. Damit tritt zwischen beiden Ländern der Kriegszustand ein, der über zwei Jahre dauert, bis der Krieg beginnt.

Das internationale Vorspiel des Krieges oder die Bildung der Dritten Koalition zieht sich bis zum Sommer 1805 hin. Die Feinde Frankreichs auf dem Festlande rechneten zwar mit dem Bruch des Friedens von Amiens, aber er kam ihnen zu früh, weil sie zu einem neuen Kriege nicht vorbereitet waren. Alexander I. läßt England ein Bündnis ohne Vertrag vorschlagen, das, wenn die Stunde gekommen wäre, in einen Hilfsgeldervertrag zu verwandeln sei. Der Zar will zwischen England und Frankreich vermitteln und erst bewaffnet auftreten, wenn die beiden Mächte zu den Waffen greifen. Er verhandelt zwar im Sommer 1803 heimlich mit Preußen über einen allgemeinen Angriff auf Frankreich — Rußland und Preußen sollen einander ihr Gebiet gewährleisten, mit Sachsen und Hessen-Kassel in Norddeutschland militärisch auf-

treten —; aber das sind haltlose Zukunftspläne, besonders weil Oestreich, von Rußland im Frühjahre ausgeforscht, sich als unfähig zum Handeln bekannt hat. Erst nachdem Pitt im Mai 1804 wieder leitender Minister geworden ist, und zwar mit dem festen Willen, zu Englands Befreiung vom französischen Drucke einen neuen Festlandskrieg herbeizuführen, erst danach kommen die Bestrebungen zur Bildung einer Koalition gegen Frankreich in Fluß. Die Grundlage bildet der Vertrag, den Oestreich mit Rußland am 6. November 1804 schließt, nicht zum Angriff, sondern zur Verteidigung bei einem neuen Uebergriff Napoleons. Darauf verbündet sich Schweden, dessen König, Gustav 4., Napoleons erbitterter Gegner ist, mit England, am 3. Dezember 1804, und mit Rußland, am 14. Januar 1805. Am 11. April des letzten Jahres folgt das Bündnis zwischen England und Rußland in Petersburg zur Herstellung des Gleichgewichts in Europa. Diesem Angriffsbündnis, dem Preußen fernbleibt, tritt Oestreich am 7. Juli bei. Damit ist die Dritte Koalition gebildet.

Als Hauptsachen von dem Vorgebrachten seien besonders behandelt: Napoleon und die Kriegsfrage von der Nachzeit von Marengo bis zum Frühjahre 1803, Napoleon und der Bruch des Friedens von Amiens, die Bildung der Dritten Koalition, die Schuld am Ausbruch des Landkrieges von 1805 im Zusammenhang mit Napoleons Plan zur Landung in England.

* * *

Napoleon und die Kriegsfrage von der Nachzeit von Marengo bis zum Frühjahr 1803. Aufschlußreich ist vor allem die Ende 1800 erschienene Schrift von Hauterive: Vom Zustande Frankreichs am Ende des Jahres 8. Der Verfasser, Beamter im Ministerium des Aeußern, Talleyrands rechte Hand, sagte im wesentlichen: Als die Revolution ausbrach, war das politische System Europas schon lange erschüttert und nicht mehr wert, erhalten zu werden; der Krieg Frankreichs mit den übrigen Staaten war nur eine Folge dieser Erschütterung. Als Sieger im Kriege hat Frankreich es unternommen und zum Teil schon bewirkt, ein neues Bundessystem an die Stelle jenes erstorbenen Systems des Gleichsgewichts der Mächte zu setzen. Durch seine militärischen und finanziellen Kräfte, wie durch die Grundsätze seiner Regierung ist grade Frankreich zum Bürgen für Ruhe und Wohlfahrt, zum Führer dieses neuen Staatenbundes von Europa bestimmt, und es liegt im Vorteil jeder der übrigen Mächte, sich vertrauensvoll seiner Leitung zu überlassen. Das wars also: Napoleon beanspruchte die Oberherrschaft über die Staaten Europas;

an die Stelle des europäischen Gleichgewichts sollte das französische Uebergewicht treten. Der östreichische Publizist Friedrich von Gentz (1746—1832) sagte 1801 in seiner Beurteilung der Schrift von Hauterive treffend: „Es ist nicht genug, zu sagen, daß Frankreich durch seine Eroberungen auf allen Seiten seine Grenze erweitert, die alte Unverletzlichkeit seines Gebietes mit neuen Bollwerken verstärkt und seinen Einfluß auf alle benachbarten Staaten in furchtbaren Proportionen vergrößert hat. Die Wahrheit ist, daß Frankreich in seiner jetzigen Lage eigentlich gar keine Grenzen mehr kennt, daß alles, was Frankreich umgibt, entweder schon jetzt, wenngleich nicht dem Namen nach, doch in jeder wesentlichen Rücksicht, sein Gebiet und sein Eigentum ist, oder bei der ersten schicklichen Veranlassung, bei der ersten Willensäußerung seiner Machthaber, in sein Gebiet verwandelt werden kann."

Weiter gibt unmittelbaren Aufschluß über Napoleons Beurteilung der äußern Lage Frankreichs eine von Thibaudeau berichtete, ihrem Kerne nach völlig glaubwürdige Unterhaltung des Ersten Konsuls mit einem Staatsrate vor der Errichtung des Konsulates auf Lebenszeit.

Der Erste Konsul sagt u. a.: Das größte Unglück würde sein, die Lage zu verkennen. „Glauben Sie an die dauernde Freundschaft dieser Regierungen, die soeben dennoch den Frieden unterzeichnet haben?" Der Staatsrat: „Es würde für mich schwer sein, daran zu glauben." Der Erste Konsul: „Nun wohl, machen Sie die Folgerung! Wenn diese Regierungen immer den Krieg in petto haben, wenn sie ihn eines Tages erneuern werden, so ist es besser, es kommt früher als später dazu; denn jeder Tag schwächt bei ihnen den Eindruck ihrer letzten Niederlagen ab und dient dazu, den Zauber unsrer letzten Siege zu vermindern; aller Vorteil ist also auf ihrer Seite." Der Staatsrat: „Aber Bürger-Konsul, schlagen Sie es für nichts an, daß Sie den Frieden zur Organisation des Innern benutzen können?" Der Erste Konsul: „Ich komme darauf. Sicherlich, diese große Erwägung entschlüpft meinem Geiste keineswegs, und ich habe mitten im Kriege bewiesen, daß ich nichts vernachlässige, was die öffentlichen Einrichtungen und die gute Ordnung im Innern betrifft, und ich werde nicht stehen bleiben, es gibt noch viel zu tun. Aber sind denn nicht militärische Erfolge notwendiger, um dieses Innere zu verblüffen und zusammenzuhalten? Bedenken Sie wohl, daß ein Erster Konsul nicht diesen Königen von Gottes Gnaden gleicht, die ihre Reiche wie ein ererbtes Gut betrachten. Ihre Macht stützt sich auf die alten Gewohnheiten. Bei uns im Gegenteil sind die alten Gewohnheiten Hindernisse . . . Von seinen Nachbarn gehaßt, genötigt, im Innern mehrere

Klassen Uebelwollender im Zaume zu halten, so vielen Feinden zu imponieren, bedarf sie (die französische Regierung) glänzender Taten und folglich des Krieges . . . gegenwärtig gibt es nichts, was so lauten Widerhall finden könnte wie militärische Erfolge. Da haben Sie meine Meinung; das ist ein Unglück der Lage. Eine neugeborene Regierung wie die unsre, ich wiederhole es, hat zu ihrer Befestigung nötig, zu verblüffen und in Erstaunen zu setzen . . . Ich werde den Frieden ertragen, wenn unsere Nachbarn ihn zu bewahren wissen werden; aber wenn sie mich nötigen, die Waffen wiederaufzunehmen, bevor sie durch Schlaffheit oder eine lange Untätigkeit stumpf geworden sind, so werde ich einen Vorteil darin sehen. Zwischen alten Monarchien und einer neuen Republik wird stets ein kriegerischer Geist herrschen. In unserer Lage sehe ich alle Friedensschlüsse für kurze Waffenstillstände an und halte ich meine zehnjährige Amtszeit fast für unablässige Kämpfe bestimmt . . . Uebrigens, hüten Sie sich, zu glauben, daß ich den Frieden brechen wolle; nein, ich werde keineswegs die Rolle des Angreifers spielen. Ich habe zuviel Vorteil davon, den Fremden die Initiative zu lassen. Ich kenne sie wohl; sie werden zuerst die Waffen wiederaufnehmen oder mir gerechte Motive liefern, es zu tun. Ich werde mich auf jeden Fall bereit halten."

Nehmen wir, in der Zeit vorgreifend, zu diesen Aeußerungen hinzu, daß Napoleon im Sommer 1804 zu Chaptal sagt: „Ich kann die Fürsten Europas nur dadurch daran gewöhnen, mich als ihresgleichen anzusehen, daß ich sie im Joche halte." Und dann das hierzu gut passende Wort, das er, Miot de Melitto zufolge, an einige seiner Vertrauten richtet. „Es wird," versicherte er ihnen, „nicht eher Ruhe in Europa eintreten, als bis es unter einem einzigen Oberhaupte steht, unter einem Kaiser, der Könige zu seinen Beamten zählt, der seinen Generalen Königreiche zuweist, den einen zum König von Italien, den andern zum König von Bayern, diesen zum Landamman der Schweiz, jenen zum Erbstatthalter von Holland macht, und ihnen sämtlich zugleich kaiserliche Hofämter wie (die von) Oberstmundschenken, Obersthofmarschällen, Oberzeremonienmeistern, Oberstküchenmeistern u. s. w. verleiht. Man wird vielleicht einwenden, daß dieser Plan nur eine Nachahmung der alten deutschen Reichsverfassung und keineswegs neu sei. Aber es gibt nichts unbedingt neues. Die politischen Einrichtungen drehen sich im Kreise, und oft muß man zu Vergangenem zurückkehren."

Nach allem ist klar:

Napoleon wollte nach Lunéville und Amiens das Errungene unbedingterweise festhalten, und er war überzeugt, daß es nur durch neue Kriege festzuhalten war. Er war ebenso davon

überzeugt, daß er sich durch neue glänzende Kriegstaten an der Spitze Frankreichs zu behaupten habe, daß es seine Aufgabe sei, in Europa die leitende Rolle zu spielen, die Herrscherrolle. Dabei war sein Wunsch, daß es in absehbarer Zeit, in wenigen Jahren, zu dem unvermeidlichen neuen Kriege käme, und daß dann seine Feinde als die Angreifer erschienen. Natürlich daher, daß er gewillt war, alle „in Atem" zu halten, die französische Nation sowohl, wie die Welt seiner Feinde.

Napoleon und der Bruch des Friedens von Amiens, hierbei sind die unmittelbaren und mittelbaren Erschwerungen ins Licht zu stellen, die der Erste Konsul vom Dezember 1802 bis zum Mai 1803 der Erhaltung des Friedens bereitet. Auf der diplomatischen Bühne in Paris stehen Napoleon, Talleyrand und Whitworth, auf der in London Andréossy und Hawkesbury.

Andréossy hat am 1. Juli 1802 von Talleyrand eine Instruktion bekommen. Er sollte vor allem stets die genaue Ausführung des Vertrages von Amiens fordern und versprechen; hinsichtlich Maltas werde er im Laufe der Zeit besonders angewiesen werden. Jedenfalls sollte er eine Einmischung der englischen Regierung in die festländischen Dinge abwehren. Napoleons Standpunkt — wie er sich aus einer Note an Josef vom 21. Februar 1802 ergibt — ist nämlich der: „Weil England die Anerkennung dieser neuen Staaten verweigert, verliert es das Recht, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen und gegen ihre selbständige Vereinigung mit Frankreich einen Einwand zu erheben." Etwas anderes war es, wenn der König von England sich als Kurfürst von Hannover um die deutschen Dinge kümmerte. Des weitern hat Andréossy daran festzuhalten, daß nach der Auffassung des Ersten Konsuls ein Handelsvertrag Frankreichs mit England „nur das Werk vielen Ueberlegens und vieler Zeit sein kann." Der Erste Konsul vertagt jede Handelsübereinkunft, aber er ist geneigt, über eine Reihe von Sonderabmachungen und Ausgleichungen zu verhandeln. Aus Rücksicht auf die französische Industrie kann die französische Regierung dem englischen Handel nicht plötzlich die Türe öffnen. Der Gesandte soll sehr genau Englands Handel, Industrie und Bankwesen überwachen. Auch soll er die Austreibung all der französischen Flüchtlinge oder Ausgewanderten fordern, die der Französischen Republik oder dem Ersten Konsul feindlich sind. Uebrigens ist dessen Taktik, so zu tun, als glaube er nicht an den Wunsch des englischen Kabinetts, mit Frankreich

in Frieden zu leben; deshalb läßt er Andréossy anweisen, Hawkesbury nicht zu trauen. Nimmt man hinzu, daß er Nebensächliches, englische Schmähschriften, Gerede von Ausgewanderten in England, ihr Tragen bourbonischer Dekorationen, höchst wichtig nimmt — ne sortez donc jamais de ce terrain! lautet seine Weisung an Andréossy —, so hat man die Gewißheit, daß der Erste Konsul im Herbst 1802 keineswegs darauf bedacht ist, den Frieden mit England zu erhalten.

Sehen wir, wie er im Winter und Frühjahr 1803 von Monat zu Monat feindseliger auftritt!

Ende Januar hat er, wie wir wissen, den Bericht des Obersten Sebastiani veröffentlicht. Darin wurde die englische Armee in Ägypten beschimpft (un ramassis d'hommes mal armé, sans discipline, usé par l'excès de débauche) und die Wiedereroberung des Nillandes durch Frankreich als eine Kleinigkeit hingestellt. Das, nachdem der Erste Konsul am Tage vorher zu Abgesandten der Schweiz gesagt hatte: „England hat nichts mit der Schweiz zu schaffen." Beim ersten offiziellen Schritt oder Wort Englands in Dingen der Schweiz werde er die Schweizer Dinge in die Hand nehmen. Die Folge dieses Auftretens ist, daß Hawkesbury Whitworth beauftragt, zu erklären, England werde Malta erst räumen, wenn es über Frankreichs Absichten hinsichtlich Ägyptens und der Türkei beruhigt sei. Whitworth spricht am 9. Februar mit Talleyrand, am 18. in den Tuilerien mit dem Ersten Konsul. Dieser macht ihm eine große Szene. Frankreich, sagt er, hat eine Armee von 480 000 Mann für die kühnsten Unternehmungen vorbereitet. England besitzt dagegen eine Flotte, die es zur Herrin der Meere macht, eine Flotte, der Frankreich vor zehn Jahren keine gleiche entgegenstellen kann. Beide Mächte können durch ihr Einvernehmen die Welt regieren, durch ihre Zwietracht sie umstürzen. „Seit dem Frieden von Amiens habe ich bei jeder Gelegenheit die Feindschaft empfunden. Um den Krieg zu bekommen, genügt es, zu erklären, daß man ihn will ..." Piemont, die Schweiz, das sind Kleinigkeiten. Diese Dinge lagen schon so, als man zu Amiens verhandelte. (Was Ägypten angeht:) „Wenn ich die geringste Neigung gefühlt hätte, mich seiner mit Gewalt zu bemächtigen, würde ich es vor einem Monat getan haben; aber früher oder später wird Ägypten zu Frankreich gehören, sei es durch den Sturz des ottomanischen Reiches, sei es durch eine Uebereinkunft mit der Pforte." Frankreich bewahrt dort Verbindungen. Es hat Sebastiani entsandt wegen der Hindernisse, die England dem Frieden bereitet, d. h. wegen der Weigerung, Malta zu räumen. (Was den Krieg betrifft:) Eine Landung in England sei das einzige Mittel, die Engländer zu besiegen. Sollte er, auf der Höhe angekommen, in einem so kühnen Unternehmen seinen Ruf, sein Leben wagen? Wenn man

ihn dazu triebe, werde es ein Vertilgungskrieg sein, wo ganz Frankreich ihm folge. (Was Englands Lage in Europa angeht:) Rußland hat den Frieden wieder, Oestreich zählt nicht mehr. „Es kam nur auf mich an, zu Wien im kaiserlichen Bette zu schlafen." Auf solche Art spricht der Erste Konsul fast zwei Stunden lang. Whitworth kommt nur schwer dazu, etwas zu erwidern. Er urteilt über die Szene: „Ich habe vielmehr geglaubt, einen Dragonerhauptmann zu hören, als den Chef eines der mächtigsten Staaten Europas."

An demselben Tage weist Talleyrand Andréossy an, zu fordern die Räumung Maltas und Alexandrias — als ob hinsichtlich der zweiten, angeordneten Whitworth die Unwahrheit gesagt hätte —, dazu die Austreibung Cadoudals und der Bourbonen, und die Unterdrückung der Frankreich feindlichen Zeitungen. Der Gesandte soll diese Forderungen schleunig besprechen, noch vor der Veröffentlichung des Jahresberichts des Ersten Konsuls über die Lage der Republik. Also Napoleon, anstatt mit England zu verhandeln, bedroht es, behandelt es verächtlich, im Jahresbericht, vermehrt seine Forderungen, stellt dem Ministerium Addington auf die hochmütigste Weise tatsächlich ein Ultimatum. Natürlich stärkt er dadurch den Einfluß der Kriegspartei in England und schwächt das Ministerium Addington. Pitts Rückkehr ins Ministerium wird gehofft und besprochen; seit dem Februar tut die Regierung nichts ohne ihn. Am 8. März fordert Georg 3. vom Parlamente Hilfsgelder, am 10. März wird die Miliz einberufen, am 11. beschließt das Parlament die Aushebung von 10 000 Seeleuten.

So gespannt ist die Lage bis zum März geworden. (Im Februar hatte Rußland durch Markow vergeblich zu vermitteln versucht.) Doch, wie Andréossy wieder und wieder dem Ersten Konsul versichert, das englische Kabinett will keinen Krieg. Es macht ein Zugeständnis hinsichtlich der Besetzung Maltas; Napoleon dagegen befiehlt Andréossy, die Note vom 4. März zu übergeben, worin gesagt ist, nach dem Vertrage von Amiens müsse Malta drei Monate nach dem Austausch der Ratifikationen geräumt sein — warum sei das nicht geschehen.

Demnächst, am 13. März, macht der Erste Konsul Whitworth wieder eine große Szene in den Tuilerien und diesmal vor dem ganzen diplomatischen Korps. Am Morgen hat er nämlich den Text der Botschaft Georgs 3. bekommen, wodurch der König dem Parlamente Sicherheitsmaßregeln gegen Frankreich ankündigte. Nun will er den Engländern die Zähne zeigen. Er hat (S. Hausard, Parliamentary history I XXVI.) soeben noch mit Frauen geplaudert und mit dem kleinen Napoleon Charles harmlos gespielt, als man ihm plötzlich meldet, daß der Zirkel versammelt sei. Jetzt verändert sich seine Miene wie bei einem Schauspieler. Seine Gesichtsfarbe scheint fast nach seinem

Willen zu erblassen, seine Züge ziehen sich zusammen. Er erhebt sich, begibt sich in den Zirkel, geht mit Ueberstürzung auf den englischen Gesandten zu und tobt zwei Stunden lang vor zweihundert Personen.

Hier etwas von diesem merkwürdigen, folgenreichen Auftritt.

Der Erste Konsul: Also Sie wollen den Krieg. Whitworth: Nein, Erster Konsul, wir sind zu empfänglich für die Vorteile des Friedens. Der Erste Konsul: Wir haben uns schon seit fünfzehn Jahren geschlagen. Whitworth: Das ist schon zu viel. Der Erste Konsul: Aber Sie wollen noch fünfzehn Jahre Krieg führen, und Sie zwingen mich dazu ... Whitworth: Von solchen Absichten sei der König von England weit entfernt. Der Erste Konsul: Der König von England hat in seiner Botschaft gesagt, daß Frankreich Rüstungen zum Angriff betreibe; er ist getäuscht worden: in den Häfen Frankreichs gibt es keine Rüstung von Bedeutung ... Er hat gesagt, daß Zwistigkeiten zwischen den beiden Kabinetten bestünden. Ich kenne keine. Es ist wahr, daß England Malta räumen muß; Seine Majestät hat sich durch den Vertrag dazu verpflichtet. Whitworth: Die Botschaft ist die konstitutionelle Form, sie hat nichts herausforderndes. Durch freundschaftliche Erklärungen werde sich alles ordnen lassen. Der Erste Konsul: Deren braucht man über so klare und so positive Festsetzungen wie die des Vertrages von Amiens nicht zu geben. Wohlan, wir werden uns in vierzehn Tagen schlagen. Sich zu Markow und dem spanischen Gesandten wendend: Ich fordere nicht mehr; aber Malta oder der Krieg! Die Stimme erhebend, wie entrüstet: Die Engländer wollen den Krieg; aber wenn sie zuerst den Degen ziehen, werde ich der letzte sein, der ihn wiedereinsteckt. Sie achten die Verträge nicht. Man muß fortan die Verträge mit schwarzem Krepp bedecken. Nach einer kurzen Unterhaltung mit Markow fragt er Whitworth artig nach der Gesundheit der Lady Whitworth. Dann, sich von neuem aufregend: Weshalb Rüstungen? Gegen wen Vorsichtsmaßregeln? Ich habe kein einziges Linienschiff in den Häfen Frankreichs; aber wenn Sie rüsten wollen, rüste auch ich; wenn Sie sich schlagen wollen, schlage auch ich mich. Sie können Frankreich vielleicht töten, aber niemals einschüchtern. Whitworth: Man möchte weder das eine, noch das andre; man möchte in gutem Einvernehmen mit ihm leben. Der Erste Konsul: Man muß also die Verträge achten. Wehe denen, die die Verträge nicht achten! Sie werden vor ganz Europa dafür verantwortlich sein. Er durchbricht den Kreis, der ihn umgibt, und vor Zorn berstend geht er hinaus, schreiend: Malta oder der Krieg, und wehe denen, die die Verträge verletzen!

Am 15. März spricht sich der Erste Konsul im Staatsrate gegen England aus. Wenn Frankreich Krieg habe, sagt er, werde es in

Europa, in Hannover leben. Der König von England werde die Kosten bezahlen. Malta müsse geräumt werden. Frankreich könne nicht nachgeben und gegen seine Ehre handeln; besser, daß es untergehe. „Wir sind nicht mehr die, die wir waren. Wir werden nicht die Vasallen Englands sein ... Die Engländer sind gewohnt gewesen, das Festland zu gängeln, und so wenig Widerstand sie gegenwärtig dort finden, sind sie dabei sehr empfindlich. Desto schlimmer für sie!"

Was folgt zwischen den beiden Mächten nach der Szene vom 13. März?

Am 15. bekommt Andréossy, der übrigens, zur Lektion für Napoleon, am Hofe zu London aufs beste behandelt wird, von Hawkesbury Antwort auf die französische Note vom 4. März. Der Lord schreibt u. a.: Es ist besonders vereinbart worden, daß der König von England „von seinen eignen Eroberungen einen Ersatz für die wichtigen Landerwerbungen Frankreichs auf dem Festlande zurückbehalten solle. Das ist ein genügender Beweis dafür, daß man diesen Vertrag (von Amiens) hat schließen wollen mit Rücksicht auf den damaligen Stand der Dinge ..., und wenn die Dazwischenkunft der französischen Regierung in den allgemeinen Geschäften Europas seitdem, wenn (Frankreichs) Haltung gegenüber der Schweiz und Holland, deren Unabhängigkeit es zur Zeit des Friedensschlusses gewährleistet hatte, wenn die Aneignungen, die Frankreich an verschiedenen Orten und besonders in Italien vorgenommen hat, sein Gebiet ausgedehnt und seine Macht vermehrt haben, so wird Seine Majestät Grund haben, in Uebereinstimmung mit dem Geist des Friedensvertrages, für diese Erwerbungen etwas Gleichwertiges zu fordern, was als Gegengewicht gegen die Vermehrung der Macht Frankreichs dienen kann. Aber Seine Majestät, darauf bedacht, jeder Mißhelligkeit vorzubeugen, und wünschend, den allgemeinen Frieden Europas zu befestigen, war entschlossen, die Ansprüche dieser Art nicht geltend zu machen ... Die sehr ungewöhnliche Veröffentlichung des Berichtes des Obersten Sebastiani hat dem englischen Kabinett das Recht gegeben, freundschaftliche Erklärungen zu fordern, ... aber vergeblich ... Unter diesen Umständen fühlt Seine Majestät, daß ihm keine Alternative übrig bleibt, und daß die rechte Berücksichtigung dessen, was sie ihrer Ehre und dem Nutzen des Landes schuldig ist, ihr zur Notwendigkeit macht, zu erklären, daß sie der Räumung Maltas durch ihre Truppen nicht zustimmen kann ..." Die wirklichen, ernsten Beschwerden Englands betreffen — das ist festzuhalten — Holland und die Schweiz.

Hierauf hat Andréossy (Note an ihn vom 15. März) mündlich, mais surtout pas par écrit, zu erklären, daß Frankreich weder sein Gebiet vermehrt, noch ein einziges Schiff ausgerüstet habe, daß aber die

Beleidigungen der englischen Presse wohl schwerer seien, als die Veröffentlichung des Berichtes Sebastianis. Da wurde die offizielle Veröffentlichung eines amtlichen Dokuments den Veröffentlichungen einer freien Presse gleichgestellt und die Vereinigung Piemonts mit Frankreich dreist übergangen. Am 28. März läßt der Erste Konsul nochmal die Räumung Maltas fordern. Andréossy berichtet ihm wiederum, daß England entschieden den Frieden wolle, daß es im Kriege keinen Vorteil sehe. Ja am 2. April schreibt er ihm: . . . „aber ich bin in sittlicher Hinsicht sicher, daß, wenn man nicht die Miene annähme, als wolle man auf England einen Druck ausüben, man alles erlangen würde, ohne Anstrengung, alles, was die Sorglosigkeit der französischen Regierung und die Vorteile der Länder, die sie verwaltet, sichern kann . . .“

Am 3. April antwortet Hawkesbury auf die Note vom 28. März, die englische Regierung habe begründete Befürchtungen wegen der ehrgeizigen Pläne der französischen Regierung; sie fordere nochmal Erklärungen. Whitworth hat eine letzte Anstrengung zu machen, sich zu vergewissern, ob die französische Regierung darauf beharre, Erklärungen zu verweigern, wegen Hollands, der Schweiz und Piemonts. Nun steht es bei Napoleon, den Frieden zu erhalten. Andréossy schreibt ihm am 4. April: „Niemals, unter keinen Umständen, gab es, glaube ich, eine allgemeinere Uebereinstimmung für die Erhaltung des Friedens, und Sie befinden sich in der vorteilhaften Lage, auf unabsehbare Zeit das Schicksal der Welt zu regeln.“ Doch auf dergleichen hört der Erste Konsul nicht; er treibt die Dinge zum äußersten.

Ende April schlägt England vor: England behält Malta zehn Jahre, Frankreich räumt Holland und die Schweiz. Von Piemont ist nicht die Rede. Aber Napoleon will Piemont und auch Holland behalten. Als Whitworth das Ultimatum gestellt hat, das Uebereinkommen sei in sieben Tagen zu unterzeichnen oder er reise ab, da ordnet der Erste Konsul schon am folgenden Tage Zollmaßregeln an, die den englischen Handel schwer treffen. Am 7. Mai macht England neue Zugeständnisse. Malta soll als unabhängiger Staat anerkannt werden, England will das Königreich Etrurien, die Ligurische und die Italienische Republik anerkennen, wenn Holland einen Monat nach solcher Uebereinkunft geräumt und der König von Sardinien in Italien entschädigt werde. In einem geheimen Artikel war bestimmt, daß England Malta zehn Jahre besetzt halte; das, damit das Ministerium der heimischen Opposition für sein Verhalten eine Erklärung geben könne. In Wahrheit war Malta in derselben Zeit zu räumen, wo die Franzosen Holland räumten. Am 10. Mai macht Whitworth diese Vorschläge; zum letzten Beweis guten Willens fügt er hinzu, wenn der Erste Konsul es wünsche, werde Malta dem Orden zurückgegeben werden.

Aber Napoleon geht darauf nicht ein, und im Rate der Konsuln und Minister vom 11. Mai wird, gegen den Widerspruch Josefs und Talleyrands, das englische Ultimatum verworfen. Whitworth bekommt am 12. Mai nur eine zweideutige Antwort, und jetzt verläßt er Paris.

Der Schluß ist: Napoleon möchte einlenken. Er sendet Whitworth ein Anerbieten über Malta nach — der Gesandte sendet es nach London und reist langsam weiter —, er läßt Andréossy anweisen, vorzuschlagen: England soll zehn Jahre Malta besetzt halten, Frankreich ebenso lange Tarent und Otranto. Das soll Andréossy auf eine Art vorschlagen, daß keine Spur davon bleibe, daß man den Vorschlag jeder Zeit ableugnen könne. Aber es ist zu spät, und der Vorschlag ist übrigens mit dem Verhältnis Englands zu Neapel unvereinbar. Am 16. Mai verläßt Andréossy London. Mitte Mai 1803 sind also Frankreich und England entzweit, der Bruch des Friedens von Amiens ist da.

Die Wahrheit über den Bruch des Friedens von Amiens dürfte sein:

1. Der Bruch war überhaupt die Folge davon, daß Frankreich und England beim Friedensschluß alle wichtigen europäischen Fragen mit Schweigen übergangen hatten, daß für England die Lage der Dinge in Europa nicht gebessert, sondern unerträglich gelassen worden war.

2. Die förmliche Schuld am Bruche fiel England zu, die tatsächliche Frankreich. England verletzte durch die Festhaltung Maltas und der französischen Städte in Indien den Vertrag von Amiens; aber Napoleon gab ihm durch seine Verletzungen des Friedens von Lunéville, durch seine vielfachen Uebergriffe in Europa gewichtige Veranlassung. Insofern, als die englische Regierung klar darüber war, daß Napoleon in allen Hauptpunkten unnachgiebig bleiben werde, daß er keinesfalls Holland, die Schweiz und Piemont räumen, auch seine Absichten auf Ägypten und seine indischen Pläne nicht aufgeben werde: insofern sah sie sich des englischen Handels wegen genötigt, Pfänder gegen Frankreich in der Hand zu behalten, die gänzliche Ausführung des Vertrages von Amiens zu verschieben.

3. Napoleons Ziel bei den Verhandlungen, die zum Bruche führten, war, England einzuschüchtern. Er war der französischen Nation und Europa gegenüber in einer Zwangslage, insofern, als er um seines Ansehens willen die Verletzung des Vertrages von Amiens nicht dulden konnte. In dieser Lage ließ er seiner Leidenschaft, seinem Hochmute und seinem Hasse gegen England, die Zügel schießen. Er forderte England fort und fort auf die brutalste Weise heraus; sein Verfahren war in sachlicher Hinsicht durchaus Kriegstreiberei, zu dem Zwecke, England zur Nachgiebigkeit zu nötigen. Weil Frankreich zu seiner Wieder-

geburt, besonders auch zur Stärkung seiner Seemacht, des Friedens bedurfte, hätte Napoleon gern einige Jahre Frieden behalten; aber dessen gewiß, daß die Festlandmächte zu neuem Kriege noch lange nicht bereit sein würden, ließ er es auf den Bruch mit England ankommen. Nebenbei war die Spannung mit England seinem Plane günstig, sich zum Kaiser zu machen; denn solange die Lage kriegerisch war, blieb er Frankreich unentbehrlich.

4. Der Bruch des Friedens von Amiens, der eine zehnjährige verhängnisvolle und für den Urheber tragisch schließende Kampfzeit herbeiführte, gründete sich übrigens auf die gegenseitige Feindseligkeit der französischen und der englischen Nation. Napoleon hatte die öffentliche Meinung hinter sich, die Unmenge derer, die das vertragsbrüchige England demütigen wollten, und die englische Regierung, die die Zeit zum Sturze des Ersten Konsuls und zur Demütigung Frankreichs gekommen glaubte, konnte sich darauf berufen, daß ganz England zum Kriege drängte, um seinem Handel das Festland von Europa wieder zugänglich zu machen.

Die Bildung der Dritten Koalition ist im wesentlichen das letzte große Werk William Pitts, der schon im Januar 1806 stirbt. Nach dem Plane, den er Ende 1803 aufgestellt hatte, sollte eine große Konföderation gebildet werden, um Frankreich auf seine alten Grenzen zurückzuwerfen. Dabei kam natürlich alles auf Oestreich an. Bei der Bildung der Koalition ist daher die Hauptfrage: Wie kam Oestreich im Jahre 1805 in das Kriegsbündnis gegen Frankreich?

Wir wissen, nach der Demütigung durch den Frieden von Lunéville hatte sich Oestreich abermals tief gedemütigt, indem es am 26. Dezember 1802 mit Frankreich die Verträge schloß, wonach es in der Entschädigungssache nachgab und die Aenderungen in Oberitalien anerkannte. Dann, nachdem Napoleon im folgenden Jahre auch die Schweiz völlig in seinen Machtbereich gebracht hatte, sah Oestreich seine Erbstaaten unmittelbar bedroht; Frankreich, das an Bayern grenzte, konnte von Bayern, von Graubündten und von Italien aus in Tirol einfallen. Bei diesem Stande der Dinge war man in Wien mutlos. Oestreich bedurfte des Friedens, um wieder zu Kräften zu kommen. Der französische Gesandte in Wien, Champagny, berichtete am 31. März 1803 nach Paris: „Diese Regierung empfindet tiefe, mit Schrecken verbundene Ehrfurcht vor dem Ersten Konsul; dies bildet den Grundsatz ihrer Haltung. Sie würde es sehr wünschen, sich ihm zu nähern, mit ihm auf dem Fuße vertrauter, gegenseitiger Freundschaft verkehren zu können. Aber sie hält dafür, daß sie in der Entschädigungs-

frage sehr übel behandelt worden sei; sie beschuldigt Frankreich einer besondern Vorliebe für ihren Nebenbuhler, den König von Preußen, sie wirft Frankreich vor, ihren Einfluß in Deutschland vernichtet zu haben; sie glaubt den Ersten Konsul gegen sich eingenommen und feindlich gesinnt. Nichtsdestoweniger würde sie sich für jedes empfangene Zeichen und jeden Beweis von Nachgiebigkeit sehr dankbar zeigen." Wirklich, Ludwig Cobenzl hätte gern die Kaunitzsche Diplomatie (von 1756) aufgenommen. Ja auch Erzherzog Karl, so mißtrauisch er gegen Napoleon war, war grundsätzlich für die Einigkeit Oestreichs mit Frankreich. In einer Denkschrift vom Jahre 1804 sagte er: „Mit keinem Staate könnte Oestreich eine so natürliche . . . dauernde Allianz schließen wie mit Frankreich." Aber weil offenbar war, daß Napoleon am Heile Oestreichs ganz und gar nichts lag, konnte die Wiener Diplomatie nur hoffen, ihn durch ihre „Ehrfurcht" zu mäßigen, von einem neuen Angriff abzuhalten. Was man fürchtete, war, daß Napoleon nach dem Mißglücken oder nach dem Aufgeben der Landung in England — wir werden bald genauer darauf zu achten haben — wieder nach kriegerischen Erfolgen auf dem Festlande streben werde, um seinen Ruhm und seine Macht zu erhöhen. Dann hatte natürlich Oestreich wiederherzuhalten; was wunder, daß man in Wien schwankte, daß man es weder mit Frankreich, noch mit England und Rußland verderben wollte. Nach dem Bruche des Friedens von Amiens erklärte sich Oestreich, wie Preußen, für neutral; es verschloß Frankreich und England seine Häfen. In Wien wollte man in den französisch-englischen Krieg durchaus nicht verwickelt werden, sondern alles tun, damit dem Seekriege kein Landkrieg folge. Wie zahm Oestreich war, zeigte besonders sein Verhalten bei der Ettenheimer Sache. Erst Anfang 1804 versucht es sich in einer andern Rolle. Es trachtet nämlich danach, von Bayern das Innviertel zu erwerben, um sich eine gute Verteidigungslinie zu sichern und jederzeit Herr von Bayern sein zu können; als ob jetzt der Augenblick gekommen sei, seinen Verlust im Kriege wiedereinzuholen. Napoleon, von der Truppenansammlung Oestreichs gegen Bayern unterrichtet, ließ Anfang März in Wien die sofortige Einstellung aller Rüstungen und die Zurückziehung aller Truppen aus Schwaben fordern; sonst werde er 40 000 Mann in Bayern einrücken lassen. Oestreich wich zurück; das Ergebnis seines Vorgehens war nur, daß Napoleon für die Doppelzüngigkeit des Wiener Hofes einen neuen Beweis bekommen hatte. Danach machte die Wiener Diplomatie den Fehler, die Anerkennung des französischen Kaisertums erst nach vielem Zögern auszusprechen. In Wien wollte man Napoleon nur den Königstitel zugestehen; man fürchtete, Oestreich werde an Ansehen verlieren, wenn es neben dem deutschen Wahlkaiser einen erblichen Franzosen-

kaiser gäbe. Der Ausweg war die Errichtung des östreichischen Erbkaisertums, der Napoleon zustimmte. Sie geschah im August. Im folgenden Monat, im September 1804, empfängt Napoleon zu Aachen den östreichischen Gesandten, Philipp Cobenzl, der ihm sein neues Beglaubigungsschreiben überreicht, d. h. Oestreichs Anerkennung des Napoleonischen Kaisertums in der alten deutschen Kaiserstadt kundgibt.

Das Jahr sollte nicht enden, ohne daß Oestreich, von Rußland gedrängt und verlockt, mit diesem ein Verteidigungsbündnis schloß, also auf den Boden, wo die neue Koalition zu bilden war, hinübertrat.

Das war das Werk des Zaren, der aus einem Bewunderer Napoleons sein erbitterter Gegner geworden war. Schon am 7. Juli 1802 hatte Alexander I. Laharpe, seinem einstigen Erzieher, geschrieben: „Ich habe mit Ihnen unsere Meinung über den Ersten Konsul geändert; seit seinem lebenslänglichen Konsulate ist der Schleier gefallen . . . Er beraubte sich des schönsten Ruhmes, der einem Sterblichen vergönnt ist . . . zu beweisen, daß er ohne jedes persönliche Interesse, nur für das Glück und das Ansehen des Vaterlandes gewirkt, daß er, treu der Verfassung, die er beschworen, die ihm übertragene Macht nach zehn Jahren wieder zurücklegen werde . . . Jetzt ist er einer der berüchtigtsten Tyrannen, die die Geschichte kennt.“ Ein Jahr weiter und das Einvernehmen Rußlands mit Frankreich war dahin. Nach dem Bruche des Friedens von Amiens hatte Napoleon dem Zaren das Amt des Schiedsrichters angeboten; doch Alexander wollte nur Vermittler sein. Im August 1803 ließ er in London und in Paris einen Plan vorlegen, der freilich eine völlige Parteinahme für Frankreichs Gegner zeigte; natürlich wies ihn Napoleon zurück. Dann, nachdem der Erste Konsul die russische Vermittlung ohne weiteres fallen gelassen hatte, folgte Alexander dem Zuge seines Herzens; er machte die Bildung einer neuen Koalition, d. h. die Verleitung Oestreichs zum Kriege, zu seinem Ziel. Im Oktober 1803 wurde die Regierung in Wien zu ihrer Ueberraschung davon verständigt, daß Rußland mit Oestreich Maßregeln gegen Frankreich ergreifen wolle. Zunächst verhielt sie sich ablehnend; sie hoffte, zwischen Rußland und Frankreich vermitteln und der dritte im Bunde sein zu können. Erst im Sommer 1804, nachdem Oestreich sein Verhältnis zu Frankreich durch das Vorgehen gegen Bayern und die verzögerte Anerkennung des Kaisertums verschlechtert hatte, erst da gab es dem Drängen des Zaren nach, bot Cobenzl die Hand zu einem Vertrage. Er wurde als geheimes Schutz- und Trutzbündnis am 6. November 1804 geschlossen. Wesentlich waren die Bestimmungen, daß ein Angriff Frankreichs auf Neapel als Kriegsfall anzusehen sei, daß Rußland 115 000

Mann zu stellen und im Kriegsfalle bei England für Oestreich Hilfsgelder zu erwirken habe. Der Vertrag blieb vorläufig auch vor England, Preußen und Neapel geheim.

Im folgenden Jahre, nachdem der Vertrag Rußlands mit England vom 11. April 1805 geschlossen worden war, handelte es sich für die russische Diplomatie darum, Oestreich zum zweiten und letzten Schritt zu treiben, vom Verteidigungsbündnis zur Beteiligung am Angriffsbündnis, also zum Kriege. Der beste Helfer dabei war Napoleon selbst, weil er durch Erweiterung seiner Macht in Italien Oestreich fort und fort in Sorge hielt. Noch im Januar hatte er Franz 2. zur Beruhigung geschrieben, er überlasse die Krone von Italien (des Königreiches, in das die Italienische Republik verwandelt werden sollte) seinem Bruder Josef. Er beteuerte seine friedlichen Absichten, drohte jedoch, wenn Oestreich seine in Kärnten und Tirol gesammelten Truppen nicht zurückzöge, würde er einen Teil seiner Armee in Italien und am Rheine versammeln. Auch mahnte er, vor englischen Lockungen auf der Hut zu sein. Dem neuen französischen Gesandten in Wien, La Rochefoucauld, befiehlt Napoleon, vollkommen friedlich aufzutreten, einen beruhigenden Ton anzuschlagen, die Gesinnungen zu erforschen, doch über die schwebenden Fragen nichts Offizielles aus der Hand zu geben. Fürs erste schien die Spannung zwischen Wien und Paris abgeschwächt zu sein. Napoleon, durch die Antwort Franzens vom 23. Januar befriedigt, ließ durch seinen Gesandten versichern, daß er die Erhaltung der Freundschaft lebhaft wünsche. Freilich nahm er es übel auf, daß Oestreich, das sich gegen eine Ueberraschung schützen wollte, nicht alle Truppen von seinen italienischen Grenzen zurückzog. Unter neuen Freundschaftsbeteuerungen hatte La Rochefoucauld zu erkennen zu geben, wie gut man in Paris über die Versuche Englands und Rußlands, Oestreich gegen Frankreich ins Feld zu bringen, unterrichtet sei, ja auch über die Schritte, die Oestreich selbst in Berlin getan habe, um Preußen zum Vorgehen gegen Frankreich zu gewinnen.

Auf diese scharfe Drohung folgte bald ein Vorgang, der in Wien die Sorge vermehrte, Napoleons Annahme der Königskrone von Italien.*) Nachdem Josef Bonaparte sich geweigert hatte, unter Verzicht seiner Ansprüche auf den französischen

*) Bei der Krönung zum Könige von Italien, im Dome zu Mailand im Mai 1805, sagte Napoleon: „Gott hat sie (die Krone) mir gegeben, wehe dem, der sie antastet!" Diese Worte waren üblich bei der Krönung mit der eisernen Krone, dem in Monza aufbewahrten Goldreife, dem inwendig ein eisernes Band angefügt ist, das aus einem bei der Kreuzigung Christi gebrauchten Nagel verfertigt worden sein soll.

Thron König von Italien zu werden, teilte Napoleon am 17. März Franz 2. mit, er habe durch Annahme der Krone dem Drängen Italiens nachgegeben, doch sei das nur eine vorläufige Maßregel, derentwegen der Kaiser sich nicht beunruhigen möge; er wolle den Frieden und habe bei einem Kriege nichts zu gewinnen. Franz antwortete am 16. April mit einem friedlich gehaltenen Briefe. Aber Napoleon, durch seine Spione gut unterrichtet, war darüber im klaren, daß zu Wien die Partei, die den Krieg wollte, die Oberhand hatte. Alle Welt konnte das schon Ende März erkennen, als Erzherzog Karl die Leitung des Hofkriegsrates niederlegte und Graf Latour Präsident, Fürst Karl Schwarzenberg Vizepräsident wurde. Karl hatte seither die Erhaltung des Friedens entschieden befürwortet, einerseits, weil Oestreich bis auf weiteres zu schwach zum Kriege sei, anderseits, weil er sich, gewitzigt durch die Erfahrungen im Zweiten Koalitionskriege, von Rußlands Beistand wenig versprach.

Es folgt die letzte Bemühung Rußlands, Oestreich zum Kriege zu verleiten, in der Zeit vom Mai bis zum August. Zu ihrer Ueberraschung erfährt die Regierung in Wien Mitte April von dem Angriffsbündnis Rußlands mit England. Sie weigert sich, ihm beizutreten, und fordert für den Fall der Niederlage Frankreichs günstigere Friedensbedingungen; sie will eine Grundlage zu Verhandlungen mit Frankreich schaffen und Zeit zum Rüsten gewinnen. Aber davon will Rußland nichts hören; auf die Nachricht hin, daß Napoleon am 4. Juni auch die Ligurische Republik mit Frankreich vereinigt habe, scheidet für den Zaren der Gedanke an einen Ausgleich mit Frankreich aus der Erörterung endgültig aus. Er droht Oestreich, sich zurückzuziehen, seine Verträge mit ihm für nichtig zu erklären. In Wien muß man sich unter dem doppelten Druck, der Drohung aus Petersburg und der französischen Machterweiterung in Italien, entschließen, und man entschließt sich im Juli, nachdem ein Vertrauter des Zaren, der General Wintzingerode, gekommen ist, für den Krieg. Am 9. August tritt Oestreich dem Vertrage Rußlands mit England vom 11. April 1805 bei.

Zum Bruch zwischen Oestreich und Frankreich kommt es folgenderweise.

Anfang Juli läßt Napoleon, um die Lage zu klären, in Wien mitteilen, er wolle weder die Etsch, noch den Rhein überschreiten; Oestreich habe gar keinen Anlaß zur Unruhe, er wolle den Frieden, sei aber nicht gesonnen, einen bloßen Schein zu dulden. Darauf gibt Cobenzl dem französischen Gesandten wiedermal die friedlichsten Versicherungen — Oestreich schütze durch Truppen nur bisher ungeschützte Grenzen —; doch ersucht er um Erklärungen über das Schicksal Liguriens, Luccas,

Parmas und Piacenzas. Hierauf ändert Napoleon den Ton; er verweigert Erklärungen und befiehlt dem Gesandten zum erstenmal, eine kriegerische Sprache zu führen. „Der Kaiser," schreibt Talleyrand am 22. Juli an La Rochefoucauld, „will den Frieden, ... Europa ist Zeuge, daß, wenn er feindliche Absichten gehabt hätte, ihn nichts an ihrer Durchführung hätte hindern können. Er will den Frieden, ohne den Krieg zu fürchten; wenn man von ihm Aufklärungen verlangt, ist er berechtigt, ebenfalls solche zu verlangen. Er fragt in ganz positiver Weise: Welches sind die endgültigen Absichten des Wiener Hofes? Wenn die Antwort nicht entspricht oder die Taten nicht mit den friedlichen Worten übereinstimmen, darf der Wiener Hof nicht überrascht sein, eine neue Armee nach Italien marschieren zu sehen." Ueberdies läßt Napoleon Talleyrand an Cobenzl schreiben (am 5. August), um darzulegen, wie unsinnig es sei, einander zu bekriegen, während es, angesichts des ungeheuern Wachstumes der russischen Macht, Frankreichs und Oestreichs Nutzen sei, sich gegen Rußland zu verbünden. Nach allem war man in Wien über den Wunsch Napoleons, den Wiederausbruch des Krieges hinauszuschieben, nicht im Zweifel; aber grade die so oft beteuerte Friedensliebe wurde von der Kriegspartei für ein Zeichen von Schwäche gehalten. Das war weit gefehlt. Am 13. August schreibt der Kaiser an Talleyrand: „Mein Entschluß ist gefaßt; ich will Oestreich angreifen und in Wien vor dem Monat November sein, um den etwa herannahenden Russen gegenüber Stellung zu nehmen." Nacheinander läßt er in Wien drei Noten überreichen. In der vom 13. August fordert er, daß Oestreich alle seine Truppen auf Friedensfuß setze. „Der Kaiser Franz hält jetzt in seinen Händen sowohl das Schicksal der eignen Staaten, als auch das Europas: in der einen Wirren und Zerstörung, in der andern den allgemeinen Frieden. Eine unparteiische Neutralität genügt, zu bekommen, was er wünscht, um den Frieden der Welt zu sichern; die wirksamste Vermittlung, die Oestreich für den Frieden unternehmen kann, liegt in seiner vollkommenen Neutralität." In dieser Zeit tut Napoleon alles, damit — wie er schreibt — „das Gefühl der Furcht dieses Skelett von einem Franz 2. ergreife, den nur das Verdienst seiner Ahnen auf den Thron erhoben hat." Er stellt den europäischen Höfen Oestreich als Friedensstörer hin. Er läßt dem östreichischen Gesandten in Paris durch Talleyrand darlegen, daß Oestreich in sein Verderben renne; er will Zeit gewinnen, sich für den Krieg in stand zu setzen. Anfang September drückt Cobenzl in Wien dem französischen Gesandten sein Bedauern darüber aus, daß sich die Dinge so fatal entwickelt hätten. Nun ist aller Schein dahin; die östreichische Diplomatie hat die Maske, die schlecht gemachte und schlecht getragene Friedensmaske, abgeworfen.

Wer trug die Schuld am Ausbruche des Landkrieges von 1805?

Schwerlich würde diese Frage so oft aufgeworfen worden sein, wenn nicht die Antwort auf die andere Frage, ob Napoleon ernstlich die Landung in England gewollt habe, Schwierigkeiten böte. Befassen wir uns daher mit der geplanten Landung in England! Weil die Sache überhaupt anziehend ist, werden wir es mit einiger Genauigkeit tun dürfen.

Indem der Erste Konsul nach dem Bruch des Friedens von Amiens plante, England unmittelbar anzugreifen, nahm er einen Plan wieder auf, der in Frankreich seit langer Zeit gehegt und auch von ihm, Napoleon, schon betätigt worden war. Einst hatte Ludwig 14. zur Bedrängung Englands 100 000 Mann nach Irland geworfen, Ludwig 15. hatte die englischen Küsten auskundschaften lassen, und unter Ludwig 16. hatten während des Nordamerikanischen Freiheitskrieges bei Havre 40 000 Mann unter Rochambeau und Broglie zur Ueberfahrt nach England bereit gestanden. Damals, 1779, erschienen 66 französische und spanische Linienschiffe im Kanal, denen England augenblicklich nur 36 entgegenzustellen hatte; doch es kam zu nichts, weil sich der französische und der spanische Admiral entzweiten. Anderthalb Jahrzehnte später befaßte sich das Direktorium mit dem Angriff auf England. Die von diesem unterdrückten Iren suchten Frankreichs Hilfe; daher schiffte Hoche im Dezember 1796 mit 17 Linienschiffen und 15 Fregatten nach Irland. Er gelangte in die Bantrybai; aber nachdem er 6500 Mann gelandet hatte, zerstreute ein Sturm seine Schiffe und warf das, worauf er war, nach La Rochelle zurück. Im Herbste 1797 wurde die Expedition auf Drängen der Irländer wiederholt; doch die holländische Flotte, die diesmal das Landheer über See führen sollte, wurde von dem Admiral Duncan bei der Kamper Düne am 11. Oktober, also kurz vor dem Friedensschluß von Campo Formio, zurückgeschlagen. Nun, nach der Besiegung Oestreichs, war das Direktorium von dem Wunsche erfüllt, England mit einem gewaltigen Schlage niederzuwerfen; es zog 80 000 Mann am Kanal zusammen, es stellte die Armee von England auf und machte Bonaparte zu ihrem Befehlshaber. Als der General aus Italien heimgekehrt war, forderte ihn Barras beim Empfang durch das Direktorium auf, sein Werk zu krönen, das Kabinett von London zu züchtigen. „Der Ozean," sagte er, „wird stolz sein, Sie zu tragen; er errötet unter den Ketten, die England ihm angelegt hat; er ruft brüllend den Zorn der Erde auf gegen den Tyrannen, der ihn unterdrückt. Pompejus verschmähte es nicht, die Seeräuber zu vernichten. Gehen Sie, Bürger-General, größer als dieser Römer, um den Riesen des Weltenmeeres zu zerschmettern!" Wir

sahen (1, 143 f.), wie der General Bonaparte den unmittelbaren Angriff auf England zu vertagen wußte. Er bezeichnete die Landung als eins der kühnsten und schwierigsten Wagnisse, das nur durch Ueberraschung gelingen könne, und nur beim Zusammenwirken aller Seekräfte Frankreichs, worauf nicht sicher zu rechnen sei. Er empfahl, gegen England in Hannover oder in Ägypten vorzugehen, und an dem Landungsplane nur scheinbar (!) festzuhalten. Alles, was danach, im Frühjahr 1798, zur „Zerschmetterung des Riesen" geschah, war die Entsendung von 1100 Franzosen unter dem General Humbert nach Irland, wo jedoch die Engländer bald des Aufstandes Herr wurden. Drei Jahre später, und die Zeit ist gekommen, wo Bonaparte als Erster Konsul zum erstenmal den Plan zur Landung aufnimmt. Nach dem Frieden von Lunéville befiehlt er, am Kanal 100 000 Mann zusammenzuziehen und zu Boulogne eine Flottille von Flachschiffen zu bauen. England, hierdurch erschreckt, sandte Nelson gegen die Flottille von Boulogne; aber seine Angriffe am 4. und am 16. August 1801 mißlangen völlig. Nach weiteren zwei Jahren, nach dem Bruch des Friedens von Amiens, was konnte Frankreich da gegen England unternehmen? Es liegt auf der Hand: da Frankreich nach dem Verlust Ägyptens in fremden Weltteilen nichts Großes gegen England tun konnte, kam, solange wie in Europa keine neue Koalition gebildet war, nur der „Hauptschlag," die Landung in England, wesentlich in Frage. Die Landung (la descente) wurde also — das ist festzuhalten — nicht etwa aus freien Stücken vom Ersten Konsul geplant; sondern der alte Plan drängte sich ihm auf, wie der Nation überhaupt, die jetzt nur darin das Mittel sah, das verhaßte England für den Friedensbruch, die Zurückbehaltung Maltas, zu strafen.

Bei der folgenden Vorbereitung zur Landung in England sind drei Stufen zu unterscheiden.

Erste Stufe: Nachdem Napoleon schon im Oktober 1802 (Note Talleyrands vom 23. an die englische Regierung) gedroht hatte, England „in beständiger Furcht vor der Invasion" zu halten, droht er sie im Frühjahr 1803, vor dem Bruche des Friedens von Amiens, Lord Whitworth an, indem er sagt: „Ich will Euch (Engländer) lieber in der Vorstadt St. Antoine sehen als auf Malta. Die Landung in England ist eine große Verwegenheit, sie hat hundert Aussichten gegen eine, zu mißlingen; aber ich bin bereit, sie zu wagen, wenn Ihr mich dazu zwingt." Nach dem Bruche des Friedens geht er daran, die Landung vorzubereiten. Er will jetzt nicht, wie im März 1801, auf 36 Kanonenbooten und 260 Kanonenprähmen und auf großen Booten nur 40 000 Mann nach England hinüberwerfen, sondern auf einer Flottille von über 2000 Flachbooten, die zum Segeln und zum Rudern eingerichtet

sind und zwischen Dover und Hastings auf den Strand laufen könnten, über 150 000 Mann. Die Boote sollen, je nach der Größe, 6—72 Mann und 1—12 schwere Kanonen tragen. Um diese Flottille zu schaffen, werden in der Folge Boote nicht nur in allen Seehäfen von Vlissingen bis Bordeaux gebaut, sondern auch im Binnenlande an allen schiffbaren Flüssen. Städte und Körperschaften wetteifern übrigens darin, Geld für Boote herzugeben. Um die Fahrzeuge vor Seegefahren und Angriffen des Feindes zu sichern, werden zu Boulogne zwei große Wasserbecken angelegt und mit Kajen und einer Schleuse versehen; zu Ambleteuse und Wimereux macht man ähnliche Anlagen. Die Häfen bekommen zum Schutz eine Menge schwerer Batterien. Boulogne, das maritime Hauptquartier, durch drei Forts und Batterien von 500 Kanonen und Mörsern verteidigt, bekommt vor der Einfahrt noch eine Sperre von Kanonenbooten. Und um die nach ihren Versammlungsorten fahrenden Boote zu schützen, werden an der ganzen Küste, bis nach Bordeaux hin, an jeder zum Ankern geeigneten Stelle Batterien errichtet. (England brachte zur Abwehr eines Einfalls der Franzosen seine regelmäßige Armee auf 150 000 Mann, es berief Freiwillige ein — in London stellten sich 20 000, man rechnete im ganzen auf 300 000 —, an allen Punkten, wo eine Landung möglich war, wurden Batterien errichtet, und die Truppen, Reguläre und Freiwillige, wurden unabläßig gedrillt.) Napoleons erster Landungsplan ergibt sich aus einer Instruktion für die Flottille vom Juli 1803. Was er 1798 in seinen Denkschriften für den Fall empfohlen hatte, daß die Landung unternommen werden könnte, schreibt er jetzt vor. In langen, dunkeln und nebligen Winternächten soll die Flottille ohne Begleitung von Kriegsschiffen, die Engländer täuschend, die Ueberfahrt wagen. Um zum Rechten zu sehen, die Dinge zu prüfen und alles zu erwägen, bereist Napoleon in diesem Monat den Nordosten Frankreichs und den Belgiens, besichtigt er die Küsten von der Sommemündung bis Dünkirchen. Im November macht er wieder eine Studien- und Besichtigungsreise. Im folgenden Monat, am 12. Dezember, erläßt er eine Verfügung betreffend „die Organisation der großen Expedition.“ Im Januar 1804, als er zum drittenmal Einfalltruppen der Nordarmee besichtigt, ist die Aufstellung dieser Armee: das Korps Ney steht im Lager zu Montreuil, das Korps Soult im Lager zu St. Omer, das Korps Davout im Lager zu Brügge, das Korps Marmont im Lager zu Utrecht, Bernadotte hält Hannover besetzt. Dahinter, in zweiter Linie, stehen alle Dragonerregimenter in Divisionen. Zur Einschiffung der Landungsarmee kommt es nicht; denn nun sind erst 70 000 Mann an der Küste versammelt, und die zur Aufnahme der Flottille bestimmten Häfen haben sich als ungeeignet, als der Erweiterung bedürftig erwiesen. Abgesehen

davon, daß die Bootsbauten zurück waren, war die Zusammenziehung der fertigen Boote untunlich. Ueberdies war der Winter 1803—4 der Ueberfahrt dauernd ungünstig. Infolge aller dieser Umstände sieht sich der Erste Konsul genötigt, die Landung auf den Sommer 1804 zu verschieben.

Bemerkenswert ist hier noch, daß der Schöpfer der Dampfschiffahrt, Robert Fulton (1765—1815), im Sommer 1803 seinen Gedanken, Schiffe mit Dampf zu treiben, auf der Seine ins Werk zu setzen suchte; doch das neue Schiff ging unter, weil die Maschine zu schwer war — zur Verwendung im Seekriege war die Sache noch nicht reif. Auch erwies sich ein Unterseeboot mit Torpedoladung, das Fulton dem Ersten Konsul anbot, als unbrauchbar; jener soll daher den Erfinder einen Charlatan genannt haben.

Zweite Stufe: Für die Ueberfahrt nach England im Sommer 1804, wo wegen der kurzen hellen Nächte auf eine Täuschung oder Ueberraschung des Feindes nicht gerechnet werden konnte, wurde ein neuer Plan aufgestellt. Der zweite Landungsplan Napoleons war: um die Ueberfahrt zu sichern, sollte das vor Brest liegende Geschwader die englische Kanalflotte beschäftigen; unterdessen sollten sich andere Geschwader Frankreichs und Spaniens an den Küsten dieser Länder sammeln, in den Kanal einlaufen und dort die bei Boulogne zu sammelnde Flottille beschützen. Auch dieser Plan kommt nicht zur Ausführung. Im August 1804 überzeugt sich Napoleon davon, daß es unmöglich sei, auf der Reede von Boulogne hunderte Schiffe zu sammeln, ohne sie bei einem plötzlichen Wettersturz dem Verderben preiszugeben. Auch gelingt es nicht, die Kriegsgeschwader zu vereinigen. Dazu kommt, daß Napoleon seine beste fachmännische Stütze verliert; am 28. August stirbt nämlich der Admiral Latouche-Tréville, der Geschwaderchef von Toulon. Sein Nachfolger wird der Vizeadmiral Villeneuve; eine schlechte Wahl, denn er war ein Mann ohne Entschlossenheit, ohne rechte Tatkraft. Wiederum ändert Napoleon seinen Plan; er möchte Truppen und Geschwader von Brest nach Irland senden, von dort in England einfallen. Aber weil auf die irische Kriegspartei nicht zu bauen ist, läßt der Kaiser im Herbst 1804 insgeheim den Landungsgedanken fallen. Die Kriegsgeschwader sollen in den Antillen die englischen Kolonien beunruhigen, die Flottille daheim soll verringert werden.

Dritte Stufe: Nachdem Spanien die Absicht bekundet hat, im Seekriege gegen England mit stärkeren Kräften als bisher aufzutreten, nimmt Napoleon den Landungsgedanken wieder auf. Er läßt die Flottille zu Boulogne vollständig ausrüsten. Er trägt — das ist sein dritter Landungsplan — dem Admiral Villeneuve am 2. März 1805

auf, sich mit einer Flotte von französischen und spanischen Schiffen nach Westindien zu begeben, von dort nach einer gewissen Zeit nach Europa zurückzusegeln, hier die Engländer von den Häfen, die sie sperren, zu verjagen, die dann befreiten Geschwader an sich zu ziehen und mit ihnen entweder, vom Feinde unbemerkt, auf dem Umwege über Irland oder, nach Besiegung des Feindes in offener Schlacht, in den Kanal einzulaufen und die Ueberfahrt der Landungsflottille zu sichern. Gegen diesen verwickelten Plan macht der Marineminister Decrès gewichtige Bedenken geltend. Aus englischen Zeitungen hatte er erfahren, daß man in London das Fahrtziel der französisch-spanischen Flotte kannte, und er folgerte, daß Nelson ihr mit seiner überlegenen Seemacht folgen werde. Aber Napoleon hörte nicht auf die Bedenken des Ministers; er wies seine Denkschrift vom 1. Juni 1805 durch einen Brief aus Mailand zurück, mit dem Bemerken, Decrès habe für eine große Operation nicht den erforderlichen Geist. Im Juli erfährt der Kaiser in Paris, daß Nelson wirklich nach Ostindien gesegelt ist, daß jedoch Villeneuve ihm dort entgangen und wieder in Europa ist. Am 16. Juli befiehlt er dem Admiral: das Geschwader von Ferrol zu befreien, das von Rochefort und auch das stark belagerte von Brest an sich zu ziehen, mit beiden Geschwadern entweder in den Kanal einzulaufen, oder, wenn Brest unzugänglich geblieben sei, nur durch das Geschwader von Ferrol verstärkt, um Irland und Schottland herum nach dem Texel zu fahren und von dort mit den holländischen Schiffen nach Calais. Doch diesem Entweder-Oder fügt der Kaiser noch ein Oder hinzu, indem er sagt: „Wenn infolge von bestandenen Gefechten, von wichtigen Teilungen der Kräfte oder andern Zufällen, die wir nicht vorhersehen können, Ihre Lage wesentlich verändert ist, ... in diesem Falle, der mit Gottes Hilfe nicht eintreten wird, wünschen wir, daß sie nach Deblockierung des Geschwaders von Rochefort und Ferrol lieber im Hafen von Cadiz vor Anker gehen.“ Dazu schreibt Decrès dem Admiral: „Der Kaiser hat den Fall vorgesehen, daß ... die Lage der Flottille es Ihnen nicht ermöglichte, die Pläne auszuführen, die auf die Weltgeschichte einen so großen Einfluß nehmen würden, und will dann, aber auch nur dann, in Cadiz Achtung gebietende Kräfte vereinigen.“ Also bei seinem letzten Landungsplan bringt der Kaiser, nach allen üblen Erfahrungen, die er in der Sache gemacht hat, ein abermaliges Mißlingen in Anschlag und gibt seinem Admiral den Ausweg an.

Der Stand der Vorbereitungen ist nun, Ende Juli 1805, der: in und bei Boulogne ist die Flottille versammelt; sie steht unter dem Oberbefehl des Kontreadmirals Lacrosse, zählt 1339 bewaffnete Fahrzeuge, darunter 1204 Kanonenboote und 954 Transportboote, zusammen 2293 Fahrzeuge mit 17 000 Mann seemännischer Besatzung.

Zur Ueberfahrt sind bereit vier Armeekorps unter Soult, Ney, Lannes und Davout, insgesamt 150 000 Mann. Marmont mit seinem Korps von 25 000 Mann sollte vom Texel aus auf einer besondern Transportflotte die Ueberfahrt antreten.

Am 3. August kommt Napoleon von Paris wieder nach Boulogne, um endlich den Hauptschlag gegen England zu führen. Die Truppen sind auf die Einschiffung eingeübt, so daß sie in weniger als zwei Stunden nach dem Schlagen des Generalmarsches an Bord sein können; bei Windstille konnte die Ueberfahrt in 8—10 Stunden ausgeführt werden. Gespannt wartet der Kaiser auf die Nachricht vom Einlaufen Villeneuves in den Kanal. Vergebens; der Admiral hielt sich an den Ausweg, den ihm die Ordre vom 16. Juli ließ. Nachdem er am 23. Juli vor Ferrol gegen 14 feindliche Schiffe gekämpft und den Hafen freigemacht hatte, waren seine Schiffe auf einer langen Fahrt durch Stürme so schwer mitgenommen worden, daß er es, um Frankreichs Flotte für spätere Operationen zu schonen, und aus andern Gründen, für geraten hielt, nach Cadiz zu steuern; freilich hatte er in seinem Kleinmut schon jede Hoffnung auf Erfolg aufgegeben. Villeneuve ist am 18. August in Cadiz. Die Nachricht davon bekommt Napoleon am 25.; nun ist der Landungsplan, zum großen Unwillen des Kaisers, der Villeneuve nicht ganz mit Recht alle Schuld gibt, endgültig abgetan. Die zum Einfall in England bestimmte Armee wird nach dem Rhein in Marsch gesetzt.

Aus allem ergibt sich: Napoleon hat die Landung in England ernstlich vorbereitet; er hat sie wegen unüberwindlicher Schwierigkeiten zweimal verschoben, sie einmal, bei der zweiten Verschiebung, im stillen aufgegeben (für die Flottille, sagt Desbrière, kam eine Zeit der Vernachlässigung), er hat sie Ende des Winters 1804 auf 1805 neugeplant und die Vorbereitungen bis zum letzten Augenblick, bis zum Abmarsch der Armee nach Deutschland, betrieben.

Nun höre man, was er selbst über seine Absicht äußerte, und was andere, die mit ihm vertraut oder wohl bekannt waren, über seine Absicht urteilten!

Nach Miot de Melittos Memoiren sagte Napoleon zu seinem Bruder Josef, er selber denke garnicht daran, die Landung zu unternehmen, sondern wolle Ney damit betrauen, ihn jedoch nicht nach Alt-England, sondern nach Irland senden, um diese Insel zu erobern, damit er sie beim Friedensschluß gegen Malta austauschen könne. Nach demselben Gewährsmann, der sich diesmals als Ohrenzeuge bezeichnet, sagte der Kaiser am 17. Januar 1805 im Staatsrat: „Seit zwei Jahren hat Frankreich die größten Opfer gebracht . . . Ich habe aber jetzt auch die stärkste Armee, eine vollendete Militärorganisation, und

befinde mich zur Stunde bereits in der Verfassung, in die ich mich sonst im Kriegsfalle erst zu versetzen hätte. Um nun in Friedenszeiten so viele Kräfte ansammeln zu können — 20 000 Artilleriepferde und vollständige Trains —, bedurfte es eines Vorwandes, der erlaubte, all dies herbeizuschaffen und zu vereinigen, ohne daß die übrigen Festlandmächte Verdacht schöpften. Diesen Vorwand lieferte der Plan der Landung in England. Vor zwei Jahren konnte ich noch nicht so zu Ihnen sprechen, aber es war doch immer mein einziger Zweck. Ich weiß wohl, daß es dreißig Millionen zum Fenster hinauswerfen heißt, wenn man so viel Bespannung in Friedenszeiten unterhält. Aber dafür habe ich nun auch zwanzig Tage vor allen meinen Feinden voraus und werde einen Monat früher im Felde stehen, (als) Oestreich auch nur seine Artillerie gerüstet haben wird. Sehe ich, daß die Ereignisse in Italien es in Bewegung bringen, so erkläre ich ihm den Krieg, wenn es eben erst aufzukaufen beginnt." Wohl zu bedenken: diese Darlegung bezog sich auf die Zeit von 1803 bis zum Januar 1805, wo der dritte Landungsplan noch nicht bestand. Ferner sagte der Kaiser, den Memoiren des Fürsten Metternich zufolge, 1810 zu dem damaligen Grafen Metternich, der auf der Reise von Cambrai mit ihm zusammentraf: „Sie haben ganz recht gehabt" (nämlich, niemals geglaubt zu haben, daß die militärischen Vorbereitungen zu Boulogne gegen England gerichtet seien), „niemals wäre ich töricht genug gewesen, eine Landung in England zu unternehmen, ausgenommen den Fall einer innern Revolution in diesem Lande. Die zu Boulogne gesammelte Armee war jederzeit die Armee gegen Oestreich. Ich konnte sie nirgend wo anders hinstellen, ohne Verdacht zu erregen, und bevor sie irgendwo formiert wurde, erfüllte sie zu Boulogne den doppelten Zweck, gesammelt zu sein und England zu beunruhigen. Am Tage eines Aufstandes in England hätte ich eine Abteilung meiner Armee zur Unterstützung des Aufstandes hinübergehen lassen; ich wäre Euch nicht weniger auf den Hals gefallen, denn meine Kräfte waren für diesen Behuf gestaffelt. Auch haben Sie 1805 gesehen, wie nahe Boulogne bei Wien lag." Dagegen versicherte der gestürzte Kaiser auf der Reise nach St. Helena (S. Diary of General Bingham, Blackwoods Magazine 1896): „Ich setzte alles aufs Spiel; ich berechnete nicht, auf welche Weise ich (von England) zurückkommen konnte; ich verließ mich ganz auf den Eindruck, den die Einnahme der Hauptstadt gemacht haben würde."

Von Personen aus Napoleons Umgebung liegen u. a. folgende Urteile vor: Méneval, der als sein Sekretär im engsten amtlichen Verkehr mit ihm stand, urteilt in seinen Memoiren, keinen Plan habe Napoleon ernstlicher verfolgt als die Landung in England. Marmont war der gleichen Meinung. In seinen Memoiren sagt er: Die Landung

war „der glühendste Wunsch und die teuerste Hoffnung seines Lebens während langer Zeit.“ Ein Beobachter wie Lucchesini schrieb dagegen schon im Mai 1804 nach Berlin: „Ich kann es nicht oft genug wiederholen: unter den gegenwärtigen Umständen ist der Festlandkrieg der geheime Wunsch des Ersten Konsuls, er entbindet seine in der mit allzuviel Lärm verkündeten Landung bloßgestellte Ehre.“ Und im Sommer 1805 berichtet er, daß die Vorbereitungen zur Landung so ernsthaft wie nie betrieben würden. Sein Urteil aber ist: „Napoleon wird nach Boulogne gehen: er beabsichtigt, wenigstens die Franzosen zu überzeugen, daß er den Stoß wagen will, der seit zwei Jahren als Schreckmittel (gegen) England dient. Die Aufmerksamkeit der Engländer wird an demselben Tage auf verschiedene Punkte gezogen und so versucht werden, 25 000 Mann nach Irland zu werfen — oder mit der Flottille zu landen. Alle, die Napoleon in St. Cloud gesprochen haben, sind mit der Ueberzeugung zurückgekehrt, daß er einen coup d'éclat machen will.“ Nach Thiers Erzählung sagte übrigens der Kaiser in diesen Tagen zu Cambacérès: „Ich werde die Welt durch die Größe und die Schnelligkeit meiner Streiche in Erstaunen setzen.“

Wie kann man bei all diesen, in mannigfacher Hinsicht unvereinbaren Urteilen — die Echtheit der Napoleon zugeschriebenen Aeußerungen bleibe unbezweifelt — über Napoleons Absicht oder Ziel zu einer haltbaren Meinung kommen? Wohl nur, indem man sein Ziel aufgrund seiner Lage und seines Verhaltens zu ermitteln sucht. Passen Lage und Verhalten zu einander, so kann das angegebene Ziel als wahrscheinlich gelten.

Folgendes dürfte das Wahrscheinliche über Napoleons Landungspläne sein.

1. Vom Bruch des Friedens von Amiens bis zum Beginn des Jahres 1805 war Napoleons Lage: er sah sich in Europa einer Welt von Feinden gegenüber; aber zum erklärten Feinde hatte er nur England, und zu seiner Besiegung das einzig dienliche Mittel, die Landung mit großer Heeresmacht, aufzuwenden, war er durch nichts gehindert. Sein Verhalten war: nicht nur in seinem öffentlichen, sondern auch in seinem nichtöffentlichen amtlichen Leben machte er die Vorbereitungen zur Landung mit einer alles umfassenden Beflissenheit; nur notgedrungen verschob er die Landung zweimal. Das zweite Mal gab er sie, wie gesagt, heimlich auf. Weil in dieser Zeit sein Verhalten zu seiner Lage paßt, ist es wahrscheinlich, daß er die Landung im großen Stile, mit großer Heeresmacht, wirklich wollte.

2. Im ersten Vierteljahr von 1805 änderte sich Napoleons Lage insofern, als zutage trat, daß England, der „Zahlmeister der Koalition,“ eine neue Koalition anstrebte und bei den Großmächten, denen der Bruch

des Friedens von Amiens zu früh gekommen war, auf Entgegenkommen rechnen konnte. Nun konnte Napoleon die Landung großen Stils nur noch als bedingtes Ziel festhalten; er konnte sie nur dann unternehmen, wenn er den Rücken frei hatte, wenn Oestreich Frieden hielt. Sein Verhalten war: nachdem er, gestärkt durch den Beistand Spaniens, den Landungsplan wiederaufgenommen hatte, bereitete er, so ernstlich wie vordem, bis zuletzt die Landung vor; aber zugleich suchte er, darüber ins klare zu kommen, ob die Bedingung fortfiele oder nicht, d. h. er unterwarf die Diplomatenbühne, auf der er mit Oestreich stand, einer Belastungsprobe nach der andern. Sein Verhalten harmonierte also auch jetzt mit seiner Lage. Man muß glauben: er wollte die Landung, und er wollte den Krieg gegen Oestreich „nur unter einer Bedingung" (Brief Napoleons vom 13. August an Talleyrand), nämlich nur dann, wenn sich Oestreich endgültig weigerte, abzurüsten. Dann tat er, der Kriegsmann von hoher Umsicht, selbstverständlich das, was seine geklärte Lage erforderte — er gab die Landung auf und warf sich so schnell wie möglich auf Oestreich.

Die Auffassung, daß Napoleon im Frühjahr und Sommer 1805 nicht beabsichtigte, die Landung zu hintertreiben und durch den Festlandkrieg zu ersetzen, sondern daß er an seinem Landungsplan festhielt und Oestreich gegenüber nur auf Klärung seiner Lage bedacht war, diese Auffassung ist leicht zu stützen, u. a. durch folgendes.

Bei dem Landungsplan vom 2. März war angenommen, daß ein Ergebnis für die Landung nicht vor dem 10. Juni vorliegen werde. Napoleon hatte also zur Klärung der Lage drei Monate, bis in den Juni hinein, Zeit. Es liegt zutage, daß er diese Zeit zu Klärungsversuchen ausnutzte. Zunächst, im März, nahm er die italienische Königskrone an, und schließlich, im Juni, vereinigte er die Ligurische Republik mit Frankreich und stellte durch ein schlau gewähltes Mittel fest, daß Oestreich entschieden zum Kriege neige. Er ließ nämlich in Wien einen Ordensaustausch anbieten; er wollte einige Oestreicher mit der Ehrenlegion auszeichnen, wenn man einige Franzosen mit einem gleichwertigen öftreichischen Orden auszeichnete. Am 6. Juni schrieb er an Talleyrand: „Nimmt man an, so sind das drei bis vier gewonnene Monate." Aber am 18. Juni berichtete der französische Gesandte die Ablehnung. Dazu kam, daß Napoleon in demselben Monat — er weilte in Italien — durch seine Spione ermittelte, daß sich Oestreich in Tirol und Friaul militärisch rührte, daß es „in Bewegung" geraten war. Nun eilte er heimlich nach Paris, und dort begann er bald damit, Oestreich vor die Wahl zu stellen: Abrüstung oder Krieg. Schon am 31. Juli, also noch ehe er von Villeneuve, dem er die Ordre vom 16. gesandt hatte, weiteres wußte, befahl er Talleyrand, nach Wien

die Forderung ergehen zu lassen, die mobilisierten Truppen auf Friedensstand zu bringen. Da sieht man ihn bemüht, die Lage zu klären, ehe ihn Villeneuves Einlaufen in den Kanal nötigte, die so lärmend angekündigte Landung zu unternehmen. Bei diesem Bemühen verharrt er, von Woche zu Woche seine Sprache Oestreich gegenüber verschärfend. Boulogne lag für ihn immerhin näher bei Wien als bei London; aber solange, als er keine völlige Klarheit hatte, hielt er an dem Landungsplane fest, an dem großen Entweder-Oder: Landung oder Festlandkrieg. Am 13. August, als er Talleyrand schrieb, er sei zum Angriff auf Oestreich entschlossen, machte er doch den Zusatz: es wäre denn, daß die Wiener Regierung, wider Erwarten, der Forderung, abzurüsten, genügte. Am 22. August schrieb er dem Marineminister: „In der Lage der Dinge, wenn Villeneuve in Cadiz bleibt, was ist zu tun? Erheben Sie sich zu der Höhe der Umstände und der Lage, worin sich Frankreich und England befinden; schreiben Sie mir keine Briefe mehr wie den, den Sie mir geschrieben haben; das bedeutet nichts. Was mich betrifft, ich habe nur ein Bedürfnis, das ist das, zum Ziele zu kommen." Am 23. August — wer könnte annehmen, daß der Kaiser, so geheim er oft seine Pläne hielt, daß er auch gegenüber Personen, deren Rat er beanspruchte, seine wahre Meinung verhehlte, daß er so töricht war, seinen amtlichen Verkehr mit seinen Ministern zunichte zu machen! — am 23. August schrieb er an Talleyrand sogar dies: „. . . je mehr ich über die Lage Europas nachdenke, desto mehr sehe ich, daß es dringend ist, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Ich habe in Wirklichkeit nichts von der Erklärung Oestreichs zu erwarten. Es wird mit schönen Phrasen antworten und Zeit gewinnen (wollen), damit ich diesen Winter nichts unternehmen könne; sein Hilfsgeldervertrag und seine Koalitionsakte werden diesen Winter unterzeichnet werden, unter dem Vorwande einer bewaffneten Neutralität; und im April werde ich 100 000 Russen in Polen finden, ernährt durch England, versehen mit Pferden, Artillerie usw., und 15 bis 20 000 Engländer auf Malta, und 15 000 Russen auf Korfu. Ich werde mich dann in einer kritischen Lage befinden. Mein Entschluß ist gefaßt. Mein Geschwader ist am 26. Thermidor (14. August) von El Ferrol mit 34 Schiffen ausgelaufen, es hatte keine Feinde in Sicht. Wenn es seine Weisungen befolgt, sich mit dem Geschwader von Brest vereinigt und in La Manche einläuft, so ist es noch Zeit, ich bin der Herr Englands. Wenn, im Gegenteil, meine Admirale zögern, schlecht manövrieren und ihr Ziel nicht erreichen, so bleibt mir nichts andres übrig, als den Winter zu erwarten, um mit der Flottille hinüberzugehen. Die Operation ist gewagt; sie würde es mehr sein, wenn ich, gedrängt durch die Zeit, durch die politischen Ereignisse genötigt wäre, von jetzt bis zum Monat April

die Zeit verstreichen zu lassen. Bei diesem Stande der Dinge eile ich zum Dringlichsten: ich hebe mein Lager auf, und ich lasse meine Feldbataillone durch meine dritten Bataillone ersetzen, was mir immerhin eine genügend starke Armee bei Boulogne gibt, und am 23. September befinde ich mich mit 200 000 Mann in Deutschland und mit 25 000 Mann im Königreich Neapel. Ich marschiere nach Wien und lege die Waffen nicht eher nieder, als bis ich Neapel und Venedig habe und die Staaten des Kurfürsten von Bayern so vergrößert habe, daß ich nichts mehr von Oestreich zu befürchten brauche." Hierzu nehme man, daß der Kaiser am 24. August in der Instruktion für den nach Berlin zu sendenden General Duroc sagt: „Mir bleiben noch drei Monate; kehren die (östreichischen) Truppen bis dahin nicht in ihre Friedensgarnisonen zurück, so werde ich einen Herbstfeldzug unternehmen." Endlich auch das: am 4. September, als die Armee schon seit einer Woche und mehr auf dem Marsche nach Deutschland ist, denkt Napoleon noch an die Landung. Er schreibt nämlich aus Boulogne dem Kriegsminister Dejean: „Es kann sein, daß die Dinge nach einigen Schlachten zurechtkommen, und daß ich an die Küste zurückkehre." Das Wichtigste ist: also am 23. August, an demselben Tage, wo Napoleon die ersten Befehle für den Abmarsch nach dem Rhein gab, hatte er den Landungsplan noch nicht gänzlich fallen gelassen; die Lage war für ihn noch ungeklärt — er ließ sich noch Zeit zum Abwarten. Erst am 25. August, als er Villeneuves Anwesenheit in Cadiz erfuhr, hatte er volle Klarheit; er wußte nun, daß es mit der Landung vorläufig nichts war, und er sah voraus, daß er in eine kritische Lage kommen würde, wenn er die Zeit nicht benutzte, Oestreich im Kriege zuvorzukommen. Es gab für ihn kein Entweder-Oder mehr; nur das Oder war ihm übrig geblieben, der Krieg gegen die Dritte Koalition. — Hier sei nicht übergangen, daß Desbrière am Schluß seines großen Werkes, Pläne und Versuche zur Landung an den britannischen Inseln, zu dem unbestimmten Ergebnis kommt: „Schrecken für England und der politische Vorteil, eine große Armee nach innen und nach außen jederzeit zur Verfügung zu haben, das war vielleicht alles, was Napoleon wirklich wollte."

3. Weil also, nach diesen Darlegungen, Napoleon nicht beabsichtigt hat, die Landung zu hintertreiben, sondern weil er sie sichern wollte, indem er Oestreichs Friedfertigkeit auf die Probe stellte, deshalb kann nicht gesagt werden, daß er den Krieg gegen Oestreich wollte. Viele diplomatische Instruktionen, die er nach Wien ergehen ließ, und die Aufträge, die er Talleyrand zur Bearbeitung Philipp Cobenzls gab, zeigen übrigens, wie sehr er bemüht war, den Kriegsausbruch zu verzögern. Die dabei obwaltenden Nebenabsichten berühren die offenbare

Hauptabsicht nicht. Dennoch fällt Napoleon die Schuld am Ausbruche des Landkrieges von 1805 gänzlich zu; denn er allein verletzte den Frieden von Lunéville. Die Dritte Koalition bereitete sich für den Krieg nur deshalb vor, weil er ihr durch seine Uebergriffe Veranlassung auf Veranlassung gab.

4. Endlich die Frage: Wenn Napoleon abgeleugnet hat, die Landung in England gewollt zu haben, warum tat er das? Darauf liegt die Antwort am nächsten: Aus Eitelkeit. Er hatte ein Haar in der Butter gefunden, und weil er überhaupt als der alles bedenkende und alles voraussehende gelten wollte, log er hier, wie in tausend andern Fällen. Er hatte z. B. über Marengo gedruckte faustdicke Lügen verbreitet, um allen Ruhm allein zu haben. Warum sollte er nicht über Boulogne, solange als er noch an der Macht war und den Glauben anderer an seine Weisheit nötig hatte, als Plauderer ebenso dreist lügen, wenn er dadurch den Ruhm gewann, das seegewaltige England genarrt und Oestreich zwei Jahre und länger getäuscht zu haben! Selbstverständlich war die Armee bei Boulogne „immer die Armee gegen Oestreich;“ aber unter besonders günstigen Umständen war sie, zum beträchtlichen Teil, die Armee zum Einfall in England. Und sicherlich: ihr Führer wäre der Kaiser gewesen; denn als Sieger in London zu sein, das konnte, das mußte für Napoleon sein „der glühendste Wunsch seines Lebens und seine teuerste Hoffnung.“

---

b. Der Krieg gegen England.

Erinnern wir uns hier, beim Seekriege Frankreichs gegen England, das Mitglied der Dritten Koalition, daran, daß Napoleon schon fast ein Jahrzehnt hindurch mittelbar oder unmittelbar das nationale Ziel verfolgte, die britische Seemacht zunichte zu machen. Schon 1793, bei der Belagerung von Toulon, hatte er mit ihr zu tun gehabt; aber erst im Frühjahr 1796 war er selbständig gegen sie aufgetreten, indem er, als Oberbefehlshaber der Armee von Italien, Livorno besetzen ließ, das der englischen Mittelmeerflotte lange Zeit als Stützpunkt gedient hatte. Damit beginnend, kann man im kriegerischen Auftreten Napoleons gegen England bis zum entscheidenden Seekrieg von 1805 vier Stufen unterscheiden: 1. die italienische Stufe, 1796/97, 2. die ägyptische Stufe, 1798/99 (mit der Niederlage bei Abukir), 3. die Stufe von 1800/01 (Bedrohung Englands mit Landung und Versuche,

Malta und Ägypten zu halten), 4. die Stufe von 1803—1805 oder der Kriegszustand vom Bruch des Friedens von Amiens bis zum endgültigen Aufgeben des Landungsplanes.

Das, was auf der letzten Stufe vorgeht, die Vorgänge vor dem entscheidenden Seekriege, fassen wir, Uebergangenes nachholend, wie folgt zusammen.

Mitte Mai 1803 ließ England den Kriegszustand eintreten; es stellte Kaperbriefe aus — 1200 französische und holländische Handelsschiffe nahm es ohne vorherige Kriegserklärung fort — und entsandte ein Geschwader, um die französischen Häfen einzuschließen. Napoleon ließ zur Vergeltung alle Engländer in Frankreich verhaften. Als er dann französische Häfen gesperrt sah — Brest, Lorient, Rochefort durch den Admiral Cornwallis, Toulon durch Nelson —, da verfolgte er zwei Ziele. Erstens wollte er England absperren, d. h. den Engländern die Küste von Hannover bis Tarent unzugänglich machen. Zweitens wollte er, wie wir schon wissen, die Landung in England, um in London den Frieden zu diktieren. Das erste Ziel hatte er schon im Monat nach dem Bruche des Friedens erreicht. Er verschloß nämlich durch Dekrete den Engländern die Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten, er nahm ihnen durch ein Korps unter Mortier Hannover, wo der König von England als Kurfürst herrschte, und verschloß ihnen auch ihre wichtigsten Zugänge nach Norddeutschland, die Mündungen der Weser und der Elbe; überdies ließ er Truppen unter Gouvion St. Cyr ins Königreich Neapel rücken und Tarent, Brindisi und Otranto besetzen. Zum Kriege verschaffte sich der Erste Konsul mannigfache Unterstützung. Er nötigte die Batavische Republik zu einem Vertrage, wonach sie eine Truppe von 16 000 Mann zu stellen und eine französische von 18 000 zu ernähren hatte, wonach sie außerdem 5 Linienschiffe, 5 Fregatten, 100 Kanonenschaluppen für den Seekrieg, und viele Beförderungsboote und Flachboote für die Landung in England zu stellen hatte. Dafür gewährleistete ihr Napoleon die Unversehrtheit ihres Gebietes, stellte er ihr den Wiedergewinn aller Kolonien, die im Kriege verloren gehen würden, in Aussicht, unter Umständen auch den Wiedergewinn von Ceylon. (Vertrag vom 25. Juni 1803.) Mit der Schweiz schloß Napoleon ein „Verteidigungsbündnis“ und eine militärische Uebereinkunft. Danach hatte die Helvetische Republik 16 000 Mann zu stellen, die, wenn Frankreich angegriffen wäre, auf 24 000 zu bringen waren, und sie hatte den Durchmarsch von Feinden Frankreichs durch ihr Gebiet mit Waffengewalt zu verhindern. (Vertrag vom 27. September 1803.) Von Spanien, das der Erste Konsul dadurch stark verstimmt hatte, daß er beim Verkauf von Louisiana das spanische Vorrecht auf Wiedererwerbung ohne weiteres übergangen hatte, von Spanien

forderte er nun 6 Millionen Franken monatlicher Hilfsgelder, drei Häfen als Zuflucht für die französischen Schiffe und zollfreie Durchfuhr für französische, für Portugal bestimmte Waren. In Madrid dachte man an Widerstand. Aber Napoleon gab seiner Forderung durch ein bei Bordeaux gesammeltes Heer Nachdruck; so kam es zum Vertrage vom 19. Oktober 1803, wonach das neutrale Spanien sich zur Stütze Frankreichs im Kriege gegen England hergab. Daß England Spanien zu seinen Feinden zählte, zeigte sich im Oktober 1804, als ein englisches Geschwader eine spanische Silberflotte wegnahm. Nach diesem Vorgang erklärte Spanien England den Krieg und schloß mit Frankreich ein Kriegsbündnis. (Vertrag vom 4. Januar 1805.) Portugal blieb neutral; aber es mußte seine Neutralität mit 16 Millionen Franken und der freien Einfuhr französischer Waren erkaufen. (Vertrag vom 19. Dezember 1803.) Endlich mußten auch die Ligurische und die Italienische Republik herhalten. Jener zwang Napoleon, im Februar 1804, 6000 Matrosen ab, und dieser entzog er ebensoviel Soldaten und Geld obendrein.

Das zweite Ziel, die Landung in England, gab Napoleon, wie wir sahen, am 25. August 1805 notgedrungen auf; aber danach, während er als sein eignes, unmittelbares Ziel die Niederwerfung Oestreichs verfolgte, stellte er seiner Flotte ein neues Ziel, statt der Landung die Besiegung Englands in einer Seeschlacht. Der Kaiser hatte Boulogne schon verlassen, als er an Decrès schrieb: „Villeneuve ist ein Elender, den man mit Schande fortjagen sollte; ohne Kombinationsgabe, ohne Mut, ohne Sinn für das Allgemeine, würde er alles opfern, nur, um seine Haut zu retten." Ein ungerechtes Urteil, insofern, als die persönliche Tapferkeit des Admirals nicht bezweifelt werden konnte; ungerecht auch deshalb, weil er eine Flotte befehligte, die schwere Mängel aufwies, zum Angriff nur unter besonders günstigen Umständen geeignet war. Napoleon will das Glück zur See erzwingen. Am 17. September sendet er Villeneuve nach Cadiz den Befehl: mit seinen französischen Schiffen ins Mittelmeer zu gehen, sich vor Karthagena mit dem spanischen Admiral Salcedo zu vereinigen, Neapel anzulaufen, um die zur Verstärkung St. Cyrs eingeschifften Truppen zu landen, des weitern, eine englische Gütersendung nach Malta abzufangen und nach Toulon zurückzukehren. Und die Hauptsache: Villeneuve, dem der Kaiser Kühnheit und größte Tätigkeit empfiehlt, soll überall, wo er auf einen schwächern Feind stößt, zum Angriff schreiten. Der Admiral stellt neuerdings vor, daß seine Flotte in schlechtem Zustande sei, daß die meisten Matrosen der spanischen Schiffe noch kein Seemanöver mitgemacht hätten, daß daher seine Aussichten beim Gefecht die ungünstigsten seien; aber er findet kein Gehör. So fest beharrt Napoleon auf

seinem Willen, Frankreich sich mit England zur See messen zu lassen, daß er dem Vizeadmiral Rosily die gleichen Befehle wie Villeneuve gibt, mit dem Auftrag, nach Cadiz zu reisen und Villeneuve die Weisung zu bringen, sich zu seiner Rechtfertigung nach Paris zu begeben. Der Kaiser nimmt an, daß der Admiral nichts wagen werde; deshalb soll Rosily den Oberbefehl über die Flotte übernehmen.

Ehe wir uns vergegenwärtigen, wie es zum Entscheidungskampfe kommt, sehen wir auf den, der in ihm die Hauptrolle spielt. Der Mann, der mittelbar Napoleon, unmittelbar Villeneuve gegenübertritt, ist Nelson, der Sieger von Abukir.

Horatio Nelson, 1758 zu Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk als Kind eines Pfarrers geboren, war mit zwölf Jahren auf ein Linienschiff gekommen, dessen Kapitän sein Oheim war. Er ging 1771 auf einem Kauffahrer nach Indien, nahm 1773 teil an einer Nordpolexpedition, ging 1774 als Midshipman nach Ostindien. 1777 wurde er Leutnant und 1779, schon mit zwanzig Jahren, Kapitän eines Kriegsschiffes. Im Nordamerikanischen Freiheitskriege operierte er gegen die Forts San Juan und San Bartolomé in der Hondurasbai. Im folgenden Jahre nötigt ihn Kränklichkeit zur Rückkehr nach England. 1781 ist er wieder im Dienste, 1782 wieder dienstlich in Amerika. 1784 ist er Befehlshaber des Boreas, stationiert bei den Lewardsinseln in Westindien. 1787 verheiratet er sich mit einer Westindierin und kehrt nach England zurück. 1793, beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, wird Nelson Kapitän des Agamemnons, bei der Flotte des Admirals Hood. In demselben Jahre wird er nach Neapel gesandt; dort wurde die berüchtigte Lady Hamilton, die Frau des englischen Gesandten, seine Geliebte, und fortan — 1800 trennt sich Nelson von seiner Frau, Lord Hamilton stirbt 1803 —, fortan blieb sie mit ihm verbunden. Bei der Belagerung von Calvi auf Korsika (1793) verlor Nelson ein Auge. Am 15. Oktober 1797 eroberte er in der Seeschlacht am Kap St. Vincent, als Kommodore unter Sir John Jervis, drei spanische Linienschiffe und nahm den spanischen Admiral gefangen. Danach zum Kontreadmiral ernannt, wurde er mit dem Befehl über das Einschließungsgeschwader von Cadiz betraut. Bei einem Angriffe auf Santa Cruz verlor er den rechten Arm. Im Januar 1798 bekam er den Befehl über ein Geschwader im Mittelmeer; er sollte Toulon überwachen, wo die Ägyptische Expedition vorbereitet wurde. Nach der Schlacht von Abukir — auch da war er verwundet worden — wurde er nach Neapel gesandt. Dessen unglücklicher Krieg zwang Nelson Ende des Jahres, sich mit dem Königspaar, Ferdinand 4. und Maria Karolina, nach Palermo zurückzuziehen. Aber nachdem der Kardinal Ruffo den Aufstand der Kalabresen organisiert und der Parthenopeischen

Republik im Frühjahr 1799 ein Ende gemacht hatte, kehrte Nelson nach Neapel zurück. Die Stadt, am 5. Mai von den Franzosen geräumt, ergab sich am 21., auf die Bedingung hin, daß eine Bestrafung wegen politischer Vergehen nicht folge. Diese Kapitulation, die Ruffo und der englische Kapitän Foote unterzeichnet hatten, erkannte Nelson nicht an. Er verletzte sie zum Teil, indem er eine Anzahl neapolitanischer Republikaner festnehmen und auf seinem Flaggschiffe den hervorragendsten von ihnen, Caracciolo, richten und aufhängen ließ. Es ist wahr, einerseits hatte Ruffo beim Abschluß der Kapitulation seine Vollmacht überschritten, und anderseits kam Nelson mit unbeschränkter Vollmacht von Ferdinand 4. nach Neapel. Aber Nelson, der übrigens bei den Verhandlungen mit Ruffo über die Kapitulation nicht redlich vorging, machte sich in fremden Dingen zum Henker; ohne daß eine Kriegsnotwendigkeit vorlag, nur aus fanatischem Royalismus vollzog er einen politischen Racheakt, so seine Würde als Kriegsmann und die Würde seiner Nation preisgebend. Danach verweilte er, der Lady Hamilton wegen, in Neapel und Palermo, statt, wie ihm befohlen worden war, nach Minorca zu segeln. Im Jahre 1800 wurde er abberufen und kehrte mit den Hamiltons nach England zurück. Im folgenden Jahre wird er zum Vizeadmiral ernannt und nimmt teil an der Expedition unter dem Admiral Parker gegen den Nordischen Bund. Davon zurückgekehrt, wird er zum Viscount ernannt und mit dem Oberbefehl über die Flotte im Kanal betraut. Mit ihr machte er — wir wissen es schon — im August 1801 vergebliche Angriffe auf die Flottille zu Boulogne. Nach dem Frieden von Amiens zog er sich mit Lady Hamilton nach Merton, seinem Landsitz bei London, zurück. Endlich, nach dem Bruch des Friedens von Amiens, bekam er den Oberbefehl über die Flotte im Mittelmeer. Fast 2½ Jahre später, und er findet — wir werden es sehen — im Seekriege gegen Frankreich seinen Tod.

Was für ein Mann? Vor allem ein glühender Patriot; denn Englands Ruhm und Vorteil, Englands Unabhängigkeit und Weltstellung, das ists, wofür er, im Dienste seines Königs ein Royalist sans phrase, sich einsetzt. Die britische Flotte ist sein Stolz; daneben gelten ihm alle fremden Flotten wenig. Auf einen Engländer rechnet er drei Franzosen. Das Meer ist sein Element, insofern, als er ein Kriegsmann zur See sein will. Seinen Beruf kennt er, der nur in der Arbeit Befriedigung findet, wie je einer. Da ist er ein genauer, scharfsinniger Denker, ein vortrefflicher Beobachter, einer, der in zweifelhaften Fällen stets das Richtige trifft, in Wahrheit ein großer Praktiker. Als Erzieher der Marine ist er in allem ein Beispiel, ein Beispiel an Pünktlichkeit, Rastlosigkeit, Pflichttreue. Als Vorgesetzter

ist er der Freund seiner unmittelbaren Untergebenen; daher ihre Hingebung an ihn, ihr bewunderungswürdiges Zusammenwirken unter seinem Befehle in der Stunde der Gefahr. Auch mit den Mannschaften ist er gütig; überhaupt verlangt er von niemand etwas, was er nicht selber tun würde. Und er, den alle von seiner Flotte verehren, was für ein Führer! Unerschöpflich an Unternehmungslust, von größter Willenskraft, aller Schwierigkeiten spottend, ein Furchtloser, einer, der den Augenblick zu ergreifen, das Glück bei der Stirnlocke zu fassen weiß, einer, der, wenn er im klaren ist, vor keiner Verantwortung zurückschreckt und voll Siegeszuversicht, voll sittlicher Kraft, mit felsenfestem, seemännischem Gottvertrauen zur Tat schreitet: das ist der Seefeldherr Horatio Nelson. Neben seinen großen Eigenschaften verschwinden seine Schwächen und Fehler. Gewiß, er hat im Dienste seinen Trotz; aber das wesentliche dabei ist, daß er Befehle, die ihm verkehrt scheinen, nicht befolgt. Er ist reizbar, aber auch versöhnlich, er ist gegen Tadel empfindlich, aber nur gegen ungerechten, er ist ruhmsüchtig, ehrgeizig, kindlich eitel, aber er schätzt bei sich und andern nur wirkliches Verdienst. Er hat ein starkes Selbstbewußtsein, aber dazu hat er vollen Grund. Er ist zu Zeiten schroff, hochfahrend, aber er ist von Hause aus ein Geradeaus, schlicht, freimütig, rücksichtslos, immer überzeugungstreu. Nicht zu leugnen ist schließlich, daß er an Manneswert und Manneswürde nicht wenig durch die Leidenschaft für ein der Achtung unwürdiges Weib verliert; aber seinem Heldentum, seiner weltgeschichtlichen Bedeutung tut die Liebe zu Lady Hamilton selbstverständlich keinen Abbruch.

Wie verhält sich Nelson, und wie verhält sich Villeneuve bis zum Schlachttage?

I. Nachdem Nelson auf die Toulouer Flotte unter Villeneuve bis nach Westindien vergeblich Jagd gemacht hatte, war er Mitte August 1805 vor Brest eingetroffen und hatte von Lord Cornwallis, dem Befehlshaber des Einschließungsgeschwaders, erfahren, daß ihm ein Urlaub bewilligt worden sei. Er hatte sich darauf nach seinem Landsitz bei London begeben, aber da nur kurze Zeit verweilt; denn als die englische Regierung Villeneuves Anwesenheit in Cadiz erfuhr, beschloß sie sogleich, er sei da festzuhalten oder zum Auslaufen zu verlocken und zum Kampfe zu zwingen, und diese Aufgabe übertrug sie Nelson. Am 2. September empfängt Nelson als Boten des Admirals Collingwood seinen alten Freund und frühern Untergebenen, Blackwood, den Kapitän des Euryalus. Er sagt ihm: „Ich bin sicher, daß Sie mir Nachricht von der feindlichen Flotte bringen, und ich denke, es wird mir zufallen, sie zu schlagen.“ Am 13. September begibt er sich nach Portsmouth. Unterwegs — wegen der Bedeutung des Mannes achten wir auf alles,

was für ihn bezeichnend ist —, unterwegs schreibt er in sein Tagebuch: „Um 10½ Uhr fuhr ich von dem lieben Merton ab, wo ich alles, was mir in dieser Welt teuer ist, verließ, um meinem Könige und meinem Lande zu dienen. Möge der große Gott, den ich anbete, mich befähigen, die Erwartungen meines Landes zu erfüllen, und wenn es Sein Wille ist, daß ich zurückkehren soll, so werde ich niemals aufhören, dem Throne Seiner Gnade meinen Dank darzubringen. Wenn es jedoch in seiner guten Vorsehung liegt, meine Tage auf Erden abzukürzen, so beuge ich mich in der größten Ergebung . . . Sein Wille geschehe: Amen, Amen, Amen!" Am 14. September geht Nelson, den die begeisterte Nation in dieser Zeit vergöttert, auf dem Victory, seinem Admiralsschiff, in See, am 28. trifft er vor Cadiz ein, bei der Einschließungsflotte unter Collingwood, und übernimmt den Oberbefehl. Er ist der Zuversicht, daß die feindliche Flotte bald gezwungen sein werde, Cadiz zu verlassen, weil es ihr, wegen der schlechten Zufuhrverhältnisse der kleinen Hafenstadt, zur Ernährung der Truppen (30 000) am Nötigen fehlen werde. Unverzüglich ändert er die Stationierung der eignen Flotte. Er bringt die Masse seiner Schiffe weit aus der Sicht des Feindes, auf 50 Seemeilen von Cadiz, auch deshalb, damit sie nicht durch einen Weststurm durch die Straße von Gibraltar getrieben werde, und er läßt nur ein Fregattengeschwader dicht vor dem Hafen, mit dem Auftrag, jede Bewegung des Feindes zu melden. Zwischen der Masse seiner Schiffe und dem Fregattengeschwader stationiert er in Kettenlinie ein Geschwader schnell segelnder Linienschiffe, zur Uebermittlung der Signale an den Victory. Nelson will also Villeneuve zum Auslaufen verlocken.

II. Villeneuve bekommt Napoleons Befehl vom 17. September am 28., dem Tage der Ankunft Nelsons vor Cadiz. Er antwortet dem Marineminister, er werde die Truppen einschiffen und in See gehen, sobald der Wind es zulasse, an Charakter und Kühnheit werde er es nicht fehlen lassen. Trotz Nelsons Maßnahmen kennt er Anfang Oktober die Stärke der englischen Einschließungsflotte. Er weiß, daß Nelson über 33 Linienschiffe, unter denen 8 Dreidecker sind, verfügt. Weil die Franzosen keinen Dreidecker, die Spanier deren nur drei und einen Vierdecker hatten, war die Zahl der Schiffe hüben und drüben gleich. Doch nach Napoleons Weisung hatte Villeneuve je zwei spanische Schiffe einem französischen gleichzustellen, und demnach war er um 7—8 Schiffe schwächer als der Feind. Dazu kam die schwache Bemannung seiner eignen und die schlechte Bemannung der spanischen Schiffe. Nach allem war die Niederlage sicher. Villeneuve hätte dem Kampfe ausweichen müssen; aber daß der Kaiser ihn mit seiner Ungnade verfolgte, seinen Mut und sein Ehrgefühl bezweifelte, ihn vor

die Wahl stellte, auszulaufen oder den Oberbefehl abzugeben: dieser Druck war so stark, daß der Admiral ihm nachgab und bei seinem Entschluß die persönlichen Gründe über die sachlichen stellte. Als er am 5. Oktober auf seinem Admiralsschiff, den Bucentaure, einen Kriegsrat hält, sprechen sich alle französischen und alle spanischen Admirale und Divisionschefs gegen das Auslaufen aus; aber Napoleons Befehl, der ihnen wohl nur unvollständig mitgeteilt wurde, ist für sie entscheidend — das Auslaufen zum Kampfe wird beschlossen.

III. Am 9. Oktober läßt Nelson an seine Schiffe eine Denkschrift verteilen, worin er seinen Angriffsplan darlegt. Er nimmt an, daß sich die Zahl seiner Schiffe bis zum Zusammenstoß mit dem Feinde auf 40 erhöhen werde (was jedoch nicht eintrifft), und er hebt hervor, eine solche Flotte bei ungünstigem Wetter in die Schlachtlinie zu bringen, sei unmöglich; deshalb solle die Segelordnung zugleich die Schlachtordnung sein. Die Flotte, in 2 Kolonnen segelnd, jede 16 Schiffe stark, mit einer Vorhut von 8 der schnellsten Zweidecker, die Flotte habe zur Hauptaufgabe: die feindliche Linie im Hintertreffen zu durchbrechen, ehe das Vordertreffen der bedrängten Stelle zu Hilfe kommen könne. Etwas müsse dem Zufall überlassen bleiben; denn in einer Seeschlacht sei nichts unbedingt sicher. Die Geschosse würden die Masten und die Raen der eignen wie der feindlichen Schiffe wegfegen. In Zweifelsfällen solle sich der Mutige auf eigne Faust erproben. Das heißt: „Sollten die Signale nicht gesehen oder nicht ganz verstanden werden, so begeht kein Kapitän einen großen Fehler, wenn er sich an ein feindliches Schiff anlegt." — Aehnlicherweise spornt Villeneuve seine Schiffsführer an, indem er in seinem Tagesbefehl vor der Schlacht sagt: „Jeder Kapitän, der nicht im Feuer ist, ist nicht auf seinem Posten." Von sich selbst sagt er: „Es ist möglich, daß man während der Schlacht meine Signale nicht erkennen kann. In diesem Falle dürfen die Kapitäne nicht vergessen, daß ich immer an dem Orte sein werde, wo die Gefahr am größten ist, und daß sie sich ebenfalls dahin zu wenden haben werden." Diese Versicherung konnte auf Glauben rechnen; aber die Befehle des Admirals ließen, im Gegensatz zu den Befehlen Nelsons, an Unzweideutigkeit zu wünschen übrig.

IV. Am 10. Oktober gehen die verbündeten Flotten aus dem Hafen von Cadiz in die Bucht; Nelson, hiervon benachrichtigt, weiß nun, Villeneuve will bei günstiger Gelegenheit auslaufen. Wirklich, am 19. Oktober, nachdem die Ankunft Rosilys in Bayonne und dann in Madrid bekannt geworden ist, lichtet Villeneuve die Anker, um mit seinen 33 Linienschiffen (18 französischen und 15 spanischen), 5 Fregatten und 2 Briggs in See zu gehen. Wegen der Windstille kommen nur 12 Schiffe hinaus; erst am 20. sind alle draußen beisammen. Sie

steuern mit Südwestwind nordwestlich, um Platz für die Fahrt nach der Straße von Gibraltar zu bekommen. Nelson gibt am 19., vom Auslaufen benachrichtigt, sofort das Signal zur allgemeinen Jagd auf den Feind, in südöstlicher Richtung, auf Kap Spartel. In der Frühe des 20. ist seine Flotte, bei starkem Südwest und heftigem Regen, unweit der Straße von Gibraltar, zwischen Kap Trafalgar und Kap Spartel. Blackwood telegraphiert am Nachmittage nach 3 Uhr dem Admiral, der Feind scheine entschlossen, nach Westen fortzusegeln. Nelson antwortet, er rechne darauf, daß Blackwood den Feind nicht aus den Augen verlieren werde. In der folgenden Nacht, zum 21., flaut der Wind ab. Nelson und die Führer der Hauptflotte werden durch Signallichter und Schüsse fort und fort über die Bewegungen des Feindes unterrichtet.

So kommt der 21. Oktober 1805, der Tag der Schlacht von Trafalgar, heran.

I. In der Frühe ist das Wetter gut und hell, es weht eine leichte, noch abflauende Brise aus Westnordwest, es steht eine hohe Dünung aus Westen, mehreres deutet auf viel Wind. Die englische Flotte befindet sich nun, nach den Manövern seit zwei Tagen, 10—12 Seemeilen luvwärts. Nelson befiehlt ihr, sich in zwei parallelen Kolonnen zu ordnen. Die nördliche, linke oder Luvkolonne von 12 Schiffen führt er selbst — hinter dem Victory unter Kapitän Hardy folgt der Dreidecker Téméraire —, die südliche, rechte oder Leekolonne von 15 Schiffen führt Collingwood auf dem Royal Sovereign. Bei dem Plane, die feindliche Flotte vor und hinter der Mitte zu durchbrechen sie dadurch in drei Teile zu teilen und Mitte und Nachhut mit Uebermacht zu vernichten, ehe die Vorhut herankäme, bei dieser gewagten, auf Ueberraschung und Verwirrung ausgehenden Angriffsweise rechnet Nelson auf das schlechte Schießen des Feindes und auf seine alte Gewohnheit, immer, und zwar gegen Napoleons Befehl, nach dem Takelwerk der Schiffe zu schießen. — So siegesgewiß Nelson ist, so zaghaft ist Villeneuve. Er hat zur Schlachtordnung eine einzige, eine Meile lange Linie gewählt. Sein Bucentaure ist im Zentrum, hinter ihm ist der Redoutable, der spanische Admiral Gravina ist auf dem Prince des Asturies an der Spitze des Vordertreffens. Villeneuve will für den Fall der Niederlage Cadiz als Zufluchtsort behalten; deshalb gibt er gegen 8 Uhr plötzlich das Signal Zugleich halsen! (das Schiff vor dem Winde herumdrehen, bis es über den andern Bug am Winde liegt.) In zwei Stunden wird dieses Manöver nur unvollkommen ausgeführt, so daß die Flotte gegen 10 Uhr nicht die vorgeschriebene grade Schlachtlinie bildet, sondern eine in der Mitte nach Osten gekrümmte Linie von der Richtung Nord-Süd, fast 5 Seemeilen lang, hier und dort mit Lücken und an manchen Stellen 2—3 Schiffe gehäuft.

Die Flotte der Verbündeten segelt nun mit demselben Kurs wie die englische.

II. Zwischen 8 und 9 Uhr sind bei Nelson, der seit dem Auslaufen des Feindes mit Siegeszuversicht und Todesahnung erfüllt ist, die Schiffskommandanten an Bord, um die letzten Befehle mündlich zu empfangen. Blackwood, dem Nelson für seine Wachsamkeit dankt, ist um die Sicherheit des Admirals sehr besorgt; denn der Victory fährt als schneller Segler an der Spitze der Kolonne und muß zuerst auf den Feind stoßen. Nelson lehnt die Bitte des Kapitäns, auf den Euryalus hinüberzugehen, ab; ja er befiehlt lächelnd, noch mehr Segel aufzusetzen, damit der Victory noch schneller an den Feind komme. Er läßt übrigens Blackwood und Hardy ein von ihm geschriebenes Dokument unterschreiben, worin er Lady Hamilton und ihre Tochter Horatia, deren Vater er zu sein glaubte, der Fürsorge des englischen Volkes anvertraute. Nelson ist nicht zu warnen; er will, daß der Victory an der Spitze bleibe. Seine Offiziere befürchten, daß er mit seinen Ordenssternen auf der Brust den feindlichen Scharfschützen zum Ziel dienen werde, doch keiner wagt es, ihm das vorzustellen. Gegen 11 Uhr geht der Admiral nochmal in seine Kajüte. Er schreibt in sein Tagebuch: „Möge der Große Gott, den ich anbete, meinem Lande und zum Segen Europas im allgemeinen einen ruhmreichen Sieg gewähren, möge keiner von uns ihn durch schlechtes Verhalten beflecken, und möge die Menschlichkeit nach dem Siege der vorherrschende Charakterzug der englischen Flotte sein. Was mich betrifft, so gebe ich mein Leben in die Hand dessen, der mich erschuf. Möge Sein Segen meine Bemühungen, meinem Lande treu zu dienen, erleuchten . . .“ Er kehrt auf Deck zurück und gibt der Flotte das Signal: England erwartet, daß jedermann seine Pflicht tue! (England expects that every man will do his duty.) Ein tausendfaches Hurra antwortet ihm von den Schiffen. Nur Minuten später und der Fougueux eröffnet das feindliche Feuer, durch den ersten Schuß auf den Royal Sovereign; und wie auf Verabredung hissen Engländer, Franzosen und Spanier ihre Nationalfarben und die Admirale ihre Flaggen, „zum ritterlichen Gruße vor dem tötlichen Zusammentreffen.“ (Mahan.) Mit Bewunderung sieht Nelson, wie der Royal Sovereign ins Gefecht geht. Er sagt: „Jetzt kann ich nichts weiter tun. Wir müssen auf den vertrauen, der alle Ereignisse lenkt, und auf die Gerechtigkeit unserer Sache. Ich danke Gott, daß er mir diese große Gelegenheit gegeben hat, meine Pflicht zu erfüllen.“ Das letzte Signal Nelsons befiehlt der Flotte, so nahe wie möglich an den Feind heranzugehen und das Feuer zu eröffnen.

III. Gegen 12¹/₄ Uhr durchbricht der Royal Sovereign als erstes Schiff die feindliche Linie. Er hatte eine Viertelstunde schweigend

das Feuer des Fougueux ausgehalten, hatte dann, herangekommen, auf die hinter dem Fougueux segelnde Santa Anna von hinten, mit den Geschützen seiner Breitseite, durch die Kajütenfenster des feindlichen Hecks gefeuert und so an 400 Mann außer Gefecht gesetzt. Er luvt nun an den Wind und legt sich längsseit der Santa Anna. Nach einer weitern Viertelstunde bekommt er Hilfe, und bald sind die Engländer an der Einbruchsstelle in der Uebermacht, auch deshalb, weil die in Lee befindlichen feindlichen Schiffe nicht standhalten, sondern halsen und sich der Nachhut anschließen. Das spanische Schiff, die Santa Anna, und die ihr folgenden Schiffe werden angegriffen und genommen. So die Leekolonne unter Collingwood.

IV. Die Luvkolonne kommt erst ins Gefecht, nachdem Collingwood die feindliche Linie durchbrochen hat. Jetzt erst verabschiedet Nelson die Fregattenkapitäne, mit dem Befehl, bei der Rückkehr zu ihren Schiffen an der Kolonne entlang zu fahren und den Kapitänen der Linienschiffe zu sagen, sie sollten so schnell wie möglich ins Gefecht rücken. Der Victory, bisher immer an der Spitze, segelt zuerst auf den spanischen Dreidecker Santissima Trinidad zu (das größte Schiff, das es damals gab); aber dann läßt Nelson auf Villeneuves Bucentaure abhalten. Um 12 Uhr 20 Minuten eröffnet das feindliche Admiralschiff das Feuer, und bald wird es von 7—8 andern Schiffen unterstützt. Ohne schweren Schaden zu leiden, segelt der Victory schweigend vorwärts. Um 1 Uhr ist er an den Bucentaure heran; er gibt ihm auf die Länge eine Breitseite, dadurch an 400 Mann und 30 Geschütze außer Gefecht setzend. Den Bucentaure zur Uebergabe zu zwingen, überläßt Nelson andern Schiffen seiner Flotte.

V. Nach 1 Uhr, als es dem Kapitän des Victory unmöglich erscheint, die feindliche Flotte zu durchbrechen, genehmigt Nelson, daß sein Schiff auf das in Lee befindliche nächste feindliche Schiff, den Zweidecker Redoutable unter Kapitän Lucas steuert, um ihn zu entern. Der Victory legt sich längs des Franzosen, der ihm an Geschützen weit nachsteht. In dem folgenden furchtbaren Kampfe wird dennoch das englische Admiralsschiff durch die Geschütze des Redoutable arg mitgenommen, und überdies überschütten die Scharfschützen des letzten, auf dem Oberdeck und in den Mastkörben, sein Quarterdeck, wo Nelson mit Hardy auf- und abgeht, mit einem mörderischen Gewehrfeuer. Gegen $1^1/_2$ Uhr — auf dem Oberdeck des Victory fallen zu derselben Zeit mehr als 40 Offiziere und Matrosen, die Oberdeckgeschütze werden nicht mehr bedient, die noch dienstfähigen Leute sind in die Batterie geschickt oder bringen die Verwundeten weg —, gegen $1^1/_2$ Uhr wird auch Nelson schwer verwundet; eine Kugel dringt ihm durch die Lunge und bleibt im Rücken stecken. Er sagt zu Hardy: „Es ist alles mit mir

vorbei. Man hat mir endlich genug gegeben . . . Mein Rückgrat ist durchschossen."

VI. Nun, wo das Oberdeck des Victory verödet ist, glaubt Kapitän Lucas, der Held im Kampfe gegen einen übermächtigen Gegner, den Augenblick zum Entern gekommen. Doch ehe er die rechte Maßnahme dazu treffen kann, kommt der Téméraire heran und „fegt die kühnen Enterer ins Verderben." (W. H. Fitchett, Nelson and his captains.) Durch eine aus der Nähe gefeuerte Breitseite werden auf dem Oberdeck des Redoutable an 200 Mann außer Gefecht gesetzt, auch Lucas wird verwundet. Dieser sieht sein kleines und niedriges Schiff von dem Victory und dem Téméraire eingeschlossen und von einem dritten Dreidecker bedroht; dennoch setzt er den Kampf fort, bis an Bord Feuer ausbricht. Jetzt, wo auch die englischen Schiffe gefährdet sind, kommen von dem Victory Leute zum Löschen auf den Redoutable. Der ergibt sich gegen 2 Uhr, so übel zugerichtet, daß er am folgenden Abend sinkt. Von 645 Mann hatte er 522, über 80 v. H., verloren. Bald nach 2 Uhr entert der Téméraire auch den Fougueux.

VII. Nach Nelsons Verwundung dauert die Schlacht noch drei Stunden. Villeneuve, der gegen die offenbare Absicht des englischen Oberbefehlshabers, mit Uebermacht die Mitte und die Nachhut der Verbündeten zu treffen, nichts getan hatte — auch Dumanoir, der Befehlshaber seiner Vorhut, eilte den von Nelson bedrängten Schiffen nicht zu Hilfe —, Villeneuve gibt erst um 1½ Uhr, als schon das wesentliche zur Entscheidung geschehen war, das Signal zur allgemeinen Beteiligung am Gefecht. Gegen 2 Uhr wiederholt er es mit dem Zusatz: Zugleich halsen! Um 3 Uhr haben 5 Schiffe der Vorhut gehalst, hat Dumanoir mit 5 andern gewendet. Aber der letzte eilt nicht zum Angriff auf den Victory und seine Helfer, sondern sucht das Weite; dabei wird ihm von seinen Schiffen eins nach tapferer Gegenwehr abgenommen. Unterdessen hat der Bucentaure die Flagge gestrichen, Villeneuve geht als Gefangener an Bord des Mars. Der Admiral Gravina, der im Gefechte einen Arm verloren hat, zieht sich gegen 4¾ Uhr mit 10 Schiffen der äußersten Nachhut, darunter 2 von den 5 Schiffen der Vorhut, die gehalst hatten, nach Cadiz zurück. Nach 5 Uhr streicht der Intrépide von der Vorhut die Flagge, nach einem Kampfe, worin mehr als 300 Mann fielen. Das Letzte ist das Auffliegen des Achille, der während des Gefechtes in Brand geraten war. Mit vielen Booten eilen die Sieger der über Bord gesprungenen Mannschaft zu Hilfe und retten 250 davon.

VIII. Nelsons Todeskampf währt bis zur letzten Stunde der Schlacht. Bis dahin fragt er oft nach ihrem Verlaufe. Auf Hardys Mitteilung, 12—14 feindliche Schiffe hätten sich ergeben, erwidert er,

er nehme an, daß kein englisches Schiff die Flagge gestrichen habe. Und dann, als der Kapitän, der ihn nun im Oberbefehl vertritt, ihm versichert hat, zur gegenteiligen Befürchtung liege kein Grund vor, dann sagt ihm Nelson: „Ich bin verloren, Hardy, es geht schnell mit mir zu Ende. Kommen Sie näher an mich heran. Bitte, sorgen Sie, daß Lady Hamilton mein Haar bekommt und alle andern Dinge, die mir gehören.“ Gegen 3 Uhr, als der Victory das Feuer von fünf Schiffen der feindlichen Vorhut erwidert, ruft Nelson aus: „O Victory, Victory, wie du mein armes Gehirn quälst!“ Und bald darauf: „Wie teuer ist doch allen Menschen das Leben!“ Hardy kommt wieder zu ihm, um ihn zum vollen Siege zu beglückwünschen; 14—15 Schiffe seien genommen. Der Admiral erklärt sich mit dem Ergebnis zufrieden, obgleich er auf 20 Schiffe gerechnet habe. Er befiehlt Hardy: „Lassen Sie Anker werfen!“ Daß Collingwood nun die Schlacht leite, davon will er nichts wissen. „Ich hoffe, Hardy, das wird er nicht tun, solange ich lebe . . . wenn ich noch lebe, will ich vor Anker gehen.“ Schließlich bittet der Sterbende den Kapitän, seine Leiche nicht über Bord zu werfen und sich Lady Hamiltons anzunehmen. Auf seine Bitte küßt ihn Hardy zum Abschied auf die Wange. „Nun bin ich zufrieden,“ sagt Nelson, „und danke Gott, daß ich meine Pflicht getan habe.“ Nochmal küßt ihn Hardy und geht wieder auf Deck. Bald darauf, gegen 4½ Uhr, stirbt Nelson. „Gott und mein Land!“ war sein letztes Wort.

IX. Der Kampferfolg der englischen Flotte war: von 33 Schiffen des Feindes waren 17 genommen oder vernichtet. (Nur ein einziges englisches Schiff wurde entmastet.) Vom Feinde waren 6933 Mann, zu zwei Dritteln Franzosen, gefallen. (Bei den Engländern fielen 1690 Mann.) Von den 17 Prisen nimmt freilich der französische Kapitän Cosmao demnächst, bei einem Ausfall aus Cadiz, 2 den Engländern wieder ab, und diese bergen von den andern 15 nur 4; die übrigen sanken, strandeten oder wurden vernichtet. Um Mitternacht nach der Schlacht wurde das Wetter, wie von Nelson erwartet worden war, stürmisch, so daß das Bergen der genommenen Schiffe schwierig war. — Villeneuve bleibt bis zum April 1806 in Gefangenschaft; dann gibt er sich auf der Reise nach Paris zu Rennes aus Verzweiflung über seine Niederlage den Tod. — Der Rest der Flotte der Verbündeten bleibt in Cadiz bis zum Juni 1808 von Collingwood streng eingeschlossen. Um diese Zeit, als Spanien Frankreich den Krieg erklärt hat, ergeben sich die französischen Schiffe den Spaniern.

X. Die nächste Bedeutung der Schlacht von Trafalgar war: Napoleon war zur See endgültig unterlegen; mit England zur See zu ringen und es unmittelbar anzugreifen, dazu war er nicht mehr imstande. Vor Europa aber hatte sich England als die

Zuflucht der Freiheit vor der Napoleonischen Bedrückung erwiesen. Die weitere, allgemeine Bedeutung der Schlacht war: Englands Vorherrschaft zur See war (wie sich bis heute, gezeigt hat) für unabsehbare Zeit festgestellt oder tatsächlich anerkannt.

Nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Niederlage Villeneuves in dem schweren Fehler Napoleons wurzelte, den zum Oberbefehl ungeeigneten Mann mit dem Oberbefehl betraut und darin belassen zu haben, ja ihn schließlich durch sittliche Peitschenhiebe zu einem Entschluß der Verzweiflung getrieben zu haben, in eine Schlacht, wo für die Flotten Frankreichs und Spaniens die Niederlage so gut wie sicher war.

---

c. Der Krieg gegen Oestreich und Rußland.

Zuerst von den Kriegskräften, dann von den Kriegsplänen, danach vom Kriege.

Frankreichs „Große Armee von 1805“ besteht nach der Verfügung des Kaisers vom 29. August des Jahres aus der Garde unter Bessières (6000 Mann) und den 7 Korps: 1. Korps, unter Bernadotte (18 000), 2. Korps, unter Marmont (21 000), 3. Korps, unter Davout (27 000), 4. Korps, unter Soult (41 000), 5. Korps, unter Lannes (18 000), 6. Korps, unter Ney (24 000), mit der Kavallerie-Reserve unter Murat (Kürassiere und Dragoner, insgesamt 22 000), 7. Korps, unter Augereau (noch in der Bildung, 14 000.) Dazu kommen die Hilfstruppen: 20 000 Bayern unter Deroy, 5000 Württemberger unter Seeger, 3000 Badener unter Harrant. Die Gesamtstärke der Franzosen und ihrer Verbündeten beträgt ungefähr 220 000 Mann. Bemerkenswert ist die überhaupt von Napoleon herrührende Gliederung in Armeekorps, deren jedes mehrere Regimenter leichter Kavallerie (Husaren und Chasseurs) hat. Das Korps ist gegliedert in Infanteriedivisionen mit Artillerie. Die Kavallerie-Reserve, bestehend aus 2 Kürassier- und 4 Dragoner-Divisionen und 8 Bataillonen Dragoner zu Fuß, dient nicht als Schlachtreserve beim Gros der Armee, sondern ihre Divisionen sollen den Korps zugeteilt werden, mit deren leichter Kavallerie vor der Front der Armee das Terrain aufklären und die Bewegungen der letzten verschleiern.

Napoleon schreibt über seine eigne Armee am 13. August aus Boulogne an Cambacérès: „Sicherlich, es gibt in Europa keine schönere Armee als die, die ich heute habe.“ Auch späterhin, auf St. Helena, bezeichnet er sie als „die beste Armee, die es jemals gegeben hat.“ Zwar bestand sie nur zum geringen Teil aus Altgedienten; aber in anderthalb Jahren waren die Truppen in den Standlagern kriegstüchtig gemacht und vortrefflich organisiert worden. Ueberdies waren die Führer der Armee jung oder standen im besten Mannesalter.

Die Streitmacht der verbündeten Oestreicher und Russen besteht nach der Uebereinkunft zu Wien vom 16. Juli 1805 aus der Armee in Italien unter dem Erzherzog Karl (94 000 Mann), der ihr unterstellten Armee in Tirol unter dem Erzherzog Johann (33 000), der Deutschen Armee unter General Mack (59 000), der einen russischen Armee (55 000), die am 20. Oktober bei Braunau am Inn sein soll, und der andern russischen (40 000), die nach Böhmen kommen soll. Auch hat Rußland ein Landungskorps von 25 000 Mann nach Neapel zu senden und ein ebenso starkes nach Pommern, um es von dort, nach der Vereinigung mit den Schweden, nach Hannover, zur Besetzung des Landes, marschieren zu lassen. Die Gesamtstärke der Oestreicher und Russen in Deutschland beträgt 150 000. Befehligt Kaiser Franz oder ein Erzherzog die östreichische Armee, so befehligt der eine oder der andere auch die russischen Armeen. Tatsächlich ist es an dem: der Kaiser hat sich die Leitung der Operationen vorbehalten, aber Mack leitet sie; nur dem Namen nach ist der Erzherzog Ferdinand über ihn gestellt.

Wer ist der Mann, der gegen Napoleon auf den Plan tritt?

General Mack, Karl, Freiherr Mack von Leiberich, 1752 zu Nenslingen in Franken geboren, war 1770 in den östreichischen Dienst gekommen. Während des Türkenkrieges war er Lascys Adjutant. 1793 war er Generalstabschef in den Niederlanden geworden; aber im Zweiten Koalitionskriege hatte er sich keineswegs bewährt. 1798, nach Campo Formio, übernahm er den Oberbefehl über das neapolitanische Heer, besetzte im November Rom und danach mit den Engländern Civitavecchia. Doch die Zuchtlosigkeit seiner Truppen nötigte ihn zum Rückzuge, und zu Neapel mußte er wegen der Revolution der Lazzaroni vor dem französischen General Championnet die Waffen strecken. (Wir wissen, im Januar verwandeln die Franzosen das Königreich Neapel in die Parthenopeische Republik.) So kommt Mack als Gefangener nach Paris. Von dort entflieht er im Jahre 1800, unter Bruch des Ehrenwortes. Um seinen Ausgang sogleich zu zeigen — 1805, nach der Katastrophe von Ulm auf Ehrenwort vom Feinde entlassen, wird er daheim von einem Kriegsgericht zum

Verlust seiner Würden und zu acht Jahren Festungshaft verurteilt. Der Kaiser setzt das Urteil auf Kassation und 2 Jahre Festungshaft herab. 1819 wird Mack begnadigt und als Feldmarschalleutnant pensioniert. Er stirbt 1828 zu St. Pölten.

Napoleon kannte Mack genau. Bourienne zufolge sagte er 1800 über den kriegsgefangenen General: „Mack ist einer von den mittelmäßigsten Menschen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Voll Eigendünkel und Eitelkeit, hält er sich zu allem fähig. Er ist jetzt nichts mehr, aber es wäre zu wünschen, daß er eines Tages gegen einen unserer guten Generale geschickt würde; er würde schöne Dinge sehen. Er ist übermütig, und das sagt alles. Gewiß, er ist einer der untauglichsten Menschen, die es gibt. Und dazu kommt noch, daß er Unglück hat.“ Diese Schilderung ist unbestreitbar. Aber wie kam, vermöge welcher Eigenschaften kam Mack an die Spitze der östreichischen Armee? Vor allem, er verstand es, alle Welt durch seine glänzende Beredsamkeit für sich einzunehmen. Wer ihn hört und nicht ein eignes, festes Urteil hat, ist hingerissen von seinen Entwürfen, bezaubert von seinen Darlegungen, überzeugt davon, daß er die Umsicht selbst ist, ein Organisator par excellence, einer, der den Weg zum Erfolge kennt wie kein anderer. In Wahrheit ist er ein Gernegroß in Uniform, ein bodenloser Theoretiker, ein Erfolgträumer, ein Mensch voll von Einbildungen, ein methodischer Phantast und nicht selten ein Komödiant. Nur scheinbar ist er ein gründlicher Organisator, einer, der alles berechnet und alles voraussieht. Er glaubt, was er hofft, er hält für gewiß, was er wünscht, und seine Stärke ist, andere mit seinen Hoffnungen und mit seiner Gewißheit zu erfüllen. Uebrigens hat er keine Geistesgegenwart und keine sittliche Widerstandskraft; in dem Augenblick, wo sein Kartenhaus einfällt, bricht er zusammen. In der Politik ist er ein Kind, einer, dem jeder Bär aufzubinden ist, alles, was in seinen Kram paßt. Das war der Mann, den die Kriegspartei in Wien gegen den Erzherzog Karl ausspielte. Napoleon sagte: „Dieser Mack ist nur ein Charlatan;“ Franz 2. aber ließ sich von ihm bezaubern — er sandte gegen den größten Feldherrn den größten Phantasten.

Der Kriegsplan Napoleons gründet sich auf das Ziel, Wien zu erobern. Am 13. August schreibt er an Talleyrand, binnen vierzehn Tagen müsse er versichert sein, daß Oestreich seine Truppen in den Grenzländern vermindert habe; sonst werde er das Lager von Boulogne aufheben, gegen Oestreich marschieren, und Kaiser Franz werde das Weihnachtsfest nicht in Wien feiern. Napoleon suchte also, diesmal als Kaiser bei seinem Entschluß völlig frei, die Kriegsentscheidung in Deutschland. Der Krieg in Italien ist ihm Nebensache:

dort sollen 50 000 Mann unter Masséna gegen die Oestreicher operieren. Er aber will mit der Masse seiner Armee in Deutschland vorgehen, und zwar mit Uebermacht gegen den rechten Flügel der Oestreicher, auf den er beim Marsch aus Nordwesten und Norden zunächst stoßen muß. Er will diesen Flügel angreifen, den Feind durch Umgehen von seinen Verbindungen mit Wien abschneiden, ihn vernichten, ehe die Russen herangekommen sind.*)

Der Kriegsplan der Oestreicher, vom Erzherzog Karl gemacht, fußt auf dem Vorsatz, die Kriegsentscheidung beim Angriff in Italien zu suchen, dagegen in Deutschland so lange in der Verteidigung zu bleiben, bis in Italien ein entscheidender Sieg gewonnen sei. Karl soll sich mit seiner Armee in der Lombardei festsetzen, die Armee unter dem Erzherzog Johann soll aus Tirol in die Schweiz dringen und Burgund bedrohen. Mack aber soll mit der Deutschen Armee rasch durch Bayern bis über die Iller dringen, sich die Kriegshilfe der franzosenfreundlichen Bayern sichern, doch nichts gegen die Franzosen wagen, bis die Russen herangekommen seien, und unter Umständen soll er hinter den Inn zurückgehen.

Beim Verlauf des Krieges — der Krieg in Italien werde nur gestreift — unterscheiden wir: den Anmarsch der Franzosen und den der Oestreicher, den Feldzug von Ulm, den Feldzug von Wien und den Feldzug von Austerlitz.

Der Anmarsch der Franzosen beginnt Ende

---

*) Hier sei zur Frage der Voraussicht Napoleons beim Kriege von 1805 angemerkt, daß die Mitteilung Darus an Ségur (s. S. 83 hier), der Kaiser habe ihm im August den Plan des Feldzuges genau so diktiert, wie er ausgeführt worden sei, nicht durchaus glaublich ist. Schon Rüstow sagt in seiner Geschichte des Krieges von 1805: „Wenn man darunter (unter dem Diktat Napoleons) versteht, daß er die allgemeinen Umrisse völlig ausgeführt, so ist dies durchaus glaublich, da er die allgemeinen Verhältnisse, unter denen der Krieg geführt werden würde, genau kannte. Wenn man aber sagen will, daß der Kaiser jetzt schon jeden Marsch vom Rheine bis Austerlitz vorgezeichnet, . . . so liegt die Uebertreibung zu sehr auf der Hand, als daß eine Widerlegung nötig erschiene. Die Grundverhältnisse, die Grundbedingungen für die Führung des bevorstehenden Krieges aber lagen dem Kaiser schon seit Monaten klar vor Augen, es konnte ihm daher in der Tat keine Mühe machen, aus (ihnen) im Augenblick bestimmte Forderungen zu abstrahieren, fähig, den bestimmtesten Befehlen an seine Marschälle zum Fundament zu dienen." Uebrigens bestreitet Méneval in seinen Memoiren, daß das Diktat stattgefunden habe; dergleichen sehe dem Kaiser nicht ähnlich, er habe seine Pläne meistens als Geheimnisse für sich behalten und keinen Anlaß gehabt, bei dem Armeeintendanten Daru von seiner Gewohnheit abzugehen. Wie dem auch gewesen sein mag: bei dem Kriege von 1805 war Napoleons Voraussicht jedenfalls bewunderungswürdig, denn er verlief ganz nach seinem ursprünglichen Plane.

August. Am 25. gibt Napoleon Berthier die Befehle für „den Gegenmarsch seiner ganzen Armee;" am 31. kann er zu Eugen Beauharnais im Lager zu Boulogne sagen: „Die Große Armee ist in vollem Marsche, sie wird am 23. September ganz am Rhein angekommen sein." Die Bestimmungen des Kaisers, der, um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken, vorläufig in Boulogne bleibt und Murat zu seinem Stellvertreter bei der Armee bestellt hat — seine Bestimmungen sind: Bernadotte sammelt seine Truppen bei Göttingen und trifft am 23. und 24. September mit ihnen bei Würzburg ein. Marmont marschiert aus Utrecht nach Mainz, sammelt dort sein Korps vom 20. bis zum 25. und vereinigt sich darauf mit Bernadotte bei Würzburg. Von den Truppen am Kanal marschieren am 28. August ab: die ersten Divisionen des Korps Davout (linker Flügel), des Korps Soult (Mitte) und des Korps Ney (rechter Flügel.) Ihnen folgen die nächsten Divisionen im Abstande von zwei Tagemärschen, die letzten im Abstande von drei. Murat soll am 1. September in Straßburg sein, Bessières (mit der Garde) soll dahin am 31. August aufbrechen.

Nachdem Napoleon die Armee in Marsch gesetzt hat, kehrt er nach Paris zurück. Er bleibt dort (zu St. Cloud) von Anfang September bis zum 24.; an diesem Tage begibt er sich zur Armee, die am 26. in Masse den Rhein zu überschreiten hat.

Der Anmarsch der Oestreicher beginnt am 8. September. Im Frühjahr war es Macks naiver Vorsatz gewesen, Napoleon die Rüstungen Oestreichs zum Kriege zu verheimlichen; daher hatte er in der kritischen Zeit vorgeschlagen, die Truppen allmählich nach ihrem Bestimmungsort marschieren zu lassen. Seinen Vorsatz, und seine halben Maßregeln statt des Aufgebotes aller Kräfte, hatte Erzherzog Karl für unsinnig und gefährlich erklärt. „So wird," hatte er in einer Denkschrift an seinen kaiserlichen Bruder vom 2. Mai 1805 gesagt, „unser Zweck auf alle Art verfehlt. Der Krieg wird sicher ein unglückliches Ende nehmen, weil wir dadurch, daß wir uns nach und nach rüsten, nur immer unvollkommen zubereitet, immer zu schwach sein werden, dem Feinde zu widerstehen, und wir werden überall als die Urheber des Krieges erscheinen." Uebrigens gab sich Karl, nach seinen Erfahrungen im Zweiten Koalitionskriege, hinsichtlich des Beistandes Rußlands keiner Einbildung hin, sondern prophezeite, vor allem werde Oestreich die Last des Krieges zu tragen haben. — Die Folge von Macks „heimlicher" Rüstung zum Kriege war: als er den Anmarsch begann, war seine Armee noch bei weitem nicht vollzählig und nach Ausrüstung und Organisation in schlechter Verfassung. Auch zeigte sich, daß er durch den Vorsatz, sie nach dem Beispiel Napoleons durch Requisition zu ernähren, ungeheure Verwirrung angerichtet hatte.

Und mit welchen Voraussetzungen zog Mack in den Krieg!

Napoleon, dachte er, wäre genötigt, am Kanal ein starkes Heer zum Schutze gegen eine Landung der Engländer zurückzulassen, und ein anderes Heer müsse er in Frankreich zum Schutz gegen eine Revolution haben; daher könne er in Deutschland nicht stark auftreten und nicht vor der Ankunft der Russen eintreffen. Mack will ihm zuvorkommen. Er nimmt an, der Kaiser werde seine Armee durch den Schwarzwald vordringen lassen; deshalb will er so schnell wie möglich nach Südwestdeutschland, um womöglich den Krieg nach Frankreich zu tragen.

Oestreich beginnt also den Krieg mit dem Einbruch in Bayern. Anfang September läßt Mack seine Armee aus dem Lager von Wels nach Bayern marschieren, dessen Kurfürst seit dem 24. August mit Napoleon verbündet ist. Die Aufgabe war, Bayern schnell zum Anschluß an die Koalition zu bringen, durch Ueberredung oder Gewalt. Aber das ist der erste Mißerfolg: der Kurfürst Max Josef lehnt den Anschluß unter ausweichenden Erklärungen ab, und während der Verhandlungen (Fürst Schwarzenberg am 5. September in München) zieht sich die bayrische Armee über die Donau zurück; sie sammelt sich bei Amberg und dann bei Bamberg — weil die Oestreicher versäumen, sie unschädlich zu machen, bleibt sie Napoleon erhalten. Mack läßt sich das nicht kümmern; seine Armee marschiert südlich der Donau weiter, und ihre Spitze erreicht am 21. September Memmingen. Er besichtigt Ulm und erkundet die Iller, die seine Verteidigungslinie sein soll. Nun sucht freilich Erzherzog Ferdinand, der am 19. in Alt-Oetting eingetroffen ist, den Vormarsch der Armee aufzuhalten, damit sie nicht vor der Ankunft der Russen zur Schlacht genötigt werde; man weiß nämlich, daß Napoleon seine ganze Armee in Marsch gesetzt hat. Aber Mack veranlaßt Kaiser Franz, der am 20. in München ist, die Anordnungen des Erzherzogs aufzuheben. Die östreichischen Kolonnen schließen sich an die Iller auf, um hier die Russen zu erwarten. Eine Vorhut hat den Schwarzwald zu beobachten, andre Truppenteile sollen auf der Linie Neuburg-Ingolstadt die Bayern und Bernadotte beobachten, dessen Ankunft in Mainz man kennt. Macks Plan ist: zu Ulm seine Armee zu versammeln, und entweder in starker Stellung die Russen zu erwarten oder über eine der herannahenden französischen Kolonnen herzufallen. Nach allem hatte der Anmarsch der Oestreicher das Ergebnis: die Armee war in Bayern eingebrochen und dort so weit nach Westen vorgerückt, wie Napoleon zur Ausführung seiner Absicht, sie zu umgehen und vor der Ankunft der Russen zu vernichten, nur wünschen konnte.

Was tat Napoleon unterdessen, von Anfang bis Ende September?

Am 4. September wieder in Paris, erfährt er durch den optischen Telegraphen und durch Spione: Mack marschiert auf Ulm, während die Russen noch weit vom Inn sind. Am 10. September erfährt er von Murat aus Straßburg: 6000 Oestreicher stehen bei Wels, ungefähr 12 000 bei Braunau und ungefähr 15 000 am Bodensee; bei Braunau wird ein Lager für 30 000 Mann abgesteckt, werden große Magazine angelegt, und an den Grenzen Galiziens stehen 80 000 Russen. Schon am 7. hat übrigens der Kaiser befohlen, zu Straßburg und zu Mainz Reservelager anzulegen, Mainz, Straßburg, Neu-Breisach und Hüningen in Verteidigungszustand zu setzen; er will die Ergänzung seiner Armee und ihre Basis sichern. Am 13. vermutet er (Brief an Eugen aus St. Cloud), „daß die Oestreicher den Inn am 10. überschritten haben." Am 17. erläßt er einen Befehl zur Regelung des Uebergangs seiner Armee über den Rhein, und zugleich bestimmt er die Marschlinien der Korps. Nach dem Befehl vom 17. hat die Hauptmasse der Armee am 26. September den Rhein auf der Linie Mannheim-Kehl (15 Meilen) zu überschreiten, nachdem ihr am 25. die Divisionen der Kavallerie-Reserve auf demselben Wege vorangegangen sind. Diese sollen vor den Ausgängen des Schwarzwaldes auftreten, zum Teil in sie eindringen, und so, während sie die Armee bei ihrem Uebergang über den Rhein decken, dem Feinde die Meinung beibringen, die Franzosen wollten den Schwarzwald frontal überschreiten. Bemerkenswert, daß Napoleon alles tut, um den Vormarsch seiner Armee zu verschleiern. Am 12. schreibt er aus St. Cloud an Fouché: „Verbieten Sie den Zeitungen der Rheinufer von der Armee zu sprechen, nicht mehr, als wenn sie garnicht bestünde." Die Armee geht in Eilmärschen vor, in Tag- und Nachtmärschen; so geräuschlos wie möglich dringt sie in Deutschland ein.

Nun der erste Abschnitt des Krieges, der Feldzug von Ulm.

I. Wie die Oestreicher den Krieg mit dem Einbruch in Bayern eröffneten, eröffneten ihn die Franzosen mit dem Uebergang ihres rechten Flügels über den Rhein und über den Main. Am 26. September, während ihres Uebergangs in Masse über den Rhein, trifft Napoleon von Paris in Straßburg ein. Nach seinem Befehl vom 17. sollte sich die Armee links vom Schwarzwald ziehen, um seine Pässe zu umgehen; am 9. Oktober sollte sie in der Linie Weißenburg-Nördlingen-Aalen-Ulm stehen. Nachdem der Kaiser am 18. September durch den Telegraphen erfahren hatte, daß die Oestreicher über den Lech gegangen waren, und am 20. durch Murat, daß sie sich Ulm näherten, schob er seine Korps aneinander und nahm die allgemeine Richtung

mehr nach links. Er erwartet, daß die Oestreicher, vom Herannahen seiner Armee unterrichtet, zurückweichen, und daß er, um sie zu überflügeln und abzuschneiden, eine weite Umgehung auszuführen haben werde. Aber er sieht: die Oestreicher bleiben stehen; und nun, am 28. September zu Straßburg, gibt er die endgültigen Befehle zur Umgehung auf kürzerer Operationslinie. Er befiehlt: Davout marschiert über Heidelberg, Obrigheim, Möckmühl, Ingelfingen, Ilshofen, Dinkelsbühl, Oettingen, Monheim, und ist am 8. Oktober in Neuburg. Soult marschiert über Heilbronn, Oehringen, Hall, Ellwangen, Nördlingen und ist am 8. Oktober in Donauwörth. Lannes marschiert über Ludwigsburg, Schorndorf, Gmünd, Aalen, und ist am 8. Oktober in Neresheim. Ney marschiert über Stuttgart, Eßlingen, Wertheim, und ist am 7. Oktober in Heidenheim. Die Kavallerie-Reserve marschiert, nachdem sie vor dem Schwarzwald Scheinbewegungen gemacht hat, über Stuttgart, Göppingen, Heidenheim, und ist am 8. Oktober in Donauwörth. Bernadotte marschiert von Ansbach nach Eichstädt, ist dort am 8. Oktober und operiert auf Ingolstadt. Marmont marschiert rechts von Bernadotte über Rothenburg, Feuchtwangen, Wassertrüdingen, trifft am 7. Oktober in Treuchtlingen ein und operiert von dort auf Nassenfels. Ende September ist Napoleon noch in Straßburg. „Wehe den Oestreichern," schreibt er da an Augereau, „wenn sie mich einige Märsche ihnen abgewinnen lassen; ich hoffe, sie umgangen zu haben und mich mit meiner ganzen Armee zwischen dem Lech und der Isar zu befinden." An demselben Tage schreibt er an seinen Stiefsohn: „Der Feind scheint sehr außer Fassung gebracht durch die Richtung, die Schnelligkeit und die Kraft unsrer Bewegungen." Der Kaiser ist also voll Zuversicht auf Erfolg, als er endlich zur Armee geht.

II. Am 2. Oktober trifft er bei ihr zu Oettingen ein.*) Am 6., während Mack seine Truppen bei Ulm sammelt und sich vor dem Feinde in Sicherheit wähnt, ist dessen Stellung die: auf dem linken Flügel steht Bernadotte, vereinigt mit den Bayern, bei Weißenburg und Marmont bei Wassertrüdingen; in der Mitte steht Davout bei Oettingen, Soult bei Nördlingen — hier hat Napoleon jetzt sein Hauptquartier —, Soults Vorhut unter Vandamme hat am Abend die Brücke von Münster in ihre Gewalt gebracht, Lannes steht bei Neresheim, Bessières bei Aalen; auf dem rechten Flügel deckt Ney die Bewegung und die rückwärtigen Verbindungen der Armee gegen Ulm; Murat ist mit 3 Divisionen gegen die Donau vorgeschoben, die Dragonerdivision Bourcier und die Dragoner zu Fuß unter Baraguey

*) Wir benutzen hier vornehmlich, wie meistens bei den Kriegen Napoleons, die Angaben Yorcks von Wartenburg in seinem Werke Napoleon als Feldherr.

d'Hilliers stehen bei Geißlingen, um die rechte Flanke zu schützen; in der Nachhut stehen die Kürassiere unter d'Hautpoul hinter Bessières, die Kürassiere unter Nansouty hinter Soult. — Die Stellung der östreichischen Armee ist am 3. Oktober die: das Korps Jellacic (14 000 Mann) steht in Vorarlberg, das Korps Riesch (19 000) und das Korps Schwarzenberg (11 500) stehen längs der Iller und der Donau von Kempten bis Günzburg; das Korps Kienmayer (6000) steht, zur Beobachtung gegen Norden, zerstreut bei Neuburg, Ingolstadt, Eichstädt, Ellwangen und Amberg; von rückwärts und aus Tirol sind 18 000 Mann im Anmarsch.

III. Am 7. Oktober geht Murat bei Donauwörth über die Donau und marschiert auf Rain, Soult folgt ihm und marschiert in der Richtung auf Augsburg. Die andern Korps bleiben in ihren Richtungen. So erreicht Bernadotte Eichstädt, Marmont Treuchtlingen, Lannes Nördlingen, Davout Monheim, von der Nachhut schließt d'Hautpoul bis Nördlingen auf, trifft Nansouty vor Donauwörth ein. Auch Ney soll nach Donauwörth und über die Donau; aber vorläufig hat er, zum Schutze des ganzen Ueberganges über den Strom, gegen Ulm Stellung zu nehmen. Er kommt am 7. bis Giengen, zu seiner Unterstützung stehen Bourcier und Baraguey bei Heidenheim. Mack weiß am Nachmittag des 7., daß die Franzosen mit dem Ueberschreiten der Donau begonnen haben. Er beschließt nun, seine Armee bei Günzburg zu versammeln. Von den dort schon angekommenen Verstärkungen sendet er 5000 Mann nach Wertingen, um die Franzosen, die schon über die Donau gekommen sind, aufzuhalten.

IV. Am 8. Oktober marschiert Murat von Rain nach Westen, nach Wertingen, wobei sich Lannes und Nansouty, die von Donauwörth kommen, mit ihm vereinigen. Bei W e r t i n g e n umfassen die Franzosen das soeben eingetroffene östreichische Korps; es wird teils zersprengt, teils niedergemacht, teils gefangen. Bernadotte beginnt den Uebergang bei Ingolstadt, Soult nähert sich Augsburg, Davout überschreitet die Donau bei Neuburg und nimmt die Richtung auf Aichbach. Hinter ihm kommt Marmont bis Neuburg, Bessières erreicht Donauwörth, wo d'Hautpoul schon übergegangen ist, Ney marschiert in zwei Kolonnen über Langenau auf Ulm und über Gundelfingen auf Günzburg. An demselben Tage, dem 8., wo Napoleon in Donauwörth eintrifft — seine Unterführer treibt er von dort zu schnellstem Vorgehen an — an demselben Tage erreicht Davout Aichbach, geht Bernadotte bei Ingolstadt über die Donau, kommen Murat und Lannes bis Zusmarshausen, trifft Soult, der an beiden Lechufern marschiert ist, in Augsburg und Friedberg ein, d'Hautpoul und Bessières folgen ihm. Mack, der mit der Masse seiner Armee bei

Günzburg steht, der von dem unglücklichen Gefecht bei Wertingen, wie auch vom Erscheinen der Franzosen bei Augsburg und Zusmarshausen Kunde hat, Mack beschließt am Abend des 9., auf das linke Donauufer hinüberzugehen. Da aber Ney bei Günzburg steht und sich der dortigen Brücke bemächtigt hat, gibt er seinen Vorsatz auf und zieht sich in der Nacht zum 10. auf Ulm zurück.

V. Am 10. Oktober ist Napoleons Meinung — er weilt bei Murat in Zusmarshausen —, die Oestreicher würden sich von Ulm auf Memmingen zurückziehen, um der Umzingelung zu entgehen. (Berthier hat am 8. Oktober an Ney geschrieben: „Seine Majestät glaubt nicht, daß der Feind so toll sei, auf das linke Donauufer hinüberzugehen, weil alle seine Magazine in Memmingen sind und er den größten Nutzen davon hat, sich nicht von Tirol zu trennen.") Der Kaiser befiehlt daher Ney, schnell auf Ulm zu marschieren, es zu nehmen und den weichenden Oestreichern zu folgen. Er selbst will nach München, um den gegen den Inn marschierenden Russen entgegenzutreten. Für diese Operation bestimmt er Davout, Bernadotte und Marmont, dagegen zum Vorgehen gegen Mack Ney, Lannes und die Kavallerie-Reserve, insgesamt unter dem Befehle Murats. Am 10. trifft dieser in Burgau ein, versammelt Soult seine Truppen bei Augsburg, steht Marmont bei Pöttmes, nähert sich Davout Dachau und marschiert Bernadotte auf München. Doch am Abend erfährt der Kaiser, soeben in Augsburg eingetroffen, daß die Oestreicher noch bei Ulm stehen und die Russen keinen Angriff zu planen scheinen. Daraufhin beschließt er, die Russen nur durch Bernadotte und Davout beobachten zu lassen und mit der Masse seiner Armee gegen Ulm vorzugehen und auch den Ausweg nach Tirol dem Feinde zu verlegen. Er befiehlt: Soult marschiert nach Landsberg, Lannes folgt Murat nach Burgau, Marmont zieht sich nach Augsburg, Davout und Bernadotte (nebst d'Hautpoul) marschieren so schnell wie möglich, der eine nach Dachau, der andere nach München. „Mein Wille ist," schreibt Napoleon am 11. Oktober aus Augsburg an Bernadotte, „daß Sie mich von jeder Art Feinden zwischen der Isar und dem Lech freimachen."

VI. Für den 11. Oktober ordnet Ney bei Günzburg nach dem Befehl des Kaisers das allgemeine Vorgehen auf Ulm an. Er läßt den General Dupont von Albeck aus vordringen; der stößt jedoch auf die Masse der Oestreicher und wird, weil er nicht rechtzeitig unterstützt werden kann, unter starkem Verluste nach Albeck zurückgeworfen. Neys übrige Truppen gehen gemäß einem Befehle Murats auf das linke Donauufer. Lannes zieht sich nach Burgau, Soult ist am Nachmittag in Landsberg, der Kaiser mit den Garden weilt in Augsburg, Marmont trifft hier ein; Napoleon kann diese Korps, je nach dem,

entweder gegen Mack oder gegen die Russen verwenden. Davout ist nun in Dachau, Bernadotte in Freising. Und Mack? Nach dem über Dupont errungenen Vorteil, und nachdem er weiß, daß Ney auf das rechte Donauufer hinübergegangen ist, nimmt er an, Napoleon habe sich mit der Hauptmasse seiner Armee gegen die Russen gewandt; deshalb will er auf Heidenheim marschieren und auf Napoleons Verbindungen fallen. Aber dazu muß er die Zustimmung des Erzherzogs Ferdinand haben; erst am 13. kann er mit der Ausführung seines Planes beginnen.

VII. Am 12. Oktober ist Napoleon überzeugt, daß ihm der Feind nicht mehr entgehen kann. An Soult schreibt er am Morgen aus Augsburg: „. . . der entscheidende Augenblick ist gekommen." Zu derselben Zeit schreibt er an Murat: „Mein Wille ist, daß, wenn der Feind fortfährt, in seinen Stellungen zu bleiben, und sich bereit macht, die Schlacht anzunehmen, sie nicht morgen stattfinde, sondern übermorgen, damit der Marschall Soult und seine 30 000 Mann daran teilnehmen, und er die rechte Flanke des Feindes überflügele, sie angreife, indem er sie umgeht, ein Manöver, das uns einen bestimmten und entscheidenden Erfolg sichert." An diesem Tage rückt Bernadotte in der Frühe in München ein, Davout und d'Hautpoul stehen bei Dachau zur Beobachtung der Russen. Der Halbkreis um Mack schließt sich so: Soult steht in Mindelheim, Marmont bei Tannhausen, Murat steht mit Lannes und seiner Kavallerie am Roth-Bache, in der Linie Weißenhorn-Fühlheim, rechts von ihm steht Ney, während Dupont (vom Korps Ney) und Bourcier (von der Kavalleriedivision d'Hautpoul) noch auf dem linken Donauufer sind. Die letzten beiden weichen noch am 12. nach Osten zurück und nehmen hinter der Brenz Stellung. Bessières steht bei Zusmarshausen. Am Abend des 12. kann Berthier aus Augsburg an Davout schreiben: „Den 14., am Tage der Schlacht, wird der Feind vernichtet sein, denn er ist von allen Seiten eingeschlossen." Napoleon sagt in seinem Bulletin den Truppen voraus: „Niemals werden sich mehr Ereignisse in weniger Zeit entscheiden." Er vergleicht die Lage Macks mit der Melasens bei Marengo und spricht von dem Keulenschlage, der den Feind zerschmettern werde. Als sich der Kaiser in der Nacht vom 12. auf den 13. von Augsburg nach Pfaffenhofen begibt, erfährt er, noch in Augsburg, von Murat, daß die Oestreicher noch bei Ulm sind; nun weist er auch Soult, den er auf Memmingen hatte marschieren lassen, an, auf Ulm zu marschieren.

VIII. Am 13. beginnt Mack, wie gesagt, den Vormarsch auf Heidenheim; zwei Kolonnen schickt er auf Gundelfingen zu, das Korps Jellacic dagegen zurück nach Vorarlberg. Heidenheim wird von der 1. Kolonne erreicht, während die 2. bei der Brücke von Elchingen auf

einen französischen Posten stößt, ihn zurückwirft und den Ort besetzt. Die Franzosen brechen die Brücke ab, die Oestreicher stellen den Vormarsch ein. Hiernach verfällt Mack in den Wahn, Napoleon wolle sich den Rückweg nach Frankreich, wo ein Aufstand ausgebrochen sei und die Engländer zu landen drohten, erzwingen. Er läßt die Hälfte seiner Armee bei Ulm, statt sie der andern Hälfte, die auf Heidenheim und Elchingen marschiert, nachzusenden. Napoleon aber erfährt in Pfaffenhofen am Morgen des 13. den Mißerfolg Duponts bei Albeck. Er erkennt: der Feind will nach Norden durchbrechen, nicht nach Tirol. Deshalb eilt er nach Küssendorf in Neys Hauptquartier, und sendet Ney, Dupont zu Hilfe, über die Brücke von Elchingen auf das linke Donauufer.

IX. Am 14. Oktober marschiert Ney auf Elchingen und Dupont auf Albeck. Ney schlägt die Oestreicher bei Elchingen, stürmt den Ort und wirft den Feind auf Ulm zurück. An demselben Tage nähert sich Lannes Ulm und besetzt die Höhen von Pfuhl, Marmont gelangt an die Iller bei Ober- und Unter-Kirchberg. Soult, der in der Nacht zum 14. vor Memmingen erschienen ist, bringt seine Besatzung (4000 Mann) bis zum Abend des 14. zur Uebergabe. Napoleon, der nun seine ganze Aufmerksamkeit dem nördlichen Donauufer zuwendet, verlegt an diesem Abend sein Hauptquartier nach der Abtei Elchingen und befiehlt Lannes, Bessières und dem größten Teil der Kavallerie, noch vor Tagesanbruch dahin zu kommen. Auf dem nördlichen Donauufer wird der Hauptangriff stattfinden, auf dem südlichen soll Marmont, in der Stellung bei Pfuhl, und im Verein mit den Dragonern unter Beaumont und denen unter Baraguey, den Feind festhalten.

X. Am 15. um Mittag geht Ney gegen Ulm vor und erkämpft sich den beherrschenden Michelsberg. In die Stadt einzubringen, gelingt ihm nicht. Soult erreicht Biberach. Vergeblich läßt Ney am Abend Mack auffordern, sich zu ergeben.

XI. Am 16. wiederholt Napoleon selbst, nach einstündiger Beschießung Ulms, die Aufforderung zur Uebergabe. Am 17. werden die Verhandlungen abgeschlossen. An diesem Tage kann der Kaiser an Talleyrand schreiben: „Mein Plan ist ausgeführt worden, wie ich ihn gefaßt hatte. Ich habe den Feind völlig getäuscht, und von dieser Armee von 100 000 Mann ist mehr als die Hälfte gefangen, getötet, verwundet oder davongelaufen.“ Am 19. schreibt der Kaiser an Josefine: „Ich habe meinen Zweck erreicht, ich habe die östreichische Armee durch bloße Märsche zerstört.“ — Anfänglich verpflichtete sich Mack nur für den Fall zur Uebergabe, daß bis zum 25. kein Entsatz eingetroffen wäre. Aber davon wußte ihn Napoleon abzubringen; er lud ihn nämlich nach Ober-Elchingen ein und legte ihm wahrheitsgemäß

bar, daß Ulm auf keinen Entsatz zu hoffen habe. Mack gestand darauf die Verminderung der Frist bis zur Uebergabe um 5 Tage zu, dabei nur die Bedingung durchsetzend, daß Neys Korps bis zum Ablauf des 25. bei Ulm bleibe. Schon am Nachmittag des 20. Oktobers folgt die Waffenstreckung der östreichischen Armee zu Ulm.*) Es ergeben sich 25 000 Mann. Ebensoviel hatten die Franzosen bis dahin in den Gefechten zu Gefangenen gemacht. — Von den übrigen östreichischen Truppen kommt die Kolonne, die am 13. auf Heidenheim marschiert ist, am 14. nach Herbrechtingen; sie marschiert am 15. in den Rücken Napoleons auf Albeck. Von dort marschiert sie auf den Befehl des Erzherzogs Ferdinand, der mit etwas Kavallerie der Einschließung in Ulm entgangen ist, nach Aalen zurück. Aber am 16. erfährt Napoleon von ihr und sendet Dupont, Oudinot und die Kavallerie Murats gegen sie. Die Kolonne wird zum Teil aufgerieben, ihre Reste ergeben sich bei Trochtelfingen; Erzherzog Ferdinand entkommt nach Böhmen. Außerdem entkommen den Franzosen nur das Korps unter Kienmayer, das von Mack getrennt worden und an den Inn zurückmarschiert war, und dann die Verstärkungen, die aus Tirol herangezogen worden und dahin zurückgewichen waren.

Das Urteil über den Feldzug von Ulm wird lauten dürfen:

1. Bei den Oestreichern folgte Torheit auf Torheit. Die erste, verhängnisvolle beging der Kaiser, indem er Mack, der nur Mißerfolge im Kriege gehabt hatte, zum Oberbefehlshaber machte, statt dazu den Erzherzog Karl zu machen, der sich oft im Kriege bewährt hatte und den deutschen Kriegsschauplatz genau kannte. Die nächste Torheit war, daß Mack die Bayern zum französischen Heere entweichen ließ, die folgende, daß er, statt die Ankunft der Russen abzuwarten, allein zum Angriff vorwärts ging, so daß ihn Napoleon umgehen und von seiner Verbindungslinie abschneiden konnte. Die letzte Torheit und das Schimpflichste war, daß sich Mack in Ulm nicht verteidigte, daß er nicht wenigstens darauf bedacht war, Zeit zu gewinnen, Napoleon bei Ulm festzuhalten, so lange es möglich war, und dadurch für die weitere Kriegsführung Oestreichs im Verein mit den Russen Zeit zu gewinnen.

*) Ueber die Katastrophe von Ulm schrieb der östreichische Hauptmann de l'Ort in sein Tagebuch: „Die Schande, die uns erdrückt, der Kot, der uns bedeckt, ist unauslöschbar. Während die Bataillone die Waffen strecken, unterhält sich Napoleon in der einfachsten Kleidung in der Mitte seiner gestickten Marschälle mit Mack und mehreren unserer Generale, die er, nachdem sie defilierten, zu sich berufen hat. Der Kaiser in der Uniform eines gemeinen Soldaten, mit einem grauen, an den Ellbogen und an den Schößen verbrannten Mantel, einem eingedrückten Hute ohne Unterscheidungszeichen auf dem Kopfe, die Arme auf dem Rücken gekreuzt und an einem Lagerfeuer sich wärmend, sprach mit Lebhaftigkeit und gab sich ein gutmütiges Aussehen."

2. Napoleon hatte das Glück gehabt, daß ihm ein unfähiger Heerführer gegenüberstand, einer, von dem er am 17. Oktober an Talleyrand schreiben konnte: „Seine Anordnungen sind beständig falsch gewesen, und niemals hat er meine Pläne erraten." Einen Heerführer wie Mack zu fangen war keine Kunst; aber einen Kriegsplan aufzustellen, der den Franzosen jedenfalls die Uebermacht gab, und diesen Plan unter Benutzung der Torheiten des Feindes Zug um Zug zu verwirklichen, ehe der zweite Feind herangekommen war: das war eine Großtat strategischer Weisheit, Umsicht und Entschließung.

Der Feldzug von Wien. Nach dem Erfolge von Ulm ist Napoleons Ziel: die Russen und die Reste der östreichischen Armee am Inn zu vernichten. Er hofft, die russische Armee unter Kutusow werde sich ihm am Traun oder an der Enns stellen; dann wollte er sie schlagen, in Wien einziehen und den Frieden diktieren. Uebergehen wir für jetzt seine Besorgnis wegen Preußen, dessen Neutralität er durch den Marsch durch Ansbach verletzt hatte, und achten wir sogleich auf seine Kriegsmaßnahmen!

I. Schon vom 18. Oktober an gibt Napoleon aus Elchingen Befehle zur Zusammenziehung der Korps. Infolge dieser Befehle sammelt Bernadotte, der schon bei München steht, daselbst seine Truppen, sammelt Marmont die seinen am 20. bei Weißenhorn und marschiert auf München, sammelt Davout die seinen bei Dachau und marschiert auf Freising, marschiert Lannes mit seinen Truppen von Nördlingen nach Landshut, Soult mit den seinen von Memmingen auf Landsberg. Ney bleibt vorläufig bei Ulm. Ihm und Augereau, der mit dem 7. Korps Mitte November zur Stelle sein kann, gibt der Kaiser auf, durch Tirol die Verbindung mit Masséna herzustellen.

II. Am 22. Oktober hat der Kaiser sein Hauptquartier in Augsburg. Diesen Platz macht er zum Ausgangspunkt seiner Operationen; er läßt ihn stärker befestigen und bewaffnen, verlegt dahin die Armeeverwaltung, die Waffen- und Verpflegungsmagazine und läßt die Krankenhäuser für Kranke und Verwundete vorbereiten, weil diese von der Großen Armee fortan nicht weiter als bis Augsburg zurückgeschickt werden sollen. Ueber die Verpflegung schreibt er am 24. aus Augsburg an Petiet: „Wir sind ohne Magazine marschiert, wir wurden durch die Umstände gezwungen. Wir haben eine hierfür außerordentlich günstige Jahreszeit gehabt, . . . (aber in) einer Jahreszeit, wo es keine Kartoffeln auf den Feldern geben würde, oder wenn die Armee Rückschläge erlitte, würde der Mangel an Magazinen uns in das größte Unglück stürzen."

III. Am 25. Oktober steht die französische Armee an der Isar, bei München, Freising und Landshut, bereit, den Krieg fortzusetzen. Napoleon hat sein Hauptquartier in München. — Beim Feinde ist der Stand der Dinge: die Russen unter Kutusow (30 000 Mann) haben sich bei Braunau gesammelt, die Oestreicher unter Kienmayer (22 000) haben sich bei Mühldorf verschanzt, um gegenüber Davout und Bernadotte den Innübergang zu halten. Kutusow, der den Oberbefehl führt, hat keine Neigung zum Vorstoßen, und als er am 23. von Mack, der nach Wien reist, die Katastrophe von Ulm erfahren hat, beschließt er den Rückzug bis an die Enns. Russen und Oestreicher ziehen sich am 25. und 26. hinter den Inn zurück; sie verbrennen die Brücken, doch das rechte Ufer wird besetzt gehalten. Am 27. stellen die Oestreicher auf Befehl aus Wien die Räumung der Innlinie ein; die Russen sammeln sich bei Wels.

IV. Die Rückwärtsbewegungen des Feindes bestimmen nun die Operationen der französischen Armee. Am 27. Oktober kommt Lannes über Vilsbiburg hinaus, marschiert Murat über Ampfing nach Mühldorf, wo er mit Davout zusammentrifft. Wie hier die Brücke hergestellt wird, werden von Bernadotte die Brücken bei Wasserburg und Rosenheim hergestellt. Marmont folgt Bernadotte, Soult folgt Murat. Bei Mühldorf leisten die Oestreicher nur geringen Widerstand; es ist klar, daß sie die Innlinie nicht verteidigen wollen.

V. Am Mittag des 28. Oktobers beginnt Murat bei Mühldorf den Uebergang über den Inn, am Abend erreicht er Burghausen. Unterdessen läßt er die Brücken bei Neu-Oetting und Marktl herstellen. Davout marschiert unmittelbar hinter ihm. Gleichzeitig überschreitet auch Bernadotte den Inn. Lannes nähert sich Braunau, Soult trifft bei Mühldorf, Marmont bei Wasserburg ein. Napoleons Hauptquartier ist am Abend in Haag.

VI. Am 29. Oktober ist Napoleon vor Tag in Mühldorf, wo er die letzten Truppen Davouts übergehen sieht; er weiß, daß der Feind auf dem Rückzuge ist, und er will gegen die Traunlinie vorrücken, wo er Russen und Oestreicher anzutreffen hofft. Er ordnet an: Murat, Lannes, Soult, Davout marschieren hinter einander gegen die Traun auf Wels und Lambach; Marmont marschiert über Straßwalchen, Vöcklabruck auf Steyer, um den linken Flügel des Feindes zu umgehen; Bernadotte marschiert auf Salzburg, Ney auf Innsbruck. Die beiden letzten haben den Vormarsch der Armee gegen östreichische Verstärkungen, die aus Italien anrücken könnten, zu sichern, d. h. sie sollen Salzburg und Tirol besetzen; Augereau soll von Kempten aus dabei mitwirken. Nur im Notfall, bei starkem Widerstand des Feindes, will Napoleon gegen dessen linke Flanke Bernadotte werfen. — Noch am 29. besetzt

Lannes Braunau und den wichtigen Innübergang, ohne Widerstand zu finden. Napoleon trifft am Abend dort ein, wie er am folgenden Tage an Talleyrand schreibt: „entzückt über die Einnahme von Braunau, das eine Festung ist, die ich mit Magazinen, Pulver und Schießbedarf allerart angefüllt gefunden habe." Er macht Braunau anstatt Augsburgs sofort zu seinem Hauptversorgungsplatz, d. h. er schiebt seine Basis vom Lech an den Inn vor.

VII. Am 31. Oktober. Die Vorwärtsbewegungen haben ergeben: Murat ist bei Lambach an der Traun, Lannes ist auf dem linken Flügel bei Schärding, in der Richtung auf Linz, Soult ist rechts von ihm bei Obernberg, in der Richtung auf Wels, Davout ist weiterhin, bei Haag, in der Richtung auf Lambach, Marmont ist bei Straßwalchen, in der Richtung auf Vöcklabruck. (An diesem Tage schärft der Kaiser Murat, dem Führer der Vorhut, ein: „daß man jedermann etwas Zeit, seine Bewegungen zu machen, lassen muß. Man muß also nicht zu schnell marschieren. Die Russen haben noch nicht gelitten, sie verstehen auch, anzugreifen." Am Tage vorher war nämlich Murat bei Ried auf die östreichische Nachhut gestoßen und hatte sie in den dortigen Engpaß zurückgeworfen.) Unterdessen ist der Feind von den Ufern des Inns und der Salzach abgezogen; er hat seine Hauptmacht hinter Wimsbach aufgestellt und mit seiner Nachhut die Brücke von Lambach besetzt. Gegen Lambach dringt Murat mit der Spitze des Korps Davout vor; er wirft die Oestreicher hinter die Traun zurück, doch sie brechen die Brücke ab und halten, unterstützt von einigen russischen Bataillonen, das rechte Ufer bis zum Abend. (Gleichwohl setzen Russen und Oestreicher den Rückzug fort; am 2. November sind die Russen hinter der Enns bei Strengberg — ihre Nachhut ist in Enns —, die Oestreicher sind bei Steyer — ihre Nachhut ist an der Krems. Von Wien wird befohlen, die Enns zu verteidigen.)

VIII. Am 1. und 2. November. Napoleon ist am 1. in Ried. Er läßt die Armee etwas aufschließen. Am 2. sammelt Lannes seine Truppen bei Linz, Soult die seinen bei Wels, Davout die seinen bei Lambach. Murat bei Wels soll Lannes beim Uebergang über die Traun bei Ebelsburg unterstützen; aber nochmal wird ihm eingeschärft, die Versammlung der Armee abzuwarten, wenn er bei Ebelsburg ernstlichen Widerstand finde. Napoleon nimmt an, der Feind werde sich ihm auf dem Wege nach Wien entgegenstellen; deshalb befiehlt er Marmont, der in Vöcklabruck ist, und Bernadotte, der in Salzburg ist, nach Lambach zur Armee zu kommen. Am 2. hat er sein Hauptquartier in Haag. Der weitere Vormarsch ist: Murat, dem Lannes und Soult folgen, marschiert über Enns auf Amstetten, Davout, dem Marmont und Bernadotte folgen, marschiert über Kremsmünster auf Steyer. Ein Zu-

sammendrängen der ganzen Armee auf zwei Straßen, wegen des Mangels an brauchbaren von gleicher Richtung.

IX. Vom 3. bis zum 9. November. In dieser Zeit ist Napoleons Hauptquartier in Linz. Am 3. räumt Kutusow das linke Ennsufer, am 4. zieht er sich weiter zurück. Murat trifft auf die russische Nachhut bei Amstetten, kann sie aber, auch mit Hilfe der Division Oudinot, nicht überwältigen. Kutusow kommt am 7. nach St. Pölten, zehn Stunden von Wien, und rastet einen Tag. Er ist um 12 000 Oestreicher schwächer, die sich von ihm trennten, während er die Ennslinie aufgab, und die zurückgehen, um die vorrückenden Franzosen in der linken Flanke zu bedrohen. — Napoleon behält nun, nach Kutusows Rückzug, das linke Donauufer im Auge; er will den Uebergang der Russen dahin rechtzeitig bemerken, die Ausgänge aus Böhmen beobachten, den Vormarsch seiner Armee sichern. Er befiehlt am 4., eine Donauflotte zu bilden, „damit es keine Donau mehr gebe und ich sie unverzüglich überschreiten kann.“ (An Murat am 7.) Am 5. läßt er zwei Divisionen bei Linz auf das linke Ufer hinüberzugehen. Am 6. läßt er unter Mortier ein neues Korps bilden, das auf diesem Ufer operieren soll, und zwar links rückwärts von Lannes Stellung auf dem rechten. Am 7. ist Lannes an der Ybbs unweit Neumarkt, Soult bei Amstetten, Bernadotte in Steyer, das Davout am 4., Marmont am 5. erreicht hat. Nach neuem Befehl hat Davout nun über Gaming auf Lilienfeld zu marschieren; er soll den Feind, falls er bei St. Pölten standhält, links umgehen und auch die grade Straße von St. Pölten, wo die Masse der Armee marschiert, entlasten. Marmont dagegen soll, auch nach geändertem Befehl, von Steyer auf Leoben marschieren und unterwegs alles, was er vom Feinde trifft, werfen, so daß die Armee in der rechten Flanke gedeckt wird. Am 7. steht Davout bei Gaming, Marmont bei Weyer, streift Murats Kavallerie bei Mölk. Am 8. und 9. geht die Armee in den bisherigen Richtungen weiter vor, erscheint die Spitze von Murats Hauptkolonne vor St. Pölten. Napoleon verläßt Linz und schlägt sein Hauptquartier im Kloster Mölk auf. Bis dahin war die östreichische Kolonne (die, die sich von Kutusow getrennt hatte) bei dem Versuche, sich mit Kutusow wiederzuvereinigen, zwischen Davout und Murat geraten und hatte sich nur unter schwerem Verluste über Bruck nach Graz retten können. Napoleon erfährt am 10. zu Mölk, daß Kutusow über die Brücke bei Krems auf das linke Donauufer hinübergegangen ist. Murat, statt ihm dahin zu folgen, ist auf Wien weitergeeilt. Deshalb schreibt ihm der Kaiser am 11. aus Mölk: „Sie haben die Ordre empfangen, den Russen auf der Ferse zu bleiben. Ich suche mir vergebens Ihr Verhalten zu erklären. Sie haben mich um zwei

Tage gebracht und nur an den Ruhm gedacht, in Wien einzuziehen. Aber es gibt keinen Ruhm, wo es keine Gefahr gibt."

X. Vom 10. bis zum 13. November. Napoleons Plan zu einer großen Schlacht bei St. Pölten ist also gescheitert, wesentlich deshalb, weil er, Kutusows Absicht verkennend, versäumt hat, Maßnahmen zu treffen, ihm das Ausweichen unmöglich zu machen. (Kutusow will von Krems nordöstlich über Znaym nach Brünn.) Am 10. erkennt Napoleon seinen Fehler. Er sieht ein: Kutusow kann das Korps Mortier schlagen und auch, wenn er flußabwärts marschiert, sich der Wiener Donaubrücke bemächtigen, also dort den Uebergang der Franzosen in günstiger Stellung verhindern. Daher nun, am 11., des Kaisers Befehle, die den Vormarsch der Armee auf Wien verlangsamen und ihm bei St. Pölten einige Streitkräfte an die Hand bringen. Murat soll nicht über Purkersdorf hinausgehen, sondern Tulln besetzen und gegen Korneuburg aufklären. Soult bekommt Gegenbefehl; doch gelingt es nur, eine seiner Divisionen bei Mautern festzuhalten. Davout soll nur bis Mödling marschieren; er ist nur einen Marsch über Lilienfeld hinausgelangt. Marmont steht schon am 10. in Leoben. Von Mortier die Gefahr abzuwenden, ist es zu spät. Kutusow, um seinen Abmarsch besorgt, sendet eine Division nach Egelsee; sie hat von dort nach Weißenkirchen zu marschieren, also Mortier zu umgehen, ihm den Rückweg aus dem Engpasse bei Dürrenstein zu verlegen, während ihn eine andere Division in der Front von Stein her anzugreifen hat. Bei Dürrenstein widersteht Mortier dem Angriff in der Front; ja er geht seinerseits zum Angriff über und drängt die Russen wieder über das von ihnen genommene Loiben zurück. Doch als ihn am Nachmittage die russische Umgehungskolonne im Rücken angreift, bleibt ihm nur übrig, sich durchzuschlagen; und das bringt er, mit wahrem Heldenmut, nur mit wenigen Truppenteilen fertig. Er trifft am Abend bei Spitz Dupont, der den Befehl, zu Hilfe zu eilen, nicht hatte ausführen können. Schließlich, am Vormittag des 11., sammelt er bei Weißenkirchen viele Fahrzeuge von der Donauflotte, um auf das rechte Ufer hinüberzugehen, sich den Russen mit dem Rest seiner Streitkraft zu entziehen. Nachdem Napoleon in der Nacht vom 11. auf den 12. unbestimmte Nachrichten über das Gefecht bei Dürrenstein bekommen hat, rechnet er sofort damit, daß die Russen bei Krems verweilt haben könnten; „in diesem Augenblick ist," schreibt er Murat, „die große Angelegenheit, die Donau zu überschreiten, um die Russen von Krems zu vertreiben, indem man sich in ihren Rücken wirft." Ob nun Kutusow nach Mähren auswich oder vorwärts nach Linz ging, zu neuem Angriff: jedenfalls war es nötig, so viel Truppen wie möglich auf das linke Donauufer zu bringen. Napoleon verlegt deshalb den Kriegsschauplatz

vom rechten auf das linke Ufer. Er befiehlt: Murat soll schnell vorgehen und die große Donaubrücke zu Wien in seine Gewalt bringen, auf ihr mit Lannes und Davout hinübergehen. Bernadotte soll bei Mölk bleiben, Soult soll anhalten; dieser soll, falls Murat die Wiener Brücke nicht durch Ueberraschung nimmt, oberhalb Wiens, bei Klosterneuburg oder Tulln, auf das linke Ufer hinübergehen, jener soll den Rückenangriff Murats von Wien her durch einen Angriff in der Front unterstützen. Unterdessen kommt es zu Waffenstillstandsverhandlungen; aber sie sind vergeblich, weil Napoleon von den Abgesandten des Kaisers Franz nicht weniger fordert, als den Abzug der Russen aus den östreichischen Staaten, die Auflösung der in der Bildung begriffenen ungarischen Insurrektion und die Auslieferung Venedigs und Tirols. Napoleon beschließt also, schnell vorzugehen, um Kutusow zu hindern, sich mit der herannahenden zweiten russischen Armee unter Buxhoewden zu vereinigen. Er gibt am 12. Murat Weisungen zur Einnahme Wiens; er befiehlt ihm am Abend des 12., in der Frühe des 13. sich der großen Donaubrücke (Taborbrücke) zu bemächtigen, danach mit seiner Kavallerie auf den Straßen nach Brünn und Weikersdorf vorzugehen, um Kutusow den Weg nach Mähren zu verlegen. Die beiden vordern Divisionen Soults sollen auf der Straße nach Brünn folgen, die beiden vordern von Lannes auf der Straße nach Weikersdorf; zwei Divisionen Soults, die noch zurück sind, sollen als Reserve an der Wiener Straße Stellung nehmen.

Am 13. November verläuft die Einnahme Wiens ohne Schwierigkeiten.

Fürst Auersperg, der Befehlshaber der östreichischen Nachhut, hatte Befehl gehabt, beim Vordringen des Feindes, sich auf das linke Donauufer zurückzuziehen und die Taborbrücke hinter sich zu zerstören. Aber am 11., bei seinem Rückzug, hatte er statt dessen die Brücke mit Brennstoffen belegen lassen, ihre Gitter sperren und vom Tabor bis zum sogenannten Spitz Posten aufstellen lassen. Falls der Feind in größerer Zahl käme, sollten die Vorposten ihre Pistolen abfeuern, worauf die Brücke in Brand zu setzen war. Am Morgen des 12. hatte jedoch Oberst Geringer, der Kommandant der Vorposten, den Befehl bekommen, die Brücke nur im äußersten Notfall zu verbrennen, weil es vielleicht überflüssig werden würde. Nun, in der Frühe am 13., rückt Murat in Wien ein, hinter ihm die Division Oudinot; alle Plätze und Tore werden besetzt. Murat, Lannes, Bertrand und der Oberst Dode de la Brunerie vom Geniekorps ziehen an der Spitze der Grenadiere Oudinots nach der Taborbrücke und kommen ungesehen bis an ihren südlichen Zugang. General Bertrand hat ein Gespräch mit Geringer; er verlangt, Auersperg zu sprechen, macht Geringer mit seinem Kopfe

für die Erhaltung der Brücke verantwortlich, vorgebend, der Friedensschluß sei nahe. Unterdessen sprengen die Franzosen das Schloß am Brückengitter; die Posten feuern ihre Pistolen ab und eilen zurück — jetzt wollen die Artilleristen die Brücke in Brand setzen. Aber Geringer kommt mit Bertrand heran und verbietet es. Halb mit List, halb mit Gewalt nimmt Oberst Dode einem Artillerieunteroffizier die Lunte, womit er grade die Brennstoffe entzünden will. Dann, während die Oestreicher unschlüssig sind, kommen mehr und mehr Franzosen heran. Murat kommt und versichert ebenfalls, der Friede sei nahe. Als Geringer gegen das Andrängen der Franzosen Widerspruch erhebt, bleiben sie scheinbar zurück. Aber darauf, während Murat den herbeigeholten Auersperg tief in ein Gespräch verwickelt, dringen die französischen Truppen auf der Brücke weiter vor; sie werfen die Pechkränze ins Wasser und bemächtigen sich der Kanonen, ehe die Bedienungsmannschaften zur Besinnung kommen. Erst als ein Bataillon Grenadiere und eine Eskadron Husaren die Brücke überschritten haben, merkt Auersperg zu seinem größten Leidwesen den Betrug und zieht sich auf Ersuchen mit seinen 13 000 Mann vom Ufer zurück. Auf der Straße nach Brünn zieht er ab. Ein Seitenstück, diese Uebertölpelung Auerspergs, zur Uebertölpelung Melasens in Alessandria.

Napoleon erfährt sofort, daß der Donauübergang zu Wien gewonnen ist. Er ist nun in Purkersdorf, wohin er sich auf die Nachricht, Kutusow marschiere von Krems ab, begeben hat. Er hatte Bernadotte befohlen, bei Krems hinüberzugehen, dort Stellung zu nehmen und den abmarschierenden Russen auf die Fersen zu fallen. Um 11 Uhr in der Nacht vom 13. auf den 14. November kommt Napoleon in Wien an. Er sieht sich nun imstande, sich auf Kutusow zu werfen; vielleicht kann er ihn vernichten, ehe er sich mit den andern Heeresteilen vereinigt hat — nichts hindert ihn, die Russen zu umklammern und jede Zusammenziehung der noch übrigen östreichischen Streitkräfte unmöglich zu machen.

XI. Vom 14. bis zum 17. November folgt der letzte Teil des Feldzuges von Wien. Napoleon hat sein Hauptquartier im Schlosse zu Schönbrunn. Seine Lage ist: seine rückwärtigen Verbindungen sind durch Ney und Augereau gedeckt; gegen den Erzherzog Karl in Italien sicherte ihm bisher die rechte Flanke seines Vormarsches Marmont bei Leoben; aber nach dem Uebergang über die Donau hat er seine rechte Flanke gegen Ungarn hingewendet — er muß seine verlängerte Operationslinie decken. Das tut er durch Davout. Dieser hat durch Friant die Straße nach Preßburg auf dem rechten Donauufer, durch Caffarelli die Straße nach Brünn zu decken, und Gudin bei Neustadt zur Verbindung mit Marmont aufzustellen. Uebrigens soll Ney

den Bayern überlassen, Tirol festzuhalten, und nach Salzburg kommen. Die nächste Frage ist: Wird es Napoleon gelingen, Kutusow von Mähren abzuschneiden?

a. Noch am Abend des 13. Novembers ist Murat, dem Befehl des Kaisers gemäß, von Wien weitermarschiert, nach Mähren und Böhmen, Lannes und eine Division von Soult folgen ihm. Kutusow kommt an demselben Tage bis Ebersbrunn. Am 14. kommt Murat auf seinem Umgehungsmarsch bis Weikersdorf; Lannes folgt ihm. Diesem folgt Soult am Abend, nachdem Davout am Nachmittage in Wien angelangt ist und die Sorge für die Stadt und die Donaubrücke übernommen hat. Kutusow kommt bis Meissau. Bernadotte hat seine Brücke über die Donau noch nicht vollendet; zur Unzufriedenheit des Kaisers ist er noch nicht hinübergegangen.

b. Am 15. November. Murat eilt weiter vor; der Kaiser treibt ihn dazu an, in der Hoffnung, Kutusow, wenn nicht abzuschneiden, so doch wenigstens schwer zu schädigen. Auf der Stockerauer Straße hat Caffarelli Murat zu verstärken. Kutusow erreicht nach einem Nachtmarsche Schrattental und rastet dort. Er hat zur Sicherung seines Weitermarsches 6000 Oestreicher unter Bagration nach Hollabrunn gesandt; sie sollen dort die Straße sperren, damit er Zeit gewinne, um sie herum marschierend, die große Straße bei Jetzelsdorf vor Murat zu erreichen. Nun stößt Murat, am Nachmittage hinter Hollabrunn, auf Bagration bei Schöngrabern. Er hat außer seiner Kavallerie nur Lannes mit einer Division bei sich und glaubt, sich der ganzen russischen Armee gegenüber zu befinden. Um Zeit für den Anmarsch seiner übrigen Truppen zu gewinnen, knüpft er Verhandlungen mit dem feindlichen Oberfeldherrn an, wie zu Wien unter Vorspiegelung eines Waffenstillstandes. Kutusow geht nach absichtlichem Zögern darauf ein; er tut so, als sei er vollkommen unterrichtet und mit der weitern Vermittlung betraut, und schickt einen Adjutanten des Zaren zu Murat. Es wird ein Dokument verfaßt, worin sich Kutusow zum Schein verpflichtet, aus Deutschland abzumarschieren, sobald Napoleon den Waffenstillstand unterzeichnet habe; dagegen soll Murat nicht weiter vorrücken. Auf diese Weise gewinnt Kutusow Zeit zum Rasten. Er sammelt seine Truppen bei Jetzelsdorf, um am nächsten Morgen den Rückzug über Znaym fortzusetzen. Bagration setzt sich unterdessen zur Verteidigung in stand.

c. Am 16. November. Napoleon bekommt in der Frühe die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes. Er gerät in großen Zorn; denn sogleich ist ihm klar, daß Kutusow schon jetzt im Abmarsch ist, und daß Murat nur einer Nachhut gegenübersteht. Er setzt seine Garde auf Hollabrunn in Marsch, befiehlt Davout, Gudin nach Wien

zu ziehen, so daß er, der Kaiser, Caffarelli ganz gegen die Russen verwenden kann. Am Nachmittage geht Murat, durch Soult mit 3 Divisionen verstärkt, mit Uebermacht gegen Bagration bei Hollabrunn vor. Oudinot steht in der Front, hinter ihm Vandamme als Reserve, Suchet umgeht den rechten, Legrand den linken Flügel des Feindes. Bis 11 Uhr in der Nacht leistet Bagration tapfern Widerstand; dann, nach schweren Verlusten, durchbricht er die französischen Divisionen. Noch in der Nacht kommt Kutusow bis Lechwitz. Napoleon ist am Abend in Hollabrunn.

d. Am 17. November. Napoleon treibt seine Armee auf Znaym vor. Murat kommt dahin, dann der Kaiser; bis zur Nacht auf den 18. sind dort auch Lannes, Soult, die Division Caffarelli und die Garde angelangt. Bernadotte hat erst am 15. die Donau überschritten; er ist noch einen Marsch von Znaym entfernt. Mortier, wieder auf dem nördlichen Donauufer, steht bei Krems. Von den bei Augsburg und Ingolstadt zurückgebliebenen Kavalleriedivisionen marschiert die unter Bourcier auf Wien, während die unter Baraguey über Waldmünchen bis in die Gegend von Pilsen streift. Die Dragonerdivision Beaumont, bei Davout zurückgeblieben, klärt die Straße nach Brünn auf, die Dragonerdivision Klein beobachtet die böhmische Südostgrenze. Der Feind zieht sich weiter und weiter zurück. Bagration erreicht Frainspitz, Kutusow Pohrlitz, und er verstärkt sich dort durch das von Wien abgezogene Korps, das statt des Fürsten Auersperg der Fürst Johann Liechtenstein befehligt. Kutusow ist nun 45 000 Mann stark. Das Ergebnis ist also: Napoleons Plan, die Russen abzuschneiden, ist gescheitert, und zwar durch Murats Schuld, durch sein Verhandeln mit Kutusow bei Hollabrunn. Am 16. schreibt der Kaiser aus Schönbrunn an Murat: „Sie lassen mich die Früchte eines Feldzuges verlieren."

Der Feldzug von Austerlitz. Nachdem Kutusow nach Norden entkommen war, war Napoleons Lage nicht günstig. Der russische Oberfeldherr konnte in der starken Stellung von Olmütz weitere Verstärkungen erwarten; die Truppen unter General Essen waren schon nahe, und eine Armee von 45 000 Mann unter General Bennigsen marschierte auf Breslau. In Böhmen hatte Erzherzog Ferdinand ein Korps gesammelt, und Erzherzog Karl marschierte auf Marburg, um über Körmend und Raab nach Wien zu gelangen. Dazu kam, daß dem Kaiser Preußens bewaffnete Vermittlung drohte. Am 3. November hatte nämlich Friedrich Wilhelm 3. mit dem Zaren den Potsdamer Vertrag geschlossen, wonach Preußen von Napoleon fordern sollte: die Unabhängigkeit Neapels, Hollands, der

Schweiz, die Trennung der italienischen Krone von der französischen und die Entschädigung des Königs von Sardinien. Wurden diese Forderungen nicht bewilligt, so hatte Preußen mit 180 000 Mann der Koalition beizutreten; dafür sollte es Hilfsgelder bekommen, und Rußland und Oestreich hatten sich bei England zu verwenden, damit Preußen, im Wege des Tausches oder der Entschädigung, Hannover bekäme. Davon abgesehn -- Napoleons militärischer Nachteil war nun: er mußte seine Operationslinie weit über seine bisherige Absicht verlängern, zur Deckung seiner Flanken viele Truppen abordnen. Da Ney nach Tirol, Marmont nach Steiermark, Davout an die ungarische Grenze und Bernadotte gegen Böhmen marschiert war, hatte er augenblicklich nur die Korps unter Murat, Lannes und Soult zur Verfügung.

Folgen wir ihm durch den letzten halben Monat des Krieges!

I. Nachdem ihm Kutusow entgangen ist, will er schnell nach Brünn vordringen, weil es, wie er am 18. November aus Znaym an Lannes schreibt, „nötig ist, um unsere Stellungen sicher einzunehmen, denn man kann nicht in einer Stadt wie Wien auf Vorposten bleiben.“ Er befiehlt: Bernadotte marschiert nach Budwitz, Mortier läßt die Division Dumonceau bei Krems und besetzt mit seinen beiden andern Divisionen Wien, Davout verläßt Wien und besetzt Preßburg. Demgemäß nimmt am 19. die Armee den Vormarsch wieder auf. An diesem Tage kommt Murat nach Brünn, Lannes nach Pohrlitz, ebendahin das kaiserliche Hauptquartier; Soult marschiert rechts von der Pohrlitzer Straße nach Niemtschitz, Bernadotte ist bei Znaym. Kutusow vereinigt sich am 19. in Wischau mit der ersten Staffel der russischen Armee unter Buxhoewden (14 000 Mann), am 20., nachdem er nach Proßnitz zurückgegangen ist, mit der zweiten Staffel (20 000 Mann). Napoleon ist am 20. in Brünn. Er weiß, daß die russischen Armeen sich vereinigt haben, daß der Zar im Lager beim Kaiser Franz ist; er erwartet, daß es zur Entscheidungsschlacht kommt, und will sich zu Brünn darauf vorbereiten.

II. An den folgenden Tagen hat die französische Armee folgende Stellungen inne. In Brünn beim Kaiser stehen die Garden (5300) und Lannes mit den Divisionen Oudinot und Suchet (12 000); rechts von Brünn, bei Austerlitz, steht Soult (26 000), links von Brünn Bernadotte (19 000), und zwar mit einer französischen Division in Znaym, mit einer französischen in Budwitz und mit der bayrischen Division Wrede in Iglau. Vor dieser Linie steht Murats Kavallerie, bei Wischau (4500). Hinter der Linie stehen Caffarelli bei Pohrlitz (6000) und Friant bei Nikolsburg (6000). Baraguey ist gegen Böhmen gesandt (4500). Davout steht an der Donau, bei Preßburg (8000), Mortier und Beaumont (6000 und 2000) halten Wien

besetzt. Dumonceau bei Neustadt (4500) bildet die Verbindung mit Marmont, dessen Divisionen (9000) bei Leoben und Graz stehen. Was die Armee von Italien betrifft, so hatte Erzherzog Karl Masséna in der dreitägigen Schlacht von Caldiero (vom 30. Oktober bis 1. November) geschlagen, hatte aber seinen Sieg wegen der Ereignisse auf dem deutschen Kriegsschauplatze nicht ausnützen können, sondern dahin abziehen müssen. Ebensowenig hatte Erzherzog Johann Tirol halten können; von Ney mit 15 000 Mann im Rücken bedroht, von Augereau in Vorarlberg mit 30 000 angegriffen, im Süden nach dem Rückzuge Karls ohne Schutz gegen den Feind, hatte er Tirol verlassen und sich am 26. Oktober mit Karl bei Windischgrätz vereinigt (80 000). Masséna hatte von Napoleon Befehl, dem Erzherzog Karl zu folgen; mit 35 000 Mann ist er am 29. November in Laibach. Er bringt sich von dort durch eine Patrouille, die durch Kärnten und Steiermark vordringt, in Verbindung mit Marmont. Ney, der Tirol vom Feinde gesäubert und dort 9000 Bayern zurückgelassen hat, ist seit dem 21. November mit 13 000 Mann im Pustertal hinter dem Erzherzog Johann her. Endlich, die Hauptarmee des Feindes, bei der Zar Alexander und Kaiser Franz angelangt sind, hat am 22. November ein Lager bei Olschann, vorwärts Olmütz, bezogen; sie wächst dort auf 89 000 Mann.

Diese Aufstellung bedeutet: obwohl Napoleon seine Armee in einer Front von 50 Meilen aufgestellt hat, kann er ihre Teile doch leichter zusammenziehen als der Feind; denn dieser hat zwei, auf äußern Operationslinien getrennte Massen gebildet. Mit andern Worten: Kutusow und Erzherzog Karl können sich nur unter großem Zeitverlust und großen Gefahren vereinigen.

Es lag nun in Napoleons Vorteil, die Verbündeten zur Schlacht zu verlocken; ehe Erzherzog Karl aus Ungarn herankam, ehe Preußen auf Kriegsfuß stand und in den Krieg eingriff, mußte er suchen, die Dinge in Mähren zur Entscheidung zu bringen. Anderseits hatten die verbündeten Russen und Oestreicher in der vortrefflichen Stellung zu Olschann alle Veranlassung, die Schlachtentscheidung hinauszuschieben. Aber nun kommt der psychologische Augenblick des Krieges: der Feind entschließt sich grade zu dem, was sein Nachteil und Napoleons Vorteil ist.

Im Lager zu Olschann spielte Alexander I. die Hauptrolle, schon deshalb, weil er die meisten Truppen hatte und noch unbesiegt war, dann aber, weil er, im Gegensatz zu Kaiser Franz, von der Begierde nach Kriegsruhm erfüllt war. Alexander hielt sich nicht für fähig, seine Armee zu befehligen; gleichwohl behielt er sich vor, den alten, erfahrenen Kutusow zu inspirieren. Er selbst, der fürchtete, Napoleon werde ihm entweichen, lieh sein Ohr dem östreichischen General Weyrother, Kutusows

Generalstabschef, einem beredten Doktrinär, einem Strategen von der Art Macks. Weyrother war für den Angriff und wußte dem Zaren zu sagen, was er gern hörte. Auch Franz, der mit Napoleon zu Brünn vergeblich über den Frieden hatte verhandeln lassen, wünschte schließlich schnelle Entscheidung. Am 24. beschließen die beiden Kaiser, Napoleon zu Brünn aufzusuchen und zu schlagen. Der Plan ist: den rechten Flügel der Franzosen zu umgehen, ihn durch diesen Druck auf seine Verbindungen zum Rückzug an die Donau zu nötigen, und, falls er sich nicht zurückzöge, seine rechte Flanke anzugreifen. (In aller Heimlichkeit entwarf Weyrother, vom Zaren gedrängt, den Schlachtplan; nur wenige Offiziere erfuhren das Geheimnis, auch Franz soll es erst spät erfahren haben. Erzherzog Karl nennt in seinem Briefe vom 9. Dezember an Erzherzog Josef den Plan mit richtiger Ahnung ein Produkt der erhitzten Einbildungskraft Weyrothers.) Es folgt die letzte Kriegswoche.

III. Vom 27. bis zum 28. November. Am 27. brechen die Verbündeten auf und kommen bis Proßnitz. Am 28. marschieren sie weiter; ihre Vorhut (Bagration) nötigt Murat, Wischau zu räumen, Kutusow gelangt über Wischau hinaus. Napoleon erfährt, zu seinem Erstaunen, den Anmarsch des Feindes am Abend des 28. durch einen Ueberläufer, und weil er für den folgenden Tag den Angriff erwartet, befiehlt er durch Eilboten: Caffarelli, Bourcier, Klein — der letzte marschiert noch auf Preßburg — treffen am Morgen des 29. bei Brünn ein, Davout, Bernadotte und Mortier kommen in Eilmärschen heran. Nachdem der Kaiser diesen Befehl gegeben hat, begibt er sich nach dem Posorzitzer Posthause zu Soult. Von der Höhe von Austerlitz herabblickend, sucht er sich über die Maßnahmen des Feindes aufzuklären; aber da er nichts bemerkt, beschließt er, abzuwarten. Am Abend, nachdem er erfahren hat, daß die ganze feindliche Armee anmarschiert, ändert er seinen Entschluß. Uebrigens sandte er, um Zeit zu gewinnen, denselben Abend wiederum Savary zum Zaren, mit dem Ersuchen um eine Unterredung und um Einstellung der Feindseligkeiten auf 24 Stunden, freilich vergeblich. (Einige Tage vorher war Savary bei Alexander gewesen, um ihm zu sagen, „wie sehr ihm (Napoleon) am Herzen liege, seine Freundschaft zu gewinnen.")

IV. Am 29. November zieht Napoleon bei Tagesanbruch, Austerlitz aufgebend, Soult in die Linie Sokolnitz-Schlappanitz zurück, Caffarelli in Reserve bei Latein, Suchet nördlich der Olmützer Straße hinter dem Bosenitzer Berge, hinter Suchet bei Kritschen die Garden und Oudinot. Er läßt die Kavallerie Welatitz, Bosenitz, Girschkowitz und die Hochebene von Pratzen besetzen. Seinen Stand nimmt er auf einem weite Aussicht gebenden Hügel, südlich der Brünner Straße, vor-

wärts Bellowitz. Wien läßt er durch Dumonceau besetzen; Marmont soll an Wien herangehen. An diesem Tage begnügt sich Kutusow damit, seine Armee, zur bessern Umfassung des rechten Flügels der Franzosen, unter dem Schutze seiner Vorhut nach links zu schieben. Napoleon nimmt an, daß es erst am 1. Dezember zur Schlacht kommen werde.

V. Am 30. November rücken Kutusows Vorposten in die Linie Schumitz-Walspitz-Satschaner Teich. Die Armee der Verbündeten schiebt sich abermals nach links vor und steht danach rittlings der Littawa mit der Front nach Westen, ihre letzte Kolonne ist bei Butschowitz, ihre vorderste bei Hodjegitz. Napoleon hofft, die Schlacht auf den Höhen von Pratzen annehmen zu können; aber jetzt erwartet er sie erst zum 2. Dezember. Als er am 30. November die Hochebene von Pratzen beritt, sagte er sich: Stelle ich mich auf die Hochebene, den rechten Flügel an der Littawa, so hindere ich den Feind, diesen Flügel zu umgehen, dabei kann es schon am 1. Dezember zu einem Zusammenstoß kommen; der Gewinn eines Tages bringt mir jedoch noch gewisser meine Verstärkungen heran. Auch kann ich zwar in der guten und gesicherten Stellung von Pratzen den Feind zurückschlagen (nur eine gewöhnliche Schlacht haben, wie sein Ausdruck ist); aber wenn ich sie nicht annehme, verleite ich den Feind wahrscheinlich dazu, meinen, dann nicht so gut angelehnten rechten Flügel zu umgehen, und während er diese, zu weit ausgreifende Bewegung macht, werde ich geschlossen vorstoßen und ihm eine neue vernichtende Niederlage beibringen. — Wie groß der Fehler, den die Verbündeten Ende November begingen! Am 28., als sie den Feind, dessen Vortruppen nur 35 Kilometer von Brünn entfernt waren, überrascht hatten, hätten sie mit Uebermacht vorgehen müssen, um Napoleon zur Entscheidungsschlacht zu zwingen, ehe er von zwei Seiten Verstärkungen bekommen hatte. Aber statt dessen verwandten sie die nächsten drei Tage zu einer südlichen Umgehung, um den Feind von Wien abzudrängen, und gaben Napoleon Zeit, sich an Truppenzahl mindestens gleich stark zu machen. Der Kaiser selbst hielt seine Lage für bedenklich; das ergibt sich aus seinem Briefe an Talleyrand vom Nachmittag des 30., wo er den Wunsch ausspricht, „den Frieden schnell zu schließen.“ Er will sogar einen Teil von Venetien dem Kurfürsten von Salzburg überlassen und Oestreich mit dem Lande des Kurfürsten für die Abtretung des Breisgaues an Bayern entschädigen.

VI. Am 1. Dezember. In der Absicht, einen entscheidenden Sieg zu erringen, stellt Napoleon seine Armee so auf: Suchet vom Santon bis gegen Girschkowitz — ein Regiment, als fester Stützpunkt des linken Flügels, verschanzt sich auf dem Santon —; Caffarelli hinter Suchet; Bernadotte hinter Caffarelli rittlings der Brünner Straße.

Wrede bleibt bei Iglau zur Deckung gegen den Erzherzog Ferdinand, der bei Prag 18 000 Mann gesammelt hat. Oudinot steht rechts von der Brünner Straße, vor dem Standort des Kaisers, die Garden stehen dahinter. Murat steht mit seiner Kavallerie hinter der Linie von Caffarelli und Oudinot, Soult hat die Divisionen Vandamme und St. Hilaire westlich des Bosenitzer Waldes gegenüber Puntowitz, Legrand ist hinter Kobelnitz und hält Sokolnitz und Tellnitz besetzt. In der Nacht kommt noch Davout mit Friant und Bourcier bei Raigern an. — An demselben Tage rückt der Feind wieder halblinks vor. Die fünf Kolonnen seiner Armee stehen nun so: Duchterow (8500) in der Linie Klein-Hostjeradek-Augezd; Langeron (11 600) rechts davon, auf den Höhen von Pratzen; Prschibitschewski (13 800) zwischen Krzenowitz und Pratzen; Kollowrat (25 400) dahinter, vorwärts Krzenowitz; die Kavallerie unter Liechtenstein (4600) zwischen Langeron und Prschibitschewski, am Fuße der Hochebene von Pratzen. In der Reserve stehen die Garden unter dem Großfürsten Konstantin (8500), bei Krzenowitz, wo auch das Hauptquartier ist. Bagration mit der Vorhut (13 000) steht vorwärts Raußnitz, an der Twaroschna. Die Verbündeten wollen sich durch einen Linksabmarsch der Uebergänge von Sokolnitz und Tellnitz bemächtigen und dann die Franzosen überflügeln; sie wollen also grade das ausführen, was Napoleon wünscht, eine zu weit ausgreifende Umgehung, während der der Kaiser seine zwischen Schlappanitz und der Brünner Straße zusammengedrängten Massen nach der Hochebene von Pratzen bequem wird entwickeln können. „Mit unsäglicher Freude“ sieht der Kaiser den Feind die Anstalten zur Umgehung treffen. „Das ist ein jämmerliches Vorgehen!“ ruft er, vor Freude zitternd und in die Hände klatschend. „Sie gehen in die Falle! Sie liefern sich aus! Vor morgen Abend ist diese Armee mein!“ Am Spätnachmittage versammelt er seine Unterführer um sich, bespricht mit ihnen den Stand der Dinge und seine Absichten für die Schlacht und weist jedem seine Rolle zu. Er befiehlt: Soult soll um 7 Uhr früh Vandamme und St. Hilaire jenseits des Bosenitzer Baches bereit stehen haben, um „das Manöver des Tages, einen staffelförmigen Vormarsch, die rechte Schulter vor,“ beginnen zu können. Legrand wird unterdessen die Uebergänge von Sokolnitz und Tellnitz festhalten. Murat, verstärkt durch Beaumont, wird links von Soult die Mitte bilden. Auch Caffarelli wird um 7 Uhr früh den Bosenitzer Bach überschritten haben und rechts von Suchet aufmarschieren, der ihm Platz zu machen hat, indem er sich tiefer aufstellt; beide Divisionen unter Lannes bleiben zu ihrer Deckung hinter den Höhen. Bernadotte soll hinter Lannes vorrücken, seine zweite Linie bildend. Davout soll um 5 Uhr früh von Raigern auf-

brechen und an Soults rechten Flügel heranmarschieren, so daß er dem Feinde, der bei Sokolnitz und Tellnitz den Uebergang erzwingen will, in die Flanke stößt.

Am Abend vor der Schlacht ist Napoleon des Erfolges so sicher, daß er beschließt, seiner ganzen Armee seinen Schlachtplan in kürze kundzugeben. „Soldaten!“ sagt er, „die russische Armee kommt, um die östreichische Armee von Ulm zu rächen. Es sind dieselben Bataillone, die Ihr bei Hollabrunn geschlagen, dann beständig bis hierher verfolgt habt. Die Stellungen, die wir einnehmen, sind furchtbar, und während jene marschieren, um meine Rechte zu umgehen, werden sie mir die Flanke bieten. Soldaten! ich werde selbst Eure Bataillone lenken. Ich werde mich fern vom Feuer halten, wenn Ihr mit Eurer gewohnten Tapferkeit Unordnung und Verwirrung in die feindlichen Reihen tragt. Aber wenn der Sieg einen Augenblick zweifelhaft wäre, würdet Ihr Euern Kaiser als ersten in der Gefahr sehen; denn der Sieg darf nicht schwanken, an diesem Tage zumal, wo es sich um die Ehre der französischen Infanterie handelt, die von solcher Bedeutung ist für die Ehre der ganzen Nation. Niemand verlasse die Reihen unter dem Vorwande, Verwundete zurückzubringen. Jeder sei durchdrungen von dem Gedanken, daß wir diese Söldlinge Englands besiegen müssen, die ein so großer Haß gegen unsre Nation bewegt. Dieser Sieg wird den Feldzug beenden, und wir werden unsre Winterquartiere wieder beziehen können, wo uns die neuen Armeen erreichen, die sich in Frankreich bilden. Dann wird der Friede, den ich schließe, würdig meines Volkes, Euer und meiner würdig sein.“ Um sich von dem Eindrucke seiner Kundgebung zu überzeugen, durchwandert der Kaiser bei hereinbrechender Dunkelheit die Biwacks. Die Soldaten, die ihn zuerst bemerken, machen Fackeln aus ihrem Lagerstroh, um ihm zu leuchten, andre auf seinem Wege tun desgleichen. So wird das ganze Lager erleuchtet; eine großartige Huldigung für den Kaiser, der durch sein Erscheinen und durch seine Worte alle begeistert. Befriedigt kehrt er in sein Biwack zurück und begibt sich zur Ruhe. Aber die Sorge, daß der Feind noch in der Nacht versuchen werde, sich der Uebergänge bei Sokolnitz und Tellnitz zu bemächtigen, treibt ihn nochmals hinaus; mit Soult reitet er gegen 1 Uhr nach dem bedrohten Punkte. Danach ruht er bis zum Tagesanbruch.

VII. Am 2. Dezember: die Schlacht von Austerlitz.

a. Um 5 Uhr früh beginnt die französische Armee in die ihr angewiesenen Stellungen einzurücken. Napoleon ist auf seinem Biwackshügel, um ihn sind seine Korpsführer. Allmählich hebt sich der Nebel von dem vorliegenden Gelände, um 7 Uhr liegen nur noch die Täler im Nebel. Jetzt bewegt sich der Feind vor; Dochturow

marschiert auf Tellnitz, Langeron marschiert rechts von ihm, Prschibitschewski marschiert auf das Sokolnitzer Schloß, Kollowrat auf den Grund zwischen Sokolnitz und Kobelnitz. Wenn diese Angriffskolonne den Goldbach überschritten hat und sich dem Holze von Turas nähert, soll auch Bagration, durch die Kavallerie in seiner linken Flanke gedeckt, und unterstützt durch die Reserve, die Garden, zum entscheidenden Stoße längs der Brünner Straße gegen die Stellung der Franzosen vorgehen, die man hinter Schlappanitz und Bellowitz vermutet, und die dann ganz umgangen sein würde. Der linke Flügel der Verbündeten bewegt sich also gegen den Goldbach vor. Als Napoleon um 7½ Uhr bemerkt, daß sich die Hochebene von Pratzen mehr und mehr leert, fragt er Soult: „Wie lange brauchen Sie, um mit Ihren Divisionen auf die Höhen von Pratzen zu kommen?“ Der Marschall antwortet: „Weniger als 20 Minuten.“ Der Kaiser darauf: „In dem Falle wollen wir noch eine viertel Stunde warten.“ Bald zeigt das lebhafte Infanteriefeuer auf dem rechten Flügel an, daß der Kampf an den Uebergängen des Goldbaches entbrannt ist. Nach 8 Uhr bricht die Kolonne Dochturow aus Augezd hervor, eine Stunde später hat sie sich des Ueberganges bei Tellnitz bemächtigt. Während sie sich in dem genommenen Dorfe festsetzt, erscheint Langeron vor Sokolnitz und nimmt es. Prschibitschewski folgt ihm; aber er findet keinen Raum, sich zu entwickeln. Nun, gegen 9, während die Spitzen der feindlichen Kolonnen den Goldbach überschreiten, trifft von Raigern her Davout vor Tellnitz ein und wirft sich sofort, zu Legrands Unterstützung, dem Feinde entgegen. Dieser steht um 9 Uhr bei Tellnitz fast mit der Hälfte seiner Kraft im Gefechte.

b. Inzwischen, gegen 8 Uhr, hat Soult den Vormarsch begonnen. Die Divisionen Vandamme und St. Hilaire kommen auf die Hochebene von Pratzen, grade als die Spitze der Kolonne Kollowrat, bei der Kutusow ist, Pratzen erreicht. Kutusow, durch den Angriff Napoleons überrascht, erkennt jetzt erst die Gefahr, die seiner Armee droht, wenn sich die Franzosen der Hochebene von Pratzen bemächtigt haben. Er wirft schnell 2 Bataillone in das Dorf Pratzen, schwenkt mit seiner Kolonne nach rechts ein und leistet der Uebermacht zunächst entschlossen Widerstand.

c. Mittlerweile hat auch in dem Gelände südlich der Brünner Straße das Gefecht begonnen. Bernadotte ist bei Girschkowitz über den Bosenitzer Bach gegangen, links von ihm ist Murat auf Blosowitz vorgedrungen. Großfürst Konstantin, auch auf Blosowitz vordringend, stößt auf Bernadottes linken Flügel, auf die Division Rivaud. Rechts von ihm trifft die Kavallerie unter Liechtenstein ein und wirft sich sofort auf Murat; ein Kavalleriekampf, der unentschieden bleibt.

Anders der Kampf zwischen Rivaud und dem Großfürsten, der unter den Augen Napoleons, der nach den Höhen von Blosowitz geritten ist, vor sich geht. Rivaud nimmt das Dorf Blosowitz; die russischen Garden, denen Napoleon seine Gardekavallerie entgegenwirft, können es nicht wiedernehmen. Die Russen, überdies von Caffarelli in der rechten Flanke angegriffen, werden bald nach 11 Uhr gezwungen, sich auf Krzenowitz zurückzuziehen.

d. Von den Oestreichern ist Bagration zwischen 9 und 10 Uhr aufgebrochen; gegen Bosenitz vorgehend, stößt er auf den vorangehenden Lannes. Der ganze rechte Flügel der Verbündeten steht also im Feuer, als gegen Mittag bei Pratzen die Entscheidung fällt. Kutusow wird bei seiner letzten Anstrengung, die Höhen von Pratzen zu gewinnen, von Soult völlig geworfen. Seine verwirrten Truppen weichen den Abhang hinunter nach Krzenowitz und Groß-Hostjeradek; dazu wirkt auf Napoleons Befehl auch Drouet mit, indem er die zu Kutusows Hilfe herbeieilenden Reserven wirft. Das Ergebnis ist: die ganze Linie der Verbündeten ist durchbrochen, alle am Goldbache kämpfenden feindlichen Kolonnen sind abgeschnitten, sind in dem Winkel, den Littawa und Goldbach am Satschaner Teiche bilden, eingeschlossen.

e. Kurz bevor es zu dieser Entscheidung kommt, und als der Großfürst Konstantin auf dem Rückzuge ist, geht Lannes mit Suchet und Caffarelli zum Angriff auf Bagration vor, der bis Bosenitz gekommen ist und sich dieses Dorfes bemächtigt hat. Von rechts greift auch die Kürassierdivision d'Hautpoul an — auch der rechte Flügel der Verbündeten wird geworfen. Bagration weicht nach Raußnitz zurück, von dort zieht er am Spätnachmittage nach Austerlitz.

f. Napoleon hat sich, nachdem der Feind bei Blosowitz geworfen ist, zu Soult bei der St. Antonskapelle begeben. Dahin war der Marschall nach der Einnahme der Hochebene von Pratzen vorgedrungen, indem er sich rechts zog und, durch St. Hilaire im Marsche auf Sokolnitz, durch Vandamme im Marsche auf Augezd, die Vereinsamung des linken feindlichen Flügels vollendete. Drouet war über die Höhen von Pratzen gefolgt. Gegen 2 Uhr nimmt Vandamme Augezd, während auch Davout, der seit 9 Uhr auf den Höhen des andern Goldbachufers den Feind verhindert hat, aus der Niederung herauszutreten, zum Angriff auf Sokolnitz und Tellnitz vorgeht.. Am Nachmittage um 2 ist die Schlacht entschieden; die Kolonnen Dochturow, Langeron und Prschibitschewski sind umringt, nur Trümmer von ihnen retten sich über das Eis des Satschaner Teiches oder auf dem Damm von diesem Teiche zum Menitzer Teiche. — Die Russen hatten an 20 000 Mann, ihre Artillerie, Munition und ihr Gepäck verloren, das östreichische Korps unter Liechtenstein hatte

6000 Mann verloren. Von der Flucht der Russen auf der Straße nach Göding und Holitsch berichtet Czartoryski: „Es gab weder Regimenter, noch Armeekorps mehr beim Heere der Verbündeten. Auf dem Wege nach Holitsch hörte man in den Dörfern nur wüstes Schreien der Leute, die im Weine ihr Mißgeschick zu vergessen suchten.“ — Der Zar rettete sich vor der Gefangennahme nur durch die Notlüge, es sei ein Waffenstillstand geschlossen worden.

VIII. Nach der Schlacht von Austerlitz. Napoleon sagt seiner Armee: „Soldaten! ich bin mit Euch zufrieden! Ihr habt am Tage von Austerlitz alles gerechtfertigt, was ich von Eurer Unerschrockenheit erwartete, und habt Eure Adler mit unvergänglichem Ruhme geschmückt. Als das französische Volk mir die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, da vertraute ich auf Euch, daß ihr für immerdar die Glorie erhalten bleibe, die ihr in meinen Augen einzigen Wert verleiht. Wenn hier alles, was unsers Vaterlandes Glück und Wohlfahrt heischt, erreicht sein wird, will ich Euch nach Frankreich zurückführen. Dort sollt Ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Fürsorge sein. Mein Volk wird Euch mit tausend Freuden wiedersehn, und falls nur einer von Euch sagt: ‚Ich bin bei Austerlitz dabei gewesen,‘ wird jeder sofort erwidern: ‚Hier steht ein tapferer Mann.‘“ *) — Der Kaiser hatte die Vernichtung des ganzen linken feindlichen Flügels von der St. Antons-Kapelle aus gesehen. Seiner Gewohnheit nach bereitet er am Abend nach der Schlacht das ganze Schlachtfeld. Nach Mitternacht schlägt er sein Hauptquartier im Posorzitzer Posthause auf. Hier erscheint um 4 Uhr früh, am 3. Dezember, als Abgesandter des Kaisers Franz der General Fürst Johann Liechtenstein, um einen Waffenstillstand und eine Zusammenkunft vorzuschlagen. Daraus ersieht Napoleon, daß sich der Feind für völlig geschlagen hält. Er verwirft zwar den Waffenstillstand, um den Sieg dermaßen auszubeuten, daß dem Feinde jeder Widerstand unmöglich werde, doch willigt er für den 4. Dezember in

*) Den Kriegstheoretikern gilt die Schlacht von Austerlitz als Epoche. Jomini urteilt: Von 1805 schreiben sich die großen Feldschlachten unserer Tage her. Yorck von Wartenburg sagt: „In dieser Napoleonischen Schlacht erkennt man sogleich alle jene Merkmale, welche die neueren Schlachten von denjenigen des friderizianischen Zeitabschnittes unterscheiden. In den letzten wurde die gesamte Armee einheitlich in Bewegung gesetzt, sie konnte und mußte während des ganzen Verlaufes der Schlacht manövrierfähig in der Hand des Führers bleiben. Wurde ihr festes Gefüge an einer Stelle gebrochen, so war sie geschlagen. In der neueren Schlacht kann das Zentrum durchbrochen werden, während die umfassenden Flügel den Sieg erringen, kann ein Flügel vernichtet werden, während der andere den Feind erdrückt, ja in einer gut geleiteten Schlacht wird man immer auf einem Teile des Schlachtfeldes dem Gegner einen solchen Erfolg einräumen, um dafür auf dem zur Entscheidung gewählten Punkte mit Uebermacht auftreten zu können.“

eine Unterredung mit Franz ein. — Am 3. Dezember um 8 Uhr früh gibt Napoleon all seinen Korps Befehle zur eifrigsten Verfolgung des Feindes; freilich weiß er noch nicht, wohin er sich zurückgezogen hat, und kann daher erst im Laufe des Tages endgültige Befehle geben. Der Feind hat sich nämlich am Abend des 2. notdürftig bei Hodjegitz gesammelt; er ist in der Nacht nach Tzeitsch zurückgewichen und ist dort am Vormittag des 3. eingetroffen. Am 4. geht er bei Göding über die March und erreicht Holitsch.

Am Nachmittage des 4. Dezembers findet eine Zusammenkunft Napoleons mit Kaiser Franz bei Nasiedlowitz, auf der Straße zwischen Austerlitz und Holitsch statt. Napoleon benimmt sich zuvorkommend und erklärt sich bereit, einen Waffenstillstand einzugehen, wenn die Russen, die er umstellt habe, sofort nach der Heimat abmarschierten. Er will den Frieden unverzüglich auch mit den Russen schließen, wenn Rußland sein Gebiet den Engländern sperre; in diesem Falle sollte Oestreich jede Landabtretung erspart bleiben. Andernfalls sei ein Sonderfriede zwischen Frankreich und Rußland zu schließen, wobei Venedig an das Königreich Italien und Tirol an Bayern fallen müsse. Von der letzten Forderung nimmt Napoleon auf Franzens Drängen Abstand. — Nach Holitsch zurückgekehrt, teilt Kaiser Franz dem Zaren Napoleons Bedingungen mit und fordert ihn auf, ihn seines Wortes zu entbinden. Vermutlich widersprach Alexander nicht. Auch er, der nach der Schlacht Tränen vergossen hatte, war gedrückt; erst im Laufe der nächsten Wochen bekam er wieder Mut, so daß er in Berlin zum Kriege mahnen und seine Teilnahme daran zusagen ließ. Jetzt aber will er so schnell wie möglich abziehen; daher sammelt er die Reste seiner Armee, läßt seinem Bundesgenossen sagen, er möge nicht mehr auf ihn rechnen, und reist am 6. Dezember ab.

An demselben Tage wird der Waffenstillstand zwischen Frankreich und Oestreich geschlossen. Seine Bestimmungen sind: die französische Armee besetzt das ganze Erzherzogtum Oestreich, Steiermark und Kärnten, Krain, Istrien, Venedig, Tirol, den Kreis Tabor und den östlichen Teil des Budweiser Kreises in Böhmen, die Kreise von Znaym, Iglau, Brünn, alles Land am rechten Ufer des Wallowabaches und der March in Mähren, in Ungarn die Stadt Preßburg. Die Russen sollen Mähren und Ungarn spätestens in 14 Tagen, Galizien spätestens in 4 Wochen räumen, und sich in Etappenmärschen nach Rußland zurückziehen. Jede Art von Bewaffnung und Aushebung in Ungarn und Mähren hat zu unterbleiben. Keine fremde Armee darf östreichischen Boden betreten.

b. Der Friede von Preßburg.

Ehe wir auf den Friedensschluß sehen, vergegenwärtigen wir uns kurz im Zusammenhang die diplomatischen Verhandlungen, die ihm vorausgehen.

Als Napoleon im Vordringen auf Wien war, hatte Franz 2. den General Guilay zu ihm nach Linz gesandt, um einen Waffenstillstand vorzuschlagen. (8. November.) Napoleon durchschaute die Absicht; er stellte, wir sahen es schon, unannehmbare Bedingungen, weil er seine Armee nicht aufhalten lassen wollte. Nach dem Verluste Wiens wandte sich Franz wieder an ihn; er sandte den Grafen Philipp Stadion und Guilay in das französische Hauptquartier zu Brünn, wo sie mit dem Abgesandten des Königs von Preußen, dem Grafen Haugwitz, zusammenwirken sollten. Wir wissen, Napoleons Lage war nicht günstig; grade jetzt, wo er seine Operationslinie weit über seinen Plan hinaus hatte verlängern müssen, wo sich die Verbündeten in gesicherter Stellung befanden, grade jetzt, wo übrigens die Niederlage von Trafalgar den Erfolg von Ulm trübte, drohte ihm Preußens bewaffnete Vermittlung. Bemerkenswert, wie der Kaiser verfährt, um nun, am Vorabend der Entscheidungsschlacht, Zeit zu gewinnen, d. h. einerseits, die Schlacht auch durch sein diplomatisches Verhalten schnell herbeizuführen, und anderseits, die preußische Vermittlung nicht vor der Schlacht wirksam werden zu lassen. An den Zaren sendet er — wir merkten auch das schon an — Savary, seinen Generaladjutanten; er hat einen Waffenstillstand und für Napoleon eine Unterredung mit Alexander zu fordern, und er soll andeuten, daß Napoleon Rußland die Türkei preisgeben wolle. Diese Lockung in letzter Stunde war zu stark, als daß sie nicht darauf berechnet gewesen wäre, Zeit zu gewinnen und Alexander in dem Glauben zu stärken, Napoleon wolle der Entscheidungsschlacht ausweichen. Der Zar lehnte Waffenstillstand und Unterredung ab, sandte aber ohne Verzug Dolgorucki nach Brünn; ihn brauchte Napoleon nur anzuhören, um die Bestätigung dafür zu haben, daß Alexander vor Kampfesungeduld brannte. Zu dieser listigen Behandlung des Zaren war das Gegenstück die Behandlung der östreichischen Abgesandten und die Haugwitzens, der die preußischen Forderungen zu überbringen hatte. Um beide Parteien, Oestreich und Preußen, auseinanderzuhalten, sendet der Kaiser Stadion und Guilay, von denen er den Inhalt des Potsdamer Vertrages erfuhr, nach Wien, unter dem Vorgeben, auch er komme dahin; Haugwitz dagegen läßt er

in Iglau, auch unter einem Vorwande, aufhalten. Als dann, am Vorabend der Schlacht von Austerlitz, Haugwitz in Brünn eingetroffen ist, hat er zwar eine lange Unterredung mit Napoleon, aber Preußens Vermittlung kann jetzt nicht mehr in Frage kommen. Nach der Unterredung läßt der Kaiser Haugwitz sagen, er möge sich entschließen, nach Wien zu gehen, wo auch Talleyrand sei. Haugwitz folgt der Aufforderung; nun ist er mit seiner Sendung gescheitert — in Wien kann er warten, bis alles vorüber ist, bis Napoleon als Sieger hinkommt und seinerseits Forderungen an Preußen stellt. Talleyrand wird vom Kaiser am 30. November angewiesen — wir erwähnten es schon —, bei den Verhandlungen mit Oestreich mäßigere Forderungen als bisher zu erheben. Er soll nicht ganz Venetien und Tirol fordern, sondern nur die Kreise Legnago und Verona mit der Klause für das Königreich Italien, dazu Augsburg, Eichstädt, den Breisgau und die Ortenau für Frankreichs süddeutsche Bundesgenossen. Das übrige Venetien soll zwar nicht Oestreich verbleiben, aber es könnte an den Kurfürsten von Salzburg fallen, dessen Land Oestreich bekommen soll. Doch für jetzt bleibt es bei Vorbesprechungen; Stadion will nicht ohne Haugwitz verhandeln, und alle Teile warten natürlich auf den Ausgang der Entscheidungsschlacht.

Nach Austerlitz ist die diplomatische Lage: Napoleon ist Oestreich gegenüber von aller Mäßigung zurückgekommen. Er ist, wie er sich in seinen Briefen rühmt, unnahbar den schönen Gefühlen, die manchmal der Besiegte dem Sieger einflößt; er will einen ruhmreichen Frieden, vor allem will er die Verhandlungen in die Länge ziehen, bis er Preußen von Oestreich getrennt hat. Talleyrand wird am 3. Dezember von ihm angewiesen: „Alle Verhandlungen sind null und nichtig, weil sie offenbar nur eine Kriegslist waren, mich einzuschläfern. Sagen Sie Herrn Stadion, daß ich mich durch diese List nicht habe täuschen lassen, und daß jetzt, wo die Schlacht verloren ging, auch die Bedingungen nicht mehr dieselben sein können."

Zunächst kam es also dem Kaiser darauf an, Preußen endgültig von Oestreich zu trennen und es zu Frankreich hinüberzuziehen; zu diesem Zweck verhandelt er Mitte Dezember zu Schönbrunn mit Haugwitz. Der Graf hatte sich bis dahin gegen die östreichischen Diplomaten ebenso zweideutig benommen, wie unzweideutig gegen Talleyrand; es war klar, daß er den Bruch mit Frankreich nicht wünschte, sondern die Neutralitätspolitik Preußens trotz des Potsdamer Vertrages fortsetzen wollte. Aber damit war Napoleon nicht zufrieden; er wollte Preußen zum Bundesgenossen, und er war in der Lage, zu beweisen, daß es von Oestreich, dem es beistehen wollte, auch jetzt nichts Gutes zu erwarten habe. Er zeigte Haugwitz am 13. Dezember einen Bericht

Talleyrands, woraus hervorging, daß Oestreich für den Erzherzog Ferdinand, als Ersatz für das an Bayern verlorene Salzburg, Hannover forderte. Wie groß die Torheit der östreichischen Diplomatie, zu einer Zeit, wo alles für Oestreich auf dem Spiele stand, Preußen an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen! Auch sonst verstand es Napoleon vortrefflich, sich Haugwitz zu willen zu machen. Er beschwert sich über den Potsdamer Vertrag. „Graf Haugwitz, mein Herz sagt mir, daß Preußen, durch seinen Anschluß an meine Feinde, mir den Handschuh hingeworfen hat; ich muß ihn aufheben. Sein Verhalten gegen meinen Gesandten hat mich in den Augen meiner Nation herabgewürdigt. Mein Herz ist verwundet; aber mein Kopf widersetzt sich dem und läßt mich fragen, wohin ein Bruch mit Preußen führen solle, warum zwei Nationen, zu gegenseitiger Liebe und Hochachtung geschaffen, einander bekämpfen und so in ihren eignen Eingeweiden wühlen sollen." Bei der folgenden Unterredung sagt der Kaiser zu dem Minister: „Diesen Morgen noch glaubte ich, der Krieg mit Preußen sei unvermeidlich; jetzt aber, wenn Sie wollen, wenn Sie den Vertrag annehmen können, den ich Ihnen vorschlage, werden Sie erreicht haben, was Euch trefflich zu statten kommen muß. Ich dagegen werde ein Pfand der Freundschaft des Königs besitzen, und der Bund zwischen Frankreich und Preußen wird für immer gegründet sein . . . Ich habe die Wahl zwischen der Allianz mit Rußland, Oestreich und Preußen." So der Kaiser; seine Marschälle haben den Auftrag, Haugwitz einzuschüchtern, ihm zu sagen, falls das Bündnis abgelehnt werde, habe Napoleon alle Maßregeln getroffen, auf Preußen loszugehen. Die Wirkung blieb nicht aus. Haugwitz, betört, ins Bockshorn gejagt, behält nicht nur den Potsdamer Vertrag in der Tasche, sondern er versteht sich am 15. Dezember 1805 dazu, ein Schutz- und Trutzbündnis Preußens mit Frankreich zu unterzeichnen. Demnach hat Preußen das Fürstentum Neufchâtel Frankreich zu überlassen, die Markgrafschaft Ansbach Bayern, das Herzogtum Cleve einem von Napoleon zu bezeichnenden Fürsten; Hannover, das Preußen schon besetzt hat, soll dagegen preußisch werden. Uebrigens hat Preußen das neue Königreich Bayern in dem Umfange, den es nach den östreichischen Abtretungen haben wird, anzuerkennen und den Bestand der „Staaten Frankreichs mit allen Vermehrungen in Italien" zu gewährleisten. Als Haugwitz diesen Vertrag unterschrieb, hatte Preußen ¼ Million Mann unter Waffen, hatte Oestreich noch die Armee unter Erzherzog Karl, standen Preußen für alle Fälle zwei russische Armeekorps zur Verfügung. Statt solche Uebermacht geltend zu machen, gab Haugwitz Napoleon das diplomatische Feld gänzlich preis.

Jetzt, nach dem Schönbrunner Vertrag, wie wird Napoleon mit Oestreich verfahren?

Seine Generale, Murat voran, raten ihm, den Krieg fortzusetzen, um Oestreich für immer zu lähmen. Der Kaiser hört auf solche Ratgeber nicht ungern; aber Talleyrand ist durchaus anderer Meinung. Er, dem übrigens der Friedensschluß reichen Geldgewinn verspricht, sagt seinem Herrn: „Sie erniedrigen sich, wenn Sie nicht anders denken als Ihre Generale. Sie sind zu groß, nur Soldat zu sein.“ Mit solchem Wort erreicht der Minister, daß sich der Kaiser bereit erklärt, Frieden zu schließen. Die Verhandlungen sollen fortgesetzt werden, aber nicht nach dem Sinne Talleyrands, sondern nach dem des Kaisers. Dieser will Oestreich Venedig nehmen, um es aus Italien zu verdrängen, er will ihm Tirol nehmen, um seinen Zusammenhang mit der Schweiz zu zerreißen. Beides billigt Talleyrand; doch möchte er zugleich Oestreich im Osten entschädigen, um die Quelle des Krieges zu verstopfen. Neuerdings, wie schon im Beginn des Krieges, schlägt er vor: Oestreich zum Beherrscher der Donau zu machen, ihm die Walachei, die Moldau, Bessarabien und Nordbulgarien zu überweisen. Dadurch wäre Oestreich Rußlands Nebenbuhler geworden, wogegen sich die Türkei durch ihre Abtretungen eine gesicherte Zukunft erkauft hätte. Und wie Oestreich nicht mehr der Nebenbuhler Frankreichs gewesen wäre, hätte England auf dem Festlande keinen Bundesgenossen mehr gefunden. Die Russen, auf ihr Land beschränkt, würden ihren Eroberungsdrang in Südasien betätigt haben, würden dort mit den Engländern in Streit geraten sein und daher nicht mehr Englands Bundesgenossen in Europa sein können. Zur Sache schreibt Talleyrand nach Austerlitz an Napoleon: „Eure Majestät kann jetzt die östreichische Monarchie vernichten oder erheben. Der Bestand dieser Monarchie ist unentbehrlich für die Zukunft der gebildeten Nationen . . . Ich bitte Eure Majestät, den Plan, den ich die Ehre hatte Ihnen in Straßburg zu überreichen, nochmals durchzulesen. Ich wage es heute mehr denn je, ihn als den besten und heilsamsten zu betrachten. Ihre Siege machen ihn möglich, und ich werde glücklich sein, wenn Sie mich ermächtigen, ein Arrangement zu treffen, das, wie ich die volle Ueberzeugung habe, den Frieden des Festlandes für mehr als ein Jahrhundert sichern würde.“ So wünschenswert die Verwirklichung des Talleyrandschen Planes für Frankreich war: ihr stand nicht nur der Wille Napoleons entgegen, Oestreich zu demütigen, sondern auch die östreichische Regierung wäre nicht dafür zu haben gewesen. Sie wollte nicht endgültig auf die Rolle verzichten, die Oestreich bisher in Mitteleuropa gespielt hatte, sie wollte die Donaumonarchie nicht für alle Zeit mit Rußland verfeinden; sie fand es nützlicher für sie, statt sich mit Frankreichs Hilfe im Orient zu vergrößern,

auf den Zusammenbruch der Türkei zu warten und sich ihre Teilnahme am Raube vorzubehalten.

Genug; die Friedensverhandlungen hatten nach Napoleons Willen die unbedingte Schwächung Oestreichs zum Ziel. Am 10. Dezember hatte er in Brünn gegenüber dem Fürsten Liechtenstein so maßlose Bedingungen gestellt, daß es zu keiner Verständigung gekommen war. Die Verhandlungen wurden am 20. nach Preßburg verlegt. Ehe sie dort begannen, entließ Franz 2., besonders auf Drängen des Erzherzogs Karl, die Minister, die zum Kriege getrieben, „die dem Staate tötliche Wunden versetzt" hatten. (Karls Denkschrift vom 21. Dezember, zu Holitsch.) An Cobenzls Stelle trat Graf Philipp Stadion. Er konnte wissen, daß Oestreich in Preßburg nichts zu hoffen hatte, daß Talleyrand mit gutem Grunde riet, rasch Frieden zu schließen, nämlich deshalb, weil bei Napoleon der Appetit mit dem Essen komme. In der Tat, der Kaiser steigerte seine Forderungen stetig. Erstlich befahl er Talleyrand, Venedig nebst Istrien und Dalmatien zu fordern, dann ließ er ihn, entgegen seinem Franz gegebenen Versprechen, Tirol für Bayern fordern, darauf hatte der Minister auch das Innviertel zu fordern und die Zustimmung zur Vertreibung des Königshauses Neapel. (Am 27. Dezember verkündet Napoleon aus Schönbrunn ohne weiteres, durch einen Armeebefehl: La dynastie de Naples a cessé de régner.) Vor Austerlitz hätte ihm die Zahlung von 5 Millionen Gulden Kriegskosten genügt; jetzt ließ er 50 Millionen Franken fordern und gab sich, nach vielem Hin- und Herfeilschen) mit 40 zufrieden. So konnte Liechtenstein am 23. Dezember aus Preßburg an Franz schreiben: „Jede Stunde vermehrt (Napoleons) Forderung, und ich glaube, daß jede Aufopferung durch einen schleunigen Frieden ersetzt wird." Zuletzt war die Schwierigkeit die Abtretung Tirols, das, wie gesagt, Bayern bekommen sollte. Franz entschloß sich, den Erzherzog Karl zu Napoleon zu senden, damit er versuche, vor dem Austausch der Ratifikationen die drückendsten Friedensbedingungen zu ermäßigen. In dem kaiserlichen Jagdschloß Stammersdorf, unweit Wien, erreicht Karl Napoleon; es ist das erste Mal, daß die beiden Feldherren einander sehen. Aber der Erzherzog bemüht sich vergeblich; Napoleon sagt ihm wiederholt, alles sei schon in Ordnung. Wirklich, in der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember 1805 wurde der Friedensvertrag unterzeichnet.

Der Inhalt des Friedens von Preßburg ist:

Oestreich tritt ab: an das Königreich Italien, also tatsächlich an Napoleon, Venedig, Istrien ohne Triest, Dalmatien und Cattaro; an Bayern (das die freie Reichsstadt Augsburg bekommt), dessen Kurfürst es als König anerkennt, Tirol mit Vorarlberg, Brixen und Trient, Passau und Eichstädt, Burgau und Lindau und kleinere Grafschaften

und Besitzungen; an Württemberg, dessen Kurfürst es auch als König anerkennt, fünf Donaustädte (Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau), die Grafschaft Hosenberg und die Landgrafschaft Nellenburg, einen Teil des Breisgaues, die Städte Villingen und Breunlingen, wie auch die 1803 dem Johanniterorden als Entschädigung überwiesene Grafschaft Bonndorf; an Baden den Rest des Breisgaues, die Ortenau, Konstanz und die Komturei Meinau. Der König von Bayern hat Würzburg an den Kurfürst-Erzherzog von Salzburg abzutreten; dieser hat Salzburg an Oestreich weiterzugeben. Es wird also für den Erzherzog ein Kurfürstentum Würzburg gebildet, und Oestreich bekommt, als einzige Entschädigung für den Verlust von 1100 Quadratmeilen mit über 2½ Millionen Einwohnern, nur Salzburg und Berchtesgaden, den Kern der Entschädigung des Großherzogs von Toscana beim Frieden von Lunéville. Oestreich zahlt an Frankreich 40 Millionen Franken Kriegsentschädigung. Endlich: Oestreich erkennt alle Veränderungen in Italien an, also die Vereinigung Piemonts und der Ligurischen Republik mit Frankreich, den Bestand des Fürstentums Piombino, das Napoleon seiner Schwester Elisa gegeben und durch Lucca vergrößert hatte, ferner die Einverleibung Luccas, Piacenzas und Guastallas in die 28. französische Militärdivision, und zuletzt, doch nicht am letzten, die Vereinigung der Königskrone von Italien mit der kaiserlichen Krone von Frankreich.

Die Bedeutung des Friedens von Preßburg liegt hierin:

1. Oestreich ist zum drittenmal von Napoleon gedemütigt und schwer geschädigt worden; es hat eingebüßt, was es zu Campo Formio als Entschädigung bekommen hat, und was ihm zu Lunéville als Besitz bestätigt worden ist. Es ist ganz aus Italien vertrieben. Durch den Verlust Tirols hat es seinen Zusammenhang mit der Schweiz verloren, durch die Abtretung Dalmatiens hat es Frankreich zum unmittelbaren Nachbarn der Türkei gemacht, sich also für den Fall der Aufteilung der europäischen Türkei einen gefährlichen Mitbewerber herbeigezogen. Auch in Deutschland besitzt es nichts mehr. Seine Stellung im Deutschen Reiche ist durch die Vergrößerung und die Rangerhöhung Bayerns und Württembergs und durch die Vergrößerung Badens weiter herabgedrückt; denn die Fürsten dieser drei Länder sind dem Reichsoberhaupte gegenüber souverän, ganz so, wie es der König von Preußen ist. Die deutsche Reichsverfassung ist in ihrem kümmerlichen Bestand wiederum erschüttert; denn gegenüber der neuen Souveränität Bayerns und Württembergs sind die in diesen Ländern liegenden Reichskörperschaften schutzlos, sind dort die überlieferten ständischen Rechte nichtig. Abermals hat Napoleon, wider Willen, für die deutsche Einheit gewirkt.

2. Die Dritte Koalition ist mit dem Vorhaben, Frankreich auf seine alten Grenzen zurückzuwerfen und in Europa den alten Zustand der Dinge wiederherzustellen, gescheitert, und mehr noch: sie hat die Stärkung des neuen Zustandes zulassen müssen. (Nur zur See hat England Frankreichs Kraft gelähmt.)

3. Frankreich hat nach allem über seine Feinde auf dem Festlande völlig triumphiert. In Italien hat es seinen Einfluß allmächtig gemacht, in Süddeutschland hat es ihn so gestärkt, daß die Grundlage des Rheinbundes fertig ist. Aber die maßlose Diplomatie Napoleons hat Oestreich zum unversöhnlichen Feinde Frankreichs gemacht, und England, Rußland und Schweden bleiben im Kriegszustande. Es ist klar: Napoleon will, daß Frankreich in Europa nicht nur die vorherrschende, sondern die herrschende Macht sei. Er duldet keine Staaten, die Frankreich ein Gegengewicht bieten können — er betrachtet Europa als das große Landgut, wo er alles regelt und allen befiehlt.

B. Nach dem Kriege gegen die Dritte Koalition.

a. Napoleons großes politisches System.

Wie groß auch der Widerwille der französischen Nation gegen den Krieg von 1805 gewesen war, wie mannigfach bei ihr vor dem neuen Waffengange mit Oestreich und Rußland der Zweifel aufgekommen war, ob das neue Kaisertum die Wohlfahrt Frankreichs verbürge: nach Austerlitz verstummten die Zweifler, stand Napoleon in der öffentlichen Meinung seines Landes größer da als je. Am 9. Dezember war der Sieg in Paris bekannt geworden und hatte die Bevölkerung zu stürmischem Jubel hingerissen. Tribunat und Senat wetteiferten, den Sieger zu ehren; jeder von ihnen, wie auch die Stadt Paris, sandte eine Abordnung ins Hauptquartier zu Schönbrunn, um den Kaiser zu beglückwünschen und ihm zu danken. Dieser kündigte den Abordnungen an, daß der Friede nahe sei, und gab einer von ihnen, den Maires von Paris, 54 eroberte Fahnen mit auf den Heimweg, zur Verteilung durch die Tribunen an das Tribunat, den Senat, die Stadt Paris und die Kirche von Notre-Dame. Daheim gibt das Tribunat, diese mißhandelte Körperschaft, den Anstoß zur Ehrung des Kaisers, indem es am 30. De-

zember den Wunsch ausspricht, „dem Helden, der durch Wunderdinge die Lobrede unmöglich machte,“ auf einem der Hauptplätze von Paris eine Säule mit seiner Statue zu errichten, mit der Inschrift: A Napoléon le grand, la patrie reconnaissante. Auch soll dem Ruhme Napoleons und dem der französischen Armee ein Gebäude gewidmet werden, wo der Degen niederzulegen sei, den der Kaiser bei Austerlitz getragen habe. Endlich, sein Geburtstag soll fortan als Nationalfest gefeiert werden. Hierauf beschließt der Senat, am 1. Januar 1806 in feierlicher Sitzung, daß ein Triumphdenkmal für Napoleon den Großen errichtet werde, daß der gesamte Senat dem Kaiser im Namen des französischen Volkes eine Huldigung darbringe, daß der Geburtstag des Herrschers als vaterländischer Festtag gefeiert werde. Es folgen die Feiern, wobei die Trophäen verteilt werden. Am 27. Januar trifft der Kaiser mit der Kaiserin in Paris ein; demnächst wetteifern wiederum alle Staatskörperschaften in seiner Verherrlichung. Gewissermaßen den förmlichen Schluß dieser Triumphzeit bildet der Bericht über die Lage des Kaiserreichs vom 5. März 1806, worin es von Napoleon heißt: „Er beabsichtigt keine Eroberungen mehr. Den kriegerischen Ruhm hat er ausgekostet; er verlangt nicht mehr nach den blutigen Lorbeeren, die zu pflücken man ihn gezwungen hat. Die Verwaltung zu verbessern, sie für sein Volk zu einer Quelle dauernden Glücks und wachsender Wohlfahrt zu machen, in seinen Handlungen Lehre und Vorbild einer erhabenen Moral zu geben und die Segenswünsche des jetzigen Geschlechtes wie der künftigen Geschlechter zu verdienen, das ist der Ruhm, den er erstrebt.“

Wie beutet Napoleon den Sieg nach dem Friedensschluß politisch aus? Er bringt, angeblich als sein neues großes politisches System, sein altes System zur Anwendung: auf Kosten fremder Völker seine Helfer zu belohnen und fremde Dynastien und Völker zu seinen politischen und militärischen Stützen zu machen. Demnach ist seine Ausbeutungspolitik zu unterscheiden in Lehenspolitik und Vasallenpolitik.

Zur Lehenspolitik des Kaisers, der Krönung der auf Schaffung eines neuen Adels gerichteten Politik, die er mit der Gründung der Ehrenlegion begonnen hatte, dazu seien gerechnet alle Verleihungen, die wesentlich Erpressungen bedeuten, die an Besitz und Einkommen fremder Staaten zugunsten französischer Militärs oder Mitglieder des französischen Kaiserhauses begangen werden.

Nach den kaiserlichen Dekreten vom 30. März 1806 tritt folgendes in Kraft. Des Kaisers Schwester Pauline Borghese und ihr Gatte bekommen das Fürstentum Guastalla, Marschall Berthier bekommt das von Preußen abgetretene Fürstentum Neufchâtel. Im Neapolitanischen wird ein Fürstentum Benevent errichtet, das

Talleyrand bekommt, und ein Fürstentum Ponte Corvo, das Bernadotte bekommt. Die neuen Fürsten haben eine gewisse Souveränität, die auf ihre Erben übergeht; aber sie haben dem Kaiser von Frankreich „als gute und loyale Untertanen" Treue zu schwören. Ferner werden in den von Oestreich abgetretenen venetianischen Ländern zwölf Titularherzogtümer gegründet, die von Dalmatien, Istrien, Friaul, Cadore, Belluno, Conegliano, Treviso, Feltre, Bassano, Vicenza, Padua und Rovigo. Im Königreich Neapel werden vier Titularherzogtümer gegründet, Gaëta, Otranto, Tarent und Reggio. Dazu kommen je eins in Lucca, Parma und Piacenza. Alle diese Lehen werden ausgestattet mit einem Fünfzehntel der Einnahmen ihres Staatsgebietes. Aber damit nicht genug; der Kaiser behält sich zu seiner Verfügung vor: 30 Millionen Franken venetianischer und 4 Millionen lucchesischer Domänen, 1 200 000 Franken Rente von den Einkünften des Königreichs Italien und 1 Million von denen des Königreichs beider Sizilien. Er will damit Personen belohnen, die im Kriege große Dienste geleistet oder sonst zum Wohl des Staates in hervorragender Weise beigetragen haben. Titel und Einkommen dieser Herkunft sind nicht mit Souveränitäts- und Standesvorrechten verbunden, doch werden sie von dem ältesten Nachkommen der Inhaber geerbt.

Die Vasallenpolitik Napoleons ist die eigentliche politische Ausbeutung seines Triumphes über die Dritte Koalition. Da sind seine Handlungen: die Gründung des Herzogtums Cleve und Berg, die Uebertragung des Thrones von Neapel an Josef Bonaparte, die Umwandlung der Batavischen Republik in ein Königreich unter Louis Bonaparte, endlich, die Errichtung des Rheinbundes, inbegriffen die Familienpolitik mit den süddeutschen Höfen.

Die Gründung des Herzogtums Cleve und Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf beruhte, wie die meisten Gründungen von 1806, auf einem Dekret des Kaisers vom 30. März. Das Wesentliche ist: durch die Erhebung seines Schwagers Murat zum Herzog drängt der Kaiser dem Deutschen Reiche zum erstenmal einen Fremden als Landesherrn auf, scheinbar als souveränen, in Wirklichkeit als seinen Vasallen, als Werkzeug seiner Politik.

Was die Uebertragung des Thrones von Neapel an Josef Bonaparte betrifft, so hatten Ferdinand 4. und die Königin Karoline ihr Schicksal heraufbeschworen. Nachdem sich Neapel, durch den Vertrag vom 5. Oktober 1805 mit Frankreich, zur strengsten Neutralität verpflichtet hatte, wurde dennoch nach Trafalgar russischen und englischen Truppen die Landung erlaubt. Daher Napoleons Verfügung aus Schönbrunn, wodurch die Dynastie von

Neapel abgesetzt wurde, seine Befehle an Gouvion St. Cyr und Masséna, nach Neapel zu marschieren. (Masséna gelingt es erst im Februar 1807, den letzten Widerstand auf dem neapolitanischen Festlande zu brechen. Die Vorgänge sind: nach Austerlitz zieht der Zar seine Truppen aus Neapel und Korfu zurück, das bourbonische Königspaar und die Engländer entweichen nach Sizilien, wo sie Napoleon für immer unerreichbar sind. Gaëta, von dem Prinzen von Philippstadt verteidigt, fällt erst am 1. Juli 1806, nach fünfmonatiger Belagerung durch Masséna. In Calabrien, wo der berüchtigte Fra Diavolo einen furchtbaren Aufstand hervorgerufen hat, wird der Vernichtungskrieg, den Masséna auf Napoleons Befehl führt, erst nach der Gefangennahme und Hinrichtung Fra Diavolos im November 1806, durch die Einnahme der letzten rebellischen Städte, Reggio und Scilla, im Februar 1807 beendigt.) Vergeblich rief die Königin Karoline Napoleons Gnade an; schon im Februar 1806 kam Josef zum Heere Massénas und zog als kaiserlicher Statthalter in Neapel ein. Nur Wochen später, und den Chef der Familie Bonaparte schmückte eine Königskrone. Bemerkenswert, wie der Kaiser den neuen Herrscher demnächst instruiert. Er soll Ordnung im Lande schaffen, mit Gerechtigkeit regieren. Aber, schreibt er ihm, „Du wirst Dich niemals durch die öffentliche Meinung halten können; laß die Lazzaronis ohne Erbarmen niederschießen, nur mit heilsamem Schrecken wirst Du der italienischen Bevölkerung imponieren. Leg eine Kontribution von dreißig Millionen auf das Land; Dein Gang ist zu unentschieden, die Soldaten und Generale müssen im Ueberfluß leben; . . . mit Liebkosungen gewinnt man die Völker nicht . . . Ich sehe mit Vergnügen, daß man ein Dorf der Aufständischen verbrannt hat; solche Beispiele tun not . . . Was für Liebe willst Du von einem Volke erwarten, für das Du noch nichts getan hast, das Du mit vierzig- oder fünfzigtausend Fremden erobert hast . . .?“ Aehnliche Ermahnungen in der Folge. Am 30. Juli 1806 schreibt der Kaiser: „Gebt keine Gnade und laßt mindestens 600 Empörer über die Klinge springen . . . Entwaffnet die Einwohner und laßt fünf bis sechs Dörfer plündern.“ Und am 17. August: „Ich wünschte, daß die neapolitanische Kanaille sich empörte. Solange Ihr kein Beispiel gemacht haben werdet, werdet Ihr nicht Herr sein.“

In ganz Italien sollte nur noch des Kaisers Wille gelten. Das zeigte sich auch im Verhältnis Napoleons zum Papste. Zwar ließ er den Kirchenstaat bestehen; aber daß er ohne weiteres zwei päpstliche Enklaven, Ponte Corvo und Benevent, Bernadotte und Talleyrand übertrug, schon das zeigte, daß er nicht gesonnen war, Pius 7. mit Rücksicht zu behandeln. Dieser hatte ihn wiederholt gereizt. Im Juni 1805 hatte er sich geweigert, die Ehe Jérômes mit

der Amerikanerin Elisabeth Patterson zu lösen, und dann, während des Krieges, hatte er die Anerkennung unbedingter Neutralität für sein Gebiet gefordert. Nachdem die Franzosen auf dem Marsch nach Neapel Ancona besetzt hatten, klagte Pius in seinem Briefe vom 3. November an den Kaiser darüber, wie auch über „die Bitternisse und Ungelegenheiten . . ., womit er seit seiner Rückkehr von Paris gekränkt werde, und über die geringe Erwiderung, die den Gefühlen, die er Sr. Majestät geweiht habe, von dieser zuteil werde." Er nahm die Rechte einer Neutralität für sich in Anspruch, die von ganz Europa anerkannt und geachtet worden sei. Dann gehörte auch zum Verdruß des Kaisers, daß Pius sich der Einführung der Zivilehe in Italien widersetzte. Ein gereizter Briefwechsel war von allem die Folge. Am 13. Februar 1806 schreibt der Kaiser dem Papste: „Ganz Italien wird meinem Gesetze untertan sein. Ich werde an die Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles nicht rühren, aber nur unter der Bedingung, daß Eure Heiligkeit mir in weltlichen Dingen die gleichen Rücksichten zollt, wie ich ihr in geistlichen. Eure Heiligkeit ist allerdings der Souverän von Rom, aber ich bin dessen Kaiser." Im Einklang mit diesem Auftreten instruiert Napoleon seinen Vertreter in Rom, den Kardinal Fesch. Er soll die Austreibung aller Engländer, Russen und Schweden aus den päpstlichen Staaten verlangen. „Ich will nicht länger dulden, daß sich der römische Hof mit Politik befasse . . . Ich gebe dem Prinzen Josef Befehl, Ihnen mit bewaffneter Hand zu Hilfe zu kommen . . . Betonen Sie, daß ich die Augen offen halte; daß ich nur solange hintergangen werden kann, als ich es mir gefallen lasse; daß ich Karl der Große und Ihr Kaiser bin, und daß ich als solcher behandelt zu werden verlange. Dem Papste werde ich mit wenigen Worten meine Absichten kundtun, und wenn er sich ihnen nicht fügt, so werde ich ihn in den Zustand zurückzwingen, worin er sich vor Karl dem Großen befand." Pius antwortet, Napoleon sei zwar Kaiser von Frankreich, doch nicht römischer Kaiser, und eine so enge Verbindung mit ihm, wie er (Napoleon) sie heische, würde der römischen Kurie in andern Ländern den Gehorsam rauben. Das einzige, wobei der Papst nachgab, war die Entlassung des Staatssekretärs Consalvi, in dem der Kaiser seinen Hauptwidersacher sah. Wie Miot de Melitto berichtet, plante Napoleon in dieser Zeit (im Briefwechsel mit Josef) eine Romfahrt, um sich in der ewigen Stadt zum Kaiser des Abendlandes krönen zu lassen. Der Papst sollte seine weltliche Herrschaft verlieren, nur die oberste geistliche Gewalt behalten und einige Millionen Franken Rente beziehen. Auf die vertrauliche Eröffnung darüber in Rom hätten die Kardinäle erklärt, eher sterben, als unter solchen Bedingungen leben zu wollen. Daß ein Plan wie der erwähnte

Napoleon zuzutrauen war, zeigt die Folgezeit; 1806 waren ihm die römischen Dinge zum Umsturz noch nicht reif.

Die Umwandlung der Batavischen Republik in ein Königreich vollzieht sich in der ersten Hälfte von 1806. Wir wissen, im Sommer 1801 hatte Napoleon den Holländern eine Verfassung aufgedrängt, wonach, à la français, die vollziehende Gewalt der Volksvertretung gegenüber bedeutend gestärkt wurde. Schon damals hätte er statt einer Regentschaft von zwölf Mitgliedern lieber einen einzigen Regenten eingesetzt, aber er hielt die Zeit dafür noch nicht gekommen. Unter der Regentschaft erlebten die Holländer keine bessern Zeiten als vorher; die neue, dauernde Störung des Handels nach dem Bruch des Friedens von Amiens, die Hineinziehung des Landes in den Krieg Frankreichs gegen England — unter solchen Umständen konnte die Republik nicht gedeihen. Da die Regentschaft nur widerwillig Kriegshilfe leistete, dachte Napoleon schon 1803 wieder an eine Verfassungsänderung; er hätte den Holländern gern einen homme de caractère zum Staatsoberhaupte gegeben, um sie leichter lenken zu können. Nach Errichtung des Kaisertums kam er darauf zurück; der Mann, den er zu seinem Werkzeug, zum Platzhalter für einen seiner Brüder wählte, war Roger Jean Schimmelpenninck, den er als holländischen Gesandten in Paris schätzen gelernt hatte. Im September 1804 weihte er ihn zu Köln in seinen Plan ein. Schimmelpenninck besprach sich darauf mit der Regentschaft, und sie wagte nicht, dem Kaiser zu widerstehen. Sie legte die neue, ihr von Paris gesandte Verfassung dem Gesetzgebenden Körper vor. Der nahm sie im März an; die Annahme durch Volksabstimmung folgte im April. Von 350 000 in die Listen eingetragenen stimmten nur an 14 000 für die Verfassung und an 140 dagegen; im Vergleich mit der Abstimmung von 1801 war die Beteiligung von $^1/_{25}$ auf $^1/_{20}$ gesunken. So ergaben sich die niederländischen Republikaner in ihr Schicksal. Nun standen an der Spitze des Staates ein Einziger, der conseiller-pensionnaire oder, wie die Franzosen ihn nannten, der grand-pensionnaire, und eine durch die Departementsverwaltungen auf drei Jahre gewählte Körperschaft von neunzehn Mitgliedern, die den alten Titel Assemblée de Leurs Hautes Puissances führte. Der Großpensionär hat das Recht, zu ernennen einen Staatsrat von fünf Mitgliedern, einen Generalsekretär, fünf Staatssekretäre und die meisten Beamten, Offiziere und Magistrate. Schimmelpenninck, zum Großpensionär ernannt, hatte also eine fast unbedingte Macht. Napoleon selbst sagte 1806, der Großpensionär habe mehr Macht als der König von England und der Kaiser von Frankreich. Uebrigens mißbrauchte Schimmelpenninck seine

Macht nicht; er war bemüht, die Tüchtigsten in die Aemter zu bringen und das Wohl des Landes durch gründliche Reformen zu fördern. Er führte allgemeine direkte Steuern anstelle der örtlichen Sondersteuern ein; freilich beschränkte er die provinziellen Freiheiten aufs äußerste, zu Gunsten der Zentralgewalt — das war ja die conditio sine qua non seines Regiments. Er war ein Bewunderer Napoleons, bis zum blinden Vertrauen in dessen Genie; aber er wollte doch die Unabhängigkeit seines Landes aufrechthalten, und daher war der Kaiser auch mit ihm nicht zufrieden.

Nach Austerlitz beschließt Napoleon, dem Regiment des Großpensionärs ein Ende zu machen. Am 6. Januar 1806 hat Talleyrand an Schimmelpenninck zu schreiben: bisher seien die Staatseinrichtungen Hollands für die gegenwärtigen Bedürfnisse berechnet gewesen, nun müßten sie für eine lange Zukunft berechnet werden. Der Kaiser wünsche, sich zu Paris mit dem Kontreadmiral Ver Huell, dessen freundschaftliche Gefühle für Frankreich er kenne, zu besprechen. Auf diese Art wurde der fast ganz erblindete Großpensionär beiseite geschoben. Er erkannte wohl, daß Napoleon für einen seiner Brüder in Holland einen Thron aufrichten wolle, und gab Ver Huell den Auftrag, dem mit aller Entschiedenheit zu widerstreben. Schimmelpenninck wollte einer Verfassungsänderung nur dann zustimmen, wenn die republikanischen Formen bestehen blieben. Aber Ver Huell widerstand nicht im mindesten; als er im März in den Haag zurückgekehrt ist, schlägt er der Regierung im Namen Napoleons Louis Bonaparte zum Könige vor. Schimmelpenninck beruft nun eine außerordentliche Versammlung von Ministern, Staatsräten, Abgeordneten, die Grande Besogne, und sie sendet eine Abordnung von fünf Mitgliedern nach Paris, um Napoleon von seinem Plane abzubringen oder doch Gewährleistungen von ihm zu erlangen. Aber der Kaiser bleibt fest, und am 3. Mai erklärt sich die Grande Besogne mit seinen Wünschen einverstanden. Demnächst werden in Paris ein Vertrag und eine Verfassung gemacht. Am 4. Juni legt Schimmelpenninck sein Amt in würdiger Weise, ohne eine Entschädigung anzunehmen, nieder. Am 5. Juni erklärt eine holländische Abordnung in den Tuilerien, man habe „nach reiflicher Ueberlegung" erkannt, daß in Zukunft dem Lande eine konstitutionelle Monarchie am nützlichsten sein werde; sie bittet, daß Prinz Louis sie gründe. Der Kaiser erwidert huldvoll, und L o u i s B o n a p a r t e n i m m t d i e K ö n i g s k r o n e v o n H o l l a n d a n. (Nach dieser Audienz läßt Napoleon seinem Hohn freien Lauf, indem er das Söhnchen des neuen Königs die Fabel von den Fröschen, die einen König haben wollen, hersagen läßt.) In dem Vertrage vom 24. Mai 1806 gewährleistet Napoleon dem Königreich Holland die Unabhängig-

keit und die Unversehrtheit seines Gebietes und die Abschaffung jedes Steuervorrechtes. Louis wird erblicher König mit einem Jahreseinkommen von 2 Millionen Gulden. Nach den dem Vertrage beigegebenen konstitutionellen Artikeln bleiben die bisherigen Grundgesetze aufrecht, insoweit, als sie der neuen Verfassung nicht widersprechen. Die öffentliche Schuld wird gewährleistet, bei allen öffentlichen Handlungen soll die holländische Sprache angewandt werden. Die nationale Münze und die Nationalfahne werden beibehalten, auch bleiben die Einrichtungen der Rechtssprechung bestehen, und alle Kulte genießen den gleichen Schutz. Dem König stehen zur Seite vier Minister, ein gesetzgebender Körper (Leurs Hautes Puissances) von 38 Mitgliedern und ein Staatsrat von 13 Mitgliedern. Doch hat der König „ausschließlich und ohne Beschränkung die ganze Ausübung der Regierung und aller Macht, die nötig ist, die Anwendung der Gesetze zu sichern und ihnen Achtung zu verschaffen." Er besetzt alle Stellen in der Verwaltung und im Heere. Uebrigens behält Louis, wie Murat und Josef, seine französische Großwürde bei. Ueberhaupt blieben die Verwandten des Kaisers, die auf ausländische Throne kamen, kaiserliche Untertanen, und durch das Hausgesetz vom 31. März 1806 wurden sie und ihre Kinder männlichen Geschlechts eng mit dem Oberhaupte der kaiserlichen Familie verknüpft.

Endlich: die Anwendung des großen politischen Systems auf Süddeutschland, die Errichtung des Rheinbundes.

Das höfische Vorspiel dazu ist Napoleons Familienverbindungspolitik gegenüber den Dynastien von Bayern, Baden und Württemberg. Schon 1804 hatte er sie eingeleitet; aber erst nach Austerlitz zeitigte sie ihm Erfolge. Als er im Januar 1806 in München festliche Wochen verlebte, kam es zur Vermählung Eugens, des Vizekönigs von Italien, mit der Prinzessin Auguste, der Tochter des nunmehrigen Königs von Bayern. Vor der Vermählung wurde Eugen vom Kaiser adoptiert und zu seinem Nachfolger in der Würde des Königs von Italien bestimmt. Im April — nur kurz hielt sich Napoleon in Stuttgart und Karlsruhe auf — ehelichte Stephanie Beauharnais, eine Nichte Josefinens, nun auch vom Kaiser adoptiert, den Erbprinzen Karl Ludwig Friedrich von Baden, dem die Prinzessin Auguste verlobt gewesen war. Stephanie und der Erbprinz gingen widerwillig die Ehe ein. Auch für Jérôme plante der Kaiser seit Oktober 1805 eine Heirat; er sollte Katharina, die einzige Tochter des Königs von Württemberg bekommen. 1807, als Jérôme König von Westfalen geworden ist, wird dieser Plan verwirklicht.

Auch die Politik, die zur Errichtung des Rheinbundes führte, war, wir wissen es schon, keine ursprünglich Napoleonische; denn abgesehen von der Politik Frankreichs im 17. Jahrhundert, unter Lud-

wig 14., gehörte das Streben, in Süddeutschland Fuß zu fassen, dort Verbündete zu gewinnen, zur Ausdehnungspolitik der Revolution. Napoleon hatte sich in den Dienst dieser Politik gestellt; wir sahen, wie planmäßig und beharrlich er seit 1796 das Ziel verfolgte, Oestreich im Deutschen Reiche um alle Geltung zu bringen, neben Oestreich und Preußen das dritte Deutschland, die Südstaaten, emporzubringen. Campo Formio, Lunéville, der Rezeß von 1803, Preßburg, das waren die Stufen, die er überschritten hatte; jetzt fehlte nur noch, daß er das alte morsche Deutsche Reich förmlich auflöste, daß er die Reichsverfassung beseitigte.

Wie kommt der Rheinbund zustande?

Bald nach Errichtung des französischen Kaisertums, im Oktober 1804, hatten Napoleon und Talleyrand in Mainz mit Karl Theodor von Dalberg, dem Reichserzkanzler und letzten geistlichen Kurfürsten, die Sache erörtert; d. h. Dalberg hatte, im Einverständnis mit dem Kurfürsten von Hessen, den Plan einer engen Verbindung deutscher Fürsten ohne Oestreich und Preußen unter französischem Schutz zur Sprache gebracht. Ueber diese Besprechungen schreibt der badische Minister Edelsheim — sein Landesherr war zur Huldigung in Mainz erschienen — an den russischen Botschafter in Wien: „Sie haben ihm (Dalberg) dargelegt, wie, da Frankreich es nicht dulden könne, daß Oestreich und Preußen die andern deutschen Fürsten und Staaten in jedem Augenblick an ihrem Besitze schädigten, es von der größten Notwendigkeit sei, einen festen und imponierenden Bund gegen dergleichen Unternehmungen zu gründen, einen Bund, den, mit Ausschluß der beiden genannten Mächte, die übrigen Reichsstände zu bilden hätten, und der nötigenfalls 150 000 Mann stellen könnte, um deren Kommando sich bereits der Kurfürst von Hessen bewirbt. Sollten die Fürsten blind genug für ihr eignes Interesse sein und sich nicht über die Sache verständigen können, so würde Napoleon das ganze Land zwischen dem Rhein und Oestreich dem Kurfürsten von Bayern übertragen, da er lieber mit drei Mächten zu tun haben wolle, als mit diesen kleinen, unnützen und durch ihre Uneinigkeit ohnmächtigen Staaten." Zu Mainz wurden keine Beschlüsse gefaßt; aber nach Austerlitz nahm Napoleon den deutsch-französischen Bundesplan wieder auf. Wieder ist es Dalberg, der ihm mit zudringlicher Beflissenheit entgegenkommt. Im April 1806 schreibt er dem Kaiser: „Die achtungswerte deutsche Nation seufzt in dem Elend der politischen und religiösen Anarchie; seien Sie der Wiederhersteller ihrer Verfassung!" Der Kaiser möge, sagt Dalberg dem französischen Gesandten Hédouville, das abendländische Weltreich wiederaufrichten, „so wie es war unter Karl dem Großen, zusammengesetzt aus Italien, Frankreich und

Deutschland." In Wahrheit, die Verworrenheit im Deutschen Reiche war aufs höchste gestiegen; nachdem die süddeutschen Fürsten Napoleon gegen Oestreich Heeresfolge geleistet hatten, nachdem im Frieden von Preßburg ihre neue Souveränität festgesetzt worden war, was hatte da das Deutsche Reich noch zu bedeuten! Die Entscheidung über das, was werden konnte, lag in Paris, wo sich das Schauspiel von 1802, der Bettel deutscher Fürsten um Land und Leute wiederholte, just nach der Weisheit: Wer gut schmiert, der gut fährt. Unterdessen sah man am Reichstage zu Regensburg „stündlich" dem Ereignis entgegen, der neuen Verfassung, die, wie es hieß, zu Paris im Werden war. Im Mai erfuhr man, daß Talleyrand geäußert habe, bis gegen Ende des Monats werde das Schicksal des Deutschen Reiches entschieden sein. In demselben Monat wurde der Reichstag durch die Mitteilung überrascht, daß Dalberg den Kardinal Fesch zu seinem Mitregenten ernannt habe; wiederum war ein Fremder, wider alles Kirchen- und Reichsrecht, dem Kreise der Reichsfürsten aufgedrängt worden. In der Tat, Napoleon ließ durch Talleyrand und den Ministerialbeamten Lasbesnardière eine Verfassung entwerfen, aber keine für das Reich, sondern eine für die Staaten, die den Rheinbund bilden sollten. Nur die Gesandten Bayerns, Württembergs und Badens wurden einzeln zur Erörterung einiger Fragen herangezogen; die Gesandten insgesamt bekamen von dem Inhalt der Rheinbundsakte erst Kenntnis am 12. Juli, als sie ihnen zur Unterzeichnung vorgelegt wurde. Ohne weiteres schlossen sie an diesem Tage den Bund.

Die Verfassung des Rheinbundes bestimmte im wesentlichen folgendes.

1. Der Bund hat zu Mitgliedern: den König von Bayern, den König von Württemberg, den Reichserzkanzler von Dalberg, der zum Fürst-Primas ernannt wird und die Stadt Frankfurt am Main und ihr Gebiet bekommt, ferner die zu Großherzogen erhobenen Souveräne von Baden, Cleve und Berg, Hessen-Darmstadt, die Souveräne von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg (das Haupt des Hauses Nassau wird Herzog), endlich die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, von Isenburg-Birstein, den Herzog von Aremberg, den Fürsten von Liechtenstein und den zum Fürsten erhobenen Grafen von der Leyen, einen Neffen Dalbergs.

2. Alle diese Landesherren — nur Murat kommt nicht in Betracht — sagen sich für immer vom Deutschen Reiche los und schließen mit Napoleon einen Bundesvertrag, „um dadurch den äußern und innern Frieden Süddeutschlands zu sichern, für den, wie die Erfahrung schon lange und auch neuerlich wieder gezeigt, die deutsche Reichsver-

fassung keinerlei Bürgschaft mehr biete." Im Bundesgebiet sind alle Reichsgesetze außer Geltung gesetzt; nur die Ansprüche der Staatsgläubiger und Pensionäre und die Bestimmungen über das Rheinoctroi bleiben bestehen. Die Bundesmitglieder stellen Kontingente zur französischen Armee, und zwar Bayern 30 000 Mann, Württemberg 12 000, Baden 8000, Hessen-Darmstadt 4000, Cleve und Berg 5000, Nassau und die übrigen Länder 4000, insgesamt 63 000.

3. Schutzherr des Bundes ist der Kaiser von Frankreich. Er entscheidet über die Aufnahme neuer Mitglieder und ernennt den Fürst-Primas. Vor allem aber verfügt er unbedingt über die Truppenmacht des Bundes; d. h. zwischen den Staaten des Rheinbundes und Frankreich besteht ein Bündnis, wonach jeder Festlandkrieg, den eine der Vertragsmächte zu bestehen hat, allen andern gemeinsam ist. Der Bund soll in Frankfurt in zwei Kollegien, einem königlichen unter dem Fürst-Primas, und einem fürstlichen unter dem Herzog von Nassau, seine Angelegenheiten beraten. Mit der Einrichtung des Bundestages wird jedoch in der Folge kein Ernst gemacht.

4. Es werden eine Reihe von Gebietsveränderungen festgesetzt; durch Tausch und gegenseitige Abtretung werden nämlich die rheinischen Bundesstaaten abgerundet. Ueberdies werden viele bisher reichsunmittelbare Fürsten, Grafen und Ritter mediatisiert, den Rheinbundsmitgliedern untertan gemacht. Die Souveräne von Bayern, Württemberg, Baden, Cleve und Berg werden bei der Mediatisierung reichlich bedacht. Bayern bekommt u. a. die Reichsstadt Nürnberg, Murat die ehemals kurkölnischen Aemter Königswinter, Villich und die Stadt Deutz. Das Souveränitätsrecht der Rheinbundmitglieder erstreckt sich auf die Gesetzgebung, die oberste Gerichtsbarkeit, die obere Polizei, die Aushebung und die Besteuerung. Uebrigens behalten die Mediatisierten ihre Domänen als Patrimonial- und Privatgut, auch ihre gutsherrlichen und Lehensrechte, soweit sie nicht mit ihrer verlorenen Souvernität verbunden sind; mithin behalten sie die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit, die Forstjustiz und Polizei, Jagd, Fischerei, Berg- und Hüttenwesen, Zehenten und Lehensgefälle, Patronat und ähnliche Einkünfte. Die Souveränität der Rheinbundmitglieder ist auf die innere Politik beschränkt. In der äußern Politik ist der Bund von der französischen auswärtigen Politik abhängig; er hat also keine völkerrechtliche Bedeutung.

Dies ist das Ende des Deutschen Reiches: am 1. August läßt Napoleon dem Reichstage zu Regensburg mitteilen, daß die Bundesakte der Rheinischen Bundesstaaten unterzeichnet, daß das Reich als aufgelöst zu betrachten sei; bei der Schwäche und Haltlosigkeit der alten Verfassung sei die Schließung eines neuen Bundes unter

dem Schutz eines Mächtigen notwendig geworden. Aehnliche Erklärungen geben die Gesandten der Rheinbundmitglieder ab; mit dem Verfall des Reiches, dem Baseler Frieden und den Erfahrungen der jüngsten Jahre rechtfertigen sie die Schließung eines „neuen, den Zeitumständen angemessenen Bundes." Und sogar das lassen die Rheinbündler versichern: sie hätten es „ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke" für angemessen gehalten, eine offene und freie Erklärung abzugeben. „Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten, wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt habe, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend." Dazu Napoleons Auftreten gegen Oestreich. Er macht nun mit dem Deutschen Kaiser kurzen Prozeß. Von Vincent, dem östreichischen Gesandten in Paris, fordert er, daß Franz 2. als Oberhaupt des Deutschen Reiches ohne weiteres abdanke und den Rheinbund anerkenne; sein Heer stehe bereit, sogleich seinen Worten Nachdruck zu geben und Oestreich zu überschwemmen. Franz war seit dem Frieden zu Preßburg, wo die Abdankung schon mittelbar ausgesprochen worden war, zur Abdankung entschlossen; er zögerte nur, um irgendeine Entschädigung zu erlangen. Aber Napoleon stellte ihn vor eine vollendete Tatsache — bevor ein besonderer Unterhändler in Paris eingetroffen war, war der Rheinbund geschlossen. Danach blieb Franz nichts andres übrig, als förmlich abzudanken. Er tat das durch seine Note vom 6. August 1806 an den Reichstag, womit er erklärte, daß er die Bande, die ihn bisher mit dem Deutschen Reiche verknüpften, als gelöst ansehe. Mit Gleichgültigkeit wurde diese Erklärung vom Reichstage, wo fast nur die Gesandten der Rheinbundmitglieder anwesend waren, aufgenommen. Die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone von Franz 2. war keine Katastrophe, sondern nur die förmliche Bestätigung dafür, daß die Verfassung des Deutschen Reiches längst nichtig war.

Franz 2., der letzte römisch-deutsche Kaiser, wie steht er da? Ein Fürst nicht ohne gesunden Menschenverstand, aber schlecht vorgebildet für seinen Beruf, kurzsichtig, ohne Schwung, ohne große Ziele und schöpferische Begeisterung, zähe am Hergebrachten haltend, nur einem Gedanken ganz hingegeben, dem des unbedingten Selbstherrschertums. Als Despot ist Franz mißtrauisch, ein lauernder Beobachter, und zugleich ist er ohne Selbstvertrauen, ohne Mut zur Entscheidung, ganz und gar unkriegerisch. Weil er mißtrauisch und engherzig ist, bevorzugt er die Mittelmäßigen; die Tüchtigen haben stets mit seiner Abhängigkeit von diesen zu kämpfen. Wen er zuletzt hört, der hat bei

ihm recht. Ein Mann ohne Leidenschaften; sein kalter Blick, sein trockner Gleichmut, die Ruhe, womit er die schlimmsten Nachrichten anhört, zeigen, daß er für sich lebt, nicht auch für andere. Gewiß, er ist ein pünktlicher und eifriger Arbeiter; aber er befaßt sich mit untergeordneten Dingen und liebt die Leute, die Schwierigkeiten zu umgehen wissen. Uebrigens ist sein Auftreten täuschend; er, der auf den Brettern Komödie zu spielen versteht, ist auch im Tagtäglichen etwas Komödiant, wenigstens muß man sich hüten, die Harmlosigkeit, die Bescheidenheit, die Biederkeit, die er offenbart, für bare Münze zu nehmen. Franz ist religiös, streng sittlich, ein guter Familienvater, aber Herrschertugenden hat er nicht. Alles in allem: ein kleiner Mensch auf einem erhabenen Stuhl.

In den Sterbemonat des tausendjährigen römischen Reiches deutscher Nation fällt eine blutige Tat, die der neue Gebieter in Süddeutschland zu vollziehen gebot, der Justizmord an dem Buchhändler Johann Philipp Palm. Wie in der ersten Hälfte von 1806 in Norddeutschland angesehene Männer gegen Napoleon rednerisch und schriftstellerisch auftraten — z. B. Schleiermacher in seinen Predigten über den Wert der Nationalität, Fichte in seinen Reden an die deutschen Krieger, Ernst Moritz Arndt in seinem Buche vom Geist der Zeit —, so wurden in Süddeutschland Broschüren und Flugschriften verbreitet, worin die Stellung der Nation unter dem Kommando des Franzosenkaisers beklagt wurde. Eine Flugschrift unter dem Titel Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung, wahrscheinlich von dem Konsistorialrat Yelin verfaßt, wurde von Palm, dem Inhaber der Steinschen Buchhandlung in Nürnberg, zu Anfang 1806 vertrieben. Die Schrift, worin die französischen Truppen, wegen ihrer unverschämten Ansprüche auf Verpflegung in deutschen Landen, besonders scharf gegeißelt wurden, kam auch nach Augsburg. Die dortige Polizeibehörde stellte ihren Ursprung fest, berichtete übereifrig, schamloserweise an den französischen Kommandanten, und durch ihn erfuhr Berthier in München das Ergebnis der Nachforschung. Auf seinen Bericht an Napoleon erging an ihn am 5. August die Weisung: „Es ist mein Wille, daß sie (die Buchhändler von Nürnberg und Augsburg) vor ein Kriegsgericht gezogen und in 24 Stunden erschossen werden.“ Das Urteil sei damit zu begründen, daß der Befehlshaber einer Armee für ihre Sicherheit zu sorgen habe, und deshalb Individuen, die die Einwohner gegen die Armee aufreizten, dem Tode verfallen seien. Zwar war man im Frieden, das Vorgehen gegen die Buchhändler war mit keinem Rechte zu begründen; aber für den Schutzherrn des Rheinbundes kam nicht das Recht in Frage, sondern sein politisches Bedürfnis — er war gesonnen, jeder Auflehnung gegen sein Regiment im

Rheinbundgebiete mit äußerster Strenge entgegenzutreten. Palm, in dem von Franzosen besetzten Nürnberg verhaftet, wurde nach der östreichischen Grenzfestung Braunau gebracht, die auch von Franzosen besetzt war. Hier wurde er von einem Kriegsgericht, nach übereiltem, formlosem Verfahren, ohne daß ihm ein Verteidiger gewährt worden wäre, zum Tode verurteilt. Er, der sich hätte retten können, wenn er den Verfasser der Schrift genannt hätte, ging standhaft zu Tode. In einem Briefe des katholischen Pfarrverwesers Pöschl an die Witwe des edeln Mannes heißt es über die Erschießung am 26. August 1806, daß dem Verurteilten gegen seine Bitte die Augen verbunden wurden. Die Geistlichen entfernten sich, „worauf von sechs Soldaten mit zitternden Händen auf ihn gefeuert wurde, in einer Entfernung von 10—12 Schritten. Da sank er auf das Angesicht zu Boden und ächzte laut. Auf dies wurden die nächsten, unter den ersten stehenden sechs Soldaten zu feuern befehligt, die sich ebenso zaghaft bewegten. Darauf wurde es still. Ich wollte mich aber seines gewissen Todes versichern und sprang ganz nahe zu ihm hinzu; da bemerkte ich, daß er noch atme, welches ich sogleich mit lauter Stimme anzeigte; worauf wieder andre Soldaten herbeieilten, das Gewehr auf den Kopf hielten und so abfeuerten, daß die Hirnschale in Stücke zersprang.“ Gewissermaßen kann man die Stunde dieser fluchwürdigen Tat als die Geburtsstunde des deutschen Napoleonhasses bezeichnen; denn so manchen Schimpf Napoleon dem deutschen Volke bisher angetan hatte: Palms Andenken in vaterländisch gesinnten Herzen war das des ersten Märtyrers um der Auflehnung willen gegen den Zwingherrn Deutschlands.

Das Ergebnis, die Bedeutung der Vasallenpolitik Napoleons von 1806 fassen wir dahin zusammen:

1. Napoleon hat im Sommer 1806 die französische Ausdehnungspolitik zu großem Erfolge geführt und seine persönliche Macht bedeutend gesteigert; er beherrscht durch seine Brüder Holland und Italien, er hat das Deutsche Reich zunichte gemacht, zwischen Oestreich und Preußen den Rheinbund errichtet und ihm, das dritte Deutschland, ein Gebiet von fast 2400 Quadratmeilen mit 8 Millionen Einwohnern, in völkerrechtlicher und militärischer Beziehung Frankreich angegliedert.

2. Für Deutschland bedeutete die Errichtung des Rheinbundes wiederum den Untergang vieler Souveränitäten, die umfassende Fortsetzung des Werkes, das durch den Reichsdeputationshauptschluß begonnen wurde. Napoleon brachte Deutschland, jetzt wie vordem aus eigensüchtigen Absichten, mit gewaltigem Stoße auf der Bahn, die die Große Revolution eröffnet hatte, weiter. Für Oestreich und Preußen war der Rheinbund unter dem Protektorate Napoleons eine ständige Bedrohung; denn tatsächlich ist fortan inmitten des ehemaligen Deut-

schen Reiches ein fremder Herrscher maßgebend, dessen Vorteile tausendfach den Vorteilen Deutschlands widersprechen. Die Großmächte England, Oestreich und Rußland sehen ihre Politik zu Schanden geworden; die europäische Machtstellung Frankreichs dehnt sich nicht nur über Holland, die linksrheinischen Lande, die Schweiz und Italien aus, sondern auch rechts vom Rhein bis an die Grenze des Kaisertums Oestreich.

3. Für Frankreich war die Vasallenpolitik Napoleons fürs erste vorteilhaft; aber ihre glänzenden Erfolge gingen weit über das, was Frankreich für die Dauer nützlich sein konnte, hinaus. Nachdem Napoleon mehrere seiner Verwandten fremden Völkern als Herrscher aufgezwungen, nachdem er das Deutsche Reich aufgelöst und sich Süddeutschland unterworfen hatte, sah man wiederbestätigt: er wollte nur Sklaven. Diese Politik war nur aufrechtzuhalten, wenn Frankreich wieder und wieder imstande war, neue Blutopfer zu bringen, hunderttausende von seinen Söhnen dem Kaiser für seine Schlachten und seine Gewaltherrschaft in fremden Landen zur Verfügung zu stellen. Zuerst und zuletzt war die Vasallenpolitik Napoleons auch ein Mittel zu dem Zweck, England das europäische Festland unzugänglich zu machen. Um das zu erreichen, mußte ganz Europa das Joch des Kaisers von Frankreich tragen; die Inthronisation der kaiserlichen Brüder in Holland und Neapel, die Errichtung des Rheinbundes, das waren weitere Stufen der Unterjochung.

---

b. Die Umstürzung der preußischen Neutralitätspolitik.

Bisher haben wir nur gelegentlich einzelnes von der Diplomatie Napoleons Preußen gegenüber besprochen, nun wollen wir uns, Uebergangenes nachholend, sein Spiel mit der norddeutschen Großmacht im ganzen vergegenwärtigen.

Wenn Napoleon Bonaparte im Beginn seines Konsulats die sieben Jahre überdachte, die seit dem Ausbruch des Ersten Koalitionskrieges verflossen waren, so konnte ihm die Monarchie Friedrichs des Großen wahrlich nicht Achtung gebieten. Es lag zutage: im Deutschen Reiche gab es eine Macht, die, wegen ihres starken Bedürfnisses nach Ausdehnung, zu der Vormacht Oestreich in tiefem, schier unüberbrück-

barem Gegensatz stand, die aber bei der Verfolgung ihres Sondervorteils schwankend und höchst kurzsichtig war. Preußen, das mitten im Ersten Koalitionskriege die Waffen niedergelegt, das sich 1795 und 1796 gegen Frankreich zur Einwilligung in die Abtretung des linken Rheinufers verpflichtet, das dafür die Aussicht auf Entschädigung im Reiche und für Norddeutschland die Anerkennung der Neutralität bekommen hatte: dieses Preußen trieb nicht die Politik einer Großmacht, sondern die eines furchtsamen Kleinstaates, der sein Heil von Fremden erwartete. Um in Frieden zu leben, seine schwachen Finanzen zu schonen, um Oestreich bei der Französischen Republik in Nachteil zu bringen, um Gewinn an Land und Leuten einzuheimsen, deswegen gab Preußen, zuerst von allen Reichsständen, die Unversehrtheit des Reiches preis, gab es Holland preis, begab es sich Frankreich gegenüber aller Würde und Selbständigkeit, dem Deutschen Reiche gegenüber aller Treue. Die Torheit war so groß wie die Schwachheit — Preußen wollte sich nützen und setzte die Vorbedingung seines Nutzens aufs Spiel, mit der Sicherheit des deutschen Vaterlandes seine eigne. Dahin kam es unter dem national gesinnten, doch unsteten Friedrich Wilhelm 2., der 1791 Oestreich und Rußland gegenüber durch die Entlassung Hertzbergs, der fast dreißig Jahre Minister gewesen war, eine neue Bahn eingeschlagen hatte, die der Verständigung mit den beiden Mächten gegenüber dem revolutionären Frankreich. Schließlich waren Geldnot und die polnischen Dinge (die letzte Teilung Polens) für das Wiederabschwenken Preußens von den Ostmächten entscheidend gewesen. Fortan war es eine Macht, die jedermanns Freund und niemands Feind sein wollte, die an der Einbildung festhielt, in einer Welt voller Feindseligkeiten neutral bleiben und durch französische Freundwilligkeit gedeihen zu können. Wie Napoleon war, war das ein Fall für ihn. Eine Militärmacht im Osten Frankreichs, die sich scheute, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, deren Neutralität natürlich den Vorbehalt in sich schloß, sich unter günstigen Umständen auf die Seite seiner Feinde zu schlagen: diese Macht mußte er früher oder später zunichtemachen, sonst blieben all seine Erfolge, die er gegen England, Oestreich und Rußland davontrug, ungesichert.

Dringlichste Frage, in Wahrheit eine Frage an Preußens Schicksal: Wer war Napoleons preußischer Gegenspieler?

Seit dem Herbst 1797 regierte in Preußen Friedrich Wilhelm 3. Er war ein rechtlicher, streng gewissenhafter Mensch, aber keiner von Geist und Gaben. Schüchtern im Auftreten, von eckigen Manieren, schwerfällig, ohne Weitblick und ohne Selbstvertrauen, von hausbackener Nüchternheit, trocken, pedantisch, dürftig gebildet, nicht einmal Herr seiner Muttersprache, ein Philister, einer, der seine ver-

drießlichen Stimmungen hat, doch in dem Behagen an der engen Alltäglichkeit aufgeht — was konnte dieser alte junge Mann als Leiter des Staates sein! Sein gekröntes Spießbürgertum zeigte sich in allem, in seinem Soldatentum, in seinem Herrschertum, in seiner auswärtigen Politik. Wohl kannte Friedrich Wilhelm die Mängel des preußischen Heerwesens; aber er schenkte den Fachleuten, die er mit Reformen betraute, nur halbes Vertrauen, und so kam es nur zu halben Maßnahmen, nur zu geringfügigen Besserungen. Ein Kleinigkeitskrämer steht da obenan, an der Spitze des Heeres, ein Korporal, dessen Blick und Eifer nicht über den Exerzierplatz und das Paradewesen hinausreichen. Derselbe Mann ist natürlich auch als Herrscher nichts als die allerunfruchtbarste Mittelmäßigkeit. Obgleich er den innern Staatszuständen nicht unbedenklich gegenübersteht, hängt er doch durchaus am Alten, an dem feudalen Staatswesen, vor allem starr bedacht auf die Wahrung seiner Kronrechte. Ein Despot ohne Despotenlaunen, aber auch ohne Erleuchtung. Ein Monarch, der die Leitung der Geschäfte in der Hand behalten will, der mechanischen Gehorsam verlangt, der — da offenbart sich der dynastische Atavismus — seiner heimischen Umgebung mit Selbstgefühl gegenübersteht, als Autorität, als der, der die Entscheidung zu geben hat. Ein schlichter, doch trotziger, eigensinniger Herrscher, ein Regent, der zwar bescheiden von seinen Fähigkeiten denkt, aber doch mißtrauisch, ohne Wohlwollen gegen jeden ist, der ihm überlegen ist. Ein König, der kein Dummbart, aber keinesfalls ein Kopf ist. Ein Fürst vom alten Schlage, ohne eine Spur vom Geiste der neuen Zeit. In der auswärtigen Politik — selbstverständlich, daß hier, wo er nicht mit Untergebenen, sondern mit Gleichgestellten zu tun hat, die Aermlichkeit seiner Gaben besonders offenbar wird. Jeder fremde Diplomat kann es ihm von weitem ansehen, daß er keinen Mut hat, daß er die Ruhe liebt, daß er den Frieden um jeden Preis behalten will. Wirklich, dieser Nachfolger Friedrichs des Großen ist ein König-Hasenherz; so eigensinnig er ist, wo er befehlen kann, so wenig standhaft ist er, wenn ein Mächtiger etwas mit Nachdruck von ihm fordert. Wohl hat er in diplomatischen Dingen meistens ein Gefühl für das, was dem Staate nützlich wäre; aber er ist nur ein Mann für ruhige Zeiten, keiner, der etwas wagen wird, es sei denn, man treibe ihn zum äußersten. Seine Bescheidenheit, sein Mangel an Selbstvertrauen, seine Unsicherheit in der Beurteilung von Menschen und Dingen, seine Unfähigkeit, verwickelte Lagen zu übersehen, seine Bedächtigkeit, seine ewige Unentschiedenheit, seine Tatenscheu: all das bestimmt ihn dazu, das Opfer des Stärkeren zu werden. Im ganzen: der dritte Friedrich Wilhelm ist ein Gemisch von Eigensinn und Schwäche, ein Herrscher, der seinen Beruf verfehlt hat, in gefahrvoller Zeit für Preußen ein „König von

Gottes Ungnaden," der schwächste Gegenspieler, den Napoleon in der hohen Politik haben kann.

Es dürfte angebracht sein, auch einen Blick auf die nächste Umgebung Friedrich Wilhelms zu werfen, auf seine Vertrauten und Ratgeber. Da waren der Herzog von Braunschweig, von Kalckreuth, von Köckeritz, von Rüchel, von Moellendorf, von Massenbach und von Zastrow, hohe Militärs, die unter Friedrich dem Großen gedient hatten; sie alle — einige werden wir später genauer kennen lernen — waren imgrunde vom Geiste des Königs. In gewissem Sinne am einflußreichsten bei diesem war der Kabinettsrat Lombard, nach Abstammung ein Franzose, und ein Französling, insofern, als ihn seine Bildung aufs innigste mit Frankreich verband, und er in ihm Preußens natürlichen Bundesgenossen sah. Lombard, ein gewandter Schöngeist, war Friedrich Wilhelms geistige Stütze. Er, der Napoleon erst dann durchschaut, als es zu spät ist, verstand es vortrefflich, dem König nach dem Munde zu reden, ihn so zu beraten, wie er beraten zu werden wünschte, ihm für seine schwächlichen Entschließungen scheinbar gute Gründe anzugeben. Kein untreuer Diener seines Herrn, wie seine Gegner urteilten, aber zu Zeiten ein Verräter aus Naivität — berichtete er doch dem französischen Gesandten, Laforest, über die Kabinettsberatungen und gar über die Abstimmungen der Minister. Jedenfalls ein windiger Dialektiker: das ist der Mann, der wie kein anderer das Ohr des Königs hat. Dann die Minister, von Haugwitz und von Hardenberg. Was für Leute mußten es sein, die sich dazu hergaben, neben der Kabinettsregierung im Ministeramte zu walten! Friedrich Wilhelm beriet sich mit seinen Kabinettsräten, Personen in untergeordneter Stellung und ohne Verantwortung, und die Minister bekamen von seinen Beschlüssen aufgrund der Kabinettsberatung oft erst dann Kenntnis, wenn sie nicht mehr zu ändern waren. Dem System eines Ministers zu folgen erschien dem König als Einseitigkeit; er wollte immer den Rat mehrerer hören, seine Konferenz ad hoc haben. Aus dieser Abneigung des Königs, sich zu Grundsätzen zu bekennen und im wesentlichen nach Grundsätzen zu handeln, daraus ging die Schwäche und Würdelosigkeit der preußischen Regierung hervor.

Haugwitz und Hardenberg bis 1806 — wir müssen genauer auf diese beiden sehen, um das Spiel Napoleons mit Friedrich Wilhelm 3. recht zu würdigen.

Der Graf Christian Heinrich Kurt von Haugwitz, 1752 in Schlesien geboren, hatte die Rechte studiert. Schon als Student war er den Gesellschaftskreisen nahegetreten, die den Mysticismus pflegten. 1775, auf einer Schweizer Reise mit den ihm befreundeten Brüdern Stolberg — auch Goethe reiste einige Zeit mit —, auf dieser

Reise wurde Haugwitz in Zürich mit Lavater bekannt und begeisterte sich für dessen Bestrebungen. Auch trat er dem Grafen St. Germain und Cagliostro nahe und wandte sich daheim, in Schlesien, den Herrnhutern zu. „Er hatte," urteilt Freiherr von Stein, „im Laufe seines Lebens mannigfaltige und einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, ward er später Landwirt, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen worden war, und in deren Sinne er ein Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung, im ganzen also ein Mann mit oberflächlicher Weltbildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, aber leer an gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, ohne Fleiß und ohne Stetigkeit." Dieser Mann, den Goethe impassible nannte, fand die besondere Zuneigung Friedrich Wilhelms 2., aber aus Liebe zum Landleben ging er vorläufig auf die Aufforderung des Königs, in den Staatsdienst zu treten, nicht ein. Erst 1791, als sich Preußen mit Oestreich verbündet hatte, ließ er sich, auf die Bitte Kaiser Leopolds 2. an den König, zum Gesandten in Wien ernennen. Im September 1792, nach dem Tode Leopolds, wurde er Kabinettsminister. Wie sein Charakter, so seine Politik. Dieser Mann ohne starken Willen, dem es zwar nicht an Einsicht und Mut fehlt, wohl aber — er ist von schlummerndem Mute — an der Lust, Hindernisse zu überwinden, dieser Hofmann ohne Kern, dieser Optimist, der sich über die Folgen verkehrter Handlungen so gut zu beruhigen weiß, dieser geschmeidige Diplomat, der sich mit kleinen Doppelzüngigkeiten, mit bequemen Künsten über ernste Verlegenheiten hinweghilft, dieser Ratgeber, der das Richtige anrät und zum Unrichtigen seine Dienste leiht, dieser Minister ohne Rückgrat, von ihm war eine charaktervolle auswärtige Politik nicht zu erwarten. Haugwitz hatte die Beteiligung Preußens am Ersten Koalitionskriege nicht für gut befunden; und er, der die zweite Teilung Polens zu Preußens Vorteil durchgesetzt hatte, war in der Folge der, der die preußische Neutralitätspolitik einleitete und durch die Verträge mit Frankreich sicherte. Gewiß, er erkannte die Gefahren, denen Deutschland und Preußen durch die Bedrohung des europäischen Gleichgewichts von Frankreich ausgesetzt waren. 1799 riet er dem König zum Anschluß an die Zweite Koalition, doch vergeblich. Den derzeitigen Stand der Dinge am Berliner Hofe schildert Lord Grenville treffend, indem er am 17. April schreibt: „Man hat hier große Sorge wegen Frankreichs Uebermacht, aber es gibt keinen Mann von leitender und herrschender Begabung, der den ganzen Umfang der Gefahr und die entsprechenden Mittel des Widerstandes klarlegte; so lebt man von einem Tage zum andern, ohne Mut

und Tätigkeit, in einem Zustande, der nur durch die höchste Schwäche hervorgebracht werden konnte . . . Es ist die Meinung fast aller Welt, daß Preußen schließlich den Krieg nicht werde vermeiden können: trotzdem überläßt man lieber dem Gegner die Wahl des Zeitpunktes für den Beginn der Feindseligkeiten, als daß man nach eignem Entschlusse in den großen gemeinsamen Kampf einträte, der heute so viele Aussichten glänzenden Gelingens bietet." Als sich die französischen Zustände unter dem Ersten Konsul besserten, war Haugwitzens Plan, die Umformung Frankreichs in eine Monarchie zu begünstigen und es in ein enges Einvernehmen mit Preußen und Rußland zu ziehen. In seiner Denkschrift zum 2. Mai 1802, zur Zusammenkunft des Königs und des Zaren in Memel, führt der Minister aus, man dürfe sich durch die schmeichelnden Friedensworte, die von Lunéville und Amiens kämen, nicht in Sicherheit wiegen lassen. Frankreich, beherrscht von dem eisernen Szepter des Ersten Konsuls, bedrohe mehr als je das Gleichgewicht und den Frieden Europas. Aber der unglückliche Ausgang der Koalition von 1799 habe bewiesen, daß es ein erfolgloses Bemühen sei, dem Umsichgreifen der französischen Uebermacht durch die Waffen Schranken zu setzen (so umgeht der Minister die Ursache der Uebermacht, Preußens Neutralität); die preußischen und russischen Staatsmänner müßten bestrebt sein, zwischen Frankreich, Rußland und Preußen ein Bündnis zu schließen. Um Bonaparte dafür zu gewinnen, müsse man seinem Wunsche, erblicher Herrscher zu werden, entgegenkommen. Gehöre er auch der Form nach zu den Souveränen Europas, so sei zu hoffen, daß er sich als ein Glied dieser großen Familie fühlen und sich zu Grundsätzen bekennen werde, auf die sich ein festes System der Billigkeit und des Friedens gründen lasse. Haugwitzens Unterhandlungen zur Verwirklichung seines schönen Planes waren erfolglos; er verkannte Napoleon durchaus, indem er glaubte, er sei der Mann dazu, sich zu seiner Zügelung von Preußen und Rußland in die Mitte nehmen zu lassen. Der Bruch des Friedens von Amiens bereitete dieser Phase der preußischen Diplomatie ein Ende.

Wie stand es um den andern Diplomaten und zeitweiligen Minister des Auswärtigen, um Hardenberg?

Der Freiherr Karl August von Hardenberg, 1750 im Lüneburgischen geboren, war wie Haugwitz Jurist und war anfänglich in der hannoverischen Verwaltung tätig gewesen. Aus ihr trat er 1782 in den Dienst des Herzogs von Braunschweig. Aber erst im preußischen Staatsdienste, von 1790 an, als Verwalter der Markgrafschaften Ansbach und Baireuth, öffnete sich seinen Talenten und seinem Streben ein großes Feld. 1795 war Hardenberg der preußische Unterhändler beim Baseler Frieden; sein Abschluß gründet seinen Ruf

als Diplomat. Damals urteilte er über sein Werk: „Ich halte den Frieden für sicher, vorteilhaft und ehrenvoll . . . Ich halte ihn für ehrenvoll und vorteilhaft zugleich, weil der Einfluß, welchen uns die allgemeine Vermittlung und Neutralität gegenüber dem Reiche gibt, nicht nur uns viel Nutzen schaffen kann, sondern auch rühmlich ist und ein großes Uebergewicht gegen den Wiener Hof gewährt." Fortan wurde Hardenberg oft bei hochpolitischen Fragen in Berlin zu Rate gezogen. Friedrich Wilhelm 3. verwandte ihn von 1797—1803 in leitenden Stellungen. Im Sommer des letzten Jahres übertrug er ihm die Vertretung des Grafen Haugwitz. An dessen Stelle wird Hardenberg im April 1804 wieder einstweilig und im Juli desselben Jahres endgültig Minister. Gewiß stand er an Bildung und Arbeitslust weit über Haugwitz; aber auch er, übrigens ein Mensch von geringem Takt, war nur ein Talent, doch kein Charakter. So hoch er von seinen Fähigkeiten dachte, seiner Ueberzeugung sein Amt zu opfern, war nicht seine Sache. Schwierigkeiten reizten ihn; aber er, immer reich an Auskunftsmitteln, war doch kein Mann der Tat. Wie Haugwitz war er ein Dilettant in der Menschenkenntnis und ohne sittlichen Halt. Ein gründlicher Arbeiter — auch das war er nicht. Auch er erkannte wohl die Gefahren, die Europa von Napoleon drohten; aber seine Art war, mit Klagen über den Charakter des Königs seine eigne schwächliche Haltung zu verdecken.

Soviel über Friedrich Wilhelm 3. und seine Leute in der Zeit vor der Katastrophe.

Die Umstürzung der preußischen Neutralitätspolitik fällt in die Zeit vom Dezember 1805 bis in den Februar 1806; d. h. da spielt sich der Schluß einer oft unterbrochenen, doch planmäßigen Handlung ab, die nach dem Bruch des Friedens von Amiens beginnt. Um den Schluß recht würdigen zu können, müssen wir beim Beginn anfangen.

Napoleons Ziel, wir wissen es, war von jeher, Preußen zu seinem Bundesgenossen zu machen; insofern, als er in dem Zeitraume 1803—1806 beständig diesem Ziele zustrebt, und insofern, als derzeit für Preußen die Frage, ob es sich Frankreich anschließen solle, fast immer auf der diplomatischen Tagesordnung steht, kann man die Beziehungen der beiden Mächte zu einander während der drei Jahre unter der Bezeichnung französisch-preußische Bündnisverhandlungen zusammenfassen. Diese, als Ganzes angesehen, verlaufen in drei Stufen. Die erste Stufe reicht vom Beginn der Verhandlungen im Frühjahre 1803 bis zum ersten vorläufigen Abbruch durch Preußen im Frühjahr 1804. Die zweite Stufe umfaßt die Zeit vom Frühjahre 1804 bis zum Herbst 1805, bis zur aber-

maligen Abwendung Preußens von Frankreich, durch den Beitritt zur Dritten Koalition. Die dritte Stufe umfaßt die Zeit vom Herbst 1805 bis zum Februar 1806, bis zum Bündnis Preußens mit Frankreich. Vergegenwärtigen wir uns den Gehalt dieser Stufen!

Die erste Stufe. — a. Das Verhältnis Preußens zu Frankreich wird bei dem drohenden Wiederausbruch des Krieges des letzten gegen England in Frage gestellt, und zwar wegen des Kurfürstentums Hannover. Der französische Gesandte in Berlin, Duroc, erklärt im März 1803, der Erste Konsul werde sich im Kriege gegen England genötigt sehen, die deutschen Länder Georgs 3. zu besetzen. Damit war, zur Ueberraschung der preußischen Regierung, die Sicherheit des neutralen Norddeutschlands bedroht — zum erstenmal schickte sich Napoleon an, im deutschen Norden kriegerisch aufzutreten, sich inmitten der preußischen Gebiete festzusetzen. Würde Preußen nun, nachdem es vergeblich versucht hatte, zwischen Frankreich und England zu vermitteln und über Hannover eine bindende Zusage von Napoleon zu bekommen, würde es nun handeln wie vordem? 1796 und 1798 hatte das Direktorium einen Einfall in Hannover geplant; aber Preußen hatte erklärt, daß es dagegen die Waffen ergreifen würde, und das Direktorium hatte seinen Plan aufgegeben. 1801 hatte Preußen, von Rußland gedrängt, als Mitglied des Nordischen Bundes, Hannover vorübergehend besetzt gehalten, um es vor der Besetzung durch Russen, Schweden, Dänen oder Franzosen zu bewahren. Was beschloß man jetzt in Berlin? Weil der Baseler Friede durch den Reichsfrieden hinfällig geworden war und Norddeutschland nicht mehr durch die Demarkationslinie geschützt war, fehlte Preußen die völkerrechtliche Berechtigung, die Neutralität Hannovers zu schützen; die hannoverische Frage war 1803 eine bloße Machtfrage. Haugwitz riet dem König nachdrücklich, sie als solche zu behandeln, Hannover zu besetzen, ehe es die Franzosen täten. Aber damit drang er diesmal nicht durch. Abgesehen davon, daß Rußland Preußen in den geplanten Koalitionskrieg verwickeln wollte, und deshalb keinen vorzeitigen Einmarsch preußischer Truppen in Hannover wünschte, war Friedrich Wilhelm nicht davon zu überzeugen, daß die Lage gefahrvoll sei; er sagte dem Minister, er sehe zu schwarz, und willigte nur in die Aufstellung schwacher Truppenteile an der Grenze gegen Hannover. Unterdessen, während am preußischen Hofe über ihn gegrübelt wurde, handelte Napoleon; Ende Mai marschierte Mortier in Hannover ein, und am 3. Juni war das ganze Land in französischen Händen. Vergeblich forderte Haugwitz in seiner Denkschrift vom 4. Juni, daß sich Preußen sofort mit Sachsen, Hessen, Dänemark und Rußland, das damals eine Uebereinkunft vorschlug, vereinige, um Norddeutschland und die Hansa-

städte zu sichern. Des Königs Meinung war, man dürfe Napoleon durch Rüstungen nicht unnötig herausfordern; er wollte nur dann zu den Waffen greifen, wenn Frankreich preußisches Gebiet angriffe. Er vertraute dabei der Versicherung Napoleons, er besetze Hannover nur wegen der Notwendigkeit, beim Friedensschluß mit England etwas in Händen zu haben, und werde sich bei längerer Dauer der Besetzung mit Preußen verständigen. Freilich darauf, daß jetzt Talleyrand, unter Hindeuten auf östreichische Bündnisanträge, einen Bund Preußens mit Frankreich vorschlug, um gegen alle Umtriebe Englands den Frieden auf dem Festlande zu erhalten, darauf einzugehen war der König nicht geneigt. Preußen gibt also im Frühjahr 1803 die Sache Norddeutschlands preis, wie es vordem die Sache des Reiches preisgegeben hat, und zieht sich auf seine eigne Neutralität zurück.

b. Es folgen weitere Uebergriffe der Franzosen; sie besetzen auch Ritzebüttel und Cuxhaven und belästigen die Hansastädte mit Forderungen. Preußen sieht sich als Beschützer Norddeutschlands mehr und mehr bloßgestellt. Es sieht sich in seinem Handel schwer geschädigt, weil die Engländer die Mündungen der Elbe und der Weser gesperrt halten, und es wird von Rußland gedrängt, gegen Frankreich einzuschreiten. In seiner Denkschrift vom 28. Juni sagt Haugwitz dem König: Napoleons Politik müsse zum Kriege Frankreichs gegen Rußland führen, und Preußen werde durch die französischen Uebergriffe in Norddeutschland unmittelbar berührt werden; man möge deshalb 40 000—50 000 Mann mobilisieren, nur eine feste, entschlossene Haltung könne den Frieden noch erhalten. Preußen möge, gestützt auf Rüstungen, Frankreich erklären, es werde die Besetzung Hannovers unter der Voraussetzung hinnehmen, daß die Zahl der französischen Truppen auf 16 000 beschränkt bleibe, daß die Grenzen des Kurfürstentums unter keinem Vorwande überschritten würden, und daß Napoleon seine Rüstungen am Niederrhein einstelle. Abermals empfiehlt Haugwitz die Verständigung mit Rußland, Dänemark, Sachsen und Hessen. Zu unbedingter Neutralität könne sich Preußen verpflichten, wenn Napoleon diese Bedingungen eingehe; aber wegen der Anwesenheit französischer Truppen inmitten der preußischen Provinzen, und wegen des Risikos bei einer Entzweiung mit Rußland, sei die völlige Zurückhaltung undurchführbar. Früher oder später werde die Gewalt der Ereignisse Preußen in unentwirrbare Verlegenheiten stürzen und es nötigen, für sein Dasein die Waffen zu ergreifen, wahrscheinlich in einem Augenblick, wo es vereinsamt und in der schlechtesten Lage sei. Preußen müsse also beizeiten für seine Neutralität Achtung heischen. Doch auch mit dieser vortrefflichen Denkschrift machte Haug-

witz auf den König nur schwachen Eindruck. Friedrich Wilhelm meinte sogar, ein glücklicher Krieg werde für Norddeutschland verderblicher sein, als die kleinen Uebergriffe der Franzosen, die man dulde. Treffend berichtet Laforest am 7. Juni nach Paris: Sa Majesté est timide et entourée des gens timides. Nach allem entschloß sich der König nur dazu, „Klarheit“ zu fordern. Der Kabinettsrat Lombard soll sich nach Brüssel zu Napoleon begeben; nach den Erklärungen des Ersten Konsuls will Friedrich Wilhelm zu Haugwitzens Vorschlägen Stellung nehmen.

c. Die Sendung Lombards nach Brüssel. Lombard bringt Napoleon einen Brief, worin der König von den Besorgnissen spricht, die die Ausbreitung der französischen Macht in Norddeutschland weniger bei ihm selbst, als bei seinen Untertanen hervorrufe. Der König wünscht beruhigende Erklärungen, besonders die Versicherung, daß der Erste Konsul alle Maßnahmen unterlassen werde, die den Engländern Vorwände liefern könnten, den freien Handel auf der Elbe und der Weser zu unterdrücken. Napoleon empfängt Lombard am 23. Juli, als einen Freund des Königs, anscheinend mit großem Wohlwollen. Er spricht aufs schönste von seiner Neigung für Preußen und seinen Herrscher; aber in der Hauptfrage, der Stellung der Neutralen zu Lande, will er keine Schranke anerkennen. Im wesentlichen sagt er: er habe wohl vorhergesehen, daß die Besetzung Hannovers dem König nicht angenehm sein werde, denn niemand habe gern Unruhen und Armeen in seiner Nähe; deshalb habe er die Interessen Preußens so viel wie möglich geschont und sogar die Zahl der Besetzungstruppen in einer für ihn selbst gefährlichen Weise beschränkt. Die Angelegenheit von Cuxhaven habe gegenüber den Gewalttaten, die sich die Engländer gegen den neutralen Handel erlaubten, nicht viel zu bedeuten. Wenn die Engländer die Blockade der Elbe aufgäben, sei er bereit, das Hamburgische Gebiet zu räumen. An freundlichen Worten läßt es Napoleon nicht fehlen, aber er hilft keiner Beschwerde Preußens ab und geht keine Verpflichtung ein. Uebrigens macht er wieder einen Bündnisantrag, und zwar drohend, er werde sich im Verweigerungsfalle mit Oestreich verbünden. Aus Lombards Berichten nach Berlin ergibt sich, daß Napoleon ihn wenigstens in Augenblicken bezaubert. Er schreibt dem König, es sei ihm unmöglich, den Ton von Güte und edlem Freimut wiederzugeben, womit der Erste Konsul immer aufs neue seine Achtung vor den Rechten des Königs und vor denen von dessen Nachbarn Ausdruck gegeben habe, pour faire dépasser dans votre âme, Sire, la confiance qu'il est si digne d'inspirer. Lombard schreibt von Napoleons abandon si touchant. Er findet: „Er ist in der Erörterung ruhig, aufmerksam, hat immer die Miene, sich unterrichten zu wollen,

und erregt sich nicht über Einreden." Ja, „er hat sich zwanzigmal die Hände mir gegenüber gebunden durch die feierlichsten Erklärungen." Er hat gesagt: „Ich achte und liebe nur eine einzige Macht in der Welt, und das ist Preußen. Meine Beziehungen zu Rußland sind Luxus." Lombard ist von alledem entzückt; aber der Kern seiner Berichte ist doch: daß er bei Napoleons Charakter nicht für die Zukunft bürgen könne — der Erste Konsul werde bei der Bekämpfung Englands noch oft die Rechte neutraler Staaten verletzen, und man werde ihm vielleicht noch mit der Wucht militärischer Rüstungen entgegentreten müssen. Nur für jetzt, rät der Kabinettsrat dem König, aus Vertrauen in die Versicherungen Napoleons von Rüstungen abzustehen.

d. Was folgt auf Lombards Sendung in Berlin? Napoleon, der sich, wie Lucchesini Ende des Jahres berichtet, rühmte, Lombard überlistet zu haben, Napoleon erreicht, was er zu Brüssel erreichen wollte: Friedrich Wilhelm beruhigt sich, Preußen steht im Sommer 1803 von Rüstungen ab. Aber der König will sich durch politische Abmachungen sichern; denn er sieht wohl ein, daß „nur auf den Augenblick zu rechnen sei." Infolge des Bündnisangebotes Napoleons kommt Preußen im August auf seinen Dreibundsplan zurück. Es schlägt vor: Preußen und Rußland leisten während des Krieges gegen England Frankreich gegen jede Bedrohung durch Oestreich Gewähr; Napoleon verpflichtet sich dagegen, die Zahl seiner Truppen in Hannover nicht über 20 000 zu erhöhen, den freien Handel und die Ruhe der Neutralen in Norddeutschland nicht zu stören. Aber dieser Plan, womit der Lieblingsgedanke Friedrich Wilhelms und Haugwitzens wiedervorgebracht wurde, fand bei den andern Mächten keinen Beifall. Rußland wendet ein, solch ein Abkommen sei nur für Frankreich nützlich; dieses bleibe danach im Besitze Hannovers ungestört und vor jedem Angriff auf dem Festlande gesichert. Und Talleyrand erklärt, daß ein Abkommen mit Rußland weder für Frankreich, noch für Preußen vorteilhaft sei; dagegen sei Frankreich immer bereit, sich mit Preußen allein zu verständigen. Das Ergebnis ist also: Preußen ist mit seinem Plan zu einem Bunde zwischen Frankreich, Preußen und Rußland gescheitert; es hat nur die Wahl, sich einer neuen Koalition gegen Frankreich anzuschließen oder sich gegen diese mit Frankreich zu verbünden — seine Neutralität erscheint unhaltbar.

e. Demnächst, nachdem Rußland durch plumpe Drohungen den König abgeschreckt hat, versucht Haugwitz, mit Frankreich allein zu einer Verständigung zu kommen. Er schlägt vor: Preußen sichert Frankreich vor jedem Angriff von deutscher Seite, wenn Frankreich

Hannover gänzlich räumt. Darüber spricht Lucchesini in Paris mit Napoleon, am 27. November. Der Erste Konsul erklärt, Preußens Vorschläge seien unannehmbar; nicht leicht werde er Hannover, sein einziges Pfand gegenüber den Eroberungen der Engländer in den Kolonien, räumen; dabei bleibe immer ein Krieg auf dem Festlande möglich, dem Preußen wie Frankreich vorbeugen müsse. Er fordert dagegen den Abschluß eines vollen und ganzen Bündnisses, wodurch die andern Festlandmächte genötigt werden würden, Frieden zu halten, und England nachgiebig gestimmt werden würde. Frankreich bedürfe um so mehr eines Bundesgenossen, als sich die Auflösung und Teilung der Türkei vorzubereiten scheine. Als Gegenleistung bietet Napoleon: Verminderung der Truppenzahl in Hannover und Erleichterung des preußischen Handels mit England. Auch stellt er Unterstützung Preußens in allen deutschen Fragen in Aussicht; er wolle sich für Frankreich mit den zu Lunéville festgesetzten Grenzen begnügen. (Lucchesinis Bericht vom 30. November 1803.) Daraufhin entschließt sich Friedrich Wilhelm (Konferenz zu Potsdam am 12. Dezember), nicht ohne Bedenken wegen der Beziehungen Preußens zu Rußland und Oestreich, die französischen Vorschläge grundsätzlich anzunehmen. Lombard entwirft einen Plan, wonach Preußen Frankreich bei einem festländischen Angriffskriege beisteht, wenn Frankreich seine Truppenzahl in Hannover beschränkt, Cuxhaven und Ritzebüttel räumt und den Handel auf der Elbe und der Weser freigibt. In zwei geheimen Artikeln sollte Napoleon versprechen, nur mit Preußen gemeinsam über Hannover zu verfügen und es keinesfalls für Frankreich in Anspruch zu nehmen. Also *Preußen ist Ende 1803, unter Verzicht auf die Räumung Hannovers und gegen ein unbestimmtes Versprechen hinsichtlich dieses Landes, zum Bündnis mit Frankreich bereit.* Aber das ist Napoleon nicht genug. Er will, daß Preußen für die ganze Stellung Frankreichs in Europa und auch für den gegenwärtigen Zustand der Türkei Gewähr leiste; als Entgelt läßt er nur hoffen, daß er unter gewissen Voraussetzungen Cuxhaven und Ritzebüttel räumen werde. (30. Dezember 1803.) Infolge dieser Knauserei Napoleons gibt man in Berlin die Hoffnung auf eine Verständigung mit ihm auf; nur, um Zeit zu gewinnen, zieht Haugwitz die Verhandlungen noch einige Monate hin. Unterdessen ruft Napoleon neue Besorgnisse hervor; er beharrt nämlich auf seiner Forderung nach einem allumfassenden Bündnis, er droht wieder mit einem französisch-östreichischen Bündnis, anscheinend verstärkt er seine Truppen in Hannover. Nun zeigt sich der König für Haugwitzens Warnungen empfänglicher; im Februar und März werden einige militärische Vorbereitungen getroffen, zur Siche-

rung vor einer Ueberraschung. Preußen, entschlossen, die Verhandlungen mit Napoleon abzubrechen, ist bemüht, sich Rußlands Unterstützung zu sichern. Dann, nachdem Alexander erklärt hat, Preußen könne im Falle der Not auf Rußland zählen, dann endlich bricht Haugwitz ab. Am 3. April sagt er dem französischen Gesandten, daß der König wegen der Weigerung Napoleons, den preußischen, Hannover betreffenden Forderungen gerecht zu werden, von der Fortsetzung der Verhandlungen kein befriedigendes Ergebnis mehr hoffen könne. Zur Aufrechthaltung der guten Beziehungen erwarte Preußen, daß Frankreich seine Truppen in Hannover nicht weiter verstärke und die Neutralität der norddeutschen Reichsstände nicht verletze. Wenn man dieser Erwartung entspräche, würde sich Preußen niemals an feindseligen Plänen gegen Frankreich beteiligen. Die französisch-preußischen Bündnisverhandlungen von 1803—1804 führen also dazu: Preußen will sich nicht mit Frankreich verbünden, weil Napoleon zu wenig bietet. Ebensowenig will sich Preußen mit Rußland, das ihm jetzt ein Bündnis vorschlägt, verbünden; nur für den Notfall will es dessen Beistandes sicher sein. Haugwitz, der zum engen Anschluß an Rußland riet, zieht sich wegen des Scheiterns seiner Diplomatie im April 1804 vom Amte mit unbestimmtem Urlaub zurück, um Hardenberg Platz zu machen. Damit ist die erste Stufe der französisch-preußischen Bündnisverhandlungen vollendet.

Die zweite Stufe. — a. Hardenbergs Ministerschaft bringt keinen Umschwung der preußischen Diplomatie; der neue Minister, der versprochen hat, daß er „sich zur Pflicht mache, die Befehle und das persönliche System des Königs zu befolgen," ist noch entschiedener als Haugwitz bemüht, Preußen zwischen Frankreich und Rußland streng neutral zu halten. Bei der Ettenheimer Sache rät er dem König, wegen Preußens schwieriger Lage zu schweigen und es Oestreich und Rußland zu überlassen, sich zugunsten der Bourbonen auszusprechen. Natürlich; denn was würde es für einen Sinn gehabt haben, wenn sich das reichsverräterische Preußen um die Grenzverletzung in Baden gekümmert hätte! Darauf ist Preußen bei der Errichtung des Kaisertums die erste Macht, die Napoleon beglückwünscht. Aber mehr noch des Entgegenkommens: im Mai 1804, als die Spannung zwischen Frankreich und Rußland offenkundig ist, hat Lucchesini in Paris zu erklären, Preußen werde weder russischen, noch andern Truppen den Durchmarsch durch sein Gebiet erlauben. Freilich beurteilte Hardenberg die Lage allzu kurzsichtig. Mochte Lucchesini schon jetzt, im Mai 1804, den großen Festlandkrieg prophezeien, mochte er berichten, daß Napoleon in Pitts Rückkehr ins Ministeramt und in der Haltung Ruß-

lands, von wo er seinen Gesandten abberufen hatte, deutliche Anzeichen dafür sehe, daß sich eine neue Koalition bilde, und daß er dieser in aller Stille zuvorkommen wolle: Hardenberg ließ sich nicht warnen. Statt in den König zu dringen, sich gegen Kriegsgefahren zu rüsten, bemüht er sich, die Berichte Lucchesinis unwirksam zu machen; in seinen Denkschriften verweist er nämlich den König auf die Erklärungen des französischen Gesandten, woraus der Wunsch hervorleuchte, daß Preußen zwischen Frankreich und Rußland vermittle. Er nimmt troß der Abberufung des französischen Gesandten in Petersburg nicht an, daß die beiden Mächte feindliche Absichten gegen einander hegen. Mit seiner Schönseherei täuscht er sich und den König über die ernste Lage hinweg; er glaubt nicht an eine Koalitionsbildung zum Angriffskrieg gegen Frankreich, Pitts Rückkehr ins Amt läßt ihn auf eine Annäherung Rußlands an Frankreich hoffen, noch, meint er, sei viel Aussicht vorhanden, den Bruch der Mächte mit einander zu verhindern. Auch über Oestreich beunruhigt sich Hardenberg nicht, obgleich er hätte überzeugt sein können, daß es von Rußland zur Bildung einer Koalition noch dringender umworben wurde, als seit zwei Jahren Preußen. Die Hauptsache ist: Hardenberg will, wie sein Vorgänger, Freund mit Frankreich und Freund mit Rußland sein.

b. Was Rußland betrifft — im Mai 1804 versucht Alexander, Preußen zu überrumpeln, indem er einen nicht gemeinsam vorberatenen, von ihm, dem Zaren, vollzogenen Vertrag in Berlin vorlegen läßt, wonach Preußen und Rußland übereinkommen, gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen, wenn es wiederum die Neutralität eines norddeutschen Staates verletze. Dieser Vertrag, worin auch bestimmt wurde, daß sich Preußen den Schritten Rußlands wegen der Ettenheimer Sache anschließe, wird zwar nicht angenommen, aber um den Zaren nicht zu erzürnen, unterzeichnet der König eine Erklärung, der der Vertrag zugrundeliegt. Zufolge der Erklärung vom 26. Mai 1804 verpflichtet sich Preußen gegen Rußland, keine weitern Uebergriffe Napoleons in Norddeutschland zu dulden; Preußen und Rußland kommen überein, fortan die norddeutsche Neutralität gemeinsam zu schützen. Der Zar sah darin den ersten Schritt Preußens zum Bunde mit den Mächten, die eine Koalition planten; aber der preußischen Diplomatie lag dergleichen nicht im Sinne. Hardenberg hielt einen Bund gegen Frankreich für gefährlich und aussichtslos; er glaubt, man werde den Festlandkrieg heraufbeschwören, wenn man von Napoleon fordere, daß er seine Stellung in Deutschland und in Italien aufgebe, er erwartete, daß Napoleon einer neuen Koalition zuvorkommen, und daß der Ausgang des Krieges den Hoffnungen der Verbündeten nicht entsprechen werde. Er will zunächst den allgemeinen Frieden herstellen; danach könne man

die Koalition bilden, die Napoleon in Schranken halten solle. Der preußische Minister träumte also davon, Napoleon durch Verhandlungen beizukommen, während ihm die russische Diplomatie mit dem Schwerte beikommen wollte. Wirklich, Hardenberg trifft auch mit Napoleon eine Uebereinkunft. Es ist der Vertrag Preußens mit Frankreich vom 1. Juni 1804, worin Preußen verspricht, Norddeutschland den Feinden Frankreichs zu verschließen, und Frankreich, seine Truppen in Hannover nicht zu vermehren und die neutralen Gebiete Norddeutschlands nicht weiter Kriegskosten tragen zu lassen. Für Preußen ein Rückversicherungsvertrag.

c. Im November 1804 bemüht sich Preußen wiedermal vergeblich, Napoleon zur Räumung Hannovers zu bringen. Dann gefährdet Schweden die preußische Neutralität. Gustav 4. verpflichtet sich nämlich am 3. Dezember England gegenüber, das in englischen Diensten stehende hannöverische Korps nach Pommern hineinzulassen und dem englischen Handel die deutschen Gebiete Schwedens zu öffnen. Bei dieser Kriegsgefahr an der preußischen Grenze droht Hardenberg Schweden am 24. Dezember, wenn es nicht aufhöre, Frankreich zu reizen, werde Preußen entscheidende Maßnahmen treffen, damit Schweden die Ruhe Norddeutschlands nicht störe. Aber als diese Drohung in Stockholm eintrifft, hat Schweden schon einen Bund mit Rußland geschlossen; danach war auch der Einmarsch russischer Truppen in Pommern wahrscheinlich. — Im Januar 1805 sucht der Zar, durch die Sendung Wintzingerodes, wiederum, Preußen zum Anschluß an Rußland zu bewegen. Sein Sendling hat in Berlin die schwedisch-russische Allianz auszuspielen, Preußen eine bedeutende Vergrößerung im Westen in Aussicht zu stellen, im ganzen mehr zu drohen, als zu locken. Aber dabei wird Preußen, dem man nicht traut, im Ungewissen gehalten über das Einverständnis Rußlands mit Oestreich, England und Schweden gegen Frankreich, und Wintzingerode erreicht in Berlin nichts. Er geht, wie wir wissen, von Berlin nach Wien, um Oestreich zum Anschluß an die Koalition zu bringen. Demnächst, im April 1805, sendet Friedrich Wilhelm den General von Zastrow nach Petersburg, um Aufklärung und Beruhigung zu erlangen. Nun ist grade der Aprilvertrag Rußlands mit England geschlossen worden; Zastrow hört Vorwürfe, Drohungen, Lockungen, aber auch jetzt weiht man Preußen nicht in die Koalitionsverträge ein. So ging die Zeit vom Winter 1804 bis zum Frühjahr 1805 dahin, ohne daß Preußen gegen den drohenden Krieg Vorkehr getroffen hätte. Der König, Hardenberg und auch der zu Rat gezogene Haugwitz ahnen nicht, daß der Krieg nahe ist; sie glauben, jetzt sei die rechte Zeit für die preußische Vermittlung gekommen.

d. In der Tat, im Sommer 1805 macht der Zar Miene, sich der preußischen Vermittlung zu bedienen. Er hatte Ende 1804 Nowossiltzow nach England gesandt, um mit Pitt ein Einvernehmen herzustellen; nun, nach dem Abschluß des Aprilvertrages, begab sich Nowossiltzow nach Berlin, um für seine Zulassung in Paris — Rußland hatte das Kaisertum nicht anerkannt — die preußische Vermittlung nachzusuchen. Der Zar wollte aufgrund seiner Abmachung mit England Napoleon einen Vergleich antragen, Forderungen an ihn zu stellen, deren Annahme nicht im mindesten zu erwarten war; lehnte der Kaiser ab, so war er vor Europa ins Unrecht gesetzt, und Preußen, falls es sich für die russisch-englischen Forderungen verpflichtet hätte, wäre in den Krieg gegen Frankreich verwickelt worden. Käme es nun auf Hardenberg an, er ginge der russischen Diplomatie auf den Leim; er ist nämlich bereit, nicht etwa aus rechtem Verständnis für Preußens Nutzen, sondern aus seiner Vermittlereinbildung, die russischen Forderungen in Paris zu unterstützen, und das, ohne sich über ihren Inhalt unterrichtet zu haben. Aber Haugwitz und Lucchesini raten ab; sie sagen, Preußen werde sich bloßstellen. Dann wird die Sache hinfällig; nach der Annexion Genuas gibt der Zar die „Hoffnung" auf einen Vergleich mit Napoleon auf. Am 30. Juli erklärt Nowossiltzow Hardenberg, daß Napoleon die äußersten Grenzen der Geduld des Zaren überschritten habe. Der Gesandte gibt seine Pässe für die Reise nach Paris zurück. Uebrigens hatte Friedrich Wilhelm am 14. Juli an Alexander geschrieben — nun kannte er den Aprilvertrag —, er werde in keiner Weise von einem System abweichen, das allein den wahren Nutzen seines Staates und dem Umfange seiner Kräfte angemessen sei. Dazu kam, daß auf Napoleons Aufforderung an Preußen, die Neutralität Norddeutschlands zu sichern, Hardenberg am 15. Juli dem französischen Gesandten erklärte, Preußen, als bloße Festlandmacht, könne eine Landung der Engländer oder Russen in Hannover nicht hindern. *Preußen sagt sich also im Sommer 1805 von dem Vertrage vom 1. Juni 1804, von seinem Versprechen, Norddeutschland den Feinden Frankreichs zu verschließen, tatsächlich los. Doch läßt Hardenberg zugleich erkennen, daß Napoleon durch die Abtretung Hannovers zu einem Einverständnis mit Preußen gelangen könne.*

e. Hierauf geht Napoleon eifrig ein, um der Gefahr vorzubeugen, daß Preußen in letzter Stunde zur Koalition abschwenke. Am 8. August legt Laforest in Berlin eine Denkschrift vor, worin sich Napoleon erbietet, Hannover, das ihm nach Eroberungsrecht gehöre, an Preußen abzutreten und keinen Frieden ohne Anerkennung dieser Abtretung zu

Digitized by Google

schließen. Dafür soll Preußen für den französischen Besitzstand in Italien Gewähr leisten. Hardenberg rät, wegen der feindseligen Haltung Rußlands anzunehmen; er hofft dabei auch, daß ein preußisch-französisches Einvernehmen die andern Mächte nötigen werde, Frieden zu halten. Er will von Napoleon fordern, daß er die Unabhängigkeit der Schweiz, Hollands und der noch freien Teile Italiens nicht antaste. Damit, und mit der Aussicht, der europäische Friedensvermittler zu werden, macht er den König dem französischen Antrage geneigt. Mitte August geht die vorläufige Mitteilung an Lucchesini nach Paris, man sei zum Abschluß eines Bündnisses geneigt. Napoleon erfährt das in Boulogne, als ihm der Krieg gegen Oestreich fast unvermeidlich scheint. Aber die Bereitwilligkeit Preußens zu einem Bündnis mit Frankreich im August 1805 ist vorübergehend. Der König fordert über die französischen Anträge Haugwitzens Urteil, und dieser spricht sich in einer Denkschrift dagegen aus. Die Folge ist: Friedrich Wilhelm entscheidet sich gegen Hardenberg. Als Duroc im Auftrage Napoleons nach Berlin kommt, findet er den König für den Besitz Hannovers kühl gestimmt; er hört von ihm, Preußens Lage erfordere Zurückhaltung, der Friede sei noch möglich, wenn Oestreich, das sich widerwillig der Koalition angeschlossen habe, wegen Italiens beruhigt werde. Trotz dieser Abweisung gibt Napoleon die Umwerbung Preußens nicht auf. Duroc sagt, aufgrund seiner neuen Instruktion, der Glaube an die Fortdauer des Friedens sei eine gefährliche Illusion; jetzt handle es sich nicht mehr um die Wahl zwischen Krieg und Frieden, sondern nur um die Wahl zwischen einem kurzen und einem langen Kriege. Gelänge der französischen Armee ein Schlag gegen Oestreich am Inn, so würden die Russen entweder ihre ganze Macht dahin wenden und Preußen Luft machen oder die Hand zum Frieden bieten; in beiden Fällen werde der Krieg kurz sein. Aber Duroc erreicht nichts. Nach der Weisung Napoleons vom 20. September soll er ein Bündnis schließen, aufgrund dessen Preußen Hannover in Verwahrung zu nehmen hätte, doch ohne daß sich daraus ein preußisches Eigentumsrecht ergebe. Damit ist Preußen nicht zu gewinnen; der König entscheidet, die Neutralitätspolitik sei wiederaufzunehmen. Im September 1805 sind also die französisch-preußischen Bündnisverhandlungen abermals gescheitert, diesmal, wie im Frühjahre 1803, durch den Einfluß von Haugwitz auf den König.

f. Unterdessen, nach dem Beginn des Krieges — die Oestreicher haben den Inn überschritten —, hat Preußen militärische Maßnahmen zum Schutze seiner Neutralität getroffen. Veranlassung dazu gab ein Brief des Zaren vom 19. September, worin für einen bestimmten Tag

der Marsch russischer Truppen durch Südpreußen und Schlesien angekündigt wurde. Jetzt sieht Haugwitz ein, daß Preußen seine bisherige Haltung aufgeben muß — noch an dem Tage der Ankunft des Zarenbriefes entscheidet sich der König bei der großen Beratung im Schlosse zu Berlin dafür, die ganze Armee zu mobilisieren. 80 000 Mann waren schon am 7. September mobilisiert worden. Ein zweiter, freundlicher Brief Alexanders ändert die Lage nicht; Friedrich Wilhelm antwortet zwar sofort verbindlich, aber er beharrt auf seinem Widerspruch. Haugwitz hat in Wien zu erklären, wenn russische Truppen preußisches Gebiet beträten, würden preußische Truppen in Böhmen einmarschieren. *Im September 1805 hat also der letzte Druck des Zaren bewirkt, daß Preußen 200 000 Mann auf Kriegsfuß setzt, zur Verteidigung seiner Neutralität gegen die Dritte Koalition.*

g. Aber schon bald folgt, durch Napoleons Schuld, ein Umschwung. Am 6. Oktober bekommt man in Berlin die Nachricht, Bernadotte sei auf Befehl des Kaisers durch Ansbach marschiert — Frankreich hat die preußische Neutralität verletzt. Jetzt empört sich das Selbstgefühl des Königs aufs höchste, und Hardenberg führt gegen Frankreich eine scharfe, zurechtweisende Sprache. In seiner Note an Duroc und Laforest vom 14. Oktober sagt er: „Der König weiß nicht, ob er sich mehr über die Gewalttätigkeiten in Franken oder über die unbegreiflichen Gründe wundern soll, womit man sie zu rechtfertigen sucht ... Der König hätte aus diesem Gegensatz (dem des Verfahrens Oestreichs zu dem Napoleons) wichtigere Schlüsse über die Absichten des Kaisers folgern können; er beschränkt sich darauf, zu denken, daß Seine Kaiserliche Majestät wenigstens Gründe gehabt haben, die positiven Verpflichtungen, die zwischen Ihnen und Preußen bestanden haben, so anzusehen, als ob sie unter den gegenwärtigen Umständen keinen Wert mehr hätten, und weil der König vielleicht bald in der Lage ist, der Achtung Seiner Versprechungen alles aufzuopfern, sieht er sich gegenwärtig als frei von allen frühern Verpflichtungen an." Und schließlich: es komme dem König darauf an, sowohl seinem Lande den Frieden zu erhalten, als auch für Europa einen dauerhaften Frieden herzustellen. (Siehe da die großen Rosinen, die ein Schwächling im Sacke hat!) Fortan ohne Verpflichtungen, aber auch ohne Gewährleistungen, sehe sich der König genötigt, seine Armee die Stellungen einnehmen zu lassen, die die Verteidigung des Staates erfordere. Also eine äußerst starke Kriegsdrohung. Aber auch jetzt noch gibt sich Hardenberg Einbildungen hin über die Möglichkeit, den Frieden zu erhalten. Der König will auf die Nachricht aus Ansbach Laforest sofort ausweisen lassen; doch Hardenberg bestimmt ihn, den

Befehl rückgängig zu machen. (Wie später verlautete, sagte Friedrich Wilhelm zu dem Kabinettsrat Beyme über Napoleon, der die Ansbacher Sache in einem Briefe als Kleinigkeit behandelt hatte: „Ich will mit dem Menschen nichts mehr zu tun haben.“) Die Folge der Neutralitätsverletzung ist: Preußen erlaubt den Russen den Durchmarsch durch sein Gebiet, durch Schlesien nach Süddeutschland und von Schwedisch-Pommern aus nach Hannover, und es besetzt selbst Ende Oktober das nördliche Hannover. (Die Franzosen haben das Kurfürstentum bis auf Hameln geräumt.) Preußen bricht also im Oktober 1805 seine Verhandlung mit Frankreich ab, ohne seine Beziehungen zu ihm förmlich aufzuheben. Diese Halbheit war Hardenbergs Schuld; denn trotzdem, daß er mit dem König und Haugwitz darüber einig war, daß Preußen den Augenblick, wo es in Waffen stand, benutzen müsse, Napoleon vor die Wahl zu stellen, Preußens Friedensbedingungen anzunehmen oder es zum Anschluß an die Koalition zu treiben, trotzdem hatte Hardenberg am 6. Oktober den König bewogen, den Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Der große Augenblick, wo Friedrich Wilhelm zum Kriege hätte fortgerissen werden können, war versäumt. Am 19. Oktober kommt Haugwitz ins Amt zurück, ohne daß Hardenberg zurücktritt.

h. Natürlich wollte Rußland den Umschwung in Berlin ausnutzen. Am 28. Oktober trifft der Zar am preußischen Hofe ein, am 30. auch Erzherzog Anton, der Bruder Franz 2. Auch ein außerordentlicher Gesandter Englands ist anwesend. Wird Friedrich Wilhelm sich jetzt, nach Ulm, den Feinden Frankreichs zugesellen? Wird er die Rolle des Friedensstifters in Europa mit Entschlossenheit, ohne Nebengedanken übernehmen? Bis dahin hatte Napoleon seine Erfolge hauptsächlich deshalb erringen können, weil Preußen neutral gewesen war; wenn es nun sein Schwert in die Wagschale der Dinge warf, so sah sich der Kaiser — welch ein Augenblick! — einer Uebermacht gegenüber, die aller Wahrscheinlichkeit nach imstande war, ihn zu erdrücken. Wirklich, das Große ereignet sich: Preußen schlägt sich auf die Seite der Feinde Frankreichs. Haugwitz rät dem König zum Bruche, und dieser schließt am 3. November mit Alexander 1. den Potsdamer Vertrag. In der Nacht vom 3. zum 4. November weilen der König und die Königin Luise mit dem Zaren am Sarge Friedrich des Großen. Der Zar küßte den Sarg und nahm, einem offiziellen Berichte zufolge, „nach einem ernsten Blick auf den Altar von dem König und der Königin auf eine höchst einfache Weise Abschied.“ Eine Szene, die man schnell bekannt macht, um Napoleon Achtung zu gebieten. Das Ende der zweiten Stufe der französisch-preußischen Bündnisverhandlungen ist

also — den Inhalt des Potsdamer Vertrags lernten wir schon kennen —: Preußen schließt sich im November 1805 der Dritten Koalition an, als bewaffneter Vermittler für ihre Forderungen an Napoleon.

Die dritte Stufe. — Die preußische Neutralität ist nun förmlich zugunsten der Koalition umgestürzt, aber noch nicht tatsächlich. Wird die Tat folgen? Wird Preußen Napoleon, ehe er weitere Siege erringt, in den Arm fallen, ihn zur Annahme der Koalitionsforderungen zwingen? Der Weg Preußens führt über Brünn, Wien, Paris. Was nun vor sich geht, wir kennen auch das schon und brauchen hier, um alles beisammen zu haben, nur kurz davon zu handeln; doch ist einiges zur Ergänzung anzuführen.

a. Napoleon mit der bewaffneten Vermittlung Preußens zu imponieren, dazu war wohl keiner ungeeigneter als Haugwitz. Zu Brünn, wo er am 29. November eintraf, sprach er nur im allgemeinen von der Vermittlung; Forderungen vorzubringen wagte er nicht. Wie er berichtet, empfing er sogleich den Eindruck, daß die geringste Drohung den Kaiser sofort zu einem Sonderfrieden mit Oestreich treiben werde. Im Laufe der langen Unterredung erklärte Napoleon, Preußens Wünschen wegen des allgemeinen Friedens im allgemeinen zustimmen zu wollen, wenn Preußen sich verpflichte, den in Hannover stehenden Truppen der Verbündeten das Einrücken in Holland zu verwehren, und das von preußischen Truppen eingeschlossene Hameln zu versorgen. Das sagte Haugwitz im Namen des Königs zu; er ließ also nicht nur seine Hauptaufgabe ganz beiseite, sondern überschritt auch seine Instruktion. Dann ließ er sich nach Wien schicken.

b. In Wien machte Haugwitz noch weniger Figur als in Brünn. Er zeigte sich, geschmückt mit dem Bande der Ehrenlegion, er gab Talleyrand über Preußens Verhalten während des Krieges wohllautende Erklärungen. Er versicherte ihm — wie aus Talleyrands Briefen hervorgeht —, der Potsdamer Vertrag sei kein Vertrag, sondern nur eine Erklärung, womit Preußen „seine guten Dienste und seine Bereitwilligkeit, zu vermitteln, aber ohne Beimischung feindlicher Absichten, angeboten habe." Mit Grund konnte danach Talleyrand an Napoleon schreiben: „Ich bin mit Herrn Haugwitz sehr zufrieden." — Als Haugwitz am 13. Dezember zu Schönbrunn den Sieger von Austerlitz beglückwünscht, sagt ihm der, dem Verlauten nach: Voici un compliment dont la fortune a changé l'adresse. Metternich zufolge fragt Napoleon Haugwitz sarkastisch, ob er, wenn das Ergebnis der Schlacht anders gewesen wäre, wohl von der Freundschaft seines Gebieters gesprochen haben würde. Und dann diese Zensur! „Es wäre ehrenvoller für Ihren Herrn gewesen," versetzte der Kaiser, „mir offen den Krieg zu

erklären; er hätte dann seinen neuen Verbündeten wenigstens einen Dienst geleistet. Aber Ihr wollt die Freunde von aller Welt sein; das ist nicht möglich, man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen. Ich will Aufrichtigkeit, oder ich trenne mich von Euch; offene Feinde sind mir lieber als falsche Freunde. Ich gehe auf meine Feinde los, wo immer sie sich finden werden." Das Ergebnis der Verhandlung von Schönbrunn ist die Nichtigkeit der Verhandlung von Potsdam. Napoleon stellt den preußischen Friedensvermittler auf den Kopf; er übertölpelt ihn durch Lockungen und Drohungen dermaßen, daß er für Preußen, den Verbündeten der Koalition, mit Frankreich ein Angriffs- und Verteidigungsbündnis eingeht, den Schönbrunner Vertrag vom 15. Dezember 1805. Dieser Vertrag war natürlich von Napoleon ganz darauf berechnet, Preußen mit den Hauptmächten der Koalition zu verfeinden. Dafür, daß es die wichtigen Stellungen in Oberdeutschland und am Niederrhein, Ansbach und Cleve, aufgab, bekam es, als Preis seines Verrates an der Koalition, Hannover, wo, wie gesagt, die Franzosen nur noch Hameln besetzt hielten, zum unsichern Eigentum; deswegen mochte es sich mit England auseinandersetzen. Des weitern hatte Preußen alle Artikel des zwischen Frankreich und Oestreich zu schließenden Friedens gutzuheißen; das hieß: es auf unabsehbare Zeit mit Oestreich entzweien. Und endlich hatte Preußen, zu seiner Entzweiung mit Rußland, die Verfügungen Napoleons in Italien und die Unversehrtheit der Türkei anzuerkennen. Mit Recht hat man diesen Vertrag den schimpflichsten genannt, den je ein Unterhändler unterzeichnete. Haugwitz sagt zu seiner Rechtfertigung: „Ich war zu jener Periode in Wien allein und von jedermann verlassen. Ich unterzeichnete, das Messer an der Kehle, diesen Vertrag." Als ob nicht Preußen gerüstet dagestanden hätte, als ob Preußen kein anderer Ausweg geblieben wäre, als sich durch Drohungen, und einstweilen leere, einschüchtern zu lassen und die Bedingungen Napoleons anzunehmen! Es ist wahr, Haugwitz konnte sich darauf berufen, daß seinem König bei dem Potsdamer Vertrage nicht wohl war, daß er, der vom Zaren überrumpelt worden war, am liebsten Frieden mit Frankreich behalten wollte. Aber gab ihm der König, wie Haugwitz Laforest versichert haben soll, (S. dessen Brief an Talleyrand vom 5. Januar 1806!) „die private Instruktion, daß er in allen Fällen den Frieden zwischen Preußen und Frankreich erhalten solle?" Wegen der Gewissenhaftigkeit Friedrich Wilhelms scheint das zwar unglaublich; aber keinesfalls war der König der Mann dazu, Haugwitz aufzutragen, bei Napoleon mit Entschiedenheit aufzutreten. Wahrscheinlich ermahnte er Haugwitz, für die Erhaltung des Friedens zu sorgen, und darin konnte der Graf immerhin, je nach dem er sich die Worte zurechtlegte, die

Weisung sehen, seinen Auftrag mit Mäßigung zu erledigen. Keine Frage auch: die langsam vorbereitete und langsam vor sich gehende Sendung Haugwitzens war eine diplomatische Totgeburt; imgrunde war die Schande, die der Minister Preußen in Schönbrunn zuzog, nur die Folge der jämmerlichen Halbheit des Königs und seiner Berater. Haugwitz hatte daran seinen großen Anteil, und insofern, als er nur zu oft eine Politik gestützt hatte, die gegen seine Ueberzeugung war, bekam er in Schönbrunn den Lohn für seine „Falschheit.“ Was Friedrich Wilhelms Stellung zum Potsdamer Vertrage angeht, so ist schließlich die Tatsache von Gewicht, daß der König nach Austerlitz schriftlich erklärte, er werde am Vertrage festhalten. Erst am 15. Dezember, als er den Waffenstillstandsvertrag mit Frankreich kannte, hielt er sich seiner Pflichten für ledig.

c. Was nun in Berlin? Wird der König den Schönbrunner Vertrag bestätigen? Bei Hofe gaben die einen, die so oft vergeblich Widerstand gegen Frankreich gefordert hatten, ihre Entrüstung kund, die andern ihrer Erbitterung gegen den Mann, der die ganze Verantwortlichkeit für das Werk von Schönbrunn zu haben schien. Am 3. Januar 1806 fand ein stürmischer Staatsrat statt. Das Ergebnis war: der König entschloß sich, auf Haugwitzens eignen Rat, den Vertrag vom 15. Dezember weder anzunehmen, noch abzulehnen, d. h. ihn nach Vornahme einiger Aenderungen zu unterzeichnen. Wesentlich war bei den Aenderungen, daß die Abtretung der preußischen Gebiete nicht vor dem Abschluß des allgemeinen Friedens erfolge, und daß Preußen bis dahin Hannover in Verwahrung nehme, mit dem Ziele, es beim Friedensschluß rechtmäßig zu erwerben. Ueberdies wurde aus dem Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich ein Verteidigungsbündnis gemacht; auch sollte jeder der Vertragschließenden die Gewähr für den Besitzstand des andern erst beim Friedensschluß übernehmen. Auf solche Art wollte Preußen den Folgen der Schmach von Schönbrunn entgehen, Napoleon entschlüpfen und der Entzweiung mit England vorbeugen. Der König und Haugwitz bestiegen wiedermal die diplomatische Schaukel, um auf ihr Hannover gefahrlos zu erschnappen. Um diese Zeit stand Preußen noch in Waffen; um es zum Abrüsten zu bringen, wies Talleyrand aus München Laforest in Berlin an, zu erklären, daß der Kaiser bereit sei, sich mit Preußen zu verständigen. Auf diese unbestimmte Antwort hin glaubten der König und seine Berater, Napoleon werde dem veränderten Vertrage zustimmen. P r e u ß e n b e g e h t n u n, w ä h r e n d d i e F r a n z o s e n S ü d d e u t s c h l a n d b e s e t z t h a l t e n, d i e T o r h e i t, s e i n e A r m e e z u m g r ö ß t e n T e i l a u f F r i e d e n s f u ß z u s e t z e n, s i c h f ü r d i e f o l g e n d e V e r h a n d l u n g d e r W i l l k ü r

Napoleons auszuliefern. Ende Januar 1806 besetzt Preußen Hannover; demnächst verlassen auf seine Aufforderung die russischen und die englisch-hannöverischen Truppen das Land.

b. Haugwitz im Februar 1806 in Paris: das ist der Schluß der französisch-preußischen Bündnisverhandlungen, die förmliche, besiegelte Umstürzung der preußischen Neutralitätspolitik durch Napoleon. Haugwitz kommt sehr zuversichtlich; er sagt zu Lucchesini, der ihn auf Napoleons Erbitterung vorbereiten will: „Nur ruhig, sobald ich ihn gesprochen habe, wird sich alles machen." Aber der Graf sollte die vollkommenste Enttäuschung erleben. Talleyrand, der ihn erst nach zwei Tagen empfängt und ihm kühl zu begegnen hat, erklärt ihm, der Kaiser betrachte den Schönbrunner Vertrag als hinfällig, weil er nicht rechtzeitig bestätigt worden sei. Der Kaiser, schon von der Abrüstung Preußens unterrichtet, empfängt Haugwitz am folgenden Tage, am 6. Februar, mit scharfen Vorwürfen. „Ihr König," sagt er ihm, „weiß nicht, was er will; einige Unbesonnene drängen ihn zum Kriege; ich sage Ihnen, das wird nicht gut enden." Haugwitz will besänftigen; er entschuldigt das Zögern in Berlin damit, daß Frankreich selbst, durch die Verletzung der preußischen Neutralität in Ansbach, Preußen zur Koalition getrieben habe. Anscheinend läßt sich Napoleon herbei, Preußen seine letzten Schwankungen zu „verzeihen;" aber er will einen neuen Vertrag, der zwar der Form nach kein Bundesvertrag ist, jedoch seinem Inhalte nach Preußen in den Krieg Frankreichs gegen England hineinzieht. Napoleon verlangt nämlich, daß Preußen seine Flußmündungen und Häfen an der Nordsee und auch den Lübecker Hafen den Engländern verschließe und Hannover zum Eigentum nehme. Ferner soll es außer Neufchâtel auch Valengin abtreten, für die Abtretung von Ansbach auf eine Entschädigung verzichten, endlich hat es auch die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel gutzuheißen und für die Unversehrtheit der Türkei Gewähr zu leisten. Hiernach hat man in Berlin die Wahl, entweder diesen Vertrag, der die Entzweiung mit England und mit Rußland zur Folge haben wird, anzunehmen, oder ihn abzulehnen und sich, nachdem man kürzlich abgerüstet hatte, zum Kriege gegen Frankreich zu entschließen. Der König, dem seine Ratgeber, besonders die militärischen, den Krieg als gefährlich und aussichtslos hinstellen, entschließt sich, den Pariser Vertrag vom 15. Februar 1806 anzunehmen. (Wie im Kriegsmanifest vom Oktober des Jahres gesagt wird, geschieht die Annahme mit dem Hintergedanken, die noch nicht schlagfertige militärische Kraft für einen günstigeren Augenblick aufzusparen.) Schon am 26. Februar unterzeichnet Friedrich Wilhelm und mit ihm Lucchesini, weil sich Napoleon die Unterschrift des ihm verhaßten Hardenbergs — dieser tritt im

April zurück — verbeten hat. Schnell wird die Urkunde nach Paris gesandt, mit einem Briefe an Napoleon, worin der König seine Hoffnung auf ein gutes Einvernehmen mit Frankreich ausspricht und den Rückzug der französischen Truppen aus Süddeutschland als seinen sehnlichsten Wunsch bezeichnet.

Und die unmittelbaren Folgen der Umstürzung der preußischen Neutralitätspolitik für Preußen? Die erste Folge ist: Preußen, das den Engländern die norddeutschen Flüsse und Häfen verschließt, setzt sich den englischen Schlägen zur See aus, ohne sich ihrer erwehren zu können. Schon Anfang April läßt England — erst am 20. erklärt es Preußen den Krieg — alle preußischen Kauffahrer in englischen Häfen mit Beschlag belegen, gegen die andern stellt es Kaperbriefe aus; dadurch verliert Preußen an 300 Schiffe. Dazu die Sperrung, die England seinerseits über die Flußmündungen Norddeutschlands verhängt — der preußische Handel wird aufs schwerste geschädigt. Unterdessen bemüht sich Friedrich Wilhelm, in einem Punkte von dem Pariser Vertrage loszukommen; er läßt in Paris vorstellen, daß die Schließung des Lübecker Hafens England auch in der Ostsee zu Gegenmaßregeln treiben werde, daß sie auch Dänemark und Rußland zu Feinden Preußens machen müsse. Vergeblich; Napoleon läßt nicht mit sich reden. Auch mit Schweden gerät Preußen in Krieg; denn Gustav 4., von England aufgereizt, schließt die Häfen der Ostsee und läßt alle preußischen Schiffe wegnehmen. Preußen tut dagegen nichts, aus Furcht vor Rußland, das mit Schweden im Bunde ist. So steht Preußen im Frühjahre 1806 da: nach den schweren diplomatischen Niederlagen zu Schönbrunn und zu Paris ist es, gegen all seinen Vorteil und gegen seine Ehre, zum Werkzeuge Napoleons gegen die Mächte geworden, mit denen es vor wenigen Monaten Frankreich auf seine alten Grenzen hatte zurückwerfen wollen. Wie gründlich war die scharfe, hochgemute Sprache, die Hardenberg nach Ansbach gegen Napoleon geführt hatte, ins Gegenteil umgeschlagen, in das Gestammel „sehnlichster Wünsche“ und demütiger Bitten an den großen Unverschämten, dem Leute, die auf beiden Schultern trugen, keineswegs gewachsen waren.

Als das Wesentliche an der äußern Politik Preußens in der Zeit vom Ausbruch des Krieges von 1805 bis zum Frühjahr 1806 halten wir fest:

1. Preußen hat im Herbst 1805 den großen Augenblick versäumt, im Verein mit der Dritten Koalition Napoleon mit Krieg zu überziehen; es hat nur zu einer leeren Drohung, zu einer bloßen Demonstration gegen Frankreich Mut gefunden und sich zu Schönbrunn zum Gespötte der Welt machen lassen.

2. Preußen hat sich dann, in unerhörter Verblendung, von Napoleon zur Abrüstung verleiten lassen, und nach seiner Abrüstung folgt, auf die Schmach von Schönbrunn, die Schmach von Paris: das von Napoleon erzwungene Bündnis mit Frankreich.

3. Durch sein Hin- und Herschwanken, durch seine Halbheit und Zweideutigkeit hat Preußen sich bei aller Welt Verachtung zugezogen und bei Napoleon Haß und Erbitterung. Der erzwungene Pariser Bundesvertrag bedeutet, daß die blutige Auseinandersetzung zwischen Preußen und Frankreich nur noch eine Frage der Zeit ist.

Scharfsichtig prophezeit unter andern ein Franzose, der landflüchtige Dumouriez, Preußens Zukunft. Am 20. Dezember schreibt der General aus den Revolutionskriegen aus Troppau: „Nach der Unterwerfung Oestreichs wird Preußen die erste Macht sein, die Bonaparte angreift; denn nach seinem ganzen politischen System, nach seinem Charakter, kann und darf er in seiner Nähe einen Staat nicht dulden, so gemäßigt auch dessen Grundsätze sein mögen, der imstande ist, ihm in zwei Monaten 200 000 bis 300 000 Mann entgegenzustellen."

C. Der Krieg gegen die Vierte Koalition.

a. Der Bruch Preußens mit Frankreich.

Im Frühjahr 1806 war das Verhältnis Preußens zu Frankreich der Gipfel der Unnatur oder der schimpflichen Verkehrtheit. Wohl hatte auch das Oberhaupt des Deutschen Reiches viele tiefe Demütigungen von Napoleon hingenommen; aber die jämmerliche Rolle, die Friedrich Wilhelm 3. dem Franzosenkaiser gegenüber gespielt hatte — statt so tief zu sinken hatte Oestreich dreimal das Schwert geführt. Für die ganze Frankreich feindliche Welt war nun die Frage: Wird Preußen endlich mit Frankreich brechen und sich von der Politik Napoleons unabhängig machen? Natürlich, Preußens Entschließung war von der allgemeinen politischen Lage abhängig; wenn Frankreich, nach dem Frieden mit Oestreich zu Preßburg, auch mit den andern Hauptmächten der Dritten Koalition Frieden schloß, so war Preußen genötigt, dem allgemeinen Frieden beizutreten. Die hannöverische Frage wurde dann durch Frankreich, England und Rußland gewiß nicht zugunsten

Preußens entschieden; Friedrich Wilhelm hätte das „Verwahrte" wiederherausgeben müssen. Kam es aber zwischen Frankreich einerseits und England und Rußland anderseits nicht zum Frieden, so konnte Preußen, russischer und englischer Hilfe gewiß, das Glück der Waffen gegen Napoleon versuchen.

Um über die Entwicklung der Dinge ins klare zu kommen, handeln wir im folgenden zunächst von den Friedensverhandlungen Frankreichs mit England und mit Rußland, dann von dem Wachsen der Spannung und dem Bruch Preußens mit Frankreich, danach von den Bemühungen Preußens um Bundesgenossen in der Zeit der höchsten Spannung und des Bruches, und endlich von der Frage nach der Schuld am Ausbruche des Krieges.

Die französisch-englischen und die französisch-russischen Friedensverhandlungen ziehen sich hin durch das Frühjahr und den Sommer 1806. James Fox, nach dem Tode Pitts Minister des Auswärtigen im Kabinett Grenville, von jeher Frankreich freundlich gesinnt und ein Bewunderer Napoleons, sucht im Februar, sich diesem zu nähern. Er gibt Talleyrand Nachricht von einem Komplott, das gegen den Kaiser geplant sei; vielleicht war das nur ein Vorwand, oder es lag da eine Arglist der französischen Polizei vor, die Fox auf die Probe stellen wollte. Gleichviel; Talleyrand erwidert die Freundlichkeit des englischen Ministers mit der Versicherung, Napoleon sei zum Frieden unter den Bedingungen des Friedens von Amiens bereit. Fox nimmt die dargebotene Hand sogleich an, doch will er nur im Einverständnis mit Rußland verhandeln; immerhin könne man, in Erwartung des russischen Bevollmächtigten, Vorbesprechungen halten, vorläufige Anordnungen treffen. Talleyrand antwortet darauf am 1. April halb abweisend, halb entgegenkommend. Unter anderm schreibt er, Napoleon sei überzeugt, daß der Bruch des Friedens von Amiens geschehen sei, weil Frankreich mit England keinen Handelsvertrag habe schließen wollen; jetzt könne England zu einem befriedigenden Einvernehmen kommen, wenn es sich an der Oberherrschaft zur See genügen lasse und sich nicht in die Festlandsangelegenheiten mischen wolle — Frankreich wünsche einen dauernden Frieden. Fox betont hinwieder, der Friede könne nur aufgrund eines ehrenvollen Einverständnisses aller tatsächlich im Kriegszustande befindlichen Mächte geschlossen werden. Auch auf weitere Einwendungen Talleyrands bleibt er fest; Frankreich müsse mit England und Rußland Frieden schließen, sonst sähe es aus, als ob Frankreichs Ziel sei, „England von jeder Verbindung mit den Mächten des Festlandes auszuschließen." (Note vom 20. April.) Nach diesem wenig verheißenden Anfang stockt

die Erörterung fünf Wochen. Es ist klar: Napoleon will mit England und mit Rußland Sonderverträge schließen, er ist ohne Nachgiebigkeit -- man bedenke, was er mit Holland und mit den süddeutschen Fürsten vorhat! —; er will England nur hinhalten, bis er mit Rußland Frieden geschlossen hat; dann, sagt er sich, wird das vereinsamte Großbritannien den französischen Forderungen nachgeben.

Zu eigentlichen Verhandlungen kommt es erst im Juni. Am 2. — das ist die Wendung — läßt nämlich Napoleon Talleyrand nach London schreiben, man könne auf den von Fox geforderten Grundlagen verhandeln. Begeistert stimmt der englische Minister zu und betraut mit der Verhandlung den Lord Yarmouth, der bis Ende Mai in Verdun gefangen gehalten und auf Foxens Ersuchen freigelassen worden war. Yarmouth sagt zu Talleyrand: Georg 3. werde vor allem Hannover wiederhaben wollen. Talleyrand erwidert, nach Rücksprache mit Napoleon, das werde keine Schwierigkeit ausmachen. Und über Sizilien, das für England die Hauptsache ist, äußert er: „Sie halten Sizilien besetzt; wir verlangen es nicht; besäßen wir es, so könnte das unsere Schwierigkeiten noch vermehren.“ Was die Türkei betrifft, so rät er, England möge sich schnell darum bemühen, daß Frankreich die Bürgschaft für ihre Unversehrtheit übernehme. Darauf berichtet Yarmouth in London und ist am 17. Juni, mit neuen Instruktionen versehen, wieder in Paris. Aber er findet nicht mehr dieselbe Stimmung. Napoleon, darüber unterrichtet, daß das russische Kabinett friedfertig ist und für den Frieden sehr mäßige Bedingungen beansprucht, hält sich nicht mehr an die Zusage vom 2. Juni gebunden; er sagt, was Talleyrand Fox eröffnet habe, seien nur Höflichkeiten zwischen alten Bekannten gewesen. Demgemäß erklärt Talleyrand dem Lord, es müsse ohne Rußland verhandelt werden, und Napoleon wolle Sizilien, um die Stellung Josefs in Neapel zu sichern. Auf die Weigerung von Yarmouth, weiter zu verhandeln, sagt Talleyrand, England müsse nun damit zufrieden sein, Hannover von Preußen wiederzubekommen, und im Besitz von Malta und dem Kap der guten Hoffnung ungestört zu bleiben. Dann schlägt er vor, den König Ferdinand 4. für die Abtretung Siziliens mit den Hansastädten zu entschädigen, und weiterhin, als das nicht verfängt, schlägt er Dalmatien, Ragusa und Albanien als Entschädigung vor. Yarmouth würde die Verhandlungen abgebrochen haben, wenn nicht die Ankunft des russischen Geschäftsträgers Oubril bevorgestanden hätte. Wie wenig sich Fox von der Fortsetzung der Verhandlung versprach, zeigt seine Instruktion vom 26. Juni für Yarmouth. Er schärft ihm da ein, Sizilien sei ein sine qua non und jede weitere Erörterung darüber unnütz; auch könne keine schließliche Uebereinkunft ohne die Einwilligung Rußlands statthaben.

Es folgt ein Intermezzo, die französisch-russische Friedensverhandlung; sie dauert kaum zwei Wochen im Juli. Oubril kam mit dem Auftrage, „zu schließen und zu unterzeichnen mit (den Franzosen) einen Akt oder eine Uebereinkunft auf Grundlagen, die geeignet wären, den zwischen Rußland und Frankreich herzustellenden Frieden zu befestigen, wie auch den zwischen den andern kriegführenden Mächten Europas vorzubereiten." In diesem Sinne hatte er vom Zaren unbeschränkte Vollmacht. Das Erste war, daß er bei der sizilianischen Frage eine Wendung herbeiführte. Nachdem er Yarmouth versichert hatte, der Zar werde einer Entschädigung Ferdinands 4. zustimmen, instruierte Fox am 18. Juli den Lord: England werde Sizilien Josef Bonaparte überlassen, wenn Ferdinand eine Entschädigung annehmen wolle, und zwar Dalmatien mit einem Teile von Istrien und, falls es zu erlangen wäre, mit der Stadt Venedig. Eine solche Abmachung werde England mit gutem Auge ansehen, denn bei ihr entgehe Napoleon Dalmatien. Fox zweifelt freilich, daß die Sache auf diese Art jemals erledigt werden werde. Yarmouth sollte mit Oubril zusammen vorgehen; aber dazu kam es nicht, weil sich Oubril völlig einschüchtern ließ. Napoleon drohte nämlich, sich sofort gegen Oestreich zu wenden, wenn die Russen in Cattaro blieben, und sein Unterhändler, General Clarke, drohte, wenn kein Friede geschlossen werde, werde Frankreich die Schweiz annektieren, Deutschland mit Truppen überschwemmen und die Teilung der Türkei herbeiführen. Das war genug, den Abgesandten des Zaren zu erschrecken. Oubril wollte nun jedenfalls eine neue Schwächung Oestreichs verhüten und die Türkei im status quo erhalten; bestimmend aber war für ihn die angebotene Räumung Deutschlands, denn diese war die Hauptsorge Rußlands, wie überhaupt „die Sorge aller Mächte." Uebrigens, daß Napoleon in Aussicht stellte, im Falle des Friedensschlusses mit Rußland in Deutschland keine Aenderungen vorzunehmen, konnte nur eine beiläufige diplomatische Luftspiegelung sein. Lord Yarmouth schreibt darüber am 9. Juli an Fox: I mentioned the changes in Germany . . . Mr. Talleyrand said that the were determined upon, but should not be published if peace took place. He has since repeated this to Mr. d'Oubril and myself, that if peace was made, Germany should remain in its present state. Als ob Napoleon im Ernste daran gedacht hätte, seine deutsche Politik aufzugeben! Er, der schon am 1. August, also Wochen, bevor er wußte, daß der Zar doch keinen Frieden mit Frankreich schließen wolle, dem Deutschen Reichstage den Abschluß des Rheinbundes mitteilen ließ! — Oubril unterzeichnete, trotzdem, daß ihm Yarmouth abriet, am 20. Juli einen Sondervertrag Frankreichs mit Rußland. Da bekam Frankreich, gemäß dem Preß-

burger Frieden, die Rocca di Cattaro und die dalmatinische Küste. Rußland hatte diese Gebiete zu räumen und die Unabhängigkeit der Janischen Inseln anzuerkennen; es gab alle seine Stellungen im Mittelmeere auf und zog sich auf das Schwarze Meer zurück. Beide Teile verpflichteten sich, die Unversehrtheit und die Unabhängigkeit der Türkei aufrechtzuhalten. Napoleon hatte dagegen, drei Monate nach der Räumung Cattaros, seine Truppen aus Deutschland und Oestreich nach Frankreich zurückzuziehen, und auch das letzthin besetzte Ragusa zu räumen. Ferdinand 4. bekam — das war freilich zum Lachen — für Neapel und Sizilien die Balearen; dafür hatten sich die Vertragschließenden bei Spanien zu verwenden. Endlich versprach Rußland seine guten Dienste zum Friedensschlusse Frankreichs mit England.

Hiernach der ergebnislose Verlauf der französisch-englischen Friedensverhandlungen. Nachdem es der französischen Diplomatie gelungen war, mit Oubril einen Sondervertrag zu schließen — an der Bestätigung durch den Zaren zweifelte Napoleon nicht —, versuchte sie ernstlich, auch mit England zu einem Sondervertrage zu kommen. Zwar bedauerte Fox, daß sich Rußland von England getrennt hatte; aber er bekundete neuerdings den Wunsch, sich mit Frankreich zu verständigen. Er sendet nun einen offiziellen Unterhändler nach Paris, den Lord Lauderdale, Yarmouth zur Unterstützung. Anderseits ernennt Napoleon jetzt erst einen offiziellen Unterhändler für die Verhandlungen mit England, den General Clarke, der soeben Oubril übertölpelt hat. Offenbar hatte Clarke mit den englischen Unterhändlern gleiches vor; denn er, dem Champagny zur Seite stand, stellte am 31. Juli aufgrund der bisherigen Verhandlungen einen Sondervertrag Frankreichs mit England auf, worin die französischen Wünsche die größte Berücksichtigung fanden. Das Wichtigste war: England hatte Sizilien preiszugeben und Josef als König beider Sizilien anzuerkennen. Ferdinand 4. bekam durch die Verwendung der Vertragschließenden bei Spanien die Balearen. Des weitern erkannte England an: den König von Holland, die Könige von Etrurien, Bayern und Württemberg, die Großherzoge von Baden, Cleve und Berg, Hessen-Darmstadt, den Prinzen von Neufchâtel und alle bisher getroffenen Einrichtungen Frankreichs in Italien. Mithin sollte sich England alle Eroberungen Napoleons, den Rheinbund und die Napoleoniden auf fremden Thronen gefallen lassen. Ueberdies hatte es Frankreich und Holland alle Kolonien, die es ihnen abgenommen hatte, wiederzugeben, ausgenommen das Kap der guten Hoffnung. Napoleon erkennt dafür den König von England als Souverän von Hannover an — Preußen war für Cleve, Ansbach und Neufchâtel mit einem Gebiet von 400 000 Seelen zu ent-

schädigen —, er überläßt den Engländern Malta und verspricht, die Unabhängigkeit der Schweiz zu achten. Auch werden die Unabhängigkeit der Türkei, die Portugals und die der Jonischen Inseln von beiden Teilen anerkannt, und zum Zeichen freundschaftlicher Gesinnung verschließt der König von England den Bourbonen sein Königreich. Von einem solchen Vertrage ließ sich Fox nichts träumen. Am 2. August instruierte er Lauderdale: die Verhandlung müsse aufgrund des uti possidetis geführt werden, das England, von Hannover abgesehen, von Frankreich zur Grundlage angenommen habe; Frankreich habe nur eine Ausnahme gewollt, Sizilien, gleichwohl könne man gerechte und billige Täusche eingehen. Aber die Entschädigung für Sizilien in dem Oubrilschen Vertrage sei ganz ungenügend. Die Entschädigung sei in Südamerika oder in Westindien zu suchen; werde eine genügende nicht geboten, so sei die Mission des Lords beendigt. Uebrigens wollte Fox auch Handelsvorteile für England haben. Demgemäß trat Lauderdale auf. Zu seiner Ueberraschung erfuhr er am 8. August, daß Napoleon in Abrede stellte, die Beibehaltung des derzeitigen Besitzstandes jemals als Grundlage der Verhandlungen anerkannt zu haben. Der Kaiser — erstaunliche Wendung — ließ erklären: Sa Majesté estime à déshonneur la seule idée d'une négociation basée sur l'uti possidetis. Natürlich, das war nur wieder ein Trick zur Hinzögerung der Verhandlungen. Lauderdale fordert danach seine Pässe, wieder und wieder vergeblich. Man wollte ihn hinhalten, bis die Bestätigung des Oubrilschen Vertrages eingetroffen wäre. Zwar gesteht Napoleon das uti possidetis am 11. August als Grundlage der Verhandlungen zu, doch sie machen keinen Fortschritt. Dann, am 3. September, ändert sich die Lage der Dinge völlig; es trifft nämlich die Kunde ein, daß der Zar dem Oubrilschen Vertrage die Bestätigung versagt habe. Alexander ließ erklären, er wolle nur dann Frieden schließen, wenn Frankreich auf Dalmatien und Albanien verzichte, dem König Ferdinand Sizilien lasse und den König von Sardinien endlich entschädige. Nach diesen Forderungen, deren Erfüllung der Zar nicht erwartet — er läßt schon Truppen nach der preußischen Grenze ziehen —, sind für Napoleon die Verhandlungen mit England hinfällig. Fox war in seinen letzten Lebenstagen — er stirbt am 13. September 1806 — nicht im Zweifel darüber, daß seine Bemühungen um den Frieden mit Frankreich gescheitert seien. In der Tat wurden die französisch-englischen Verhandlungen am 6. Oktober, zwölf Tage nach der Abreise Napoleons zur Armee, abgebrochen.

Bemerkenswert, daß der französische Vertragsplan vom 31. Juli 1806 erst im Jahre 1866 in die Oeffentlichkeit kommt. Was für Gründe konnte es gehabt haben, daß ihn beide Parteien nach dem Scheitern der

Verhandlungen geheim hielten, statt ihn mit andern Dokumenten zu veröffentlichen? Offenbar lag es in Napoleons Vorteil, nicht kund werden zu lassen, daß er durch unmäßige Forderungen den Friedensschluß unmöglich gemacht hatte, und für die englische Diplomatie konnte es nicht erwünscht sein, daß die Welt erfuhr, daß sie sich bei ihren Friedensbestrebungen von Napoleon so lange hatte hinhalten lassen, ohne daß die französische Diplomatie den von Fox begehrten ehrenvollen Frieden jemals im Auge gehabt hätte. Fox, Yarmouth, Lauderdale waren in Paris genasführt worden. Sollte man das an die große Glocke hängen?

Wir halten fest: im Sommer 1806 war England zum Friedensschluß mit Frankreich aufgrund einer billigen und gerechten Uebereinkunft bereit. Aber Napoleon legte dem Friedensschluß mit England ohne den vorherigen mit Rußland keinen Wert bei. Ebendiesen Friedensschluß verhinderte er freilich durch seine Forderungen; nicht zu vergessen, daß er auch durch die Gründung des Rheinbundes bei England und bei dem Zaren, dem Gewährleister der deutschen Reichsverfassung, schweren Anstoß erregte. Uebrigens war die Verwerfung des Oubrilschen Vertrages wesentlich auf das Verhältnis Preußens zu Rußland zurückzuführen, auf die Erklärung Friedrich Wilhelms 3. vom 1. Juli, wonach der Zar der russischen Kriegspartei williger als vorher Gehör gab, d. h. auf den Boden trat, worauf die Vierte Koalition geschlossen wurde.

Das Wachsen der Spannung und der Bruch Preußens mit Frankreich. — Wir sahen es schon: eine neue, verhängnisvolle Spannung mit Frankreich hub für Preußen mit dem Abschluß des Februarvertrages an. Freilich, von einem Widerstreben des Volkes gegen Frankreich konnte nicht die Rede sein; denn die große Menge der Bevölkerung, die in dem feudalen Staate nicht mit politischen Dingen befaßt wurde, verhielt sich ruhig, fast gleichgültig. Nur in den höhern Kreisen, im Beamtentum, im Heere und bei Hofe, gab es das, was als öffentliche Meinung zu bezeichnen war. Clausewitz sagt darüber in seinen Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe: „Nun gab es drei Stimmungsparteien, davon zwei sich in demselben Ziel vereinigten. Die erste war eine bewundernde der französischen Institutionen, des französischen Ruhmes und Glanzes. Sie hielt es für ein Glück, wenn Europa unter Frankreichs Vormundschaft gesetzt würde. Also kein Krieg gegen Frankreich! Ebendas wollte die zweite, aber bloß weil sie nichts mehr fürchtete, als die Ruhe und den Frieden bei sich und die preußischen Streitkräfte auf eine gefährliche Bahn hingeschleudert zu sehen, wo sie ihnen nicht viel Glück ver-

sprach. Also auch: kein Krieg mit Frankreich! Die dritte sah die Fortschritte der Franzosen in Europa als eine werdende Universalmonarchie an, welche Preußen den Untergang drohte: also Krieg mit Frankreich!" Zu der letzten Partei zählten u. a. der Finanzminister von Stein, die Generale von Blücher, von Rüchel, von Phull, die Gelehrten Johannes von Müller und Alexander von Humboldt, die Prinzen Louis Ferdinand, Wilhelm, Heinrich und Oranien, die Königin Luise, die Prinzessin Wilhelm und die Prinzessin Radziwill. Natürlich regte sich die Kriegspartei wieder, als Haugwitz von Paris zurückgekommen war. Offiziere von der Garde und dem Regiment Gensdarmes warfen ihm die Fenster ein, das Offizierkorps verlangte, daß er entlassen werde, und brachte dagegen Hardenberg Huldigungen dar. Auch im Theater gab es politischen Lärm. Friedrich Wilhelm, wegen solcher Vorgänge nicht wenig verdrossen, dachte in Augenblicken an Abdankung. Bedeutungsvoll war, daß nun auch innerhalb der Regierung versucht wurde, die alte Regierungsweise zu beseitigen. Der Wortführer war Freiherr von Stein. In seiner Denkschrift vom Ende April wandte er sich scharf gegen die verderbliche Kabinettsregierung. Er verlangte die Entlassung der Kabinettsräte und Haugwitzens. Er schlug für die Regierung und Verwaltung des Staates neue Einrichtungen vor und sagte warnend: „Die neueren Ereignisse, wo wir feierlich sanktionierte Verträge im Augenblick der Erfüllung umgangen und bald darauf umgestoßen haben, sind ein fürchterlich belehrendes Beispiel, wie notwendig es ist, Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will. Die neue Staatsverwaltung kann auch nur durch die Entfernung der Mitglieder der alten Zutrauen erlangen; da diese in der öffentlichen Meinung sehr tief gesunken und zum Teil mit Verachtung gebrandmarkt sind. Sollten Se. königl. Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Aenderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Kabinetts zu handeln, so ist zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Untertanen ganz verschwinden. Die Ursachen und die Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten teilzunehmen. Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falles der französischen und der sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen."

Napoleon war über die Stimmung in Preußen vollkommen

unterrichtet, aber da er von der preußischen Tatkraft eine geringe Meinung hatte, ging er rücksichtslos seinen Weg weiter. Die nächste französische Rücksichtslosigkeit kam von Joachim I., dem Herzog von Cleve und Berg, der sein Land im März durch die Besetzung der Abteien Werden, Essen und Elten zu vergrößern suchte. Diese kohlenreichen Gebiete waren 1802 an Preußen gekommen; sie gehörten der landständischen Verfassung nach zu Cleve, waren aber nach wie vor Sondergebiete ohne irgendwelche Gemeinsamkeit mit Cleve. Nach Murats Uebergriff läßt Blücher Truppen in die Abteien rücken und die Proklamation des Herzogs abreißen. Um den Streit zu schlichten, schlägt man in Paris vor, daß beide Teile ihre Truppen zurückziehen und danach die Angelegenheit freundschaftlich erörtern. Aber nicht einmal darauf bestand Preußen; im Juni willigt es ein, seine Truppen einen Tag früher zurückzuziehen, als Murat die seinen zurückzöge. Zwar war es Napoleons Mahnung, mit Preußen behutsam zu verkehren, was Murat zur Räumung der Abteien veranlaßte; nichtsdestoweniger plante der Kaiser schon im März, das Land seines Schwagers durch die Erwerbung von Werden, Essen und der Grafschaft Mark zu stärken. Deshalb wies er seinen Gesandten in Berlin an, Preußen zum Kriege gegen Schweden zu treiben; nähme es diesem Pommern ab, so sollte es die Grafschaft Mark an das Herzogtum Berg abtreten. Man sah in Berlin, daß Napoleon auch in Norddeutschland Fuß fassen wollte, und verwehrte sich seiner neusten Zumutung unter starkem Mißbehagen, mit Mühe. Und dann Wesel. Napoleon überließ die zu Cleve gehörige Festung auf dem rechten Rheinufer nicht Murat, sondern besetzte sie selbst. An den Kriegsminister Dejean schrieb er am 7. Mai: „Wesel ist die richtige und wünschenswerte Stellung, Belgien zu sichern. Es ist im Angriffsfalle die passendste Stellung, einer gegen Preußen kämpfenden Armee Rückhalt zu gewähren.“ Gegen den Vertrag vom 15. Februar wurde Wesel mit Frankreich vereinigt. Dazu die schwerste Sorge für Preußen, der Rheinbund. Er bedeutete für die Monarchie die militärische Umklammerung im Süden und im Westen. Daß Napoleon Preußen, als er ihm den Bund anzeigte, dazu aufforderte, einen ähnlichen Bund in Norddeutschland zu bilden, sollte die Bitternis versüßen. Aber die Versüßung war nur scheinbar; denn insgeheim ließ der Kaiser den Höfen von Kassel und Dresden den Beitritt zum Rheinbunde nahelegen. Welche Täuschung über seine Gesinnung lag darin, daß man in Berlin seine Aufforderung ernst nahm, daß man ihr Folge gab, daß sich der König gar mit dem Gedanken trug, ein norddeutsches Kaisertum aufzurichten! Nur zu bald sollten die Illusionen des Berliner Hofes zerrinnen.

Die Hauptsorge Preußens, d. h. der Punkt, wobei sich die wahre Gesinnung Napoleons zeigen mußte, war Hannover. Zwar hatte die preußische Politik in der hannöverischen Frage von einem Aeußersten zum andern geschwankt; aber zuletzt, beim Februarvertrage, hatte man sich das Kurfürstentum von Napoleon zum Eigentum aufzwingen lassen. Machte der Kaiser das rückgängig, gab er, um mit England Frieden zu bekommen, Hannover dem König von England preis, dann war freilich seine Nichtachtung Preußens augenfällig wie nie zuvor, dann stand Friedrich Wilhelm 3. vor aller Welt da als der blamierte Europäer.

Wirklich, an der hannöverischen Frage sollte sich der Krieg entzünden. In der Nacht vom 5. zum 6. August trifft in Berlin der Bericht Lucchesinis ein, Lord Yarmouth habe ihm mitgeteilt, Napoleon seit mit England über die Rückgabe Hannovers einig. Wie das in der kriegsschwangeren Atmosphäre von Berlin wirken mußte, war vorauszusehen. Schon Anfang Juli hatten der König und Haugwitz den Krieg ins Auge gefaßt, natürlich mit dem Wunsche, den Bruch so lange wie möglich hinauszuschieben; man war ja nicht gerüstet. Demnächst, bis zum Anfang des Augusts, war eine bedrohliche Nachricht über die andere eingetroffen. Aus Westfalen meldete Blücher, die Garnison in Wesel sei um 8000 Mann verstärkt worden, es solle dort eine Schiffbrücke über den Rhein geschlagen werden, um schnell viel Truppen auf das rechte Ufer werfen zu können, und an der Lippe sollten 40 000 Mann ein Lager beziehen. Aus München erfuhr man von Truppenmärschen, die sich nur gegen Preußen richten konnten. Von mehreren Seiten kam die Nachricht, Napoleon habe versucht, Kurhessen und Kursachsen in den Rheinbund zu ziehen. In Murats Umgebung, hieß es, spreche man von der Vergrößerung seines Herzogtums. Aus Frankfurt hörte man, Augereau habe einen Trinkspruch auf den Erfolg des Krieges gegen Preußen ausgebracht; nicht nur er, sondern auch andere französische Generale sprachen offen von dem bevorstehenden Siegeszuge. Uebrigens hatte Lucchesini schon am 22. Juli sehr nachdrücklich gewarnt, indem er schrieb, in Napoleon sei die Erinnerung an das Ueble, das ihm die preußische Armee im vergangenen Winter hätte zufügen können, noch ganz lebendig. Er sei noch ganz giftgeschwollen und atme den Wunsch nach Rache; alle Welt versichere, er suche nur einen Vorwand zum Kriege. Haugwitz hatte freilich danach, am 29. Juli, dem General von Kleist geschrieben: „So weit als meine Ansicht der politischen Verhältnisse geht, kann ich mir nicht denken, daß in dem Augenblick, in welchem Napoleon in dem Tone der Freundschaft uns seinen Plan mit Süddeutschland anzeigt, . . . und uns einladet, einen ähnlichen in Norddeutschland zu befolgen, daß in diesem Augenblick, sage ich, er die Absicht haben solle, uns einen Krieg zu machen.“ Da

hört man den Diplomaten, der seinen Beruf verfehlt hat. Dennoch hielt Haugwitz — so schlecht paßten seine Gedanken zu einander — die französisch-preußischen Beziehungen für sehr gespannt; denn am 31. Juli instruierte er Lucchesini: Toute explication avec la France propre à la piquer contre nous ou à justifier le moindre refroidissement de sa part, serait dans les conjonctures actuelles contraire à nos intérêts les plus chers. C'est — man höre die Sprache dessen, der seinen Mann verkennt! — c'est la confiance la plus illimitée qu'il s'agit de lui témoigner, pour l'entretenir dans les dispositions que les ouvertures de son ministre ici nous autorisent à lui supposer et dans lesquelles il est infiniment essentiel pour nous qu'elle demeure. Genug; Lucchesinis Bericht über die „Rückgabe" Hannovers rief bei den maßgebenden Personen das Fieber der Furcht vor einer Ueberraschung hervor. Jetzt, wo in Preußen endlich einmal eine öffentliche Meinung hervortrat, wo Bürger, Soldaten, Offiziere nach dem Kriege riefen, wo eine unerhörte allgemeine Begeisterung für die Befreiung Deutschlands von den Franzosen das tagtägliche Leben beherrschte, jetzt endlich, wo das „unbegrenzte Vertrauen" völlig zu Schanden geworden schien, riet Haugwitz dem Könige, zu rüsten. Am 9. August ergehen die Befehle zur Mobilmachung des preußischen Heeres.

Das war noch nicht der Bruch mit Frankreich, sondern nur die Vorbereitung auf den Bruch. Der französische Gesandte bekam die Aufklärung, Preußen rüste, weil es mehrere Maßnahmen Napoleons als gegen Preußen gerichtet ansehen müsse; aber auch dann, wenn sie nur Demonstrationen seien, wolle man Gegenmaßregeln treffen, um nicht wie im Februar unter dem Zwange solcher Demonstrationen zu leiden.

Es folgt die letzte Periode der Spannung, die Zeit von Anfang August bis gegen Ende September. Schon am 6. August sendet Lucchesini wieder eine üble Nachricht. Er berichtet nämlich, in dem Friedensvertrage Frankreichs mit Rußland werde in einem geheimen Artikel das preußische und das östreichische Polen dem Großfürsten Konstantin überwiesen und ein großer Teil von Preußisch-Pommern den Schweden. Der französisch-englische Friedensvertrag werde in wenigen Tagen unterzeichnet sein. Bei allem sei Frankreich darauf aus, Preußen zu vereinsamen, ihm Feinde zu machen und ihm seine wenigen Freunde in Schrecken zu setzen. Dieser Bericht kam vor seiner Beförderung in französische Hände; Napoleon erhielt Kenntnis davon und erboste sich sehr gegen den Gesandten, der durch eine unrichtige Meldung Preußen alarmiere und dadurch das Friedenswerk mit Rußland in Gefahr brächte. Der Kaiser fordert Lucchesinis Abberufung; infolgedessen wird der General von Knobelsdorf zum

Gesandten in Paris ernannt. Die Sendung Knobelsdorfs, darauf berechnet, Zeit zu gewinnen, ist die letzte Bemühung Preußens, die Lage zu klären. Bisher, bis zum 3. September, hatte Napoleon den preußischen Rüstungen keine Bedeutung beigelegt. Am 20. August, als er von ihnen erfuhr, schrieb er an Talleyrand: „Der Bericht von Laforest scheint mir eine Torheit. Es ist ein Uebermaß von Furcht, das Mitleid einflößt. Man muß ruhig bleiben, bis man bestimmt weiß, woran man sich zu halten hat . . . Laforest muß ruhig bleiben, alles beobachten und melden." Und am 26. August an Berthier: „Das Berliner Kabinett hat ein panischer Schrecken erfaßt. Es bildet sich ein, in dem Vertrage mit Rußland wolle ich ihm mehrere Provinzen nehmen. Daher diese lächerlichen Rüstungen, denen man keine Beachtung schenken soll. Ich habe wirklich die Absicht, die Truppen nach Frankreich heimkehren zu lassen. . . Ich habe nicht weniger Ungeduld als Sie und die Armee, Euch alle in Frankreich zu sehen." Aber nun, als von Knobelsdorf in Paris erschien, um die Zurückziehung der französischen Truppen aus Süddeutschland zu fordern, war die politische Lage für Napoleon völlig geändert. Am 7. September, in der ersten Audienz, die er dem General gewährte, erklärte er, er werde seine Truppen nur dann zurückziehen, wenn Preußen abgerüstet habe. An demselben Tage empfängt der Kaiser Lucchesini zum Abschied und gibt ihm über die Spannung Preußens mit Frankreich Erklärungen, die alle darauf hinauslaufen, Preußen habe zum Rüsten nicht den geringsten Grund gehabt. Ueber die Rückgabe Hannovers sagt er: „Ich werde Ihnen nicht sagen, daß ich, wenn der Abschluß des Friedens (mit England) nur davon abgehangen hätte, vielleicht nicht für nötig gehalten hätte, einzuwilligen; aber ich forderte vierzehn Tage, um jemand nach Berlin zu senden, der dem König entweder Entschädigungen vorschlagen sollte . . . oder (daß er mir) helfe, den Krieg gegen England fortzusetzen." Uebrigens sei wegen des unverschämten Auftretens des Lords Lauderdale der Abbruch der Verhandlungen mit England zu erwarten. Warum, fragt der Kaiser, habe man sich über den Vertrag mit Rußland aufgeregt? „Ich hätte Ihnen eines Tages sogar alle geheimen Artikel zeigen können." Und dann: „Solange ich auf die Bestätigung des von Herrn Oubril unterzeichneten Vertrages rechnete, konnte ich gegenüber den Rüstungen (Preußens) . . . gleichgültig sein; . . . ich würde sogar meine Truppen (vor der Abrüstung der Eurigen) haben zurückziehen lassen; . . . aber seitdem das Kabinett von Petersburg die Bestätigung des Friedensvertrages verweigert hat, ist das Antlitz der Dinge gänzlich verändert. In meinem Innern, ich gestehe es, bin ich überzeugt, von der Wahrheit dessen, was Sie mir sagen, daß es keinen Zusammenhang gegeben hat zwischen der Verweigerung und Euern Rüstungen, und

daß bisher zwischen Berlin und Petersburg kein Einverständnis besteht, Frankreich anzugreifen. Aber . . . ich habe mich so völlig über die letzte Koalition getäuscht, daß ich an meiner Stelle eine geometrische Verhaltungslinie innezuhalten und zuvorzukommen suchen muß, wenn man mir zuvorkommen könnte. Wenn ich nicht einen äußersten Widerwillen dagegen gehabt hätte, gegen Preußen Krieg zu führen, so würde ich nach Austerlitz wie eine Bombe (auf es) gefallen sein, und ich würde ihm viel Uebles haben tun können. Aber ich sah den Tod eines Franzosen oder eines Preußen in einem so unsinnigen Kriege als ein politisches Verbrechen an. . . . in den öffentlichen Dingen habe ich mein Herz immer in meinem Kopfe (je mets toujours mon coeur dans ma tête.) Also werde ich gegen Preußen einen Krieg nur für die Ehre meines Landes und die Sicherheit meiner Verbündeten und Anhänger unternehmen. Wenn Eure jungen Offiziere und Eure Frauen zu Berlin den Krieg wollen, werden sie ihn bekommen; ich bereite mich vor, ihnen Genüge zu tun . . . . Die Note, die ich unverzüglich in Frankfurt veröffentlichen lassen werde, wird alle Welt über meine Absicht beruhigen, nur der Gewährleister der Unversehrtheit des Gebietes des Rheinbundes zu sein. . . . Uebrigens richtet sich mein ganzer Ehrgeiz auf Italien; das ist eine Geliebte, deren Gunst ich mit niemand teilen will. Ich will das ganze Adriatische Meer. Der Papst wird mein Vasall sein, und ich werde Sizilien erobern. Was Norddeutschland betrifft, so erhebe ich darauf nicht den mindesten Anspruch." So führte der Kaiser seine Sache, bald mit Wahrhaftigkeit, bald mit Verstellung. Die Berichte über seine Erklärungen gegenüber Knobelsdorf und Lucchesini treffen am Abend des 16. Septembers in Berlin ein und geben für den Bruch Preußens mit Frankreich den Ausschlag. Haugwitz spricht sich in einer Denkschrift für schnellen Angriff aus. Der König stimmt dem zu; er will sich demnächst zur Armee begeben und aus seinem Hauptquartier ein Ultimatum an Napoleon richten. Das Ultimatum vom 26. September, aus Naumburg an Napoleon gesandt, ist die letzte diplomatische Handlung Preußens vor dem Kriege, und insofern, als nichts davon gehofft werden konnte, die förmliche Bestätigung des Bruches.

Wie stand es in dieser kritischen Zeit um die Bemühungen Preußens um Bundesgenossen zum Kriege?

An Oestreich wandte sich Preußen nach seiner Mobilmachung, später noch als zu spät. Man erinnerte in Wien an Schönbrunn, man wies darauf hin, daß Haugwitz noch immer im Amte sei; man zeigte zwar keine Schadenfreude über die Notlage Preußens, doch schien man von seiner Widerstandslust gegen Napoleon nicht viel zu erwarten. Im

September bemühte sich Preußen abermals in Wien. Der König ließ erklären: er werde mit Frankreich keinen Frieden schließen, ohne daß Deutschland von fremden Truppen völlig geräumt würde, der norddeutsche Bund sich bildete, Oestreichs Gebiet und Unabhängigkeit nicht weiter bedroht und für die Sicherheit Deutschlands bessere Bürgschaften gegeben würden. Welche Verurteilung der preußischen Neutralitätspolitik durch ihren Träger! Aufs dringendste fordert Friedrich Wilhelm Oestreichs Hilfe; bei seinem königlichen Wort verspricht er, das gegenwärtige System der preußischen Politik nicht wieder aufzugeben. Oestreichs endgültige Antwort ist: wegen der üblen Finanzlage des Staates und der Notwendigkeit, Zeit zur Wiederherstellung des Heeres zu gewinnen, müsse man neutral bleiben; doch wolle man 70 000 Mann nach Böhmen senden, um die östreichische Neutralität gegen französische Durchmärsche zu schützen.

Mit England war Preußen im Kriegszustande; aber nach dem Beginn der preußischen Mobilmachung wurde die Stimmung in London versöhnlich. Fox ließ Sir Robert Ardair, den er nach Wien sandte, in Berlin mit Hardenberg verhandeln. Das erste Zeichen dafür, daß die englisch-preußischen Beziehungen sich gebessert hatten, war die Aufhebung der englischen Sperre der norddeutschen Flüsse. Anfang Oktober kam Lord Morpeth nach Berlin, um über den Friedensschluß zu unterhandeln; Vorbedingung sollte die Rückgabe Hannovers sein. Auch diese Verhandlungen waren verspätet; jetzt, wo die Schlachtentscheidung bevorstand, waren sie für Preußen fürs erste überflüssig.

Auch der Versuch, Rußlands Hilfe zu gewinnen, wurde mit Saumseligkeit und Halbheit unternommen. Am 8. August schrieb Friedrich Wilhelm dem Zaren: „Er (Napoleon) will keine Macht neben der seinen: er fühlt, daß wenn ich mich durch seine Verräterei täuschen ließe, mich Groll und Not zu so innigen Verbindungen mit seinen natürlichen Feinden zwingen würden, daß Preußen beim nächsten Kriege notwendigerweise mit unversehrten Kräften, die er nicht verachten kann, an ihrer Spitze sein würde; er fühlt, daß er, um dieser Gefahr zuvorzukommen, mich rechtzeitig vernichten muß, und daß der gegenwärtige Augenblick ihm dazu die günstigste Gelegenheit bietet, weil Eure Majestät ihren Frieden gemacht hat, weil Oestreich erschöpft ist, weil England, durch eine seltsame Verkettung von Umständen, gegen mich mit ihm in einer Vorteilsgemeinschaft steht, endlich, weil seine Armeen noch in Deutschland und die meinen zerstreut sind. Kein Zweifel, daß er, wenn er sich in London über Hannover vergleicht, mein Verderben will.“ Ueber Rußlands Verhältnis zu Frankreich schreibt der König mit verhaltenem Argwohn: „Sie haben Ihren Frieden gemacht. Ich erlaube mir nicht, zu fürchten, daß sich darin etwas findet,

was meine Freundschaft einen Augenblick beunruhigen könnte. Aber dieser Friede, davon bin ich überzeugt, wird Ihnen niemals das Recht und den Entschluß nehmen, zu verhindern, daß eins der letzten Bollwerke der öffentlichen Sicherheit mit der preußischen Macht über den Haufen geworfen werde. Wollen Sie, Sire, unter dieser Voraussetzung, Ihre Armee nicht noch einige Zeit an meiner Grenze lassen ...? Sagen Sie mir, Sire, ich beschwöre Sie, ob ich hoffen darf, daß Ihre Truppen zur Hand bleiben werden, um mich zu unterstützen, und ob ich auf sie im Falle des Angriffs würde zählen können." Nach diesem Notschrei, schränkt der König alles wieder ein, indem er weiterschreibt: „Wenn meine Nachrichten gegen allen Anschein falsch sind und Bonaparte der Treulosigkeit, deren man ihn beschuldigt, fremd wäre, dann ist es wichtig, ihn nicht durch vorzeitige Maßnahmen auf den von mir gefürchteten Weg gebracht zu haben." Vom Zaren kommt am 2. September die Antwort, er wünsche lebhaft, Preußen zu helfen; man möge nähere Angaben über die Art der Ausführung machen. Der König erwidert voll Dank; doch obgleich er hervorhebt, ihm bleibe nur der Krieg, stellt er keine bestimmten Forderungen, sondern kündigt die Sendung des Generals von Krusemarck an. Dieser reist erst am 18. September nach Petersburg ab; so lange verzögert man seine Abreise, weil man noch auf friedliche Nachrichten aus Paris hofft. Krusemarck erfährt vom Zaren die beste Aufnahme. Von besondern Festsetzungen, sagt Alexander, sei garnicht die Rede, Geld und Armee, alles stehe dem Könige zur Verfügung. Aber das russische Heer war noch schlagfertig zu machen — auch die russische Hilfe konnte Preußen nicht rechtzeitig zuteil werden. Daß es sich mit Schweden aussöhnte, war von geringer Bedeutung.

War Preußen nun wenigstens der Hilfe seiner norddeutschen Nachbarstaaten sicher? Mit nichten. Der Kurfürst von Hessen wollte sich für keine Partei entscheiden; erst im letzten Augenblick zeigte er einigen Eifer für die preußische Sache. Natürlich sah Napoleon seine Lässigkeit mit Befriedigung. Am 30. September schrieb er an Louis: „Nach dem ersten Akt des Krieges ist es möglich, daß ich Sie damit beauftrage, Hessen zu erobern und seine Truppen zu entwaffnen. (Der Kurfürst) will neutral bleiben, aber diese Neutralität täuscht mich nicht, wenngleich sie mir genehm ist. Er muß zunächst in ihr durch schöne Worte erhalten bleiben, denn mir ist es sehr recht, daß meinem Gegner diese 10 000 bis 12 000 auf dem Schlachtfelde, wo sie sein könnten, fehlen werden. Aber das sage ich Ihnen, das erste Ergebnis eines großen Sieges soll sein, daß ich diesen heimlichen und gefährlichen Feind aus meinem Rücken wegfege." — Bei Kursachsen fand Preußen eine behutsame Hilfsbereitschaft; natürlich, denn die Frage war, ob

beim Zusammengehen mit Preußen der Selbsterhaltung gedient werde. Aber der Kurfürst Friedrich August gab doch die Zusicherung, sobald preußische Truppen in Sachsen eingerückt wären, seine Truppen mit ihnen zu vereinigen. Erst am 10. September gibt er den Befehl zur Mobilmachung. Was die andern Kleinstaaten betraf, so gestand Preußen Anhalt, Braunschweig und Mecklenburg Neutralität zu. Nur der Herzog Karl August von Weimar schloß sich mit seinem Scharfschützenbataillon und 40 Husaren dem preußischen Heere an.

Das Ergebnis aller verspäteten und mattherzigen Bemühungen Preußens um Bundesgenossen war also: beim Bruche mit Frankreich, vor dem Kriege, sah sich Preußen vereinsamt, auf seine eignen Kräfte angewiesen.

Wer trug die Schuld am Ausbruch des preußisch-französischen Krieges? Darauf wird die Antwort lauten dürfen:

1. Es ist sicher, daß Napoleon den Krieg gegen Preußen nicht gewünscht hat. Erst Anfang September, als er die Verwerfung des Oubrilschen Vertrages durch den Zaren kannte, legte er den preußischen Rüstungen ernste Bedeutung bei und entschloß sich, Preußen anzugreifen, ehe die Russen herangekommen wären. Selbstverständlich zog er jedoch seit dem Frieden von Preßburg die Möglichkeit oder die Notwendigkeit eines Krieges gegen Preußen fort und fort in Betracht. (Bezeichnend dafür ist z. B., daß er am 12. Juli aus St. Cloud an Josef schreibt: „Meine Lage ist schön und glänzend, aber die Ausdehnung meiner Verhältnisse ist eine solche, daß ich die größte Aufmerksamkeit darauf richten muß, meine Truppen zu versammeln und jeden möglichen Nutzen von ihnen zu ziehen.“ Und am 6. August an Soult: „Der Friede mit Rußland, die Unterhandlungen mit England lassen mich zwar an tiefen Frieden glauben, immerhin habe ich die Armee verstärkt und die Aushebung von 60 000 Rekruten angeordnet. Im ganzen sind dies mehr Gründe für den Frieden als für den Krieg. Für alle Fälle ist es aber besser, der Sache mit einem Schlage ein Ende zu machen, als das Schwert niederzulegen und immer wieder von neuem anzufangen.) Natürlich, der Kaiser wollte Preußen täuschen, es in Sicherheit wiegen und zum Abrüsten verlocken, denn er brauchte Zeit, seine Armee in Stand zu setzen; aber bis Anfang September waren seine militärischen Maßnahmen Vorsichtsmaßnahmen. Insofern hatte er die Schuld am Ausbruche des Krieges, als er durch seine, die Sicherheit und den Vorteil Preußens bedrohende Haltung Preußen zu Verteidigungsmaßnahmen und dann zu kriegerischem Vorgehen trieb.

2. Liegen mithin die Ursachen des Krieges auf Seiten Napoleons,

so hat Preußen am Kriege keine Schuld; es rüstete nur, um seine Sicherheit, seinen Vorteil und seine Ehre zu wahren, und es schritt erst dann zum Angriff, als Napoleon sich endgültig geweigert hatte, seine Preußen bedrohende Stellung in Süddeutschland zu räumen. Die hannöverische Frage, die Annahme, Napoleon habe England die Rückgabe Hannovers versprochen, bewirkte freilich unmittelbar die preußische Schilderhebung; aber die „Rückgabe" war nur das letzte, bedenklichste Symptom der Spannung, das bedenklichste insofern, als es keinen Zweifel mehr darüber bestehen ließ, daß Napoleon mit Preußen nach seiner Willkür verfahren werde, daß also seine Armee in Süddeutschland für Preußen eine ständige Gefahr sei.

3. England hatte in Preußen den Stein ins Rollen gebracht; denn durch die Mitteilung von der von Napoleon versprochenen Rückgabe Hannovers hetzte es Preußen gegen Frankreich, bewirkte es in Berlin die fieberhafte Aufregung, die die Spannung übertrieb und den Bruch mit Frankreich zur Unzeit herbeiführte.

Das ist nun die Frage: Was wird Preußens Schicksal sein?

Ende des ersten Bandes.

Digitized by Google

Berichtigungen.

Auf Seite 16 ist unrichtig die Angabe, Napoleon habe sein Examen auf der Pariser Militärschule glänzend bestanden; denn er wurde als der 42. von 58 ausgemustert.

Auf Seite 83 ist bei Napoleons Voraussicht des Krieges von 1805 die Anmerkung auf Seite 552 hinzuzunehmen.

Nicht haltbar ist das auf Seite 233 geäußerte Urteil, die Expedition nach Aegypten, durch die Napoleon in kritischer Zeit Frankreich seines besten Heeres beraubte, zeige seinen Mangel an Vaterlandsliebe. Die Sache war: er wollte (S. S. 149) in Europa bleiben, als der Wiederausbruch des Krieges gegen Oestreich bevorzustehen schien; aber das Direktorium drängte ihn, abzureisen. Doch auch, wenn dem nicht so gewesen wäre: jedenfalls handelte es sich bei der Expedition um ein hohes Ziel, um die Eroberung einer „herrlichen Kolonie," um ein Unternehmen, wobei es galt, England im Auslande an der wichtigsten Stelle in den Weg zu treten.

Versehentlich wurde die Schreibweise: andern, unsern, unsers, im besondern u. dergl. nicht von vorneherein befolgt, obgleich diese Formen mit dem beibehaltenen Stammselbstlaut e wohlklingender sind als die Formen: andren, unsren, unsres, im besondren. Das sei besonders berichtigt für den Ausländer, der das Werk zum Sprachstudium benutzt.

Literaturangaben.

Abrantés, duchesse de: Mémoires. Paris 1825.
Andigné, général de: Mémoires. Paris 1900.
Ardair, Sir Robert: Geschichtliche Denkschrift einer Sendung an den Wiener Hof im Jahre 1806. Berlin 1846.
Ardèche, P. M. Laurent de: Histoire de l'empereur Napoléon. Paris 1840.
Aulard, F. A.: Études et leçons sur la révolution française. Paris 1893.
„ „ : Histoire politique de la révolution française. Paris 1901.
Autommarchi, F.: Mémoires ou les derniers moments de Napoléon. Paris 1895.
Bailleu, Paul: Preussen und Frankreich von 1795—1807. Publikationen aus den K. Preussischen Staatsarchiven. Leipzig 1887.
Barante, Claude de: Souvenirs. Paris 1890.
Barras, Nicolas comte de: Mémoires. Paris 1895.
Beer, Adolf: Zehn Jahre östreichischer Politik 1801—10. Leipzig 1877.
— Oestreich und Russland in den Jahren 1804 und 1805. Im Archiv für östreichische Geschichte, 3. Bd.
Bertrand: Campagne d'Égypte et de Syrie 1798—99. Paris 1847.

Bertrand, Alphonse: L'organisation française. Paris 1882.
Bitterauf, Theodor: Die Gründung des Rheinbundes. München 1905.
Blanc, Amédée Edmond: Napoléon I. Ses institutions civiles et administratives. Paris 1880.
Blennerhasset, Lady: Talleyrand. Berlin 1894.
Bonaparte, Joseph: Mémoires et correspondance politique et militaire du roi Joseph. Paris 1853—1854.
Bonaparte, Lucien: T. Jung, Lucien Bonaparte et ses mémoires. Paris 1882—83.
Bonnal, E.: Carnot... Paris 1888.
Boulay de la Meurthe: Le Directoire et l'Expédition d'Égypte. Paris 1885.
— Documents sur la négociation du Concordat. Paris 1891 ff.
Bourienne, L. A. de: Mémoires sur Napoléon,... Paris 1828—30.
Bouvier, F.: Bonaparte en Italie. Paris 1899.
Bowman, H. M.: Die englisch-französische Friedensverhandlung Dezember 1799 bis Januar 1800. Leipzig 1899.
Broc, vicomte de: La vie en France sous le premier empire. Paris 1895.
Casse, baron A. du: Les rois frères de Napoléon Ier. Paris 1853.
— Histoire des négociations diplomatiques relatives aux traités de Mortefontaine, de Lunéville et d'Amiens. Paris 1855.
Chaptal, comte J. A. Claude: Mes souvenirs sur Napoléon. Paris 1893.
Chuquet, Arthur: La jeunesse de Napoléon. Paris 1897—99.
Clausewitz, Karl von: Vom Kriege. Berlin 1905.
Coquelle, P.: Napoléon et l'Angleterre 1803—13. Paris 1904.
— Les négociations de 1806 entre la France et l'Angleterre. In der Revue d'histoire diplomatique, Jahrg. 1903.
Coston, baron de: Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte... jusqu'à l'époque de son commandement en chef de l'armée d'Italie. Paris 1840.
Cugnac, de: Campagne de l'armée de reserve en 1800. Paris 1900—1901.
Darmstätter, Paul: Die Verwaltung des Unter-Elsass (Bas-Rhin) unter Napoleon I. (1799—1814). In der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. Bd. 18 und Bd. 19.
— Studien zur Napoleonischen Wirtschaftspolitik. In der Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. 2. 1904.
Debrières, Edouard: Projets et tentatifs de débarquement aux îles britanniques. Paris 1902.
Dufort, J. N. comte de Cheverny: Mémoires sur les règnes de Louis XV et Louis XVI et sur la Révolution. Paris 1886.
Dufourq, Albert: Le régime jacobin en Italie. Paris 1900.
Duncker, Max: Abhandlungen zur neueren Geschichte. Leipzig 1887.
Dupin: Pièces judiciaires et historiques relatives au procès du Duc d'Enghien. Paris 1823.
Faber, M.: Notices sur l'intérieur de la France, écrites en 1806. St. Petersbourg 1810.
Fiévée, J.: Correspondance et relations avec Bonaparte pendant onze années (1802 à 1813). Paris 1856.
Fournier, August: Napoleon I. Wien 1904—06.*)
— Gentz und Cobenzl. Wien 1880.
Gaffarel, Paul: Bonaparte et les républiques italiennes (1796—99). Paris 1894.
Gagern, H. C. E. von: Mein Anteil an der Politik. Stuttgart 1823.
Gaudin (Duc de Gaëte): Mémoires,... Paris 1826.
Gohier, Louis Jérôme: Mémoires. Paris 1824.
Gourgaud, G. de: Sainte-Hélène. Journal inédit de 1815 à 1818. Paris 1899.
Gourgaud et Montholon: Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène. Paris 1822—25.

*) Die Napoleon-Biographie Fourniers, mit ihren Forschungsergebnissen und ihren sachlich geordneten Literaturangaben, und Yorcks von Wartenburg Napoleon als Feldherr, diese Werke waren dem Verfasser des vorliegenden am nützlichsten. Freilich konnte er dem geistvollen Militärschriftsteller manchmal nicht beistimmen. — Was das französische Schrifttum angeht, so braucht nicht dargelegt zu werden, was für jeden Schilderer Napoleons und seiner Welt z. B. die Werke von Taine, Aulard, Chuquet, Masson, Sorel und Vandal bedeuten.

Guitry: L'armée de Bonaparte en Égypte 1798–99. Paris 1897.
Hahn, Ludwig: Das Unterrichtswesen in Frankreich. Breslau 1848.
Hamel, E: Histoire de la République française sous le directoire et sous le consulat. Paris 1885.
— Histoire du premier empire. Paris 1882.
Hartmann, K. A.: Die militärischen Proklamationen und Ansprachen Napoleons I. 1796–1815. Oppeln 1890.
Häusser, Ludwig: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Grossen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Berlin 1858–60.
Helfert, Frhr. von: Fabrizio Ruffo, Revolution und Gegenrevolution von Neapel (1798/99). Wien 1882.
Herrmann, Alfred: Marengo. Münster 1903.
Hochschild, Baron: Désirée, reine de Suède et de Norvège. Paris 1889.
Holzhausen, Paul: Der Erste Konsul und seine deutschen Besucher. Bonn 1900.
Hüffer, Hermann: Oestreich und Preussen gegenüber der französischen Revolution bis zum Abschluss des Friedens von Campo Formio Bonn 1868.
— Der Rastatter Kongress und die Zweite Koalition. Bonn 1878.
— Die Kabinettsregierung in Preussen und Johann Wilhelm Lombard. Leipzig 1891.
— Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution Leipzig 1900.
— Quellen zur Geschichte der Kriege von 1799 und 1800. Leipzig 1901.
— Der Krieg des Jahres 1799 und die Zweite Koalition. Gotha 1905.
Hyde de Neuville, baron: Mémoires et souvenirs. Paris 1888.
Jähns, Max: Das französische Heer von der grossen Revolution bis zur Gegenwart. Leipzig 1873.
Jomini, Henri baron de: Vie politique et militaire de Napoléon. Paris 1827.
Jonquière, C. de la: L'Expedition d'Égypte. Paris 1899–1904.
Kircheisen, F.: Bibliographie Napoleons. Berlin 1902.
Klaeber, H.: Leben und Taten des französischen Generals J. B. Kleber. Dresden 1900.
Kuhl: Bonapartes erster Feldzug. Berlin 1902.
Lanfrey, P.: Histoire de Napoléon I[er]. Paris 1867–75. Deutsche Ausgabe von C. von Glümer. Minden 1885.
Lang, Karl Heinrich Ritter von: Memoiren. Braunschweig 1842.
Larevellière-Lépeaux: Mémoires. Paris 1894.
Larrey, baron: Madame mère (Napoleonis mater). Paris 1892.
Las Cases, comte de: Mémorial de Sainte-Hélène ... Paris 1823–26.
Lavisse: Histoire de France des origines jusqu'à la Révolution. Paris 1900 ff.
Lavisse et Rambaud: Histoire général du IV[e] siècle à nos jours. Paris 1897.
Lefebvre, Armand: Histoire des cabinets de l'Europe pendant le Consulat et l'Empire. Paris 1845.
Lehmann, Max: Freiherr von Stein. Leipzig 1902.
Leroy, Maxime: Le Centenaire du Code civil. In der Revue de Paris 1903.
Lettow-Vorbeck, Oskar von: Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1892 ff.
Levasseur, E.: Histoire des classes ouvriers en France depuis 1789 á nos jours. Paris 1867.
Levy, Arthur: Napoléon intime. Paris 1893.
Madelin, Louis: Fouché. Paris 1901.
Mahan, captan A. F.: The life of Nelson. London 1897.
Marmont, Auguste, duc de Raguse: Mémoires de 1792–1841. Paris 1856–57.
Masson, Frédéric: Napoléon chez lui. Paris 1894.
— Napoléon et les femmes. Paris 1894.
— Joséphine de Beauharnais. Paris 1899.
— Napoléon et sa famille. Paris 1897—1900.
Masson, Frédéric et Guido Biagi: Napoléon inconnu. Paris 1895.
Méneval, baron de: Mémoires. Paris 1894.
Metternich, Klemens Fürst von: Mémoires, documents et écrits divers... Paris 1880.
Mignet, F. A.: Geschichte der französischen Revolution. Leipzig.

Miot de Melitto, comte: Mémoires. Paris 1858.
Mollien, comte: Mémoires d'un ministre du trésor publique. 1780—1815. Paris 1898.
Monnet, Emile: Histoire de l'administration provinciale, départementale et communale en France. Paris 1855.
Montholon, comtesse de: Souvenirs de Sainte-Hélène (1815—16). Paris 1901.
Montier, Armand: Robert Lindet. Paris 1899.
Napoléon Ier: Correspondance de Napoléon Ier. Paris 1858—69.
— Supplément à la Correspondance de Napoléon Ier. (Du Casse) Paris 1887.
— Napoléon Ier, lettres, ordres et décrets en 1812, 13, 14, non insérés dans la „Correspondance." (Vte de Grouchy.) Paris 1897.
— Napoléon Ier, lettres inédites (Lecestre.) Paris 1897.
— Napoléon Ier, lettres inédites. (Brotonne.) Paris 1898.
— Dernières lettres inédites de Napoléon Ier. (Brotonne.) Paris 1903.
— Correspondance inédite, officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte. Paris 1809 ff.
— Ungedruckte Briefe Napoleons aus den Jahren 1796 und 1797. Hüffer, Archiv für östreichische Geschichte, Bd. 49.
— Briefe Napoleons an Josefine während des ersten Feldzuges in Italien, des Konsulats und des Kaiserreiches, und Briefe Josefinens an Napoleon und ihre Tochter. Aus dem Französischen übersetzt von L. G. Förster. Leipzig 1833.
Néton, Albéric: Sieyès. Paris 1900.
Oechsli, W.: Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903.
Ouvrard, G. J.: Mémoires. Paris 1826.
Pallain, G.: Le ministère de Talleyrand sous le directoire. Paris 1894.
Pasquier: Mémoires du chancelier Pasquier. Paris 1893.
Pelet de la Lozère: Opinions de Napoléon au Conseil d'État. Paris 1833.
Pflugk-Harttung, Julius von: Napoleon I. Berlin 1901.
Pierre, Victor: La terreur sous le directoire. Paris 1887.
Poittevin, Gustave: La liberté de la presse depuis la Révolution. 1789—1815. Paris 1901.
Pontécoulant, comte de: Souvenirs historiques et parlementaires. Paris 1861.
Potocka: Die Memoiren der Gräfin Potocka. 1794—1820. Leipzig 1899.
Potrel: La Russie et la rupture de la paix d'Amiens. In den Annales de l'école libre des sciences politiques. 1897, I.
Ranke, Leopold von: Hardenberg und die Geschichte des preussischen Staates. Leipzig 1881.
Rémusat, Mme. de: Mémoires. Paris 1880.
Robespierre, Charlotte: Mémoires sur ses deux frères. Paris 1835.
Roederer, Pierre Louis comte: Oeuvres. Paris 1853.
— Notes inédites par le comte Chaptal.
Roloff, Gustav: Die Kolonialpolitik Napoleons I. München 1899.
Rose, John Holland: Napoleon I. Stuttgart 1906.
Rüstow, W.: Der Krieg von 1805 in Deutschland und Italien. Zürich 1859.
Salomon, Ludwig: Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Oldenburg 1902—6.
Schaeffner, Wilhelm: Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs. Frankfurt a. M. 1850.
Schiemann, Theodor: Kaiser Alexander I. Berlin 1894.
Schlabrendorf: Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulat. Germanien 1804.
Schmidt, Adolf: Pariser Zustände während der Revolutionszeit. Jena 1874.
Schönhals, Karl Ritter von: Der Krieg von 1805. Wien 1873.
Ségur, A. comte de: Vie du comte de Rostopchine. Paris 1871.
Ségur, Paul Philippe comte de: Histoires et mémoires. Paris 1894—95.
Sorel, Albert: Bonaparte et Hoche en 1797. Paris 1896.
— L'Europe et la révolution française. Paris 1903.
Staël, Mme de: Considérations sur les principaux événements de la révolution française. Paris 1818.

/ Portrait Sh

Stenger, Gilbert: La société française pendant le consulat. Paris 1903—04.
Sybel, Heinrich von: Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1815. Düsseldorf 1865.
Taine, Henri: Les origines de la France contemporaine. Paris 1891. Deutsche Ausgabe von L. Katscher.
Talleyrand-Périgord, Charles Maurice duc de: Mémoires. Paris 1891.
Thiers, M. A.: Histoire du Consulat et de l'Empire. Paris 1845—69.
Thibaudeau, A. C. comte: Mémoires sur le consulat par un ancien conseiller d'Etat. Paris 1826.
— Le Consulat et l'Empire... Paris 1834.
— Histoire général de Napoléon Bonaparte. Paris 1827.
Tissot, P. F.: Mémoires historiques et militaires sur Carnot. Paris 1824.
Tocqueville, Alexis de; L'ancien régime et la Révolution. Paris 1856.
Tratschewski, A.: Diplomatische Verhandlungen zur Zeit Napoleons I. Petersburg 1890 ff. Darüber die Abhandlung von Gustav Buchholz: Die Napoleonische Weltpolitik und die Idee des französisch-russischen Bundes. Preussische Jahrbücher, Juni 1896.
Turquan: La générale Bonaparte. Paris 1895.
Ulmann: Russisch-preussische Politik unter Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. bis 1806. Leipzig 1899.
Vandal, Albert: Napoléon et Alexandre I^er^. Paris 1891.
— L'avènement de Bonaparte. Paris 1902.
— Les causes directes du dix-huit Brumaire. Revue des deux mondes, Mai 1900.
Vivenot, Alfred von: Zur Geschichte des Rastatter Kongresses. Wien 1871.
— Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut. Wien 1872.
Waas: Bonaparte in Jaffa. Historische Vierteljahrsschrift 1903—04.
Wachsmuth, W.: Das Zeitalter der Revolution. Leipzig 1846—47.
Wertheimer, Edward: Geschichte Oestreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Leipzig 1884.
Witzleben, von: Die Verhandlungen über den norddeutschen Bund (Juli bis Oktober 1806). Im Archiv für die sächsische Geschichte. 1868.
Yorck von Wartenburg, Graf: Napoleon als Feldherr. Berlin 1887.
Zivy, Henri: Le treize Vendémiaire an IV. Paris 1898.

Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage:

Bismarck und seine Welt

Grundlegung einer psychologischen Biographie.

Zwei Bände in drei Teilen.

Band I: geheftet 8 M., eleg. gebunden 9 M.
Band II[1]: geheftet 8 M., eleg. gebunden 9 M.
Band II[2]: geheftet 4 M., eleg. gebunden 5 M.

Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines.

Geheftet 4,50 M., eleg. gebunden 5,60 M.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google